



Fig. 1. 1. 1.

Idyllen.

von

Carolina Pichler;

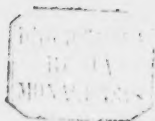
geboren von Greiner.



Wien

Im Verlage bey Anton Pichler.

1805.



I d y l l e n.

... ..

An meine Mutter,

von der Frau

Carolina, verwittwete von Greiner.

Du, der das süße Geschenk, des
blühenden Lebens ich danke,
Und, der das Leben erhöht, einen
gebildeten Geist;

Die du mit sorglicher Treu, der zar-
ten Pflanze gepfleget;

Freudig so manchen Genuß opfernd
der heiligen Pflicht:

Nimm den kindlichsten Dank für all'
die Sorge, die Liebe,
Die nicht ahnet das Kind, die nur
die Mutter versteht!

Nimm, als Gabe von mir, die kleinen Bilder des stillen
Friedens, des häuslichen Glücks,
ländlicher Einfalt und Ruh.
Wenn im Geräusche der Welt ich
Sinn für einfache Freuden,
Für die Natur bewahrt: ist es, o
Mutter, dein Werk.
Dein Werk ist es zugleich, wenn im
frohen häuslichen Kreise
Mir die Blumen erblühen, die ich
zu schildern versucht;
Wenn dem erdichteten Glück die
schöne Wirklichkeit ähnelt,
Und mein zufriedenes Herz sich
in den Liedern verräth.

I.

Die Schnitterinnen.

Mieckchen.

Hörst du den leisen Gesang, Sabine? Dort
aus dem Wäldchen

Wallter, wie Flötenton, durch stille Schatten
der Nacht her.

Grillengezirp ertönt darcin, und des Ba-
ches Gelispel,

Und der sterbende Laut des Abendwinds in
den Zweigen.

Kennst du die liebliche Sängerin nicht?

Sabine.

Mich dünkt es Sophiens

Stimme, wenn anders mich nicht das dumpfe
Plätschern der Wellen

Und die Entfernung täuscht. Auch glaub' ich
die Weise zu kennen.

Aber horch! Jetzt schweigt sie wieder.

Mieckchen.

Komm, liebe Sabine!

Komm, wir wollen zu ihr, Sie muß das
Liedchen uns singen.

Rührend klang der Gesang mir, voll süßer
Schwermuth; und siehe: 10

Über ein trauriges Lied, und recht betrübte
Geschichten

Von getrennten Verliebten, vom Fehnge-
richte, von Hittern,

Unterirdischen Gängen, und Burgverliesen
und Geistern,

Wie sie vom Jahrmarkt jüngst aus der Stadt
dein Bruder uns brachte,

Gehet mir nichts in der Welt.

Sabine.

Du bist ein Kind, Doch wir wollen 15
Hingehn, wenn es dich freut. Ich hört' am
Morgen das Lied schon

Unter dem Schneiden im Weizenfeld. Sie
sang es mit leiser

Sürme, mit zitterndem Ton, und manchem
Seufzer. Zuweilen

Hört' ich ein Wort von Entfernung und Krieg,
und als ich sie plötzlich

Ansah, die arme Sophie! da flossen die
hellen Thränen 20

Ihr auf die Garben hinab, Ich drückte schwei-
gend die Hand ihr,

Aber sie bückte sich tief die strömenden
Augen zu bergen.

Mieckchen.

Wahrlich, ihr Schicksal ist hart! Mein Gott!

Wie muß ihr um's Herz seyn,
Wenn beym Schnitte sie jetzt vergangener
Zeiten gedenket!

Sabine.

Weißt du noch, Mieckchen, das vorige Jahr,
da war noch ihr Heinrich 25

In der Ernte mit ihr, da waren sie beyde
so glücklich!

Oftmahls necktet ihr sie, wenn sie ein
Schnitter so fleißig

Seiner Binderinn half, als er Sophien. Ich
aber

Sah das zarte Bemühen des glücklichen Paares,
und die treue

Liebevoller Geschäftigkeit stets mit inniger
Freude. 30

Jetzt sammelt' er ihr die schönsten Blumen
des Feldes,

Trensen und Rittersporn, und röthlich schim-
mernden Wicken,

Daß der süße Geruch und das Farbenspiel
sie ergetze,

Jetzt, wenn leuchtende Gluth dem Mittags-
himmel entströmte,

Rings umher kein wirthlicher Baum, kein
Hügel uns Schatten 35

Both: da häuft' er die Garben empor mit
künstlichen Händen,

Fügete sie geschickt, und baut' ein golde-
nes Dach ihr,

Um die holde Gestalt vor Sonnenhitze zu
schirmen.

Dankbar kühlte sie dann des Liebings glühende Wangen,

Trocknend den ehrenden Schweiß, und fächelt ihn sanft mit den Blumen. 40

Mieckchen.

Ey! Wie du alles bemerkst! Wer sollte der ernstern Sabine,

Wenn sie so ehrbar thut, so klug, die Zäulichkeit ansehen,

Und die heimliche Lull, mit der sie Verliebte beläuschet?

Sabine.

Mieckchen, ich kann nicht scherzen; Sophiens Schicksal betrübt mich.

All ihr Glück ist dahin, und jeder Halm, den sie schneidet, 45

Jede Blume des Felds, die sonst ihr Heinrich gepflücket,

Muß in die blutende Seele zurück sein Bildniß ihr rufen,

Ach! den ihr Auge vielleicht nie wiederseheth, den längst schon

Während die Arme noch hofft, das Schlachtfelds Hügel bedecken,

Ob nun ~~das~~ Mischkehen,

Denkst du des traurigen Auftritts noch, wie
die wilden Soldaten 50

Ihn aus den Armen der jammernden Mutter,
der weinenden Schwestern

Rissen? wie dann Sophie sich schluchzend
ihm in den Weg warf,

Wie sie um Aufschub bath, nur noch, um
wenige Stunden?

Alles im ganzen Dorf bath mit; denn Alles
im Dorfe

Liebt von Kindheit an, den braven sitt-
lichen Jungen; 55

Alles flehte dem Offizier; nur Heinrich allein
nicht;

Stumm zerdrückt' er die Thränen im Aug,
umarmte sein Mädchen,

Nahm mit Lieb' und mit Dank von allen
Abschied, und eilte

Mit den Soldaten hinweg.

... Sabine.

Schweig jetzt, sie kommt uns entgegen.
 Siehst du sie nicht? Dort blinkt ihr weißes
 Kleid durch der Erlen 60
 Schwarze Stämme hervor. Ha, guten Abend,
 Sophie!

Sophie.

Guten Abend, ihr Mädchen! Woher noch
 so spät?

Mieckchen.

Wir vernahmen
 Eine Nachtigall hier, die unter den Erlen
 des Baches
 Ihre Klagen der schweigenden Nacht und
 den Büschen vertraute.

Sophie.

Wartet, ihr habt mich belauscht, ihr schel-
 mischen Kinder! Ich sang hier 65
 Einsam mich wäbnend und unbemerkt, in
 nächtlicher Stunde
 Arglos ein Liedchen für mich — da schleicht
 ihr Losen, wie Diebe

Leif' auf den Zehen heran, mich armes
Ding zu belauschen.

Mieskchen.

O wir hörten dich schon im Stoppelfeld hin-
ter dem Garten.

Angelockt von der Kühle der Nacht, und
der Sterne Gefunkel, 70

Die so freundlich und klar die blaue Tiefe
durchzittern,

Gingen wir aus dem Haus, und schlender-
ten hinter dem Dorfe

Zwischen Gärten und Feldern hinab. Die
Nacht war so heiter.

Freundliche Lüft' umspielten uns Stirn
und Wange, der Glühwurm

Funkelte grünlich hervor aus des Ufers Bü-
schen, und einzeln 75

Schimmerte hier und da noch Licht in den
Fenstern der Hütten.

Still war Alles um uns, nur fern aus wal-
digem Thale

Töte der Mühle Geklapper herauf, und
wachfamer Hunde

Seines dumpfes Gebell. Da scholl auf ein-
mahl ein reiner,

Lieblicher Trauergesang durch Nacht und
Dunkel, und reizt uns so
Unwiderstehlich, herab, der süßen Stimme zu
folgen.

Sabine.

Aber jetzt lohn' uns den Gang, du Nach-
tigall! Sing' uns ein Liedchen!

Sophie.

Welches Liedchen? Erkläret euch erst; ich
habe so manchen Tag mit gesungen.
Muntern und ernsten Gesang gelernt, so
mancherley Weisen.

Mieckchen.

Seht doch, wie sie sich zieren kann! Das
Liedchen von Heinrich 85
Sing' uns, mein artiges Kind; das Lied, das
du selber gedichtet,

Und heut Morgens beyr Schnitt gefangen.

Unfre Sabine

Kannte die Waise sogleich. Nun sing, es
hilft dir kein Struben.

Sophie.

Wenn du so herrlich gebühst: so muß ich
endlich gehorchen.

Aber wollt ihr denn hier, in des Baches
feuchter Umfchattung

Stehend, im thauigen Gdau mein Liedchen
hören? Ich dächte,

Besser wär' es, wir giengen hinaus in's

Freye. Dort bey des Wäldchens

Eingang lieget der Stamm der niederge-
schmetterten Linde,

Welche beyrn letzten Gewitter der Blitz
traf, mitten im Wege,

Recht bequem, wie zum Sitzen gemacht.

Dort wollen wir hingehn.

Kommt, ihr Mädchen!

Mieckchen.

Was lauft ihr so schnell, und lallt im
finstern

Dickicht mich ganz allein?

Sabine.

So geh geschwinde.

Mieckchen.

Wie soll ich?

Liegt doch der ganze Weg voll dürren Rei-
figs und Dornen!

Weh! Da hängt mir der Rock!

Sabine.

Du armes Mieckchen! Geheh nur,
Dafs dir's unheimlich wird, allein im Fin-
stern zu bleiben.

Sophie.

Seht, da lieget der Baum. Kommt, Liebe,
lallt uns sitzen.

Die ihr golden vor mir waltet,

Fallt, ihr reifen Ähren, fallt

Unterm Arm der Schnitterinn!

Lieder schallen, Sicheln blinken, 103
 Und des Feldes Blumen sinken
 Taufendweise vor uns hin.

Unbemerkt, unbedauert
 Sterbt ihr, Blümchen! um euch trauert
 Nur mein tief zerrissnes Herz! 110

Schrecklich ruft meinem Blicke
 Ihr das Bild der Schlacht zurücke,
 Wecket grausam meinen Schmerz!

Unse Fahnen seh' ich wehen,
 Unses Heeres Reihen stehen, 115
 Jedem Tode bloß gefällt!
 Trommeln wirbeln, Schwerter blinken,
 Und die tapfern Krieger sinken
 Auf das blutgetränkte Feld.

Du auch bist dem Tod geweiht, 120
 O mein Heinrich! Dir auch dräuet
 Der Kanonen ehrner Schlund;

In des Lebens Lenz getödtet,
 Fällst du jetzt vielleicht, es röthet
 Dein entströmend Blut den Grund, 125

O wo seyd ihr hin, ihr Stunden,
 Die uns still und süß entschwendet!
 Wo der Frühe goldner Strahl
 Uns zu leichter Arbeit weckte,
 Keiner Trennung Bild uns schreckte, 130
 Keines langen Jammers Qual!

Damals band ich deine Garben;
 Deine Lieblingsblumen farben
 Täglich mir an Brust und Haar!
 O nie wird auf weiter Erden, 135
 Je ein Mensch so glücklich werden,
 Als ich Arme damals war!

All' das Glück, das wir genossen,
 Ist nun wie ein Traum zerfloßen:
 Selbst die Hoffnung ist entflohn!

Nimmer sah' ich bessere Tage
 Und vielleicht, laßst du ich klage,
 Decket ihn der Hügel schon!

Sabine.

Nicht doch, liebe Sophie, nicht solche trübe
 Gedanken!

Sicher kehrt er zurück. Was quält dein Herz
 sich mit Träumen?

Denen kein Anschein entspricht? Noch schreibt
 mit punctlicher Treue

Heinrich, so oft er vermag, noch kehrt' er
 aus jedem Gefechte

Unversehrt und mit Ehre gekrönt. Ihn lie-
 bet sein Hauptmann,

Sorget als Vater für ihn; und hat nicht neu-
 lich der Oberst

Ihm bey der nächsten Schlacht den gold-
 nen Pfennig verheissen?

Mieckchen.

O ich erlebe die Zeit, wo als Offizier er
 im Dorfe

Pflichtig erscholot, mit seldner Schärp' und
 strahlendem Helmschmuck,
 Und in der stattlichen Kutsche, mit vier Eng-
 ländern bespannet,

Heim sein Liebchen sich hohlt! Dann flau-
 nen wir alle, und bücken ... 195
 Uns mit demüthigen Knix vor der Frau Ge-
 mahlinn des Hauptmanns.

Sophie.

Mädchen! Was gäb' ich dafür, du hättest
 wahr mitgewilligt!

Aber nun gute Nacht, ihr Kinder! Schet, es
 steigt

Schon in Offen der Mond, ein schmaler
 silberner Streifen,

Über die Bäume herauf. Es ist nicht ferne
 von Zwölfen, ... 160

Von der Gespensterstunde.

Sabine.

Nun Mischehen? Wenn so ein Burggeist

Häme, mit Kettengeklirr und Seufzen? oder

Die weisse

Frau weist uns den Weg? Nieckchen

Nieckchen

Schweig doch! Was soll's das Gespönn?

Fliehe mit Geißlern nicht herum; wird dich

einmahl gereuen, du bist

Aber so geh doch geschwinder, du Zaudre-

rinn, daß wir ins Haus noch 165

Kommen, bevor zwölf Uhr der Ruf des

Wächters verkündet,

es, zwölf

165

165

165

165

165

165

165

II

Der Sommerabend.

An meine Freundin, das Fräulein
Josephine von Ravenst.

Kühler wehte die Abendluft. Die Gluthen
des Mittags

Sanken allmählich herab zu milder Wärme.

Der Erde

Abendlich Opfer flamm' auf stillen Bergen
in Wästen.

Wo die Sonne verschwand, Dampfpläutend
kehrten die Kühe

Heim von der thauigen Trift; es drängten
wimmelnd die Schafe

Sich von den Hügeln herab, in Staub erre-
gender Eile;

Und aus der bläulichen Fluth des wallen-
 den Rockens ertönte
 Wirbelnd der Lerohe Gefang, und der
 Schlag der verborgenen Wachtel.

Freyer athmend enteileten jetzt den kühl-
 len Gemächern,

Wo sie der Sonne Strahl, und den sengen-
 den Lüften des Tages 10
 Mit erkühlter Dämmung gewehrt, Se-
 line mit Lyden;

Beyd' im weissen Gewand, mit feingefloch-
 tenem Halmhut

Und der häuslichen Schürze geschmücket;
 beyd' in des Lebens

Erstem Lenz, der Natur vertraut, und Freun-
 dinnen beyde

In dem besseren Sinn, der fremd der schim-
 mernden Welt ist,

Und so schwebten den Gang, mit feinem
 Sande bestreuet, 15
 Unter den Apfelbäumen hinab, am Brun-
 nen vorüber,
 Wo des Wassers krySTALLENER Strahl aus dem
 offenen Rachen
 Eines Delphins, mit Kraft emporstelet,
 Fesselnd und sprudelnd
 Spielt es in heiterer Luft, fällt dann mit
 lautem Geplätscher 20
 Wieder ins Becken zurück, und verläuft in
 weichen Kreisen.

Jetzt, die Lände vorbey, die in alter-
 thümlicher Würde
 Über das niedre Gesträuch die schirmenden
 Äste verbreitet,
 Senket ihr Pfad sich hinab ins dämmernde
 Wäldchen. Die Quelle
 Sprudelt hier Silber hervor aus künstlichem
 Felsen, durchirret 25

Riefelnd das frischere Gras, und lockt die
 blühenden Mädchen,
 Steh auf röthlichen Klee, und Schlüsselblu-
 men zu lagern,
 Und sie setzten sich hin, und langten das
 zierliche Strickzeug
 Emsig aus leinenen Körbchen hervor, und
 strickten und schwaxten,
 Fröhlich im falschen Gefühl der Jugend und
 kindlichen Freyheit, 30
 Preisend des Landmanns Geschick, und des
 Abends ruhige Schönheit.

Aber Lyda begann: Bist du nicht erfreuet,
 Seline!
 Dase du der qualmenden Stadt, dem Ge-
 räusch, dem geschäftigen Nichtsthun
 Endlich entronnen, im Schoß der Natur
 dein selber genießest?
 Sonst, wenn der Abend herab aus blauen
 Lüften sich senkte, 35

Standest du noch voll Ungeduld am Sträuben:
 den Putzstich *).
 Ordnen der Locken Gebäud', und den zart
 gepuderten Haarthurm,
 Oft dem sträubenden Flor der ungelehrigen
 Feder
 Zürnend, wenn, aller Kunst und Mühe spö-
 tend, sie nimmer
 Zu gefälligem Schwung, zur schönen Falte
 sich schmiegen. 40
 War nach Stunden zuletzt vollbracht die
 Herkulische Arbeit:
 Dann, mit Britischen Pferden bespannt, die
 schnaubend den Boden
 Scharren, rollte der Phaeton dich in den
 Praters Alleen.
 Dort, statt Düften und Vogelgesang und
 blumigen Rasen,

*) Man bedenke, daß diese Idylle vor etwa
 14 Jahren gedichtet wurde, wo der weib-
 liche Anzug noch ganz anders war als jetzt.

Fandest du Wolken von Staub, Karossen-
geroll, und anstretendes 45

Gras, und Frauen und Herrn im aierliche-
ren Putze, Vorgebens

Strahlet des Abends Gold durch laubige
Wipfel; vergebens:

Ladet der majestätische Strom, und dunkle
Gebüsche,

Wo die Begeisterung wohnt, zum Genuße
besseren Freuden,

Fern von der großen Allee auf den Damp-
fing Frauen und Herren 50

Haben nur Aug' und Ohr für Equipagen und
Moden,

Nur für Gefrornes Geschmack, nur Sinn für
die feinen Sarcasmen,

Welche der Spottende Witz Vorüberwan-
delnden anschnellt:

Seline.

Wahrlich, du schilderst getreu! Wie oft, o
Liebe, wie herzlich

Sehnt' ich aus jenem Gewühl und Geräusch
zu dir auf das Land mich, 55
Zum Genuß der freyen Natur! Dann laß
ich im Geiste,

Während die Damen um mich von Neuig-
keiten und Moden

Schwatzten, im Garten mit dir und deiner
theilichen Mutter

Unter dem Apfelbaum am Kaffeetisch; oder
wir gingen

Auch auf die Felder hinaus, und die Reben-
hügel, und labten 60

Uns an dem Abendroth und der unermess-
lichen Natur;

Oder ich laß auf der Wiese mit dir, wo der
hellen Kastanjen

Grünes Dach sich über uns wölbte. Gestreckt
auf dem Rasen

Lag die Dogge vor uns, die feingefchenkelte
weiße,

Bellt' im Schlummer mit heiserer Stimme,
und träumte von Jagden. 65

Alles ergetzt, ich, jenseit, bis plötzlich
 irgend ein leeres
 Unbedeutendes Wort mich aufrief, und vor
 der schalen
 Wirklichkeit mein liebliches Bild in die
 Lüfte dahin floss.

Lyda.

Freundinn, es geht mit der Seelenruh,
 wie mit der Gesundheit;
 Selten würdigt sie recht, wer ungehört sie
 beßet. 79
 Aber im Menschengewühl, im Lärmen der
 Städte, wo nimmer
 Man aus dem Taumel erwacht, und von
 dem Strom der Gewohnheit
 Hingerissen, gedankenlos fort mit der Menge
 sich treibet;
 Dort erkennt ein Gemüth, gewohnt an be-
 sere Freuden,
 Ganz den Werth der himmlischen Ruh und
 des stillen Vergnügens. 75

Das aus dem Herzen entspringt, und rein
zum Herzen zurück kehrt.

Beline.

Wie du begeistert sprichst! Wie die Wange
dir glühet! Ey Liebster mein!

Bringe doch unser Gespräch von des Landes
Reisen in netter Dichtung aus!

Reimlein! Wie bald ist nicht ein Dutzend
Verse geschmiedet!

Sieh hier englisches Bley und elfenbeinerne
Tafeln, die in England sind

Diese mit Gold zusammengefügt, und jenes
in goldner Röhre

das Federall von Gold, und prächt-
tigem Schmelzwerk!

Und, wenn du singst, so schenk ich es dir.

Lyda.

Ja, spotte nur, Lofel

Spotte der Leyer nur, voll Stolz auf den
schildernden Pinself!

Sind sie doch beyde der Mufen Geschenk,
und der Führer der Mufen

Trägt die goldene Leyer der Art, doch nie

das die Pallastall

Aber, wir werden den Streit, den niege-
genst als schlichtesten, langen,

Heute nicht enden; genug, die gütigen
Götter verleihen

Einem Sterblichen die, dem Andern andere
Gaben.

Aber, weil du mich dann aufforderst, will
ich aus Strafe

Du Muthwillige! gleich ein langes Liedchen
sagen

Von den Reizen und Branden des Lands.

Ob ich selber gedichtet,

Ob ich gelernt, ob jetzt ein Gott in die

Seele mir's hauchte;

Dieses verkünd' ich dir nie, wie sehr auch

die Neugier dich plage,

Ferne von der großen Stadt, 95

Nimm mich auf in deine Stille,

Thal, das mit des Frühlings Fülle
 Die Natur gefühnicket hat!
 Wo kein Lärmen, kein Getümmel
 Meinen Schlummer kürzer macht, 100
 Und ein ewig heit'rer Himmel
 Über sel'gen Fluren leuchtet

Freuden, die die Ruhe bringt,
 Will ich ungefürt hier schmecken,
 Hier, wo Bäume mich bedecken, 105
 Und die Linde Duft verstreut,
 Diese Quelle sey mein Spiegel,
 Mein Parkett der junge Klee,
 Und der frische heulende Hühner
 Sey mein grüner Kasperhahn. 110

Deiner mütterlichen Spur,
 Dem Gesetz, das ungerochen
 Noch kein Sterblicher gebrochen,
 Will ich folgen, o Natur!
 Aus dem dunkeln Schoß der Erden 115
 Will ich Freuden mit erzich'n,

Und aus Baum und Blume werden
Seligkeiten mir schlich'n.

Mein zufriednes Herz erfreut

An den selbstgepflegten Keimen, 120

An den hoffnungsvollen Bäumen

Sich mit Vaterzärtlichkeit.

Wenn die Blumen sich vermählen

In der Sonne mildem Licht:

Will ich jede Blüthe zählen,

Die mir süße Frucht verspricht.

Meine Blumenrepublik

Summet dort im Lindenschatten,

Bringt von blumenvollen Matten

Mir des Honigs Gold zurück. 130

Auf des Hügels trocknem Rücken

Halb-im Schatten hingestreckt,

Seh ich meine Lämmer grasen,

Die das feinste Vlies bedeckt,

Wenn durch Fleiß und Sonnenbrand 135
 Früh die schwächern Kräfte schwinden,
 Ruh' ich in des Thales Gründen
 An der Felsenquelle Rand.
 Ihre Lieb' und ihren Kummer
 Singt die Turteltaub' im Hain; 140
 Und es wiegt in sanften Schlummer
 Mich der Quelle Murmeln ein.

Hebt der milde Herbst sein Haupt,
 Mit dem Früchtekranz geschmückt,
 Aus den Fluren, und erblicket 145
 Rings die Gärten halb entlaubt:
 O wie laben dann den Gaumen
 Trauben, die mein Weinstock trägt,
 Oderblau bereifte Pflaumen
 Von dem Baum, den ich gepflegt. 150

Endlich, wenn der Nordwind stürmt
 Durch die blätterlosen Wälder,

Und auf die erharnten Felder
 Ganze Schneegebirge thürmt;
 Dann verkürzet am Kamine 155
 Freundschaft mir die Winternacht,
 Bis geschmückt mit frischem Grüne
 Neu der junge Lens erwacht.

III.

Der Sänger am Felsen.

Alexis.

Klag', o meine Flöte! klag'

Die entschwunden schönen Tage,

Und des Frühlings schnelle Flucht,

Hier auf den verwelkten Fluren,

Wo mein Geist umsonst die Spuren 5

Süß gewohnter Freuden sucht!

Klag', o meine Flöte! Klag'!

Einsam rufest du dem Tage,

Der dem Schmerz zu spät erwacht.

Einsam schallen meine Lieder, 10

Nur das Echo ballt sie wieder

Durch die Schatten stiller Nacht.



Klag', o meine Flöte, klage
Die entflohen schönen Tage,
Wo ein Herz, das mir nur schlug, 15
Deinen sanften Liedern lauschte,
Zürnend, wenn ein Zephyr rauschte,
Und den kleinsten Laut vertrug.

Klag', o meine Flöte! klage!
Nimmer kehren diese Tage! 20
Ungerührt hört Delia
Meiner Lieder banges Sehnen,
Sie, die ich bey deinen Tönen
Oft in Luft verloren sah!

Klag', o meine Flöte! klage! 25
Kürzt den Faden meiner Tage
Bald der strengen Parze Stahl;
Klage dann auf Lethe's Matten
Irgend einem guten Schatten
Meine Lieb' und meine Qual! 30

Mycon.

Sey mir gegrüßt, Alexis! Mich hat dein
 Gefang von des Hügels
 Schattiger Höhe herunter gelockt. Das dumpfe
 Gemurmel
 Jenes Baches, der Nachtigall sanft klagende
 Stimme
 Tönt nicht so schwermuthsvoll, als deine
 Lieder, die mächtig
 Selbst mein heitres Gemüth zu sanfter Trauer
 bewegen. 35

Alexis.

Mycon! Süßer ist oft der Wehmuth Wonne
 dem Herzen,
 Als der Freude lautes Geräusch. Komm,
 setze dich nieder!
 Hier, wo trockene Blätter und Moos den
 schwärzlichen Felsen,
 Welchen ein wilder Orkan vom Gipfel des
 Berges geschleudert,
 Decken, hier setze dich, Mycon! Mein Hand
 wird die Heerden bewachen. 40

Myron.

Was' es nicht lieblicher noch auf dem Hü-
gel dort? Es erhebet
Sich der erheiterte Geist in der unermessli-
chen Ausicht
Auf den weitverbreiteten See, und die wal-
digen Berge.

Alexis.

Nein, ich folge dir nicht. Mich reizt der
dunklere Himmel;
Der wie ein Trauerflor die herbälliche Ge-
gend umschleyert, 45
Diese senfzenden Lüfte, die jetzt die Fläche
des Teiches
Schauernd kräuseln, und jetzt die gelben
Blätter der Büsche
Spielend verstreuen, die Erde, dieß weite
Grab zu bedecken;
Diese welkenden Blumen; die matten Strah-
len der Sonne,
Welche durch Nebelgewölk, wie ein Auge
durch Thränen mir lächelt; 50

Dieses Schelden, dies Sterben der ganzen
 Natur — o es schmeichelt
 So wohlthätig dem Herzen, das auch so
 welket und hinsirbt!

Mycon.

Stirbt? Was haßt du, o Freund! Du sprichst
 vom Tode, du grämst dich?

Lange schon hab' ichs bemerkt. Du fliehst
 der Hirten Gesellschaft,

Meidest Tanz und Spiel, und weilst am
 liebsten im Schatten

Finsterer Haine. Was quälet dein Herz?

Vertraue, den Kummer,
 Der dir die Seele bewölkt, dem Freunde.

Leichter erträgt sich
 Stets die getheilte Last, und oft sieht Hülfe
 der Freund noch,

Wenn ein verdüsterter Sinn an jeder Ret-
 tung verzweifelt.

Alexis.

Mycon, ich täusche mich nicht. Mir blüht
 kein Glück mehr. Du kennest

Delienwohl, die schönste, die flatterhafteste
Hirtin?

Ach, ich liebe Sie mehr, als Worte zu sa-
gen vermögen,

Mehr als Leben und Ruhel Des Thales
Bäume, die jetzt
Sterbend ihr welkes Laub abschütteln, stan-
den in Blüthe;

Blumen entgewissen der Flur; hier, wo die
einsame Mauer

65

Melancholisch ihr Lied aus dunkeln Tan-
zen hervorringt,

Sang noch die Nachtigall, und grüßte wir-
belnd den Frühling:

Ach, da war ich wohl selig! Sie liebte mich
wieder; zum mindesten

Wähnt' ich, Thor, mich geliebt. Es schwan-
den die goldenen Tage

Schnell wie Minuten dahin. Die hohen Göt-
ter des Himmels

70

Neidet' ich nicht im Gefühl der allbeglü-
ckenden Liebe.

Jetzt ist Alles verschwunden; die kleinste
 Hoffnung, die fernste,
 Ist auf ewig dahin! Ich fühl' es, ich weiß
 es: und dennoch

Ruft mein allzugeschäftiges Herz mit pein-
 licher Wollust

Jeden seligen Tag, den an' ihrer Seite mir
 hinschwand, 75

Jedes zärtliche Wort aus dem Munde der
 Falschen, und jeden
 Blick, und jeden Seufzer, und jede Lieb-
 kofung zurücke.

Mycon.

Wahrlich, du dauerst mich, Freund! Doch
 sprich! Wie kannst du so lange
 Eines eiteln Mädchens Verlust, das dich
 täuschte, beweinen?

Gibt es der Schönen nicht mehr? Vergiß die
 Schmerzen, den Kummer, 80
 Den dir die Hine gemacht, hey zwanzig
 Andern —

~~~~~  
Alexis.

Nein, Mycon!

Nein, wie wird diese verwundete Herz sich  
in andere Fesseln

Schlingen, mir nimmermehr ein anderes  
Mädchen gefallen.

O sie sind Alle falsch! Getrennt von ihnen  
und einsam

Soll mein Leben vergehn. Hier in den Klüf-  
ten der Felsen 85

Will ich einsiedlerisch wohnen, hier, wo in  
dämmernden Grotten,

Wo in finstern Tannenhain tieffinnig die  
Schwermuth

Wohnet, und ringsher Still' und todes  
Schweigen verbreitet.

Mycon.

Und das alles, warum? Weil dich ein  
Mädchen betrogen?

Schäme dich, Freund! Wie wird sie sich freuen!  
Wie wird sie voll Hochmuth 90

Ihren Gespielen die Trauer, die Flucht des  
schönen Alexis

Prahlend erzählen, voll Stolz auf über-  
mächtige Reize!

Und du gönntest ihr diesen Triumph? Er-  
manne dich, zeig' ihr,

Dafs auch du sie vergessen kannst, Die bit-  
terste Strafe

Wird dein Gleichmuth ihr seyn. Auf! Folge  
dem Rathe der Freundschaft! 95

Mische dich wieder in unsere Reihe, in un-  
sere Spiele;

Wecke mit Klagen nicht mehr den Wieder-  
hall; fröhliche Lieder,

Muntre Gefänge nur lafs auf unseren Fluren  
ertönen.

Blick' um dich her, o Freund! Du siehst,  
dafs Alles sich ändert!

Diese Bäume vergrünen, das Gras, die Blu-  
men verwelken, 100

Aber sie sterben nicht, so wie du wähest.  
Nach stürmischen Tagen

Kommt der belebende Lenz, und Licht und  
Wärme verbreiten

Sich in der schlafenden starren Natur. Von  
welkender Wurzel,

Wo es zu sterben dir schien, im Hauch ge-  
linderer Lüfte,

Hebt sich das Blümchen empor. Die Bäche,  
welche der Winter

Festfalte, strömen auf's Neue mit lautem Ge-  
stusch durch die Thäler.

Alles verjüngt sich und blüht, und von den  
Schrecken des Winters

Schwindet die letzte Spur auf lachenden  
Fluren und Triften.

Alexis.

Freund! Ein reizendes Bild! Allein was  
nützt das Wehen.

Lauer Wille der Blume, die längt die Si-  
chel des Schnitters

Abgemäht hat? Kein Thau erquickt sie,  
kein Sonnenstrahl wecket

In der erlöbten Brust den Funken des Lebens; sie hebet

Nimmer ihr Haupt empor!

Mycon.

Du willst nicht hoffen, Alexis?

Eiferfüchtig bewahrt die trauernde Seele  
den Kummer,

Welchen sie liebt, sie schliefest sich fest an  
ihn, und vermisst sich

Auch der allmächtigen Zeit, der Alles weicht,  
zu trotzen.

Aber sie, die verborgen und leif' in die Ritze  
des Felsens

Schwellende Keime treu't, mit still wohl-  
thätigen Händen

Zarte Fäden hervor aus dem Steine locket,  
mit Regen

Und mit Thau sie erzieht, bis schroffe Fel-  
sen mit weichem

Moose sich decken, die Zeit, wird die tiefen  
Wunden dir heilen.

Laß nur Stunden zum Tag, zum Mond die  
 Tage sich sammeln;  
 Laß den Winter vertoben, der jetzt sich  
 nahet, und wegnimm dann  
 Neu verjünet die Erd' am Frühlingsstrahl  
 sich öfnet,  
 Wenn, was jetzt zu Herben scheint, ins  
 Leben zurückkehrt: 135  
 Dann eröffnet der Freude dein Herz sich,  
 und in die Seele  
 Kehrt die heilige Ruhe mit neuem Reize  
 sich wieder.

Alexia.

Dank dir, gütiger Freund, daß du den na-  
 genden Kummer,  
 Welcher mein Inneres verzehrt, mit freund-  
 licher Rede beruhigst  
 Mild erquicket am Abend der Thau die  
 durstenden Pflanzen; 130  
 Milder tönet dein Trost in die Seele des  
 trauernden Freundes.

Aber siehe, schon neigt der Tag sich zu  
 Ende. Die Nebel  
 Sinken dichter und tiefer herab, und es  
 harret die Herde  
 Ungetränket des Hirten. Leb wohl! Wenn  
 morgen die Sonne  
 Gegen den See sich senkt, ~~erlebe~~ <sup>erlebe</sup> mich  
 wieder am Rellen. 135



## IV.

*Die Zurückkunft.*

**T**obend rürnte der Nord; es taumelten  
 Flocken auf Flocken  
 Stöbernd vom Himmel herab, der wie aufge-  
 löset in graue,  
 Traurige Nebel hing, auf erstarren weißen  
 Gefilden.  
 Pfeifend, im hellen Gekling der Schellen,  
 fuhren die Schlitten  
 Über den knarrenden Schnee, und der Sturm  
 verwehte die Gleise. 5  
 Und zu der Winde Geheul, zu des Win-  
 ters Schrecken gefellte  
 Jetzt sich die Nacht, die schwer aus dunkeln  
 Lüften herabfank,  
 Ihr Cimmerisch Gewand durchstrahlt kein  
 freundliches Glänzen,

Und kein Schimmer des nie genetzten Sie-  
bengeflirnes

Leitet den Wanderer heut, und zeigt ihm  
tröstend die Heimath. 10

Aber im einsamen Zimmer, erwärmt von  
dem Ofen des Weisen,  
Welcher mit kühner Hand nach Willkühr  
lenkte die Blitze, \*)

Sah an verglimmender Gluth, das Haupt  
auf die blendende Rechte

Traurig sinnend gestützt, des Guts Herrn  
schöne Gemahlinn.

Lächelnd, der Mutter zu Füßen, im Mor-  
geneschimmer der Kindheit 15

Sah ein größerer Knabe, dem hoch die  
rothe Wange

\*) FRANKLIN. Jedermann kennt die Kaminöfen,  
die von ihm, ihrem Erfinder, den Namen  
tragen.

Glühte vom eifrigen Spiel' und dem Wieder-  
scheine des Feuers;  
Und ein kleinerer lag der Mutter schlum-  
mernd im Schooße,  
Jetzt neigt sie ihr blühend Gesicht zu dem  
schlafenden Säugling,  
Lächelt mit feuchtem Blick, und spricht,  
verloren im Anschauen: 20  
Du holdseliges Bild des besten Vaters! Wie  
ruhig schlummerst du nicht, und bläsest mit lau-  
tem Athem den Schlaf weg!  
Lächelst im Traum, und bewegst die halb-  
geschlossenen Auglein,  
Die mit Thränen kein Schmerz noch gefüllt,  
als wenn am Mittage  
Später der Milchbrey erscheint, und Abends  
die Wärterinn säumet, 25  
Bald zur Ruh dich zu bringen, wenn un-  
gebethen der Schlaf kommt!  
Schlummre Kleiner, o schlummre sanft! Du  
kennest den Kummer

Nicht, der mein Herz erfüllt! Zweymahl  
aus nächtlichen Schatten

Hob sich säumend der Tag, beschneyte Flu-  
ren erhellend, doch

Hüllte nach kurzem Lauf sich zweymahl wie-  
der in Nacht ein, 30

Seit aus der Stadt zurück dein Vater ankam  
mühsam gesprochen

Ach er kommt nicht, und ängstlich klopft  
das Herz mir im Busen!

Hält ein Zufall ihn dort? Umringen vielleicht  
ihn Gefahren?

Sollt' er im tiefen Schnee verirrt, auf ein-  
samem Wagenbau

Nimmer den Rückweg finden, der Toll-  
heit schnaubender Rosse? 35

Hingegeben? vielleicht, von Räubern —  
O Schweig, du Gedanke!

Der du so oft, so fürchterlich schwarz aus  
dem Busen mir aufsteigt!

Kehre zurück, mein Gemahl! und du, der in  
heiligen Stunden

Unschätzbar uns umschwebt, o Schutzgeist  
eblicher Liebe,

Häuslichen Glücks, und all der besseren Freun-  
den des Menschen! 40

Schütze den theuern Gemahl, und gewähre  
ihm sichere Heimkunft!

Alse sprach So, und trocknete still die strö-  
menden Thränen!

Jetzt ergriff sie den Ring, von blitzendem  
Stahle gebogen,

Zog die Klingel, und schnell der Gebieth-  
rinn Rufe gehorchend

Trat die Wärterin ein, Die Mutter mit  
schonenden Armen 45

Hob den Säugling empor, ihn nicht in  
Schlase zu stören,

Reicht' ihn der Harrenden hin, und hieße,  
ins Körbchen ihn legen,

Welches mit grüner Nacht der tastens Bo-  
gen beschattet.

Jene gieng; und die Frau erhob sich vom  
Englischen Sopha,

Trat ans Fenster; vom Frost behaucht mit  
Bäumen und Blumen, 50

Drehte den blanken Griff, und den mäch-  
tigen Flügel eröffnend,

Blickte sie schalich hinaus, still lauschend,  
ob sie von ferne

Nicht ein Geräusch vernähm' und den Schlag  
der hallenden Hufe.

Aber die Gegend schwieg. Kein Laut als  
des Sturmes Geheul

Tönt durch die Finsterniß her, die traurige  
Stille belebend. 55

Seufzend wendet sie sich, und schließt tief-  
sinnig das Fenster.

Aber mit schnurrendem Laut enthub sich  
der Hammer der Wanduhr,

Gellend erklingt das Mordhörn von sieben Schlä-  
gen, und klingelndes

Spiel des Glockenspiels den Vogelfänger  
von Mozart.

Da durchblüht ihr trauerndes Herz ein Schim-  
mer von Hoffnung!

Sieben Uhr erfüllt Wie lang sich die Zeit  
dem Harrenden ausdehnt!

Aufmerksamkeit, vielleicht noch heut mein  
Lieber zurückkehrt

Sprichst du das nie fester stehender Spielende  
Knabe, so lächelt

Soll ich dem Zeichen trauen, dem freundli-  
chen? Telemach niefet,

Wenn von des tranten Gemahls Heimkehr  
Penelope redet

Abglauben und Täuschung läßt, und dem  
noch erfreut mich

Ach, ein liebendes Herz ergreift jegliche  
den Hoffnung

Also sprach sie, und trat zum schönen Ma-  
hagony-Schranke,

Hellgeschliffen und reich mit schimmerndem  
Bronze verzieret.

Hier, in niedliche Laden vertheilt und ver-  
borgene Fächer, 70

Lag ihr Geschmeide, die goldenen Ketten,  
und Spangen und Ringe,

Sonn' und Mond von Demant, und schwere  
Ohrengehänge;

Köstliche Perlen, ihr liebster Putz, der weiß  
und bescheiden

Ohne prunkenden Glanz, wie sie selbst,  
durch inneren Werth galt;

Auch in Englisches Leder gehüllt ein Bün-  
delchen Briefe 75

Ihres Gatten an sie, aus den stolzen Tagen,  
da seufzend

Er um ihr Herz sich bewarb; Geschenk' im  
seligen Brautstand

Ihr verehret, der goldensten Zeit, die ein  
Mädchen erlebt;

Und sein gelungenes Bild, ihr theurer als  
alles Geschmeide.



Doch im geräumigsten Faße des Schrankes,  
in ledernen Hüllen 80

Sorglich verwahrt lag ein Schatz von Tür-  
kischen Pfeifen, 81

Von dem Major des Freyherrn Bruder bey  
Novi erbeutet,

Jede von köstlichem Stoff, und jede künst-  
lich gebildet.

Als sie die schönste gewählt, mit dem Kopf  
von bräunlichem Meersehaum,

Unten am silbernen Gitter gezieret mit silber-  
nen Kettchen, 85

Und das Rohr aus dem Stamm des Tama-  
risken - Gebüsches, \*)

Nahm sie den duftenden Beutel, geblümt  
mit Seide, der Nadel

Meisterwerk, welchen sie selbst dem Gatten  
geschenkt, und bedeutend

\*) Tamarix, Tamarisken, ein Strauch, aus dessen  
glatten rothen Stämmen die Türken blühg  
Pfeifen machen.

Auf dem schimmernden Atlasgrund der Nicotiana \*) . .

Röthliche Blüthe verschränkt mit dem hellen Gröne der Blätter; 90

Schloß dann klappend den Sebrank, und legt' auf das Tischehen beym Ofen

Alles zum Schmauchen bereit. Da, hoch, erschallet auf einmahl

Knallend der Peitsche Geklatsch, der Pferde Stampfen, und rasselnd

Über die donnernde Brück' in das Schloßthor rollet der Wagen.

Freudig erschrocken, mit glühender Wang' und offenen Armen 95

Fährt sie empor: Er ist! er kommt! und fliegt aus dem Zimmer.

Jubelnd folgt ihr das Kind, und in der Schwelle des Vorfaals

\*) Nicotiana, Tabakraut. Ein schönes schlankes Gewächs mit rosenfarbener Blüthe.

Sinkt sie mit freudigem Ruf dem lieben Ge-  
mahl in die Arme. (Sings.)

O willkommen! willkommen! Gottlob! ich  
habe dich wieder!

Sehnlich hab' ich geharrt und voll Angst  
seit gestern am Mittag! 100

Aber umschlingend sein holdes Gemahl er-  
wiedert der Freyherr:

Zürst du, trautes Weib? Wie gerne wär'  
ich gekommen! (Sings.)

Ist mir doch nirgend wohl, als wo ihr Lie-  
ben bey mir seydt!

Und aus den glänzenden Zirkeln der Stadt  
von Spielen und Festen,

Selbst aus des Vaters Haus, dem theuren,  
gewohneten, sehn' ich 105

Herzlich in deinen Arm und mein stillen  
Dorf mich zurücke.

Aber es hielt mein Geschäft, das verdrieß-  
liche, welches du kennest,

Bis zum Mittag noch gestern mich hin,  
und bey dämmerndem Lichte

Wollte zu reifen mir nicht mein zärtlicher  
Vater erlauben.

Heute trieb ich die Pferde mit Macht, nicht  
achtend des Schnees, 110

Denn mich spornte die Sehnsucht nach dir,  
und der ängstlichen Sorge's

Bild, die dein treues Herz um den zögern-  
den Gatten erfüllt.

Doeh vor dem Thore der Stadt zerbrach das  
türkische Rad mir,

Und ich kehrte voll Unmuths zurück zum  
staunenden Vater,

Tausend Grüße von ihm, an mein treffliches  
Weib und die Kleinen!

Aber wo sind sie? Hier bin ich, Papa! und  
Brüderchen schläft schon:

Sieh mich ein Bißchen doch an, ich bin recht  
müdig gewesen!

Rufet der Knab' und klettert empor am  
Vater, und küßt ihn,

Und das Glückliche hat sein Weib und Kind  
 In den Armen, glücklich und  
 Schwelgend im reinen Genuß, des Sterblichen  
 Menschen vergönt ist. 120

Nun als die erste Luft des Wiedersehens  
 Gehillt war,  
 Mahnet die sorgliche Frau an des Vorfalls  
 Bedrohende Kälte.  
 Armer! Du brennst die Wange vom Nord-  
 Wind; und an dem Felse  
 Glänzt der gefrorene Hauch dir in Flocken.  
 Laß uns hineingehn!  
 Warm ist drinnen und heimlich im grünen  
 Zimmer; dein Pfeifchen  
 Liegt auf dem Tische bereit, und sogleich  
 Erscheint der Punschnapf.  
 Spricht's, und öffnend die Thür' in die mild  
 durchwärmten Gemäcker,  
 Ließ sie Gemahl und Kind voraus gehn,  
 eilte seitwärts

Durch die Tapetenthür ins nahe Zimmer  
der Jungfer,

Rief sie vom Arbeitstisch, und sprach die ge-  
flügelten Worte: 130

Eile geschwind in die Küche hinab! Der  
Herr ist gekommen!

Hohl' uns kochendes Wasser zum Punsch;  
dann, liebe Sophie!

Geh' in das Speisegewölb, hier sind die  
Schlüssel, und bringe

Feinen Russischen Thee, und Zucker und  
Rum und Citronen

Sammt dem Japanischen Topf, und der klei-  
nen Silbernen Kelle. 135

Und jetzt kam sie zurück, und suchte den  
Gatten, und fand ihn

Über das Körbchen gebeugt des schlummern-  
den Säuglings stehen.

Und es weidet ihr Herz, voll Rols aufwal-  
lender Liebe,

An der edeln Gestalt der hochgebildeten  
Mannes

Sich, an dem feinen Sinn, dem milden Kraß  
In den Zügen, 140  
Mehr noch in diesem Moment an der Va-  
terzärtlichkeit Ausdruck, 11

Welcher sein blühend Geßicht verschönerste,  
an dem Bewußtseyn,

Wie seglücklich der Mann, der Treffliche,  
Hob, 141

Jetzt tritt sie zu ihm, und aus der süßen Be-  
trachtung

Weckt ihn ihr freundlicher Ton. Er schauet  
empor, und es danket 145

Ihr fein strahlender Blick, sein Kuß, das  
blühende Leben

Und das frohe Gedeihn des selbst genä-  
heten Säuglings,

Dem sie, des Zwangs nicht achtend und  
mancher Verlängungen, freud

Harend die heilige Pflicht, den schönen Bu-  
sen gereicht.

Als sie nun beyde zurück ins verlassene  
Zimmer gekommen,  
Nahte Sophie mit dem Punschgeräth<sup>7</sup> und der  
Kanne von Silber,  
Schlank und Hetrarisch geformt, und ge-  
füllt mit köstlicher Quelle,  
Welche, brudelnd gefürzt auf das Blatt der  
Chinesischen Staude,  
Lieblich das ganze Gemach durchduftete.  
Nahe beym Ofen  
Stellet sie Alles zurecht auf dem ründlichen  
Tisch und entfernt sich. 155  
Und die Gebietherinn theilt die Hesperische  
Frucht mit dem Messer,  
Presst auf Zucker den Saft in die Schale,  
schüttet des Thees  
Goldene Fluthen darauf, und aus langhal-  
tiger Flasche,



Welche mit flückerter Hand indafs der Frey-  
herr entgegelt,

Gießt sie das flüßige Feuer des Rums in  
bräunlichen Wellen: 160

Messend mit Verzicht darsin, und kostet  
prüfend die Mischung,

Ofters mit klugem Sinn abändernd Mafs  
und Verhältnisse,

Als sie unstatdlich aus dem Punsch gefun-  
den, da schenkt sie

Voll das Böhmische Glas, in zierliche Rau-  
ten geschliffen,

Strahlend im Farbenpiel, und bringt es  
nippend dem Gatten: 165

Selbst sich enthaltend vom Punsch, der dem  
saugenden Kinde Gefahr droht.

Und so rühmet den trefflichen Trank der  
kundige Freyherr,

Setzt zu dem lieblichen Weibe sich hin, und  
am lodernden Feuer,

Welches sie selber zur Lust erregten, freu-  
end des Glanzes  
Sich, und des wechselnden Scheins, bey  
freundlichem Kosen und Scherzen 170  
Eilten dem glücklichen Paar die geflügelten  
Stunden vorüber.

## V.

*Der Herbstabend am Kahlenberge.*

Röschen.

Guten Abend, Lenore! — Lenore! Wahr-  
lich, sie hört nicht!

Nun doch wendet sie sich! — Du warst jetzt  
tief in Gedanken?

Lenore.

Ich in Gedanken? Du irrst, Was willst du?

Röschen.

Kannst du noch fragen?

Hörst du denn nicht die Musik, und das  
frohe Getümmel im Dorfe?

Hohlen will ich dich, Kind! Was sitzt du  
sinnend am Ufer,

Heftest den starren Blick auf den Fluß, und  
hörest und siehst nicht?

~~~~~ 67  
Alles jubelt umher. Von jeglichem Hügel
herunter

Lärmt ein fröhlicher Zug, und bringt auf
Wägen, mit Bändern,
Flütern und Blumen geschmückt, den Moß
in schäumenden Kufen.

Jauchzend springen die Kinder voran; mit
Schaffel und Hippe

Folgen, und lautem Gesang, die Winzerin-
nen und Winzer,

Freudig und froh der gesegneten Lese, wel-
che so reichlich

Ihnen die Lüge des Sommers vergilt, und
die Lüste der Arbeit.

Komm, du mußt in das Dorf; man sieht
das im Jahre nur einmahl.

Lenore.

Wohl, ich gehe mit dir. Doch sieh, schon sin-
ket die Sonne

Tiefer und tiefer hinab; bald ist sie gänz-
lich verschwunden.

E 2

Laf uns noch wollen, Hier ist so groß und
 prächtig die Ausicht
 Auf den erhabenen Strom, der in nassen
 Armen die Inseln
 Hält, und die lustigen Au'n, und in breitem
 Zuge hinabwallt,

Röschchen.

Wahrlich die Gegend ist schön!

Lenore.

So bleib, Die Tänze beginnen so
 Erst, wenn es dunkelt, und Thau aus feuch-
 ten Wiesen emporsteigt.

Schau nur betrachtend umher! Dort tief hin-
 unter zur Rechten

Ganz in Nebel gehüllt, der Stadt hochra-
 gende Thürme;

Hier das Rebengebirg: da drüben unend-
 liche Flächen,

Wo, gleich Inseln im Flusse, umbüschte Dör-
 fer zerstreut stehn!

Und die mancherley Farben der Auen, wel-
 che der Frühling

Nimmst so wechselnd mahl, und so bunt!

Hier gelbes Gefräuche;

Da verwelkendes Braun; dort Purpurblät-

ter des Mehlidors,

Und das bunte Gemisch, durchbebt von sil-

bernen Espen!

Räuschen.

Prächtig erhebt sich dort die Abtey, und

spiegelt die Zinnen 30

Und die Kronen darauf im Strom, Wie statt-

lich des Stilles

Fünffach gethürmten Mauern auf unsere

Hütchen herabseh'n!

Recht als wärs der Fluß für Sie nur geschaf-

fen, als färbte

Ihnen der Herbst die Wälder so bunt, und

kochte der Trauben

Würzigen Saft nur Ihnen allein!

Lenore.

Da gleitet ein Schiffchen 35

Langsam hin, und zertheilt die weiß auf-

schäumenden Wellen.

Horch wie der Schiffer singt, und das rauschende Ruder den Takt gibt!

O ich hätte wohl Lust im Schiffe zu fahren!

O ich hätte wohl Lust im Schiffe zu fahren!

Die gleiche sanfte Bewegung, der Ruder Geräusch, die

Sanfte Bewegung, der Ruder Geräusch, die weichenden Ufer,

Welche mit Hügel und Thal vor unseren

Blickern vorbeiziehn!

Dann ein spielender Wind, der die Spiegel-

fläche des Wassers

Kräuselt, wie Mücken den Teich an Som-

merabenden kräuseln!

Köstlich müßte das seyn! Nicht wahr, Le-

nore?

Lehore, du meinst du?

Wie meinst du?

Röschen!

Mädchen! Was geht mit dir vor? Was spuckt

dir im Köpfchen? Du hast ja

Nichts von allem gehört, was ich sagte?

Lenore.

Was dir nicht einfällt! 45

Röschen.

Lorchen! Mich täuschest du nicht, Ich sehe,
dein Herz ist bewegt.

Glänzend strahlet dein Aug, und ein feines
Lächeln verräth dich,

Das, um die Lippen dir schwebt. Du denkst
besondere Dinge,

Etwas Liebes, was Süßes, vergangen oder
noch künftig.

Gleich gesteht mir Alles!

Lenore.

So seys denn; aber versprich mir, so
dass du nicht lachen willst,

Röschen,

Gewiss nicht, Rede nur, Lorchen!

Lenore.

Auch dass du Niemand erzählst, was jetzt
mein Herz dir entdecket.

Röschen.

Niemand! Ich bin so stumm wie das Grab.


~~~~~  
Lenore.

Neu! Noch eine Bedingung!  
Ansehn darfst du mich nicht. Da gucke vor  
dich auf den Fluß hin,  
Sonst erröth' ich zu sehr.

Röschen.

Mein Gott! Ich sterbe vor Neugier, 55  
Und vor Ungeduld schon. Sprich nur! Ich  
zähle die Wellen.

Lenore.

Kannst du des jungen Barons dich erinnern,  
welcher im Sommer  
Eben ums Erntefest, die gnädige Herrschaft  
besuchte?

Röschen.

Ah, der so zierlich tänzte, so schön war,  
und so gefällig?

Freylich weiß ich es noch. Wie wär' es an-  
ders auch möglich! 60

Also der junge Baron?

Lenore.

Nun sieh, so lang' er im Schloß war,  
 War mir ganz anders als sonst! so wohl,  
 und doch so beklommen!  
 Immer dacht' ich an ihn, und wo mein Auge  
 nur hinsah,  
 Rief mir irgend ein Ding sein Bild in die  
 Seele zurücke.

Schlank, wie sein hoher Wuchs war die  
 Tanne des Hügels, die Saaten 65  
 Waren so gelb wie sein Haar, und blau wie  
 sein Auge die Tremfen.

Röschen.

Seht mir die Heuchlerin an! Wie that sie  
 immer so spröde,  
 Wenn wir Andern im Scherz mit dem schö-  
 nen Herren sie neckten?  
 Dennoch war sie verliebt. Das will ich dir  
 künftig gedenken.

Lenore.

Zürne nicht, Röschen, mit mir! Ich will auch  
 redlich bekennen.

Abends am dritten Tag, bevor der Ernte-  
tanz anfang,

Schlendert' ich hinter das Dorf, und setzte  
mich hier an dem Hügel

Unter das Erlengebüsch, und sann, und dach-  
te so Manches:

Auch, ob wohl der Baron beym Feste tan-  
zen, mit wem er

Tanzen würde; befah mich im Schatten,  
und putzte mich besser. 75

Sieh! da rauschte das nahe Gebüsch, und  
der junge Baron stand

Plötzlich vor mir! Ich erschrack, ich wollte  
fliehen; er hielt mich,

Setzte sich hin, und zog an seine Seite mich  
nieder.

Zitternd saß ich bey ihm, und wagt' es  
kaum, so verflohen

Hinter dem Hute hervor, nach dem gnädi-  
gen Herren zu schielen. 80

Doch es verscheuchte sein freundlicher Ton,  
sein gütig Betragen

Bald die thörichte Furcht. Mir ward die  
 Zunge gelöset, 74  
 Und wir plauderten viel und lang, von dem  
 Feste des Abends 75  
 Von dem Leben im Dorf; und den Freuden  
 und Leiden des Landmanns;  
 Auch von Gutsyn und Lieben — Ach, Rös-  
 chen! ein süßes Gefchwätze! 85  
 Bis die Dämmerung kam, und mit ihr die  
 Stunde zum Tanze.  
 Lorchel! rief der Baron auf einmal: Siehst  
 du das Schiffehen?  
 Dort im Schilf, wo der Wind die braunen  
 Büschel bewaget? 90  
 Hättest du Luß und Muth: so fähr' ich im  
 Kahn dich hindunter, 91  
 Sprachs, und eilte voraus. Ich folgte; wir  
 lösten den Nachen, 92  
 Sprangen hastig hinein, und glitten über  
 den Strom hin, 93  
 Welcher im röthlichen Schein des Abends  
 prächtig dahin floss.

Schoner erlarb in Wellen die Gluth; nur roßige  
Däfte . . .

Schwebten am tiefen Blau des Himmels;  
sichtlicher funkelnd

Trat der strahlende Stern des Abends jetzt  
in die Röthe, . . . 95

Und in den Büschen entglomm der grüne  
Funke des Lichtwurms.

Alles war still. Kein Laut, als das heiße  
Zirpen der Grillen;

Und des Ruders Geräusch im bewegten Waf-  
ser! Ach Röschen!

Ach das wardir ein Abend! so schön, so herrlich!  
Röschen,

Was lockst du?  
Rede nur weiter. Wie kamt ihr zum Tanz?

Lenore, . . .  
Du kannst das Erlaunen, 100

Als ich dem Schiffchen entsprang mit meinem  
Begleiter, der Mädchen

Leises Geflüster umher, und die hämischen  
Winke dir denken!

Nun begann die Muſik. Es bath der Baron  
mich zum Tanze,

Mich vor Allen zuerſt, und allein! Ich wei-  
dete kindiſch

Mich an dem Ärger der Dirnen, dem Neid,  
der auf ihren Geſichtern 105

Ach, ſo deutlich ſich wies! Doch Röſchen!

Der Tanz mit dem Herren!

So am Arme des Schönſten, des Erſten in  
der Geſellſchaft

Nach dem Schall der Muſik dahin zu ſchwe-  
ben! Nein, Röſchen,

Das beſchreib ich dir nicht! Der Luſt war  
nichts zu vergleichen!

Röſchen.

Ha, nun begreif' ich es wohl, warum das  
ſchwebende Schiffchen, 110

Das ſo im Abendglanz wie euer Nachen  
vorbeyglitt,

Süße Gedanken dir weckt, und heimliche  
Seufzer entlockte!

Spotte nur, Lese! Ich sage nichts mehr,  
 Now dol (und ich wüßte noch Mianthes. 116

Röschen, 117

Heißet das Spott, wenn ich scherze? Sey  
 nicht empfindlich! Erzähle!

Lenore, 118

Nun, wenn du redlich versprichst, nicht wie-  
 der zu lächeln, so will ich  
 Mehr noch thun, ich will ein neues Lied-  
 chen dir singen!

Das ich so eben erfann, als du zum Tanze

mich riefest!

Aber lache mir nicht!

Röschen, 119

O singe nur immer: ich will auch

Weinen, so du's verlangst, wenn ich dein

Liedchen nur höre.

Lenore, 120

Schon hat mit buntgefärbtem Laube

Der Herbst den Grund bespren't,

Das flärkern Lüften leicht zum Raube  
 Von Büschen niederschney't.  
 Doch heiter, ohne Nebelhülle,  
 Sieht noch die welke Flur, 125  
 Und schön, wie in des Frühlings Fülle,  
 Stirbt lächelnd die Natur, 126

Jetzt, da schon über leere Felder  
 Der flieh'nde Sommer zieht,  
 Tönt aus der lichtern Nacht der Wälder 130  
 Uns noch der Vögel Lied.  
 Noch rauscht geschäftig, ohne Decke  
 Von Eis, der Bach durchs Thal;  
 Noch glänzen Wiese, Baum und Hecke  
 Im goldnen Abendstrahl. 135

Mit ihrem letzten Segen lächelt  
 Die Sonne noch uns zu,  
 Und sinkt, von Lüften mild umfächelt,  
 Hinab zur frühern Ruh.  
 So wirft der treue Freund im Scheiden 140  
 Noch einen heißen Blick,



Voll von der nahen Trennung Leiden,  
Auf seinen Freund zurück.

Ja! Sinke hinter diese Hügel!  
Dein Strahl, o Sonn', erblickt 145  
Sie von des Zephyrs lauem Flügel  
Kunst schön und neu geschmückt.  
Doch wer vermag mir wohl zu sagen,  
Ob, wann der Winter flieht,  
Auch dir nach langen kalten Tagen 150  
Ein neuer Frühling blüht!

Röschchen.

Richtig, du armes Kind! Wer weiß denn,  
ob der Baron auch  
Künftig zur Ernte kommt!

Lenore.

Muthwilliges Mädchen! Du denkst doch  
Überall Arges von mir. Doch komm! Schon  
schwimmt der Nebel  
Bläulich auf jedem Dorf, und Thau besench-  
tet die Pfade, 155

Auch hallt ~~Stiller~~ bereits der Ton der Flö-  
ten und Geigen

Durch die stillere Luft, Komm, Röschen!  
Lass uns hincingehn!

Tanzen ist allemahl gut, wenn auch der  
Baron nicht dabey ist,

hinaus ist

und der, der den Baron nicht sieht, ist

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

der, der

F

## VI.

*Der Blumenstrauss.*

Siegmond.

**N**ein! Sie schlummert zu süß; ich kann, ich  
darf Sie nicht hören.

Wie so ruhig Sie schläft, vom Haselstrauche  
beschattet!

Hochroth glüht ihr die Wang', und langsam  
hebet die Brust sich,

Und ihr Athem bewegt die Schlüsselblumen  
und Veilchen,

Die auf ihr schönes Gesicht und die braunen  
Locken sich neigen. 5

Sieben Monden hab ich Sie nun nicht wie-  
der gesehen!

Ach, Sie dünkten mich schrecklich lang! Ob  
Sie während der Zeit wohl

Sieh des Entfernten erinnert, der schönen  
Tage gedacht hat,

Die bey vereintem Fleiße und stöhlichem  
Schertz uns entflohen?

Jetzt bewegt sie die Hand! Die Finger spie-  
len im Grate,

Und sie seufzet! Ach Lenchen! Was gab's  
an der Lieblichkeit der Seufzer, die will

Der im Traum dir entfloß, dem fernen Sieg-  
mund gegolten?

Aber wie ungeßümm sie im süßesten Schlum-  
mer die Mücken

Stören! Sie sollen es nicht, Ich breche den  
blühenden Zweig mir ab

Dort vom Acazienbaum, und scheuche die  
summende Brut weg.

Doch sie regt sich; sie öffnet die Augen!

Lenchen.

Siegmund? Was seh ich?

'Traum' ich noch? oder, —

Siegfried.

Nein, Lenchen! Du träumst nicht. Ge-  
 hen wir zum Stern am Abend  
 Kam ich zum ältesten Bruder herüber, ihm  
 In der Wirthschaft  
 Wie das vergangene Jahr zu helfen. Es  
 mangeln beständig  
 Ihm arbeitende Händ', und klein ist zu  
 Hause das Gütchen,  
 Und mein Vater, noch rüthig und stark, und  
 der Jüngste befehlen  
 Spielend das Feld, und lassen mich ziehn.  
 Doch, Lenchen, du sprichst nicht?  
 Zürnest du, Lenchen, mit mir? Seit zwey  
 unendlichen Stunden  
 Sucht' ich im Dorfe dich schon, im Wald,  
 auf den Wiesen, und nirgends  
 Konnte mein Blick dich erspäh'n. Schon  
 wollt' ich traurig zurückgehn.  
 Aber ein Junge, der dort am Hügel sorglos  
 ein Lied pfiß,

Wies in das Thal mich hinab. Ich hörte  
den Hügel herunter,  
Fand dich im süßen Schlaf; und harrete  
froh des Erwachens.

Lenchen.  
Weißt du, es war nicht fein, mich zu be-  
lauschen. Du hättest  
Gehen sollen. Du hast mich im Schlafe ge-  
hört. Wenn uns Jemand  
sähe, was würde man denken? Was wird  
der Junge sich denken,  
Den du nach mir gefragt? Geh fort! Ich bin  
böse.

Stegmund.  
Wie Lenchen?  
Ist nach so langer Zeit, so viel durchseuf-  
zeten Tagen  
Dies mein Empfang? Du schickst mich  
fort? Leb wohl denn; ich will dir  
Länger nicht lästig seyn.

~~~~~  
 Lenchen.

Mein Gott! So bleib doch nur, Siegmund! 35
 Wie du gleich Alles nimmst! Ich meint' es
 wahrlich nicht böse,

Sieh, ich war nur so hang, O blicke nicht
 mürrisch zu Boden;

Wirft ja wohl Schera verfehn? Sey nicht
 empfindlich, und bleibe,

Siegmund.

Soll ich? der Schera war bitter!

Lenchen.

Komm näher, Siegmund, und setze
 Dich auf den Rasen zu mir. Sieh doch, wie
 üppig er aufschwillt, 40

Und wie die Blumen umher zum weichen
 Sitze dich laden!

Schmolle nicht länger, und laß von ver-
 gangnen Zeiten uns plaudern,

Siegmund.

Lenchen! Was machst du mit mir, du Zau-
 brerinn! Kann ich wohl schmollen,

Wenn du so freundlich bist, so gut? Hier bin
ich. Erzähle,

Wie dir der Winter vergiang; ob des ver-
flossenen Herbstes, 45

Ob du meiner gedacht? Ich zählte die trau-
rigen Tage.

Ach! so voll Ungeduld, voll Sehnsucht. Ich
hatte Bewußt

Zierlich in 'langer Reih' in Holz gekerbet,
und jeden

'Abend lösch' ich ein Kerbchen aus, voll
heimlicher Freude

Kleiner wurde die Zahl, doch immer größer
die Sehnsucht, 50

Mehr wohl als hundert 'Mahl zählt' ich die
Kerben, denn immer

Schien mir's, ich hätte geirrt. Die langen
Tage des Frühlings

Mehrteu noch meine Qual, und ach! die
letzteren Wochen

Wäbn' ich, es stände still die Sonn' am
Himmel, und könne
Nimmernehr untergehn.

Lenchen.

Ich weiß wohl, Siegmund, man
freu't sich
Immer so sehr auf den Lenz, so sehr auf
sein Blühen und Grünen.
Bringt' er gleich Arbeit und Müh', er bringt
auch fröhliche Tage,
Blumen, und Korn und Obst, und Tanz und
Spiel bey den Festeu.

Siegmund.

Spötterinn! Wie du mich quälst! Du weißt
wohl, Lese, was diesmahl
Mir den Winter so lang, so werth den Früh-
ling gemacht hat: 60
Aber dich kümmert es nicht, Ach, vorigen
Herbst in der Lese
Warst du so gut und hold, und glaubtest,
wenn ich dir zuschwur,

Daß ich des Frühlings nur um deinetwillen
mich freute,

Lenchen.

Wer dir auch glauben könnte! Nein, nein!
Der Männer Gedächtniß!

Reicht nicht so weit, und lang ist die Trän-
nung von sieben Monden. 65

Aber, was schmücket da für ein hübsches
Schnürchen den Hut dir,

Zierlich aus blauer Seid' und silbernen Fä-
den geflochten?

Wahrlich recht artig! Wer gab dir's?

Siegmond.

Das ist doch endlich zu beschaff!
Kennst du das Schnürchen nicht mehr? Zwar
so unwichtige Dinge,

Wie das Schnürchen, und der, dem man's
gab, sind leichtlich vergessen. 70

O das Mädchen, von dem ichs erhielt, war
sanft und gefällig,

Nechte mich nie so bitter, Sie hieß auch
 Lenchen! Doch Himmel,
 Welch ein anderes Lenchen —
 Lenchen.

Still! Nicht geschimpft! Ich verbitt' es.
 Glaubst du, ich kenne das Schnürchen nicht
 mehr, das ich selber geflochten,
 Selbst um den Hut dir geknüpft? Es freu't
 mich, daß du es werth hältst, 75
 Daß du es trägst. Auch ich bewahre das
 seidene Band noch,
 Das du bey'm Tanze mir gabst. Als Schleife
 prangt es am Mieder
 Von geblümten Damast mit silbernen Hacken
 und Schnüren,
 Welches am Hochzeitstag die selige Mutter
 getragen.
 Nur zur heiligen Zeit, zu Ostern, Pfingsten
 und Weihnacht, 80
 Oder am Erntefest, zur Kirchse trag' ich es
 selber.

Siegmond.

Sieh, noch trag' ich am Herzen den Strauß,

den lange verwelkten,

Den du mir voriges Jahr am Rebenhügel ge-
pflücket!

Fröhlich saßen wir dort mit Winzerinnen
und Winzern

(Denn die Lese war reich, und frozend
schäumten die Kufen,) 85

Mitten im Schlehengebüsch; vor uns die
scheidende Sonne,

Wie sie feurig und roth in die glühenden
Fluthen hinabsank,

Und wir gelächelten sie mit muntern Liedern
zur Ruhe.

Da verlief sich dein Hund. Ich eilte fort ihn
zu suchen.

Lange lief ich vergebens, und suchte heim-
lich dem Thiere, 90

Bis er aus Brombeerstauden auf einmal we-
delnd hervorsprang.

Freudig bracht' ich ihn dir, und erhielt zum
 Danke diese Sträußchen,
 Von Zeitlosen und Athern, den späten Blu-
 men des Herbstes.

Lenchen.

Wohl erinn' ich mich noch, auch wie
 die Jungfer der Gräfinn

Abends zum Tanze kam, mit stolzen Bli-
 cken uns Alle

Ringsumher betrachtend. Erfahnen wir wä-
 ren zu schlecht ihr.

Du nur hattest das Glück, mit der hohen
 Dame zu tanzen,

Und da gab sie zuletzt mit höflich gnädigem
 Lächeln

Dir den prächtigen Strauß von späten Nel-
 ken und Rosen,

Künstlich im Treibhaus gepflegt, und mit
 breitem seidnem Bande

Ganz nachlässig geknüpft, vom Buken, wel-
 chen die Spitzen,

Ketten und rothen Korallen kamt bis heut
Hälfte bedeckten, da

„Siegmund, du bist nicht
Richtig, und sagst dazu, ich sollte das Gras
und das Unkraut,

Wie die weiße Mainfoll dein Spitzhupen
nennen, beliebt

Nur wegwerfen. Das alberne Ding dein
Leichen,

Du hast es nicht, Siegmund! frag
O ich weiß es recht gut. Unachtsam legtest
hinaus

In ein Fenster, ihr köstlich Geschenk, und
belegtest dein Unkraut,

Als sie beym Fortgehn nun verschmäh die
Blumen erblickte,

Nahm sie sie zornig hinweg, zerriss den
Strauß, und vertheilte

Unter die gaffenden Kinder des Dorfs die
prächtigen Nelken,

Aber du fandest am Boden das Band, das
den zierlichen Strauß hielt,

Und du schenkest es mir. Ach, Siegmund!

Ich danke dir'mindest

Für dein schönes Geschenk, als mein ge-
schätztes süßestes Sträußchen.

Siegmund, du

Ach, mich ärgerte schon ihr Hochmuth, wie

sie hereintrat,

Ist nicht auch sie auf dem Dorf wie wir

übrigen Alle geboren? 115

Spielte's sonst als Kind noch nicht das? Ihr
Vater war Küster.

Aber weil sie der Gräfinn die Haare kräufelt

und Putz macht,

Bläht sich die Hoffarth auf.

Lenchen.

Ey, laß das alberne Mädchen,

Und erzähle vielmehr, was du den Winter

gesehafft hast.

Hast du kein neues Liedchen gelernt, keins

selber gedichtet? 120

Siegmund ist ja im Dorfe berühmt, als Dichter

und Sänger.

Siegmond.

Lieder weiß ich recht viel, mein Lenzchen!

War doch der Winter

Lange genug, und einsam und still mein Le-
ben im Winter!

Wenn ich oft eingesthneyt in der Dämme-
rung, da saß am Ofen,

Denkend der vorigen Zeit, und schön ver-
gangener Tage,

Reihten sich mir Gedanken und Reime von
selber zu Liedern.

Aber was biethest du mir, wenn ich ein
Stückchen dir singe?

Lenchen.

Seht mir den Eigennutz da!

Siegmond.

Umsonst ist der Tod nur, das weißt du.

Lenchen.

Nun so singe nur erst, wir sprechen dann
wohl von dem Lohne.

Siegmond.

Blumab, theuer mir! vor Allen, 130
Ihr, die mir mein Mädchen gab!

Ihn verwelket, langsam fallen:
Eure bunten Blätter ab, 131

Eure Farben sind verglähbet,
Mein Geschick ist Euerm gleich: 132

Ach, es hat mit Euch geblühet,
Und es welket nun mit Euch!

Welch ein Gefang ist das? Weißt du nichts
Wie ich anders zu singen?

Siegmond.

Höre nur aus.

Lenchen.

Ich will nicht.

Siegmond.

O Lenchen, wenn ich dich bitte!

Lenchen.

Wohl, ich halte die Ohren mir zu. Jetzt singe
nur weiter. 140

Siegmond.

Sie, von der ich ferne klage,
 Sie, die einst euch mir geschenkt,
 Ob sie wohl der schönen Tage,
 Des vergangenen Herbsts gedenkt?
 O es schwand aus ihrem Herzen
 Lange schon vielleicht dieß Bild,
 Das noch immer, bald mit Schmerzen,
 Bald mit Freude mich erfüllt!

Unschuldsvolle, süße Stunden
 Meiner ersten Zärtlichkeit,
 Die auf ewig mich gebunden,
 Ihr, des Lebens schönste Zeit!
 Wird' ich euch zurück erblicken?
 Wird' ich sie, die mich entzückt,
 Ach, das Mädchen wiedersehen,
 Das mir diesen Strauß gepflückt?

Ja, wenn diese Wiesen grünen,
 Die jetzt hoher Schnee verdeckt;

Wenn umschwärmt vom jungen Bienen
 Sich der Baum mit Blüthen deckt; 160
 Wenn am Bach, vom Weß gefächelt,
 Blümchen, eure Brüder, stehn,
 Und der Lenz der Erde lächelt:
 Dann werd' ich mein Lenchen sehn!

Nun, wie gefällt dir mein Lied?

Lenchen.

Geh — mir so etwas zu singen! 165
 Nein, das ist wahrlich zu arg! Was denkst
 du denn?

Siegmond.

Dafs ich dich liebe!
 So von ganzer Seele, so innig, ach, und
 so lange!
 Dafs du mir gut seyn sollst! O wende nicht
 immer den Blick ab!
 Sieh mich doch an! Wie Lenchen? Dir
 glänzt von Thränen das Auge?

O du bist mir doch gut: Du schweigst? Zum

Zeichen der Freundschaft 170

Gieb mir die Hand.

Lenchen.

Ach Siegmund!

Siegmund.

Geliebter Freund!

Lenchen.

O Himmel!

Hörst du nicht rauschen? Man kommt.

Siegmund.

Die Mäher gehen zur Arbeit.

Lenchen.

Lass uns aufstehn! Ich möchte nicht gern,

dass die Leute beyammen

Uns hier fänden. Wir geh'n durchs Erlens-

gebüsch an dem Bach hin.

Und sind dann noch vielleicht vorhinem beym

Hau'n auf der Wiese.

VII.

Die Geretteten.

Eine Nachahmung von Virgils erster Ekloge.

Heim aus der kühnenden Luft des winter-
lichen Spaziergangs.

Durch die keimenden Säaten gekehrt, und
den lichterem Buchwald,

Saßen im Dämmerchein des stille verlö-
schenden Tages

Traulich der Freyherr, des glücklichen Dorfs
verehrter Gebiether,

Und sein treffliches Weib Amalia: Blühende
Kinder

Scherzten spielend um sie, und auf gepol-
stertem Schämel

Lag die geschmeidige Katz', und schnurrte,
beholdlich im Schlafe,

Aber trübe Gedanken bewegten und man-
 cherley Sorgen
 Jetzt der Gatten Gemüth. Des Krieges blu-
 tige Flamme,
 Welche so nah ihr Nilles Gebleth, das
 lange geschonte, 10
 Furchtbar lodernnd umgab, des Jahrhunderts
 schauriger Ausgang,
 Und die Zeit, an Ereignissen reich, und was
 ihr im Schoosse
 Ruhte, des Hauses Geschick, und des Va-
 terlands, und der Menschheit,
 Waren ihr ernstes Gespräch; noch mehr der
 theuern Verwandten
 Trauriges Loos, die seufzend jetzt des drü-
 chenden Feindes 15
 Lassen trugen, mit zagender Angst ihr Schick-
 sal erwartend.
 Und es blutet' Amalia's Herz, wenn der Ju-
 gend - Gespielinn
 Sie in den Tagen der Noth gedachte, des
 schüchternen, sanften

Inlchens, mit welcher sie einst als früh ver-
 lassener Waise
 Sorglos erzogen ward von Jullens Mut-
 ter, die zärtlich
 Ihrer verlorenen Schwester Bild in dem
 Kinde noch liebte;
 Zwar als der liegende Feind, dem schönen
 Lande sich nahend,
 Seines Heeres gewaltige Fluth schon über
 die Gränzen
 Wälzte, schrieb ihr Amalia gleich, und
 both der Geliebten:
 Und der verlehnten Tant' ihr Haus zur si-
 cheren Zuflucht;
 Denn noch schützeten sie der Donau heil-
 lige Fluthen
 Damals, schiedend das stille Gestad, und
 des Gatten Besitztum,
 Schöne Gefilde voll Ruh, von des Kriegs
 unseligem Schauplatz.
 Aber noch harret Amalia bang der tröstenden
 Antwort,

Ungewiß, ob ihr Brief in der allgemeinen
Verwirrung 30

Sicher zur Freundin gelangt, ob die Freun-
dinn wieder geschrieben.

Als sie noch sprachen, da hielt ein Wa-
gen rasselnd im Schloßhof;

Stimmen ertönten von unten herauf, und
freudiges Rufen,

Und sie eilten hinaus an die Fenster des
Saals, und erkannten,

Von den Bedienten des Hauses umringt, von
Fackeln umleuchtet, 35

Schnell den Wagen der Taut' und den Jagd-
zug. Voller Verwundrung

Standen sie noch, und bestürzt; da sahn sie,
von der betagten

Kammerfrau und Johann dem treuen Jäger
begleitet,

Welcher als Kinder so oft die Fräulein ge-
schauelt, im Walde

Beeren für sie gesucht, und manches Eich-
horn gefangen, 40

Julchen, das holde Geschöpf, dem Reisewagen entfliegen.

Als sie die Freundin erblickte, da eilt'
Amalia freudig,

Sie zu empfangen, hinab, und wie von Bruder und Schwester

Ward von dem trefflichen Paar sie mit warmer Liebe bewillkommt.

Fröhlich umbüßten die Kinder die Kommenden, küßten und berzten 45

Bald das gefällige Julchen, und bald den rüßigen Alten,

Den von der Tante Schloß sie kannten und liebten. Der Freyherr

Und Amalia grüßten nun auch die gute Theresen,

Und den treuen Johann, und hießen sie freundlich willkommen.

Aber nachdem der Baron für¹ Pferd und Wagen und Leute 50

Sorglich Befehl ertheilt und Alles geordnet,
da führten
Sie im Triumphe den lieben Gast hinauf in
die Zimmer.

Herzlich umarmten sich hier die Freundinnen
wieder, und während
Julechen aus Bärenmuff und Pelz und schirmenden
Schleyer

Sich mit Amalia's Hülfe entkleidet, ergoß
sich in Fragen 55

Und in freundlichem Forschen das Herz
der lange Getrennten.

Und das sanfte Julechen begann mit lieblicher
Stimme:

Wie es die Zeit uns ergieng, ihr Lieben,
und was wir erduldet,

Wie viel Drangsal und Noth, und Schrecken
und Schmach und Gefahren,

Fordert nicht, daß ich getreu euch schildere.
Manches vergaß ich 60

Wirklich im raschen Gedräng der Flut sich
wandelnden Scenen,

Manches begrub mit Bedacht ich in ew'ger
Vergessenheit Dunkel;

Denn es empört sich mein Herz bey den
schrecklichen Bildern, und schauernd
Bebet die Seele zurück den alten Schmerz
zu erneuen.

Ach ihr lebet in Ruh! Ihr Überglücklichen
wist nicht, 65

Ahnet das Elend nicht, das uns Gequälten
der Krieg bringt!

Wie so Manche, vom Feinde gedrängt, die
heimischen Fluren

Flieh'n, und das süße Gefild, wo zuerst ihr
Aug' das Licht sah!

Andere kaum aus der Gluth, die ihren
Wohlstand, die Hoffnung

Ihrer Kinder versahrt, das nackte Leben
sich retten! 70

Aber, siel in die Red' ihr Amalia: Sage mir,
Liebe,

Warum entflohest du nicht, den Gräuelfe-
nen entweichend,

Längst herunter zu uns in die stille Gegend,

wo sehnlich

Dein und der gütigen Tante wir harreten?

Traf dich mein Brief nicht,

Wo aus Rettung und Flucht ich auch so

dringend ermahnte? 75

Wohl erhielt ich den Brief, erwiderte

Julehen: doch Liebe!

Weiß denn immer der Mensch, was in künf-

tigen Tagen ihm frommet?

Oftmahl's faßt er den Schluss nach langer

Prüfung, den besten,

Weislichsten — sieh! da wendet sich schnell

der Ereignisse Rad um,

Und in Thorheit verkehrt ist sein klüßles

Sinnen und Trachten. 80

Also erging es auch uns. Wie sich dem

Lande die Feinde

Näherten, dachten wir nicht zu fliehn; es

standen die Unfern

Noch an den Felsengestaden des Inn, in den

Bergen von Salzburg.

Auch war auf jeglichen Fall, was immer
das Schickfal uns brächte,
Und der Menschen verderbende Krieg, die
Mutter entschlossen, 85
Nicht zu verlassen ihr Schloß, und die Un-
terthanen, und redlich
Gutes mit ihnen zu theilen und Böses, immer
noch hoffend,
Dass in der Ihrigen Schoß, und in eignem
Besitze sie stehend,
Sie mit Achtung der Feind, und schonender
Milde behandle,
Ehrend das schöne Vertrau'n, und des Gast-
rechts heilige Sitte, 90
Aber uns lebt' in der Brust noch stets ein
Schimmer von Hoffnung,
Drohung nur sey die Gefahr, es werde der
göttliche Friede,
Retten das Land, und das reiche Gefild vor
Verheerung bewahren.
Ach nur zu bald entschwand die süße Täu-
schung, und furchtbar

Weckt' uns die Wirklichkeit auf mit ihren
Schrecken. Die Feinde 95
Drangen legend heran, und, mit dem Muth
der Verzweiflung

Kämpfend, wick unser Heer von allen Sei-
ten zurücke.)

Und nun zog es in fliehender Eile, mit Rossen
und Wagen,

Mit Gepäth und Geschütz und Verwundeten,
durch die erschrocknen

Dörfer hinab. Wir sahen den Zug. Der Ver-
wundeten Wimmern; 100

Und der Weiber Geheul, die Verwirrung,
das wilde Gedränge. —

Nimmer wird das entsetzliche Bild aus der
Seele mir schwinden!

Kaum daß die Häuser des Dorfs, und des
Schlosses Gemäuer die Menge

Puffeten; welche sich täglich erneute durch
Kommen und Fortziehn.

Aber wir trugen es gern. Es waren ja Brü-
der und Freunde, 105

Unser tapferes Heer, das uns so lange, so
 wichtig und heilig

Schützte; Willig spendeten wir, was wir im-
 mer vermochten

Warme Speisen und Wein; und welche Bet-
 ten und Linsen

So nach Kräften erleichtert das Loos un-
 glücklicher Krieger

Daß wir jetzt den Feind dem Dorfe naht;
 nicht unsern Alldarob

Steh' ich der letzten Mäule entgegen
 und unter dem

Nah das Gefecht an der Gartenthür, und
 --unter den Fenstern

Unser Zimmer begann, das, Mißbeladung
 nicht verschweigend

Laßt mich der schrecklichen Thats Erinne-
 rung ewig vergehen?

Der die Befragung mit der sah das Leben;
 nicht raubte, nicht

Die Befragung mit der sah das Leben;
 nicht raubte, nicht

Hier schwieg Juleben erschöpft. Es flossen
 Amalia's Thränen,
 Und der Freyherr drückte die Hand des lei-
 denden Mädchens;
 Schweigend und mittheilend, Und nun be-
 gann er von neuem:
 Siegreich zogen die Feind' ins Schloß. Wir
 empfangen mit Demuth,
 Und mit Anzucht sie, wie armer Besiegter
 es ziemet;
 Forschend nach ihrem Befehl, und den frem-
 den Geböthen uns fügend,
 Und sie wählten sogleich die schönsten Zim-
 mer im Schloß;
 Jene freundlichen, welche du kennst, mit
 der prächtigen Aussicht
 Über den spiegelnden See, bis an die Fel-
 sen des Traunsteins;
 Schattendort als Gebiether und Herrn, und
 was sie nur befehlten,
 Was sie voll Übermuth, oft mit drunkenen
 Sinnen begehnten,

Mußten, wie kostbar es war, wie selten,
wir ihnen verschaffen.

Bald ertönte das stille Schloß, der Wohnsitz
der Ruhe

Nur von Gelagen und Schwelgerey'n, und
nächtlichen Schmäusen,

Welche das Auge noch sah des spät erwa-
chenden Tages. 130

Mancher Frevel auch wurde verübt, Bald
reiste des Landvolks

Unbesonnene Kühnheit den Feind; dann lo-
derten Hütten,

Scheuern und Speicher empor mit heller
Flamme zum Himmel.

Oder man fand im Wald die Leichen er-
schlagener Franzosen;

Und wir zitterten bang vor der Ihrigen Ra-
che. So brachte 135

Jeglicher Tag uns neue Gefahr und neues
Entsetzen.

Sichtbar litt mein Gemüth, und meine Ge-
sundheit. Die Mutter

Sann nun ernstlich darauf mich zu entfer-
nen, und jetzo,

Da ein glücklicher Tag den ersten Schimmer
des Friedens

Unserm kochenden Lande gebracht, und
das Waffengetümmel 140

Nun auf einige Wochen verstummte, sandte
sie eilig

Mit Johann und Theresen, den treuen See-
len, die Manches,

Liebes und Leides erlebt und erduldet in
unserm Hause,

Mich herüber zu euch. O wie ist Alles
hier anders!

Wie so ruhig und still! Euch, Glückliche,
ängstet der Feind nicht, 145

Störet kein Schrecken, kein Greu'l im Ge-
nuß des häuslichen Friedens!

Alles ist unverfehrt, und alles verkündigt
Ruhe!

O mein Julchen! die Ruh hat uns ein
Engel gegeben!
Rief Amalia schnell mit Freude strahlenden
Blicken:
Denn das wird er uns ewig seyn, ein En-
gel des Friedens, 150
Welcher das zitternde Land beschirmte, und
der Verwüßung
Schrecklich drohendem Strome geboth: Bis
hierher und nicht weiter!

Ja, fiel der Freyherr ein, und der sieben-
und zwanzigste Morgen
Dieses Monds, der so schrecklich begann,
und nun so voll schöner
Hoffnungen endet, für uns und die ganze
leidende Menschheit, 155
Soll mir ein Festtag seyn. So oft die rollen-
den Stunden
Wieder zurücke den Tag, den unvergessli-
chen, bringen,

Wollen wir unferer Rettung uns freu'n, der
 erhaltenen Ruhe,
 Des geficherten Glücks, und das Angeden-
 ken des beßen
 Menfchlichften Helden mit Dank begeh'n,
 und inniger Rührung. 160
 Herrlich ftrahlet der Tag bey Zürich, und
 jener bey Würzburg
 Hin bis zur fernften Zeit des Enkels: aber
 im mildern,
 Wärmeren Lichte glänzt die Morgenröthe
 des Friedens,
 Die, ein freundlich Gefirn, Verkünderin
 beßerer Zeiten,
 An dem Himmel voll Nacht der Arm des
 Helden heraufführt; 165
 Und ihm fchlingt um das Lorbeerreis, und
 die Krone von Eichlaub,
 Die der Erhaltenen Leben ihm dankt, fich
 der friedliche Öhlzweig.



Seht ihr, rief Julchen jetzt, indem ein
heiteres Lächeln
Ihre Züge verklärt', und die feuchten Au-
gen ihr glänzten:
Seht ihr, daß ich mit Recht euch überglick-
lich gepriesen? 170
Er, des Jahrhunderts Stolz, des Vaterlandes
Erretter,
Er, so groß als Feldherr und Mensch, wird
in eurer Mitte
Wohnen, ihr werdet ihn sehn, ihr werdet
mit stolzer Freude
Fühlen, daß er euch angehört! O in unse-
ren Leiden,
Unter dem härtesten Druck des Siegers
war es uns Labfal, 175
Troß und Vergnügen, sein Lob, das unbe-
rockenste, reinste,
Aus dem Munde des Feinds zu hören! Neu-
lich beym Mahle,
Ach, wie ward mir das Herz so groß! wie
schlug es so freudig,

Als sein Name, sein Ruhm von ihren Lip-
pen ertönte,

Als sie uns sagten, nur ihm, nur seinen
Tugenden dankten 180

Wir der ruhenden Waffen Glück, und die
Hoffnung des Friedens!

Ja, die danken wir ihm, und wer für
häusliche Freuden,

Ruhte der Freyherr aus, für vaterländische
Sitte,

Für den eigenen Heerd Gefühl hat, wird
er ihm danken,

Wird mit Ehrfurcht stets und Liebe den
theueren Namen 185

Nennen, und keine Zeit, und keine Ver-
hältnisse schwächen

Ihm in der treuen Brust das Bild der un-
endlichen Wohlthat.

Recht, ihr Lieben! Er wäre nicht werth
ein Deutscher zu heißen,

Nicht der Segnungen werth aus des Frie-
dens spendendem Füllhorn,

Könn' er, erwiedert, Amalia drauf, sie je-
mahls vergessen. 190

Aber ihr redet so heftig, so viel, und mein
leidendes Julchen

Ist von der Reiz erschöpft, und dem lange
getragenen Kummer.

Komm denn, Liebe, zum Kaffeetisch, und
nimm mit dem kleinen

Vesperbrote vorlieb, wie es die Eile berei-
tet;

Zwar nur ein ländliches Mahl, kein theu-
rer Requisitionschmaus, 195

Aber gewürzt durch stillen Genuß, durch
Freundschaft und Liebe,

Und die Erinn'ung an Ihn, dem wir dies
Alles verdanken.

VIII.

Der Tanz.

An das Fräulein Gabriela von Baumberg.

Sanfte Dämmerung floss zur Erde nieder.

Des Abends

Purpur schwand in röthliches Grau. Von
thauigen Wiesen

Hob sich Nebelgedüst, und einzeln traten
die Sterne

Matt noch schimmernd hervor, aus der
blauen Tiefe des Himmels.

Dort auf dem Wiesenrund, den dunkle
Tannen, und heller 3

Lärchen gefiedertes Grün umkränzet, sam-
meln die Hirten

Heute sich alle zum festlichen Tanz. Durch
lustige Wipfel

Schimmert ein hohes Gezelt, und bunte
 Bänder und Kränze
 Flattern rauschend daran, ein Spiel muth-
 williger Lüfte.

Bunt, mit Blumen geschmückt, dem be-
 scheidnen Putze der Hirtinn, 10
 Kommen die blühenden Mädchen zum Fest.
 Gesang und Schalmeyen,
 Von der Jünglinge Lippen befeßt, ertönen,
 und ihrer
 Jugend, der guten Zeit! gedenkend, sitzen
 die Alten
 Fröhlich im Zelt, und weiden den Blick
 an Kindern und Enkeln.

Daphnis, der trefflichste Sänger umher,
 der Jünglinge schönster, 15
 Hatte die Reihen wohl sonst mit seiner Leyer
 geführt.
 Aber einsam und schwermuthsvoll vermied
 er die Feste

Jetzt, und den fröhlichen Schwarm, und in
 düßern Hainen und Grotten
 Tönte der Silberklang der Saiten, weckte
 der Stimme
 Süßer, schmelzender Laut die Schwellen-
 klage der Echo. 20
 Denn er beweinte Melidens Verlust, der
 Innigstgeliebten,
 Sie, die schön war wie Rosen im Thau, und
 sanft wie des Haines
 Taube. Sie liebten sich schon in der Kind-
 heit seligen Tagen,
 Und mit den Jahren erwuchs zum Baum die
 kindliche Pflanze.
 Sonst erschien sie beym jährlichen Fest der
 versammelten Hirten. 25
 Daphnis spielte die Leyer alsdann, und
 lang zu Melidens
 Leichtem geflügelten Tanz die lieblichsten
 Weisen, und schöner
 Schwebte die holde Gestalt dahin nach den
 Tönen des Jünglings.

Armer! Die nicht allein war Melida reizend!

Es sah sie

Niclas nenlich beym letzten Fest, der reiche

Besitzer, 30

Welchem die Triften umher unzählige Heerden bedecken.

Lästern irte sein Aug auf ihrer Schönheit;
er schwur sich,

Sie um jeglichen Preis zu besitzen. Reiche
Geschenke

Both er ihr jetzo, köstlich Geschmeid' und
was in den Städten

Üppige Frauen erfreu't und eitle Mädchen
bethöret. 35

Ungeblendet vom Glanz verwarf Melida die
Gaben.

Da entbrannte sein wüthender Zorn; in
nächtlicher Stille

Raubt' er sie halb mit List und halb gewalt-
sam, und schleppte

Sie in die goldene Stadt, wo des Landes
Mark er verschwelgte.

Hüßlos senkte sie dort umringt von Ge-
fahren; ihr Jüngling 40
Klagte verlassen um sie, und vermochte nicht
sie zu retten.

Heute hatten mit sanfter Gewalt, wie sehr
er sich kränkte,
Ihn zum Feste die Hirten geführt. In trüben
Gedanken
Stand er, gelehnt an den Stamm der über-
hangenden Tanne.
Reizend entfalteten sich vor seinen Blicken
die Tänze; 45
Munter schallte der Wechselchor und die
hellen Schalmeyen;
Fröhliches Lachen und Scherz belebte das
Fest, und so manches
Fühlende Mädchen warf verstohlene Blick'
auf den Ichönen,
Trauernden Jüngling hin, und hätte, wie
gern! ihn getröstet.



Aber Daphnis bemerkte sie nicht. Kaum daß
er die Tänze

50

Sah, und die Lieder vernahm. Weit von
dem fröhlichen Schwarme

Irret sein trauernder Geist, es schwebte die
ferne Geliebte

Hell vor des Jünglings Blick, und lauter
pochte das Herz ihm,

Wenn im wechselnden Reihentanz ein ähn-
liches Mädchen

Ihm die geliebte Gestalt mit lebendigem
Zauber hervorrief.

55

Jetzt ruhte der Tanz. Es schwieg der Chor
und die Flöte.

Jüngling und Mädchen zerstreueten sich auf
dem blumigen Anger.

Über den schwärzlichen Kiefernwald er-
hob sich die volle

Scheibe des Monds. In Weiß gekleidet wall-
ten die Mädchen

Leicht und schimmernd einher, wie Elysiums
 selige Schatten. 60

Zwey der blühendsten naheten jetzt dem
 Daphnis, und hatten

Ihn mit freundlichem Ton, ein Lied zur
 Leyet zu singen. 61

Aber Daphnis begann: O fordert, liebliche
 Mädchen!

Keine Gesänge von mir; ich weifs kein fröh-
 liches Lied mir,

Und ein Klagegesang würd' eure Freude
 verstümmen. 62

Sing' uns immer, antwortete drauf, indem
 sie mit Eifer

Drucke die Hand ihm berührte, die Schönstei
 Sing' uns, o Daphnis!

Immer ein trauriges Lied. Man hört gern
 ernste Gesänge,

Wenn die stille Natur, die Nacht, des kom-
 menden Mondes

Milder Schimmer das Herz zu ernstern Em-
 pfindungen stimmen. 10

Jetzo traten die Hirten hinzu, umringten
 ihn bittend,
 Drangen mit freundlichem Ungeflumm, bis
 endlich der Jüngling
 Überwunden den Bittenden wich. Ich will
 euch ja singen,
 Sprach er mit freundlichem Ton, und ge-
 fälligem Lächeln: doch spielen
 Kann ich nicht, da die Leyer mir fehlt.
 Da nahte das Mädchen, 75
 Welches zuerst ihn bath, und legte die
 Leyer, mit schönen
 Bändern und Kränzen geschmückt, erröthend
 ihm in die Arme.
 Und der Jüngling empfängt mit warmen
 Dank sein bekröntes
 Saitenspiel aus der Lieblichen Hand. In
 feyernder Stille 1
 Ruht die Gegend umher. Nur Grillen zirpen
 im Busche, 80
 Oder ein Heupferd raufcht durchs Gras. Es
 lagern die Hirten

Sich auf dem thanigen Rasen herum. Ge-
lehnt an der Tanne

Röthlichen Stamm steht Daphnis stehend.
Hellere Schimmer

Gießt der Mond auf die schlanks Gestalt,
die Züge voll stiller

Trauer, und er beginnt, und rührt die be-
henden Saiten: 85

Einsame Grille! Du sirpst so traurig! Klaget
dein helfrer

Laut des Gespiels Verlust, welchem der
Lenz dich vereint?

Der in Blumen und Thau mit dir des Le-
bens sich freute?

O ich verstehe den Gram, welchen dein
Lied mir verräth!

Tief bewegt er mein Herz, denn ach! Sie ist
mir entrissen, 90

Die ich so innig und treu, mehr als mein
Leben geliebt!

Klage, du Gegend, mit mir, die einß Melida
verschönert!

Nimmer suchst sie die Nacht deines ver-
schwiegeneu Hains!

Nimmer spiegelt ihr Reiz sich in deinen
kry stallenen Bächen!

Nimmer schwebet ihr Fuß leicht im ge-
flügelten Tanz, 93

Wenn dein fröhliches Feß erscheint! Sie ill
tanzend, tanzend, tanzend, tanzend!

Die ich so innig und tren, mehr als mein
Leben geliebt!

Dort am beschatteten Bach, wo die Silber-
pappeln im Mondlicht

Glänzen, stehet verwaist, einsam ihr
Hütchen im Thal.

Ängstlich picket die Turteltaub' aus ver-
schlossens Fenster, 100

Wo aus Melidens Hand täglich sie Fut-
ter empfing.

Od und verlassen liegt das Gärtchen. Wu-
cherndes Unkraut

Hat die Blumen verdrängt, die sie so sorg-
lich gepflegt.

Alles welket und stirbt; denn ach, sie ist
uns entrissen, 105

Die ich so innig und treu, mehr als mein
Leben geliebt.

Abendlüftchen! Du spielst so sanft in den
Locken der Stirne,

Trocknest die Thränen, die heiß mir auf
die Leyer hebt!

Bist du ein Seufzer Melidens? Hat dein ge-
fälliges Säufeln

Ihre Wangen umweht? Kommst du, o
Lüftchen, von ihr? 110

Oder lispeltest du mit leisem Hauch in den
Blumen,

Welche das grünende Grab meiner Me-
lida umblahn?

Ach, es hat sie vielleicht schon längst der
Kummer getödtet,

Und ein Hügel bedeckt schützend die
treueste Brust.

Meine Melida! — 113

Hier schwieg der Sänger. Strömende
Thränen

Hemmten der Stimme zitternden Laut. Es
kehrten die Hörer

Feyerlich schweigend des Jünglings Gram.
Antwortende Seufzer.

Flüßerten rings umher, und in den Augen
der Mädchen

Glänzte der schönste Lohn des Sängers,
Thränen der Rührung. 110

Ploßalich rauscht es im Buseh von heftigen
Schritten; es trennet

Eine Nymphengefalt die Versammlung, und
mit der Freude

Aufruf stürzt in Daphnis Arm Melida, die
muthig

Ihren Räuber entflohn, vom Gott der Liebe
geleitet.

Bebend, sprachlos hält im zitternden Arm
Sie der Jüngling,

Fürchtet zu träumen, und nur der Menge
jauchzender Zuruf,

Nur der geliebte Ton der Wiedergeschenk-
ten erweckt ihn

Endlich zum vollen Genuß des unaus-
sprechlichen Glückes!

IX.

Der Flusgott.

An die Freyinn Henriette von Tinti, ge-
borne von Mertens. *)

Lilla war jung und schön, ihr weissen leich-
ten Gewande

Schwebte sie über die Flur, dem Morgenne-
bel vergleichbar,

Wenn ihn ein leiser Weß beblünte Wie-
sen hinabhaucht,

Feurig strahlt' ihr dunkles Auge, die blü-
henden Wangen

*) Diese Idylle hat ihre Entstehung einem scherz-
haften Zufalle zu verdanken, welcher mei-
ne Freundin auf dem Lande traf, als wir
beyde noch Mädchen waren.

Und den ründlichen Hals beschatteten finstres
Gelocke: 3

Aber höher, als jeglicher Reiz der Schönheit
und Jugend,
Schmückte Gefälligkeit sie, und der Unschuld
lauterer Frohsinn.

Seufzend warben der Hirten viel um das lieb-
liche Mädchen;

Manche steheten laut, die Meisten klagten
verborgnen.

Damon brannte für sie, der ernstere Jüng-
ling, der niemahls 10

Sich in die Freuden der Hirten gemischt.
Von Tänzen und Spielen

Wandt' er tiefsinnig den Schritt und irrt' in
einsamen Hainen

Oder am stillen See, den der Mond bestrahl-
te. Da lauscht er

Oft mit glühender Stirn den Liedern, wel-
che die Muse

Willig dem Dichter sang in hoher Begeiste-
rung Stunden.

Unzertrennlich begleitet' ihr Bild , seit er
Lillen gesehen,
Ihn in den einsamen Hain, ans Ufer des
spiegelnden Sees.
Immer stand sie vor ihm, die schwebende
Grazienbildung;
Immer sah er ihr Lächeln, und seine Leyer
ertönte,
Wenn der Tag sich erhob, und wenn er
sich neigte, van Lillen. 20

Keiner der Jünglinge glich an Muth dem
kühnen Alcindor,
Wenn er auf seinem Gebirg die bräunlichen
Hirschen verfolgte,
Oder die Fluren durchflog, vom schnauben-
den Hengste getragen.
Aber obgleich sich des Jünglings Herz in
Gefahren ergetzte,
Schlug es edel und gut, voll standhaft zärt-
licher Liebe.

Fünfmahl hatte der Lenz zum Walde die
 Jäger gerufen,
 Fünfmahl hatte die Jagd im Herbst die Hü-
 gel durchtobet,
 Seit Alcindor für Lillen entglühte. Den theu-
 eren Nahmen
 Trugen die Bäume des Forſts in zarte Rinde
 gegraben,
 Und der Wiederhall lernte von ihm, für
 Lillen zu ſeufzen. 30

Aber nicht Menſchen allein, auch Götter
 entflammte der Liebreiz,
 Und für die Sterbliche glüht' ein Unſterb-
 licher. Wo das Gewässer
 Rauschend den ſchroffen Felsen entſtürzt,
 im geräumigen Becken
 Unten ſich ſammelt, und rings von dun-
 keln Büſchen beſchattet,
 Rings von duftenden Blumen umblüht, in
 lieblicher Kählung 35



Wie ein verborgener Spiegel ruht, dort weil-
ten die Mädchen

Ofters, und Lilla mit ihnen. Sie lockte die
Nacht der Gebüſche,

Und des fallenden Waſſers Geräusch. Wenn
die offenen Felder

Siegend der Mittagſtrahl durchblühte, die
Hirten den Schatten

Suchten, da trieb auch Lilla die Lämmer
ans Ufer, und harrte 40

Unter Geſchwätz und Gefang der milden
Stunden des Abends.

Oder wenn purpurn der Mond in Offen
heraufkam, ſein Strahl dann

Zitternd durchs Laubgewölb den Waſſer-
ſpiegel begrüßte,

Lauschte ſie oft dem Gefang der Nachti-
gall, und es erfüllte

Süße Sehnsucht ihr Herz. Da ſah ſie der
heilige Fluſsgott, 43

Als er einſt am Mittag aus der wirbelnden
Tiefe herauffuhr,

Unter den Mädchen die Schönste. Er sah
 sie und brannte. Doch Lilla
 Achtete des Unsterblichen nicht, der flammen-
 den Liebe

Nicht, und der reichen Geschenk' aus vollen
 Händen gebothen;

Denn sie hatte schon lange gewählt. Die
 rührende Treue 50

Ihres Alcindor, sein Muth, sein männlich
 gebändigtes Feuer

Hatten ihr Herz ihm erliegt. Die Frohe
 wählte den Frohen,

Hing mit jeglichem ihrer Gedanken an ihm,
 und vergalt ihm

Jeden durchseufzten Tag mit überschweng-
 licher Liebe.

Tief im Herzen den tödtlichen Pfeil, der
 sein Leben verletzte, 55

Zog sich Damon zurück, als Lilla den Ta-
 pfern ihm vorzog.

Seinen Lippen entfloß nicht Klage, noch
Seufzer. Die Haine
Nur, und die Felsen sahen sein Leid, denn
Süßter und schweigend
Floh er die Menschen, zu stolz, um Lillens
Mitleid zu reizen.
So nicht der Gott. Voll Trotz auf übermenschen-
liche Gaben, 60
Hofft' er noch immer dem sterblichen Mann
das Mädchen zu rauben.
Was unedlere Liebe nur eingiebt, Bitten
und Dringen,
Stürmische Klagen, und reiche Geschenke,
und Drohungen endlich,
Alles versucht' er ihr Herz zu bewegen:
doch Alles vergebens.
Oftmahls lag er am Rande der Fluth, und
wenn Lilla nicht fern war, 65
Sang er dem flaynenden Hain die Gluth,
die sein Inn'res verzehrte.

Stürze wild vom Felsen nieder,
Rausche, weils beschäumte Fluth,
Laut in deines Herrschers Lieder!
Denn ich singe meine Gluth. 70

Ja, ich singe diese Liebe,
Die mein Innerstes durchwühlt,
Diese heißen Flammentriebe,
Die Vernunft und Zeit nicht kühlt.

O der Reiz, der mich entzückt, 75
Bringt um Ruh und Frieden mich.
Lilla, seit ich dich erblicket,
Kenn' ich, denk' ich nichts als dich!
Meine vollen Wangen schwinden;
Meiner Haare helles Grün 80

Geb' ich Wellen, geh' ich Winden
Unbekränkt zum Spiele hin!

Komm, und heile meine Schmerzen!
Komm! Ich biethe dir angleich
Herrschaft an in meinem Herzen,
Und in meinem nassen Reich.



Wohn' in süßigen Kry stallen ,
Theile , was die Fluth mir zollt ,
Schmücke dich mit Seekorallen ,
Trink' aus Muscheln , speiß' aus Gold ! 90

Kann ein Sterblich Mädchen wagen ,
Solche Gaben zu verschmäh'n ?
Soll ein Gott verlassen klagen ,
Und um Gegenliebe seh'n ?
Soll ich betteln um Erbarmen ? 95
Zittern , wenn dein Blick mir dräu't ?
Harret nicht in meinen Armen
Deiner die Unsterblichkeit ?

Kannst du wohl noch Höher's fodern ?
Liebt ein Sterblicher wie ich ? 100
Kennst du dieser Flamme Lodern ,
Und verweist dein Leichtsinn mich ?
O ich weiß , wer dich mir raubet ,
Wer begünstigt für dich glüht ,
Wenn ihr gleich euch sicher glaubet , 105
Weil kein Sterblich Aug' euch sieht !

Zittere für Alcindor's Leben,
 Zittere, Grausame, für dich!
 Nie wird ihm mein Haß vergeben,
 Und ein Gott rächt schrecklich sich. 110
 Meine lang verschmähte Treue.
 Wandelt endlich Beh in Wuth:
 Dann verfähnt nicht Schmerz und Reue;
 Dann verfähnet mich nur Blut.

Also drohte der Gott. Doch unerschütter-
 lich hörte
 Lilla sein Drohn, und hing mit schönerer
 Treu an Alcindorn,
 Welchen theurer noch des Gottes Drohung
 ihr machte.

Dicht an des Beckens Rand im dämmern-
 den Schatten entsproßte
 Willig dem feuchten Grund der Erdbeern
 saftige Würze,
 Prangend im glühenden Roth. Da kamen
 in thauiger Kühle 120

Früh die Mädchen herbey, und Lilla mit
 ihnen. Sie trugen
 Niedliche Körbchen am Arm, und unter
 oft Lachen und Scherzen
 Wallten am Ufer sie hin, die duftigen Bee-
 ren zu pflücken.

Da vernahm sie der Gott in der Tiefe der
 Wasser, und lange

Schon auf Tücke bedacht, und Rache, hob
 sich plötzlich entzückt auf

Rauschend aus seinen Fluthen tempor. Mit
 nervigen Armen

Faßt er Lillen, und reißt das erschrockne,
 bebende Mädchen

Unter die Wellen hinab. Laut schreyend
 eilen die Andern,

Ihren Freundin zu helfen, und sehn voll
 Erstaunen, wie Lilla,

Zorn und Liebe gaben ihr Kraft, sich den
 Armen des Gottes

Muthig entringt, und ans Ufer sich rettet;
 Jauchzend empfangen

Sie die frohen Gespielen, und schallendes
Hohngelächter

Tönet dem Gotte nach, der ob seiner
mislungenen Tücke

Zürnend unter die Fluthen taucht, daß schäu-
mend das Wasser

Weit hin das Ufer bespritzt. In hohem
Triumphe begleitend 135

Jene das träufelnde Mädchen zurück. Es
eilet die Sage

Schnell mit geflügeltem Fuß umher in der
Gegend, und Alles

Lachte des drohenden Gottes, und pries
die muthige Lilla.

Und wer schildert Alcindors Gefühl, sein
hohes Entzücken,

Als er gerettet und treu, sein Mädchen im
liebenden Arm hielt! 140

Aber der Gott voll Schaam verbarg sein
Haupt in der Erde,

Suchte verborgene Klüfte, und kam fern von
den verhassten



Stätten, den Zeugen verschmäheter Lieb' und
mißlungener Rache,
Mit verändertem Nahmen spät an das Ant-
litz der Sonne.

X.

Die Rumsfordsche Suppe.

Traurig neigte die welke Natur sich dem
 kommenden Winter,
 Und dem eisernen Schlaf im Arme des
 Frostes entgegen.
 Wenig Blätter zitterten nur in den Wipfeln
 des Haines,
 Einzelne Halmen, Gras auf staubigem Ager.
 Die Erde
 'Klafft' in gähnende Spalten zerleckt, durch
 dürstende Pappeln.
 Schlich im vertrockneten Bett die matte
 Quelle, und Alles
 Zeugete von der verheerenden Macht des
 wüthenden Sommers,

K

Welcher mit tropischer Gluth die schmachtenden Fluren versengte.

Banger Ahnungen voll blickt in die Zukunft der Landmann;
Denn es standen die Scheunen ihm leer,
und trocken die Kelter. 10
Kaum, daß der Erde Schoß, vom Sonnenstrahle gespalten,
Und nur selten vom Thau erquicht, und befruchtenden Regen,
Kärglich, auf dünnem Halm, in ragender Ähre, die Ausfaat
Wieder zurück ihm gab, die er einst in fröhlichen Tagen,
Hoffend auf bessern Lohn, den dunkeln Furchen vertraute. 15

Aber finst' und trüb, von Winden umheult, und das düstre Antlitz in Nebel gehüllt, kam nun die gefürchtete Jahreszeit

Näher und näher heran, Des Eichwalds
 Wipfel erseufzten
 Unter dem beugenden Sturm, kein Strahl
 der Sonne belebte
 Freundlich den traurigen Tag, kein Stern
 die zögernden Nächte; 20
 Und so lange vergehehn erleht, entströmte
 der Regen
 Rauschend dem düßern Gewölk, zu spät der
 erlornen Erde
 Nicht mehr pflühenden Schoß, mit unzei-
 tiger Nässe befeuchtend.
 Jetzt in den engeren Raum der Zimmer
 verschlossen, am Schreibtisch,
 Nah dem erquickenden Wehn' des mild er-
 wärmenden Ofens; 25
 Sals mit gefurchter Stirn der Freyherr; denn
 er gedachte,
 Tief im innersten Herzen bewegt, des Jam-
 mers der Seinen,



Dachte der drohenden Noth, und des Winters
schreckender Länge.

Was nur immer entbehrlich ihm war an
Samen und Früchten,

Und an jedem Geschenk der Nahrung ge-
benden Erde, 30

Spendet' er liebeich den Ärmeren aus; doch
hatten nur sparsam

Ihm die Felder gelohnt, und die Gärten vom
Sommer versengt;

Enge beschränkend die Kraft, bey unend-
lichem Willen zu helfen.

Nicht erfreuet ihn jetzt der lehrenden Tod-
ten Gesellschaft,

Nicht der lieblichen Kinder Geschwätz, die
ihn fröhlich umschwärzten, 35

Nur in das treue Gemüth der liebenden
Gattinn ergoß sich

Gern sein Sorgen belastetes Herz, und fühl-
te sich leichter.

Sieh, da erschien aus der Stadt, von des
 Freyherrn Brader-gesendet,
 Der ihn mit neuen Büchern und Zeitungen
 stets, und Journalen
 Reichlich versah, (ein köstlich Geschenk für
 den einsamen Winter) 40
 Jetzt ein gewaltig Packet, und verhieß
 willkommne Zerstreuung.
 Aber Amalia löste der Schnur verschlun-
 gene Knoten
 Schnell mit geschäftiger Hand, und durch-
 blickte flüchtig den Inhalt;
 Reichte die Zeitungen dann, und politischen
 Blätter dem trauten
 Vielerfahrenen Gemahl, und ergriff mit sicht-
 licher Freude 45
 Ahnend den frohen Genuß, was an der
 geehrten Stirne
 Strahlende Nahmen trug, die jüngsten Blü-
 then der hohen
 Trefflichen Sänger, die spät des Enkels
 Enkel bewundert.

Also saßen sie dort und genossen. Aber
auf einmahl

Sprang mit freudigem Blick der Freyherr
auf von dem Schreibpult, 50

Reichte der Gattinn ein Blatt, und sprach
die geflügelten Worte:

Lies, und freue dich, theuerstes Weib, und
segne des Edlen

Angedenken mit mir, der tausend Thränen
getrocknet, 51

Tausend nagende Sorgen um tägliche Nah-
rung gestillt hat!

Mir auch löst er den Kummer vom Herzen,
zeigt für die Meinen 55

Fröhliche Hoffnungen mir, laßt in die ge-
borgene Zukunft

Heiteren Blickes mich schau'n, und verheißt
mir glückliche Tage.

Wenn vor des Hungers Qual so kräftig ge-
schützt, der Landmann,

Nicht mehr ein zitterndes Spiel der Ele-
mente, das Schicksal

Seiner Saaten, des Fleißes Lohn, mit ge-
 laßnerem Muthe 60
 Aus der waltenden Hand der weisen Vor-
 sicht erwartet;
 Wenn für geringen Preis, mit leichter Mü-
 he, sich künftig
 Tausend fleißige Menschen ernähren; wenn
 aus der Armuth
 Hütten der Mangel entweicht, und mit dem
 Mangel die niedern
 Laster, [zu welchen die Noth, die unerbitt-
 liche, zwinget: 65
 Dann verdanken wir froh das Glück der
 veredelten Menschheit
 Deinem erfindenden-Geist, o Rumford! der
 du des Segens
 Unverfiegbaren Quell in leicht erworbener
 Speise,
 Einfach und still, wie ein Werk der hehren
 Natur, uns bereitest.
 Hast du das Blatt gelesen, Amalia? hast du
 gesehen, 70



Wie in Hamburg, in England jetzt, und in
der zerstörten,
Ach einst glücklichen Schweitz mit dem näh-
renden Breye sich täglich
Millionen von Menschen erhalten? Laß
uns dem schönen
Beyspiel folgen, geliebtestes Weib! Laß
heute noch eifrig
Uns beginnen das Werk, daß die guten
Bewohner des Dorfes 75
Bald die gefegnete Frucht der treuen Sorge
genießen.
Geh und eile, mein Kind! Wir haben ja
Erbsen und Gerste,
Haben süße Kartoffeln zu Haut und Fleisch
und Gemüse;
Und es lehret das Zeitungsblatt dich Maß
und Verhältniß,
Zeit, und pünktlich Gewicht, und die beste
Art der Bereitung. 80
Also der Freyherr, und trieb mit schmei-
chelnden Worten die Gattinn.

Aber Amalia schlang die schönen Arme
 voll Rührung
 Um den theuern Gemahl, und sprach mit
 Thränen im Auge:
 Edler, trefflicher Mann! Wie dein Blick von
 himmlischer Freude
 Strahlet! wie innig, wie tief der Menschheit
 Wohl dich bewoget! 85
 Sieh, dies heil'ge Gefühl, den schönen Ei-
 fer wird Gott dir
 Lohnen! Ich gehe sogleich dem edlen Be-
 fehl zu gehorchen;
 Und wenn anders genau die Vorschrift lehrt,
 und mein bischen
 Kochkunst morgen nicht ganz mich verläßt,
 speißest du, Lieber!
 Sicher dein ganzes Dorf im Schloßhof un-
 ter den Linden. 90

Sprachs, und küßte den theuern Gemahl,
 und eilte mit leichten



Schritten zum Zimmer hinaus in die helle
reinliche Stube,
Wo, von der emigen Frau zu Fleiß und
Ordnung gewöhnte
Mägde, bey lautem Geschwätz, am Nähpult
sassen und Rocken.
Und sie trat in die Thür', und rief vom
sehnurrenden Spinnrad 95
Agnes auf, so die Herrschaft führt' in der
hallenden Küche,
Auch die Mägde zugleich, die ihr dienend
halfen. Mit diesen
Stieg sie hinab in das Speisegewölbe. Zier-
lich in Reihen
Standen die Kisten umher und feingefloch-
tenen Körbe,
Alle mit nährendem Kern des Halms und
der Schotte gefüllet. 100
Aber die Mauern entlang, auf blankge-
scheuerten Fächern,
Prangten in buntem Schmuck die Gaben
des Herbstes; die schönen

Goldnen und streifigen Äpfel, französische
Birnen und Pflaumen;

Und an Schnüre geknüpft, für den kargen
Winter gespart,

Hing ein Traubenseston an schlanken Pfei-
lern herunter. 105

Aber im Winkel des hohen Gewölbs, in
Haufen geschichtet

Lag des Hauses Bedarf an Engelländ'schen
Kartoffeln,

Fein, von der edelsten Art, mit gelbem
mehligen Marke.

Hiervon hieß Amalia jetzt die dienenden
Mägde

Fassen in mächtige Körb', auch Gerstengrau-
pen und Erbsen, 110

Und geräuchertes Fleisch, das neue Gericht
zu bereiten.

Und die erfahrene Agnes nahm vom rein-
lichen Brette

Spanische Zwiebeln herab, die in langen
schimmernden Zeilen



Standen, mit starkem Geruch die ganze Halle
durchduftend.

Als sie mit kluger Wahl nun Alles gesam-
melt, da flogen 115
Sie die wenigen Stufen hinauf, zur geräu-
migen Küche,
Und nun wimmelt es dort von geschäftiger
Eile. Mit Sorgfalt
Sondert die Eine vom Spreu die Graupen
und Erbsen; die Andre
Reinigte schnell vom entstellenden Staub
die braunen Kartoffeln;
Agnes weckte die Gluth aus verhüllender
Asche mit Schwefel, 120
Legte das harzige Reis der Tanne darauf,
und mit Kniftern
Fuhr die lebendige Flamme heraus, den
Boden des blanken
Räumlichen Kessels, der längst zu manchem
häuslichen Dienste

Über dem Heerde geschwebt, mit gewaltiger
Spitze beleckend.

Aber Amalia stand mit Wag' und Gewicht
an der Tafel,

Als mit lächelndem Blick der Freyherr über
die Schwelle

Trat, ein werther Besuch in der selten ge-
sehenen Küche.

Freundlich grüßt' er die Mägd' im Vorbey-
gehn, welche voll Ehrfurcht

Knickten, den gnädigen Herrn, der so gut und
so hübsch war, betrachtend;

Eilt' auf Amalia zu, und die schlanken
Schultern des holden

Jugendlich blühenden Weibs' umschlingend,
sprach er mit sanftem

Ton und frohem Gesicht: Nun, liebes Mal-
chen, die Gäste

Sind auf Morgen bestellt. So eben gehet
der Schulle,



Dem ich Befehl erteilt, und um eilf er-
scheint die Gemeinde.

Aber laß mich nun auch, du Liebe! thätigen
Antheil . 135

Nehmen an unfrem Entwurf. Die zarten
Hände vermögen

Nicht die echerne Wag' und die Laß der
Gewichte zu heben.

Mein sey des Wagens Geschäft. Du Mal-
chen, Nimm aus dem Blatte

Zahl und Verhältniß mir vor, und lenke
die Arbeit am Heerde.

Also der Freyherr, und nahm mit freund-
lichen Scherzen die schwere 140

Laß aus der Gattinn Hand. Nun brachten
die Mägde die Schinken

Sammt der gefonderten Gerste herbey, den
Kartoffeln und Erbsen,

Und die prüfende Wag' entschied der Thei-
le Verhältniß.

Agnes schüttete jetzt auf die braunen Knol-
len der Quelle

Silbergesprudel, und häuften das Holz um
den dampfenden Kessel. 145

Zischend wallt' um den Rand die brudeln-
de Fluth, und in Kurzem

Hatte der Flamme Gewalt, und des hoch-
aufstieghenden Wassers

Innig durchdrungen das nährnde Mark.

Nun entschöpften die Mägde

Eilig dem qualmenden Rauch die weiche-
fottnen Kartoffeln;

Legten breitend sie hin auf flache Schüsseln,
bis tröpfelnd 150

Sich das Wasser verlor, und der Dampf in
Wolken hinweggaug.

Aber von Neuem hieß der Freyherr jetzt

mit bestimmter,

Sorglich gemessener Fluth den Kessel fül-
len; von Neuem

Loderte lustig das Feuer empor. Die meh-
ligen Graupen

Fühlten der Flamme Gewalt im Strudeln-
den Wasser, und als sie 155
Kochten in weißlichem Schaum, da stürzte
Agnes die goldnen
Feingeschrotteten Erbsen hinein aus stän-
dendem Korbe.

Und nun war das Geschäft für heute geen-
det. Die Flamme

Sank allmählich zur Gluth, Amalia stieg
mit dem theuern

Gatten die Stufen hinauf in die freund-
lich erleuchteten Zimmer, 160

Und bey trauem Geschwätz, und manchem
schönen Entwürfe

Für das verbesserte Wohl des Dorfes, eil-
ten des Abends

Flüchtige Stunden dahin, bis auf gemein-
samen Lager

Süßer lustiger Schlaf mit lieblichen Bil-
dern des frohen,

Wohlgeendeten Tags auf die glücklichen
Gatten herabsank. 165

Still' und Finsterniß herrscheten noch auf
 dem schlummernden Erdkreis,
 Als die treue Sophie, wie Amalia gestern
 gebothen,
 Leis' an verschlossener Thür des Zimmers
 pochend, sie weckte.
 Schnell entschlüpfte dem Lager Amalia,
 hüllte die schlanken
 Glieder in schützenden Pelz, und eilte sacht'
 aus der Stube, 170
 Nicht zu stören die Ruhe des lieben Gat-
 ten. Sophie
 Ging mit dem Lichte voraus, die braunen
 Schatten verjagend,
 Und so stieg sie zur Küche hinab. Von ferne
 schon glänzte
 Ihr der willkommene Schein des Feuers
 entgegen; denn Agnes
 Stand am leuchtenden Heerd' und es wallt'
 in der gekrigen Mischung



Schon das geräucherte Fleisch, in kleine
Stücke gefehnitten.

Und Amalia rufte der klugen Sophie, und
geboth ihr:

Nimm den gehenkelten Korb, mein Kind,
und die gläserne Leuchte,

Geh dann eilig hinüber zum Gärtner, wel-
cher gewifs schon

Wachet, der rüßige Greis, und bedeut' ihm,
dafs er vom Keller, 180

Wo das Gemüß er verwahrt für den Win-
ter, Möhren und süße

Petersilien dir gebe, so viel nur immer der
Korb faßt.

Sprachs, und die muntre Sophie enteilte ge-
schäftig der Küche.

Aber dem kommenden Tag entwich all-
mählich die Dämm'ung,

Und es schimmert in Oß. Die lang entbehren-
ten Strahlen 185

Gießen erfreuliches Licht auf winterlich
schöne Gefilde.

Funkelnd hängt an den Bäumen der Reif.
Aus friedlichen Hütten

Steigt der wirbelnde Rauch in geraden Sä-
len zum Himmel.

Tief an der Berge Fuß, in wunderbaren
Gestalten

Ziehen die Nebel sich hin, und zum ersten
Male nach langen, 190

Stürmischen Tagen lacht aus blauen Lüften
die Sonne.

Fröhlich, mit Dank und leisem Gebeth, be-
grüßet den heitern

Morgen Amalia's Herz, und der erste röth-
liche Lichtstrahl

Spielt um ihr schönes Gesicht. Da fühlt sie
plötzlich sich rückwärts

Fest von liebenden Armen umschlungen.
Freudig erschrocken 195

Dreht sie das Haupt; und hängt die laßte
 Bürd', an dem Halß
 Ihns geliebten Gemahls, der freundlich
 scherzend sie ausschmählt:

Warte nur, Lofe! Wer schlüpfst bey nächt-
 licher Weil' aus dem Bette,
 Läßet einsam den Mann, und denkt des
 zufriedenen Dorfes

Lohnenden Dank allein zu ernten? Soll ich
 mich rächen? 200

Also spricht er, und küßt die blühenden
 Wangen ihr röthert:

Aber nun, kehrte Sophie mit dem Gärtner,
 wieder. Der Alte

Trug den gehenkelten Korb voll Petersilien
 und Möhren, 201

Grüßte mit freundlichem Gruß die gnädige
 Herrschaft, und sagte:

Nun, das nenn' ich mir doch ein treffliches
 Paar, das am Morgen 202

Aufsicht, ehe es tagt, wenn andere Reiche
 noch schlafen,

Und für das Armuth sorgt! Das lohnt an
 Kindern und Enkeln
 Reichlich der liebe Gott mit hundertfältigem
 Segen.

Aber der Morgen ist auch besonders schön,
 und der Reif hat
 Heute den braunen Kohl mir gebrannt, wie
 ich lange schon wünschte. 210
 Sprach; und setzte den Korb auf die rein
 gedeckerte Tafel.

Und es traten die Mäde hinzu, und er-
 griffen die süßen
 Wurzeln, schabten sie rein, und warfen, so
 viel als der Wage
 Richtendes Zünglein zu nehmen geboth, in
 den siedenden Kessel.

Langsam kochete nun das Gericht, von
 den eifrigen Mägden 215
 Raslos mit wechselndem Fleiß in steter Be-
 wegung erhalten.



Und nun mengte das mehligte Mark der sü-
ßen Kartoffeln

Agnes, reinlich geschält, und zum Muß ge-
stampft, in den Kessel,

Goss die Schärfe des Essigs daran, und har-
rete wieder,

Bis die beschiedene Zeit vorüber schlich,
nach der Vorschrift 230

Innig die kochende Fluth die festen Theile
durchdrungen

Hatt', und zu kräftigem Brey die flüssige
Masse verdickt war,

Jetzt wurde das Reiz erweckende Salz,
und im Fette

Gelbgeröstete Zwiebeln zur Würz' in die
Speise gemischet,

Langsam wallte noch einmahl der Kessel
empor, und nach langem 235

Mühsamen Fleisse war nun die Arbeit
glücklich geendet.

Draußen sammelten schon im geräumigen
 Hofe des Dorfes
 Frohe Bewohner sich, erwartungsvoll, und
 mit Schalen,
 Töpfen und Schüsseln verseh'n, wie der Schul-
 ze Jedem gebothen.
 Und mit glänzendem Blick, voll schöner
 menschlicher Freude 230
 Tritt der gütige Freyherr jetzt in die Mitte
 der Seinen,
 Grüßet liebeich umher, und nennt die
 Nächsten mit Nahmen.
 Und nun beginnt er und spricht: Willkom-
 men, ihr Kinder! Es freu't mich
 Herzlich euch Alle zu sehn. Ihr wißt, warum
 ich euch rufen
 Ließ, und was ich erfann, um den langen
 dürftigen Winter 235
 Euch vor Mangel und Noth, so viel ich's
 vermöchte, zu schützen.
 Geht nun einzeln hinein, die Speise zu hoh-
 len. Verzehrt sie,



Wie es euch besser gefällt, im Vorfaal oder
im Hofe;

Und wenn das neue Gericht euch behaget,
will ich mit Freuden

Kessel schaffen und Heerd; und täglich soll
es der Schulze

240

Kochen für's ganze Dorf, so lange die drü-
ckende Noth währt,

Oder so lang' ihr es selbst mit Lust genießet.
Nun, Kinder,

Gehet, es harret bereits der werthen Gäste
die Gattinn.

Sprachs, und eilte voran. Es hatten die
Mägde den Kessel

Jetzt in den Vorfaal gebracht, Von ihren
Kindern umgeben

245

Stand Amalia lächelnd dabey, und dankte
den Ältesten,

Welche mit ländlichem Gruss voll ehrerbie-
thiger Liebe

Nahen der holden Frau des allverehrten
Gebüthers.

Und sie schöpft' mit silberner Kell' aus dem
dampfenden Kessel,

Göls auf klein geschnittenes Brod, das im
Fette geröstet 250

Agnes mit williger Hand den Kommenden
reichte, die Speise,

Füllte Schalen und Töpf', und ihr freund-
liches Lächeln erhöhte

Doppelt den Werth des Geschenks. Nun
waren alle befriedigt;

Und nun schöpft' Amalia sich, dem Gemahl,
und den Kindern.

Also schmaus'ten sie dort: die Alten mit
prüfender Zunge 255

Reißlich des neuen Gerichts Geschmack und
Nutzen erwägend;

Aber mit herzlicher Lust, bey kindischem
Scherzen und Kichern

Naschten die Kleinen den nährenden Brod,
und priesen ihn köstlich.



Aber die Ältesten sammelten sich in der
Ecke des Vorsaals,
Hielten verständigen Rath, und sprachen
lang' und bedächtig. 260
Und nun nahet' ein Greis mit Silberhaaren
dem Freyherrn,
Zog die sammtne Mütze vom Haupt, und sagte
besonnen:
Gnädiger Herr! Ich trete nun bald mein
neunzigstes Jahr an.
Vieles hab' ich erlebt, so Manchen in un-
serem Dorfe
Hielt ich zur Taufe, der längst in kühler
Erde vermodert. 265
Ferne Länder auch hab' ich gesch'n, die
Sitten und Weisen
Fremder Menschen, und viel in dem langen
Loben bemerkt;
Denn ich dient' als Reiter vordem bey
des seligen Ahnherrn
Regiment', und stand in Wälschland gegen
die Spanjer

Unter dem Prinzen Eugen. Seit jenen Ta-
gen ist gänzlich 270

Umgewandelt die Welt. Die klugen Men-
schen erfinden

Immer Neues mit strebendem Geiß. Die sich-
tende Zeit hat

Manches bewährt, und Manches verworfen.

Aber vor Vielem

Scheinet mir legensvoll und schön die Er-
findung der Speise,

Welche gesund und leicht und wohlfeil,
fleisige Menschen 275

Nährt, und so ganz genau für des Armen
Bedürfnis erdacht ist.

Nehmt denn, gnädiger Herr! ich sprech' im
Nahmen des Dorfes,

Nehmt den herzlichsten Dank für die Va-
tertreue, die Sorgfalt,

Die ihr uns immer erzeigt, und heut auf's
neue bewiesen.

Euch verdanken wir schon die verbesserte
Schule, die Wohlthat 280



Nachgelassener Frohnen, des Kleebau's leh-
rendes Beyspiel,
Schweizer-Rinder und Spanische Schaf' und
so mancherley Gutes,
Das ich nicht zählen kann. Wir können
euch nimmer vergelten.
Aber vor Gottes Thron, vor dem ich bald
zu erscheinen
Hoffe, da sind sie gezählt, die Thaten güt-
tiger Herrscher, 185
Und sie erwartet ein herrlicher Lohn in
ewigen Freuden.
Also der Greis, und es zitterten ihm vom
silbernen Wimper
Helle Thränen herab. Amalia drückte die
Hand ihm, 190
Schlang dann den anderen Arm voll stolzer
Lieb' um den Gatten,
Schmeichelnd hingen die Kinder an ihm,
es schwieg die Versammlung 290

Ehrfurchtsvoll und gerührt, und wie ein seg-
nender Gott Rand
Innig bewegt der gütige Herr in der Mitte
der Seinen.

Verbefferungen.

Seite 49 Zeile 3 statt der soll heißen den
— 106 — 21 statt entflohen soll
heissen flohen.

I n h a l t.

| | Seite. |
|---|--------|
| 1. Die Schnitterinnen. - | 5 |
| 2. Der Sommerabend. An meine
Freundinn, das Fräulein Josepha
von Ravenet. - - | 21 |
| 3. Der Sänger am Felsen. - | 35 |
| 4. Die Zurückkunft. - - | 48 |
| 5. Der Herbstabend am Kahlenberge. | 66 |
| 6. Der Blumenstraufs. - - | 82 |
| 7. Die Geretteten. Eine Nachahmung
von Virgil's erster Ekloge. | 100 |
| 8. Der Tanz. An das Fräulein Ga-
briela von Baumberg. - | 119 |

Seite.

9. Der Flufsgott. An die Freyinn
Henriette von Tinti, geborne
von Mertens. 132
10. Die Rumfordſche Suppe. 145





Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler,

geboren von Greiner.

Erster Band, 1769 bis 1798.

W I E N.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

1844_v
1515₂



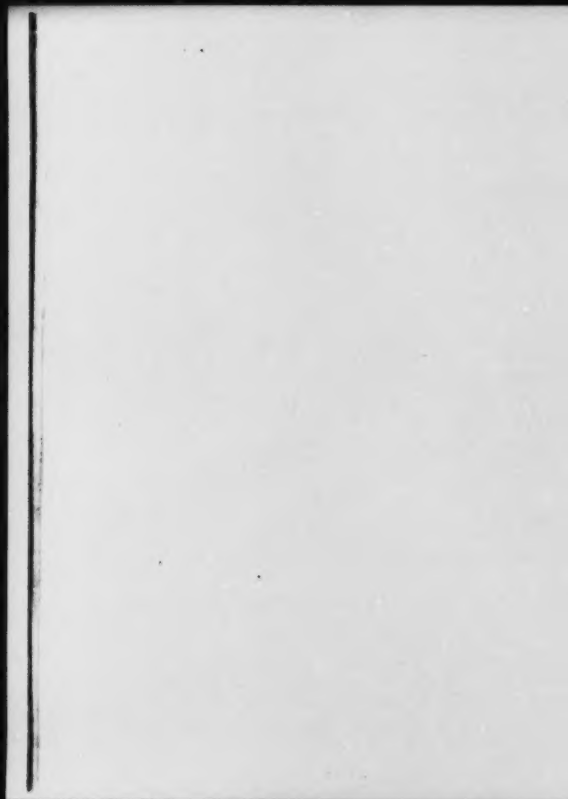
Denkwürdigkeiten
aus meinem Leben.

von

Caroline Pichler.



Erster Band.



Dem Ende einer langen Reise nahe, deren letztes Ziel undurchdringliche Wolkenschleier noch vor dem Blicke verbergen, steht der Wanderer athemholend still, überdenkt den weiten Raum, welchen er schon zurückgelegt, den kleinen Rest, welcher noch zu durchlaufen ist, erwartet diesen, er mag nun länger oder kürzer seyn, vertrauensvoll aus Gottes Hand, und erlaubt sich, die einzelnen Punkte jener langen Bahn, vom Anfange her, so getreu es sein Gedächtniß gestattet, sich zurückzurufen. Manche Erinnerung wird ihn beschämen, einige werden ihn erfreuen, alle aber sollen dazu dienen, ihn zum Danke gegen die Vorsicht, die ihn mit väterlicher Huld geleitet, anzuregen, und dann den nächsten Lieben, welche er noch in Mitte ihrer Bahn zurückläßt, ein Andenken an den vorausgegangenen Waller zu werden.

Erwarte ja Niemand in diesen Blättern merkwürdige Vorfälle, sonderbare Schicksale, oder hervorragende Punkte der allgemeinen Geschichte des Vaterlandes zu finden, an welche das Leben der Einzelnen sich oft fettet, und, von jenen mächtigen Fittigen gepflückt's Remotum.

tragen, der Erinnerung ferner Zeiten jweilt. Mein Leben war höchst einfach, und Gellerts Vers:

— er ward geboren,

Er lebte, nahm ein Weib, und starb;
umschreibt im eigentlichsten Sinne den ganzen Kreislauf meiner Schicksale. Diese Armuth an jedem hochwichtigen Ereigniß, an jeder bedeutenden äußeren Bewegung ist mir nie lästig oder als eine Ungunst des Schicksals vorgekommen, vielmehr habe ich von jeher mein wahrstes Glück in der Stetigkeit und Gleichförmigkeit meiner Verhältnisse gefunden.

Noch eine Absicht habe ich mit dieser Wiederholung meines Lebens. Sie soll mir, und wenn sie Andere lesen, auch diesen dienen, den Gang zu beobachten, welchen die göttliche Gnade mit einem irrenden Geschöpf genommen, um es durch unmerkliche und unzuberechnende Einwirkungen und Erleuchtungen allmählig von den Pfaden der Welt und des beginnenden Unglaubens zum Heil zurückzuführen. Je mehr ich diesen Fügungen nachhänge, je mehr erfüllen sie mich mit Dank gegen Gott und mit Verwunderung, wie ein schwacher Glaubensfunke sich inmitten einer ganz irreligiösen Zeit und Umgehung in mir erhalten, nach und nach an geringen und scheinbar zufälligen Ereignissen verstärken, entzünden, und allmählig zu einem wohlthätigen Lichte erweitern konnte, welches nicht allein mein Inneres jetzt beglückend erleuchtet, sondern mit Gottes Hilfe auch den Rest meines Lebensweges erhel-

len, und mir das dunkle Thal des Todes minder furchtbar machen soll.

Wenn je eine Art von Ahnenstolz nicht bloß erlaubt, sondern geziemend ist, so ist es der auf die Tugenden, die Rechtlichkeit und nützlichen Leistungen seiner Vorältern und Ältern, und in dieser Hinsicht wird man es mir zu Gute halten, wenn ich am Eingange meines eigenen Lebenslaufes etwas weitläufiger von meinen Ältern spreche. Da es ohnehin die Bestimmung dieser Blätter hauptsächlich ist, zu zeigen, wie ich durch Umgebung, Umstände und eigene Anlagen die Bildung erhalten, die jetzt meine Persönlichkeit ausmacht, so stehen hier wie überall die Ältern billig obenan; denn ihre Denk- und Handlungsweise hat ja den ersten und bleibendsten Einfluß auf Alles, was Kinder sind und werden.

Meines Vaters Ältern waren wohlhabende Personen des Mittelstandes. Der Großvater, der ein kräftiger, kluger Mann gewesen seyn muß, liebte die Kunst, und verwendete den Überschuß seiner Einkünfte und seiner Muße (er war Beamter des Stadtmagistrats) auf eine Sammlung von gar nicht unbedeutenden Gemälden, der er in seinem eigenen Hause ein geziemendes Locale baute und einrichtete, und die ich noch wohl gekannt habe. Einige der besten Stücke wurden später in die k. k. Bildergallerie verkauft, wo sie noch zu sehen sind. Dieser Großvater starb aber in

der Blüthe seiner Jahre, als mein Vater ein halberwachsener Knabe war, und die Witwe, eine rasche, thätige Frau, erzog den Sohn nun allein. Sie verstand Latein, und war überhaupt für jene Zeit gebildet genug, so daß auch des Sohnes vorzüglicher Geist sich unter ihrer Leitung glücklich entfalten konnte. Die Liebhaberei des Großvaters war in gewisser Hinsicht auf seinen Sohn übergegangen, nur daß sie bei dem lebhaften Gefühle meines Vaters sich noch reger und als ausübende Kunst entfaltete; denn er zeichnete und malte fast ohne alle Anleitung sehr artig. Zugleich erwachte der Geist der Poesie in ihm, und die Musik ward seine Lieblingsunterhaltung. So von allen schönen Künsten angezogen, mit ihren damaligen Leistungen vertraut, zeichnete er sich ebenfalls in seinen Studien aus, und gern hätten die Patres der Jesuiten, unter denen er, wie damals alle jungen Leute, studierte, und welche ihre Zöglinge sehr wohl zu würdigen verstanden, ihn beredet, in ihren Orden zu treten. Dazu aber bezeugte mein Vater keine Lust, das Leben lächelte ihm zu freundlich im Geleite der Muse, und im Besiz eines unabhängigen, wenn auch nicht großen Vermögens. Er studierte die Rechte, und wurde bei der Böhmischem Hofstelle angestellt, deren Chef, der damalige Oberstkämmerer Graf Rudolph von Chotek, den eben so geschickten als sittlichen jungen Mann, den heitern gebildeten Gesellschafter, bald auszeichnete und mit vorzüglicher Achtung behandelte.

Von meiner Mutter Ältern weiß ich nur wenig. Ihr Vater war aus dem Hannoveranischen gebürtig und Offizier im k. k. Regiment Wolfenbüttel. Wahrscheinlich war seine Frau bei der Geburt dieses Kindes oder bald darnach gestorben. Meine Mutter hatte sie nie gesehen und erinnerte sich auch keines andern Geschwisters. Der Vater hatte das kleine, kaum fünfjährige Mädchen bei sich, zog mit ihm und dem Regimente — mühsam genug, wie man denken kann — auf Ungarischen Dörfern umher, und kam zuletzt, da das Regiment in Wien Garnisons-Dienste thun sollte, mit demselben nach Wien. Hier erkrankte er schwer und starb nach kurzer Zeit, das unmündige Kind unter lauter fremden Menschen, fremden Glaubens (denn mein Großvater war protestantisch) im fremden Lande zurücklassend. „Du armes Kind, was wird aus dir werden!“ waren seine letzten schmerzlichen Worte zu der kleinen Charlotte (so hieß meine Mutter) gewesen, die sich ihrem kindischen Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt hatten. Aber die Vaterforge und des Vaters Gebet hatte seinen Weg zu Gottes Thron gefunden, und der allgemeine Vater unser Aller bewies sich auch als solcher an der verlassenen Waise. Er bereitete ihr auf wunderbare Weise ein Loos, wie sie es bei Lebzeiten ihrer Ältern kaum hätte hoffen dürfen.

Eine Kammerdienerin oder Kammerfrau der verstorbenen hochseligen Kaiserin Maria Theresia —

Lechter Carl's VI. — befand sich Abends in einer Gesellschaft zu Wien, in welcher auch einer oder einige Offiziere des kürzlich eingerückten Infanterie-Regiments waren. Zufälligerweise kam die Rede auf dasselbe, und der eine Offizier sagte, daß sie bereits das Unglück gehabt, Einen aus ihrer Zahl zu verlieren, und daß er nichts als ein fünfjähriges ganz hülfloses Mädchen hinterlassen habe, für das einstweilen seine Kameraden Sorge tragen müßten.

Als die Kammerfrau Abends ihre Gebieterin auskleiden half, und die gütige Monarchin sich herablassend nach den Tagesbegebenheiten ihrer Frauen erkundigte, erzählte Jene das Gespräch mit dem Offizier von Wessenhüttel *). Die Kaiserin hörte aufmerksam zu, ihr menschenfreundliches Herz wurde in Mitleid für das verlassene Kind gerührt: Ich will das Mädchen holen lassen, sagte sie — sorgt dafür, daß sie mir gebracht werde.

Meine Mutter war im protestantischen Glauben gebohren worden, dem auch die meisten Offiziere des Regiments zugethan waren. Der Befehl der Kaiserin ließ sie nichts anders erwarten, als daß das Kind, dessen sie sich annehmen wollte, in der katholischen Religion erzogen werden würde. Trotz der gerühmten Toleranz

*) Vielleicht machte der Umstand, daß dieß Regiment den Namen des Geschlechts der Kaiserin Elisabeth, der Mutter Theresia's trug, sie demselben geneigter.

ihrer Confession suchten sie aus allen Kräften dieß zu verhindern, und verbargen das Mädchen mehrere Tage lang vor den Nachsuchungen, welche die Leute der Monarchin nach demselben anstellten. Endlich fand man es auf, in einem Hause einer Vorstadt Wiens; es wurde nach Hof gebracht, dort unter Aufsicht eines alten aber sehr würdigen Fräuleins von spanischer Herkunft, Isabella's Duplessis, in den wenigen Fertigkeiten unterrichtet, die man dazumal von einem Mädchen forderte, und mit noch einigen Fräulein zum persönlichen Dienst bei der Kaiserin bestimmt.

Meiner Mutter ungewöhnlich lebhafter und durchdringender Geist fühlte bald die Schranken, welche die Beschränktheit ihrer Umgebungen demselben anlegte. Sie dürstete nach Kenntnissen, nach gründlichen Erklärungen der Dinge oder Begebenheiten, die sie um sich sah, und sie benutzte die Besuche einiger älterer gebildeter Männer, welche in das Haus ihrer Erzieherin kamen, um von ihnen Antwort auf die Fragen zu erhalten, welche sich ihr während der Zeit aufgedrängt, und die sie sich deshalb aufzuschreiben pflegte. So strebte ihr Geist weit über ihre Lage, über ihre Gefährtinnen hinaus, und bildete sich meist aus sich selbst.

In diesem Alter war sie auch oft die Spielgefährtin der kaiserlichen Prinzessinnen, und lernte in diesem ungezwungenen Beisammensein Jene nahe und genau kennen, welche einst die ersten Throne Europa's ein-

zunehmen bestimmt waren. Etwas später, da man die ungewöhnlichen Fähigkeiten dieses Kindes beurtheilen lernte, wurde sie zur künftigen Vorleserin der Kaiserin bestimmt, und zu dem Ende der Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs (nach dem Brauch jener Zeit Gräfin Fuchsin genannt) übergeben, bei welcher sie sich im Lesen von Druck- sowohl als Handschriften üben mußte.

Als sie ihr dreizehntes Jahr erreicht hatte, fand man sie geschickt und klug genug, um ihren nicht leichten Dienst anzutreten, und schon dieß bürgt für ihre hohe Geisteskraft und Fähigkeit. Sie hatte in dieser Stelle theils mit andern Fräulein ihres Ranges, welche insgesammt den Titel kaiserlicher Kammerdienerinnen trugen, die Toilette und persönliche Bedienung ihrer Gebieterin zu besorgen, theils allein das Amt, der Regentin vorzulesen. Diese Lectüre bestand aber nicht in Romanen oder Unterhaltungsbüchern; es waren Geschäftsschriften, Berichte, Depeschen, kurz Staatsangelegenheiten, über welche die Monarchin selbst entschied, und in denen sie mit unermüdlicher Anstrengung täglich viele Stunden arbeitete, wobei meine Mutter ihr verlas und überhaupt oft Sekretärsdienste verrichtete.

Natürlich waren wichtige Geheimnisse in den Händen des jungen Mädchens, aber ein frühreifer Geist, bei dem vielleicht die einsame Stellung, ohne Blutsverwandte, ohne Freunde, auf einer Höhe, die von Vielen beneidet ward, noch die angeborne Urtheils-

kraft vermehrte und den Beobachtungssinn schärfte, dieser wahrhaft männliche Geist gab meiner Mutter die Kraft, die Verschwiegenheit, die ganze würdige Haltung, welche ihr Platz forderte, und welche ihr das Vertrauen der Fürstin bis an deren Tod sicherte.

Maria Theresia führte ein äußerst thätiges und sehr regelmäßiges Leben. Um fünf Uhr im Sommer, im Winter wahrscheinlich später, stand sie täglich auf, und eine Klingel rief ihren Zofen. Es war Etikette, daß Keiner anders als frisiert, im seidenen Kleide (man kannte damals unsere Perkal's, englische Leinwand u. s. w. nicht), ja selbst im Reifrocke, der aber zum Negligée nur von kleinem Umfang war und Hanserl genannt wurde, vor der Fürstin erscheinen durfte. Dieß machte sehr frühes Aufstehen auch den Kammerdienerinnen, wenigstens denen, welche für diesen Tag im Dienste waren, nothwendig. Die Toilette der Kaiserin war der mühsamste, wie der unbelohnendste Theil des Dienstes, den meine Mutter zu versehen hatte. Da sie ihn aber mit eben so viel Geschmack als Schnelle und Geschicklichkeit versah, so ward ihr die Pflicht, ihre Monarchin täglich zu frisiren, dahingegen die andern Fräulein im Dienste abwechselten und manchen Tag ganz frei hatten. Diese ganz freien Tage wurden auch meiner Mutter nach ihrer Tour, nur daß das Frisiren am Morgen und das Vorlesen auf die Nacht, jeden Tag ihr ausschließendes Geschäft blieb, in welchem keine

Anderer sie ablösen konnte, weil keine es so zu verrichten verstand, wie sie.

Dieses Frisiren und die Verfertigung des Kopfpuzzes war denn aber auch für meine Mutter eine nur zu ergiebige Quelle von Verdruß und Kränkungen. Man kennt das Wort, welches über Elisabeth von England gesprochen wurde: »Selbst die größte Königin ist doch eine Frau.« Dieses Wort, obgleich Maria Theresia, ihren moralischen Eigenschaften nach, als Frau weit über Elisabeth stand, traf sie doch auch, und sie unterlag dem allgemeinen Loos unsers Geschlechtes. Ihre Gestalt, die aber wirklich von höchster Schönheit war, und die Ausschmückung derselben durch vortheilhaften Plz., beschäftigte sie etwas mehr, als man gemeinhin von einer Frau, die mit so vielem Geist, mit so viel männlichem Starkmuth so weite Länderstrecken zu beherrschen verstand, hätte vermuthen sollen. Nur muß man zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß diese Freude an ihrer Schönheit, und die Zeit, die sie ihr widmete, nie ihren wichtigeren Pflichten Eintrag that; noch viel weniger aber Gefallsucht oder eine größere Aufmerksamkeit für das andere Geschlecht zur Quelle hatte. Maria Theresia stand in dieser Rücksicht fleckenlos vor ihrem Zeitalter, und was noch weit mehr sagen will, auch vor ihrer Umgebung, ihren dienenden Frauen, im höchsten Glanz frommsittlicher Würde und ehelicher Treue da. Wie ein Mädchen aus den mittleren Ständen, bei denen mehr das Herz als eigennützige Rücksichten

die Wahl des Gatten bestimmt, und man für sich und nicht für seine Väter liebt (wie Haller sagt), hatte sie den Gemahl gewählt, den schönen, liebenswürdigen Jüngling, der mit ihr erzogen worden, oder sich doch während seiner Jugend am Hofe ihres Vaters aufgehalten hatte. Weder Landesmacht, noch große Vortheile brachte ihr in politischer Hinsicht die Ehe mit dem Prinzen Franz von Lothringen, der später das Großherzogthum Toskana erhielt. Aber er und sein Bruder Carl lebten am Hofe Kaisers Carl's VI., und seine zwei Töchter, Maria Theresia und Marianna, neigten sich in Liebe zu den beiden Brüdern. Theresia theilte den Thron ihrer reichen Erbstaaten mit Franz von Lothringen, und Marianna brachte ihrem Gemahl das Gouvernement der Niederlande. Nie hat Maria Theresia je einen andern Mann schön oder anziehend gefunden, und meine Mutter, eine Frau von so vielem Geiste, daß ich keine in dieser Rücksicht mit ihr zu vergleichen weiß, eine Frau, die in ihrer ganzen Denkart so weit von blindem Enthusiasmus als Schmeichelei und Schranzenwesen entfernt war, die die Fehler und Schwächen ihrer Gebieterin wohl sah und sehen mußte, weil sie dreizehn Jahre um sie lebte, hat in Rücksicht weiblicher Würde und ehelicher Treue Marien Theresien immer als das Vorbild ihres Geschlechtes gepriesen.

Ihre trübsten Stunden hatte meine Mutter also bei der Toilette der Kaiserin, oder bei der Verfertigung ihres Puges, denn dazumal wußte man nicht

so viel von *Marchandes de mode*, und die Fräulein, welche die Monarchin bedienten, waren auch größtentheils ihre Putzmacherinnen. Oft — sehr oft, mußte eine Haube vier- bis fünfmal anders gesteckt werden, bis sie nach dem Geschmacke der Gebieterin war, und wer diese Art von Arbeit zu beurtheilen versteht, wird wissen, daß ein öfteres Auf- und Andersmachen der Sache gar nicht förderlich ist, ja meistens die Schönheit der Stoffe und des Zubehörs ganz zerstört. Eben so ging es mit der Frisur. Auch an dieser zupfte, rupfte, änderte die hohe Frau so viel und so lange, bis sie verdorben war und neu gemacht werden mußte, was denn bei der damaligen Art des Haarpuges gemeiniglich dahin führte, daß der ganze Bau zerstört, die Haare ausgekämmt, und nicht selten neu in Papilloten gewickelt und gekräuselt werden mußten. Daß die Gebieterin dabei übellaunig wurde, daß die Josen das entgelten mußten, ist eben so natürlich — und die Erinnerung an alle die trüben Stunden, welche Fuß und Toilette ihr gemacht hatten, mag wohl Schuld gewesen seyn, daß meine Mutter selbst in den Jahren, wo sie noch wohl Freude daran hätte haben können, sich vortheilhaft und ihrer sehr niedlichen Figur gemäß anzuziehen, sich schon ganz matronenhaft, und wie ich mich aus den Bildern meiner Kindheit wohl entsinne, beinahe altfränkisch kleidete. Auch auf mich hatten jene Erinnerungen Einfluß, denn ich mußte, wie in Allem, so besonders bei meiner Toilette, sehr hurtig zu seyn lernen,

und es wurde mir für die damalige müßame Art des Anzuges und der Frisur ungemein wenig Zeit gegönnt, um beides an mir zu bewerkstelligen.

Eine viel minder verdrießliche, wenn gleich auch anstrengende Art des Dienstes, war das Vorlesen der Geschäftsschriften in den verschiedenen Sprachen, welche in den weiten Provinzen der Erbstaaten geredet wurden; deutsch, italienisch, französisch (in den Niederlanden) und lateinisch (in Ungarn). Da Französisch damals noch viel mehr als jetzt die Sprache der höhern Stände, ja der gebildeten Welt überhaupt war, so war sie denn auch an Maria Theresia's Hof die herrschende, zumal da ihr Gemahl, Kaiser Franz I., als geborner Lothringer kaum Deutsch verstand und es nie sprach, auch seitwegen viele Personen in den Hofdiensten Lothringer oder Niederländer waren. Meine Mutter hatte das Französische daher von ihrer Kindheit an wie eine zweite Muttersprache, ja wie ihre eigentliche, gelernt und sprach und schrieb es mit gleicher Fertigkeit. Auch das Italienische war ihr geläufig. Damals wurde es überhaupt viel am Hofe und in Wien gesprochen, und der Dichter des Hofes war stets ein Italiener; früher unter Kaiser Leopold, Apostolo Zeno, später der hochberühmte Metastasio, eigentlich Trapassi genannt, den ich noch persönlich gekannt habe. Alle Schauspiele, welche dem Hofe zu Ehren

oder bei feierlichen Gelegenheiten gegeben wurden, waren italienische Opern, an deren Schlusse jedesmal in einer kleinen Strophe, welche den Namen *Licenza* führte, ein Kompliment angebracht war, welches den Inhalt der Oper mit einer schmeichelhaften Anwendung auf die gegenwärtige Feierlichkeit verband.

Diese beiden Sprachen waren meiner Mutter also sehr geläufig, und sie redete sie wahrscheinlich zierlicher und correcter als ihre Muttersprache; denn damals galt noch von den meisten Einwohnern Wien's in den höheren Ständen, was ein Dichter von sich sagt:

Ich spreche Bälisch wie Dante,
Wie Cicero Lateinisch,
Wie Pope und Thomson Englisch;
Wie Demosthenes Griechisch,
Wie Diderot Französisch
Und Deutsch — wie meine Amme.

Selbst die Kaiserin bediente sich des ganz gemeinen österreichischen Jargons, und folgende zwei Anekdoten, die ich oft aus dem Mund meiner seligen Mutter hörte, werden dienen, jene Zeit zu charakterisiren, von der ich spreche. Ein Fräulein aus Sachsen wurde als Kammerdienerin bei der Kaiserin angestellt, und meine Mutter, welche ihr damals schon mehrere Jahre gedient hatte, bekam den Auftrag, die Neue, so hieß jede Lepteingetretene unter den Fräulein, zum Dienst abzurichten. Das sächsische Fräulein nahm also in zweifelhaften Fällen immer ihre Zuflucht zu meiner Mut-

ter, als ihrer Lehrerin. Eines Tages kam sie ganz verlegen und ängstlich zu ihr, und bat sie, ihr zu sagen, was sie zu thun habe. Ihre Majestät die Kaiserin habe das Wlabe Buch verlangt. — Meine Mutter mußte lächeln, sie gab der Sächsin ein blaues Buch, in welchem die Kaiserin eben zu lesen pflegte, mit dem Bedeuten, es der Monarchin zu überreichen. Lange wollte die Andere es nicht glauben, daß mit jener Bezeichnung ein blaues Buch gemeint seyn sollte; — indeß meine Mutter beharrte darauf, Fräulein M** übergab das Buch, und siehe! — es war das rechte. Diese Anekdote erklärt hinreichend, warum in den glänzenden Zirkeln Französisch oder Italienisch und nie Deutsch gesprochen wurde.

Kurz vor der Geburt einer ihrer jüngsten Prinzessinnen tritt die hochselige Kaiserin mit einem Grafen Dietrichstein scherzhaft darüber, ob das zu erwartende Kind ein Prinz oder eine Prinzessin seyn würde. Der Graf behauptete das Erste, die Kaiserin das Zweite. Es wurde eine Wette eingegangen; — die Kaiserin behielt Recht, das Kind war eine Erzherzogin, und Graf Dietrichstein mußte bezahlen. Da half er nun, im Geschmacke jener Zeit, sich mit einer sehr artigen Galanterie. Er ließ sein Bild in knieender Stellung von Porzellan verfertigen, und diese Gestalt reicht mit der einen Hand der Kaiserin ein Blatt, worauf folgende Verse Metastasio's standen:

Perdo, è ver, l'angusta figlia
 A pagar m'ha condannato,
 Ma s'è ver che a te somiglia,
 Tutto il mondo ha guadagnato.

Die ganze Idee, welche vermuthlich von Metastasio herrührte, ist eben so zart als schmeichelhaft, und macht seiner Erfindungskraft Ehre; dennoch kann man nicht umhin, wenn man sich jenes Geschenk lebhaft vergegenwärtigt, das porzellanene Figürchen, aller Wahrscheinlichkeit nach, weil es Porträt war, mit Staatskleid, Perücke und Degen, welches da knieend ein beschriebenes Blatt überreicht, komisch zu finden. Doch das Ganze zeigt den Geschmack und Ton jener Zeit, wo die schöne deutsche Literatur sich kaum mit ihren ersten Strahlen in Norddeutschland zu zeigen anfing, bis zu uns aber noch nicht gedrungen war, und Alles, was Les und Sinn für Bildung hatte, bloß französische oder italienische Literatur kannte.

Latium war die vierte Sprache, welche in den Geschäftspapieren, die meine Mutter ihrer Monarchin vorlesen mußte, vorkam. Die Kaiserin verstand sie vollkommen, redete sie vielleicht auch mit ihren ungarischen Magnaten, und rief ihnen in diesen Accenten jenen unvergesslichen Tag zurück, an dem sie, von den Mächten von halb Europa bekriegt und mit dem Verlust aller ihrer von eben jenen Mächten garantirten Staaten bedroht, die schöne, junge, unglückliche Fürstin, den königlichen Säugling auf dem Arm, auf dem Reichstag ihrer

treuen Ungarn erschien, sie zum Weistand aufforderte, und solchen Enthusiasmus in ihnen erregte, daß Greise und Helden begeistert und gerührt die Säbel zogen, und einstimmig alle für ihren König Maria Theresia zu sterben schwuren. Gar gern erinnerte sich die große Frau jenes Tages, wo sie den dreifachen Triumph: der verfolgten Tugend, des rechtmäßigen Königthums und der Schönheit gefeiert hatte. Immer blieb sie der ungarischen Nation vorzüglich gewogen, und jener Anstrengungen, die sie damals machte, um ihr den Thron ihrer Väter zu erhalten, dankbar eingedenk.

In dieser Sprache nun (im Latein) gab die Kaiserin selbst meiner Mutter die nothdürftigste Anleitung, damit diese ihr verständlich vorlesen konnte. Vieles begriff meine Mutter durch das verwandte Französische und Italienische, das Übrige erklärte ihr, so weit es nöthig war, ihre Gebieterin. So las sie denn derselben viele Stunden und Stunden, besonders Abends und nach dem sehr mäßigen Nachtessen, welches die Kaiserin in ihren Zimmern allein zu sich nahm, die Geschäftspapiere ihrer verschiedenen Staaten vor. Diese Lektüre dauerte fort, nachdem die Monarchin sich schon entkleiden lassen und zu Bette gelegt hatte, und selbst dann noch, bis der Schlaf sie überwältigte. Dann erst bekam meine Mutter die Erlaubniß, sich zu entfernen.

Wohl umgaben Glanz und Herrlichkeiten meine Mutter in ihrer Jugend, aber ihr Dienst war, wie
Vichler's Memoiren.

man aus dem Obigen sieht, nichts weniger als leicht, und manche Angewöhnungen der Monarchin machten ihn noch beschwerlicher. So z. B. konnte diese, als eine große starkgebaute Frau, gar keine Wärme vertragen, wie sie denn überhaupt, trotz ihrer hohen Geburt und des königlichen Glanzes, der schon ihre Wiege umgab, in Rücksicht ihres Körpers nichts weniger als weichlich, oder in ihren Gelüsten fordernd war. Geheizt durfte bei ihr fast gar nicht werden, die Furcht vor Zugluft kannte sie nicht, sie wußte nicht, was ein Rheumatismus sei, und selbst im Winter stand oft ein Fenster neben ihrem Schreibtisch offen, durch das der Wind meiner Mutter den Schnee auf das Papier warf, aus welchem sie verlas. Eine Anekdote mag zum Belege des hier Gesagten dienen. Die Kaiserin, welche wirklich fromm und eine Christin im edelsten Sinne des Wortes war, ging, so lange es ihr körperliches Befinden erlaubte, jährlich mit der Frohnleichnamsprozession. An einem solchen Tage, als sie zu dem Ende von Schönbrunn nach der Stadt gefahren war, kam sie gegen Mittag furchtbar erhitzt und ermüdet von dem heißen Juniustage, von der Schwere und Größe ihrer Person und dem langen meist der Sonne ausgesetzten Gange durch die halbe Stadt, nach Schönbrunn zurück. Sie ließ sich sogleich ganz entkleiden — und setzte sich dann in der Mitte eines Kabinetts nieder, in welchem Fenster und Thüren geöffnet werden mußten, mit nichts als einem Nieder, Rock und Pudermantel bekleidet, trank Limonade,

aß Erdbeeren in Eis gekühlt und ließ sich von meiner Mutter die Haare auskämmen, die so naß waren, daß meine Mutter mehr als einmal ihre Hände trocknen mußte. Das Alles schadete der kräftigen, noch immer blühenden Frau nicht im Geringsten, aber es machte auch, daß sie sehr wenig Rücksicht auf Bedürfnisse oder Wünsche solcher Art bei ihrer dienenden Umgebung nahm, und Abhärtung, Nichtachtung seiner selbst und Unempfindlichkeit gegen schädliche Einwirkungen, welche sie, die kaiserliche Frau, besaß, bei dem dienenden Personal theils voraussetzte, theils forderte. Und so wie sie, hart gegen sich selbst, jede körperliche Verweichlichung oder Schwächlichkeit haßte, war ihr auch jede sittliche Schwäche und übergroße Weichheit zuwider. Ihrer eigenen Kraft und so mancher Gelegenheit sich bewußt, wo sie durch diese und durch ihren Muth sich aus gefährlichen Lagen gerissen und schwere Leiden mit Selbstverläugnung getragen hatte, forderte sie Ähnliches von ihren Umgebungen und mochte kein weinerliches Wesen und keine zu große Empfindlichkeit um sich leiden.

So bildete sich im steten Umgang mit dieser wahrhaft großen Frau, von ihrer Zufriedenheit oder ihrem Tadel geleitet, von ihrem Beispiele ermuntert, meiner Mutter von Natur kräftiger Geist und gesunder Körper auf eine Weise aus, der sie noch in ihren hohen Jahren zum Gegenstand der allgemeinen Achtung und des Erstaunens für Viele machte. Bei einem schlanken

zierlichen Körperbau, von mittelmäßiger Größe, besaß meine Mutter eine ungewöhnliche Fülle von Lebenskraft und Gesundheit, welche wohl das Erzeugniß einer unverderbten Natur, einer abhärtenden Erziehung und ihrer eigenen Behutsamkeit und strengen Mäßigkeit war, so daß sie für den Einfluß der Witterung, der Zugluft, veränderter oder unverdaulicher Speise ganz und gar unempfindlich war, und bis in ein sehr hohes Alter, ihre Sehkraft ausgenommen, welche gegen das Ende ihres Lebens sehr schwach wurde, alle ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten unvermindert erhielt.

Maria Theresia forderte viel von ihren Dienerinnen; doch umgab sie sie dafür auch mit Glanz, Wohlstand und Ansehen, wodurch die Einzelnen sich nicht bloß geehrt und nach Maßgabe ihrer Denkart auch beglückt fühlten, sondern wodurch ihnen auch ein Begriff ihrer eigenen Würde eingeflößt wurde, der vielleicht besser als die strengsten Verhaltensbefehle dazu diente, sie vor fremder Zudringlichkeit und eigener Vernachlässigung zu bewahren. Sie standen unter einer Art von häuslicher, ja mütterlicher Aufsicht, mußten es melden, wenn sie ausgehen wollten und bemerken, wohin; dann wurde ihnen eine Hofequipage zu diesem Behuf angespannt, oder irgend eine angesehenen Frau, die aber dazu eigends bei der Monarchin die Erlaubniß

nachsuchen mußte, durfte das Fräulein in ihrer eigenen Equipage abholen und mußte sie auch wieder eben so zurückführen. Auf andere Art oder in einem Fiaker war durchaus den Kammerdienerinnen nicht erlaubt, auf den Straßen zu erscheinen. In früherer Zeit wurden sie sogar mit sechs Pferden geführt, späterhin nur mit zweien. In Gesellschaften gebührte ihnen der Rang einer Hofrätthin, und wenn keine solche gegenwärtig war, nahm das Fräulein vom Hofe vor den übrigen verheiratheten Damen den Ehrenplatz auf dem Canapé ein.

Ihren Tisch hatten sie vom Hofe, ihre Besoldungen waren mäßig, aber die Freigebigkeit der Monarchin, die vielen Theilungen ihrer Garderobe ersetzten ihnen das reichlich, und sie fanden bei Ordnungsliebe und Sparsamkeit stets die Mittel, sehr geschmackvoll und glänzend angezogen zu seyn und doch etwas zurückzulegen. An den Tagen, an welchen sie den Dienst nicht hatten, war es ihnen auch vergönnt, auf ihren Zimmern Bekannte, selbst Männer, nicht blos vom Hofe, sondern auch aus der Stadt, zu sehen, nur mußte die Kaiserin davon benachrichtigt, und dieß Personen von unbescholtenem Rufe seyn.

Auf diese Art entspannen sich denn manche Bekanntschaften und auch die mit meinem Vater. Es war in der traurigen Zeit des siebenjährigen Krieges, als Schrecken, Angst und Siegesruhm so oft in Wien und in der kaiserlichen Burg wechselten. Wohl erinnere

ich mich noch an ein Paar Züge, welche meine Mutter mir aus jener Zeit erzählt hat. Als König Friedrich mit seinen glücklichen Waffen immer weiter vorwärts drang, bereits in Mähren stand und Olmütz zu belagern anfang, da war am kaiserlichen Hofe eben die Zeit gekommen, auf eines der Lustschlösser zu ziehen. Es wurde also in den Kammern gepackt und zur Landsfahrt zugerüstet. Meine Mutter war an den Koffern beschäftigt, um die Garderobe und täglichen Bedürfnisse ihrer Gebieterin einzupacken. Eben vorher war die Schreckensnachricht von jener Belagerung gekommen. Ohne zu klagen, ohne sich weiter zu äußern, sagte die Monarchin, indem sie, durch's Zimmer gehend, die Reiseanstalten betrachtete, zu meiner Mutter: „Nimm etwas mehr mit, vielleicht gehen wir weiter.“

Der Courier von der Schlacht bei Hochkirchen traf am Iheresiatage, den 15. Oktober, hier ein, Abends ziemlich spät, als schon die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hofes sich nach der Cour und Assemblée bei der Monarchin in ihre Zimmer zurückgezogen und angefangen hatten, sich auszukleiden. Die frohe Siegesbotschaft wurde schnell von der Kaiserin in alle Kammern ihrer Kinder gesendet, und wunderbarlich gepußt, — jene Erzherzogin mit den Edelsteinen im Haare, aber im Nachtkleide, diese im Reisrocke und Galackleide mit zerstörter Frisur; Prinzen halb in Uniform, halb im Hausrocke, kamen sie eiligst wieder in den Zimmern ihrer erlauchten Mutter zusammen, um

ihr, nach der Feier des Namenstages, noch zu der Feier des Sieges Glück zu wünschen.

Während dieser und ähnlicher abwechselnden Scenen entspann sich das zärtliche Verhältniß meiner Ältern. Mein Vater hatte unterdeß die Stelle eines Sekretärs bei der böhmisch-österreichischen Kanzlei erlangt, er durfte allerdings als Freier auftreten, aber an's Ziel seiner Wünsche zu gelangen, wollte ihm noch immer nicht gelingen. Schon sehr oft war die Hand meiner Mutter von glänzenden und auch von minder bedeutenden Freiern gesucht worden. Ausser den persönlichen Annehmlichkeiten einer sehr zierlichen Gestalt, anmuthiger Geberden und eines ausgezeichneten Geistes, war auch die Aussicht auf besondere Gunst und Unterstützung von Seite der Monarchin, welche ihrer geschätzten Dienerin und Vorleserin, und um ihretwillen auch dem künftigen Gemahl nicht wohl fehlen konnte, ein Hauptreiz, welche Freier lockte. Aber sie Alle, welche bei der Monarchin selbst, die in so vielem und würdigen Sinn Mutterstelle bei ihren Untergebenen vertrat, ihr Gesuch anbringen mußten, sahen sich bisher abgewiesen. Bei den Meisten, ja fast bei Allen, war meiner Mutter Herz gleichgiltig geblieben. Nur Einer, ein geborner Ungar, dessen Porträt sie noch lange Jahre nachher besaß, und dessen in Rousseau's Konfessionen als eines höchst interessanten und liebens-

würdigen jungen Mannes erwähnt wird — hatte ihr Herz tiefer gerührt. Nicht bloß der Wille der Monarchin, auch ungünstige Verhältnisse in der Familie des jungen Ungars, zerrissen das Bündniß. — Er starb bald darauf; meine Mutter gedachte seiner nie ohne Rührung. Bei meinem Vater, der ihre ganze Achtung und innige Neigung erworben hatte, fürchtete sie ebenfalls, die Einwilligung der Kaiserin nicht zu erhalten. Diese hatte gegen jede Verbindung, welche meine Mutter eingehen sollte, etwas einzuwenden. Freilich ist wohl kein Bündniß, kein Verhältniß in der Welt jedem Wunsche und jeder Forderung so ganz gemäß, daß sich nicht mit mehr oder minderem Anschein etwas dagegen aufbringen ließe. Bei der Monarchin aber mag wohl die Abneigung, sich von der so geschickten, so verschwiegenen und verständigen Dienerin zu trennen, deren Stelle nur schwer zu ersetzen gewesen seyn würde, jenen abschlägigen Antworten zum Grunde gelegen haben. Meine Ältern mußten sich in Geduld fassen.

Im Jahre 1765 reiste der Hof nach Innsbruck, um die Vermählung des zweiten Prinzen, des nachmaligen Kaisers Leopold's II., mit einer spanischen Prinzessin zu feiern. Für meine Mutter war diese Reise in ein gebirgiges Land, eine ganz neue und sehr willkommene Begebenheit. Sie freute sich der ihr fremden wilden Natur, und manches romantische Plätzchen, manche schöne Einsamkeit regte in ihrer, allmählig des Hestehens müden Seele, den Wunsch auf, an einer

solchen Stelle sich selbst und ihren geheimen Neigungen leben zu können. — Der Kaiser Franz, ein noch kräftiger blühender Mann, fand für seine Wißbegierde und Liebe zur Alterthumskunde viel interessanten Stoff an so vielen geschichtlichen und archäologischen Schätzen, welche Innsbruck, noch mehr aber das Bergschloß Ambras enthielt, woselbst sich damals noch die ganze merkwürdige Sammlung befand, welche dem Erzherzoge Ferdinand, dem Gemahl der schönen Welferin, ihr Entstehen verdankt, und welche später, als Tirol auf kurze Zeit einer fremden Macht geräumt werden mußte (1805), hieher nach Wien transportirt und seitdem im k. k. Belvedere aufgestellt wurde.

Vorzüglich erfreute das Münz- und Antikenkabinet sich der Vorforge und Aufmerksamkeit des Monarchen, der einen sehr tüchtigen und der ganzen Welt rühmlich bekannten Gelehrten, Herrn Duval, zum Vorsteher desselben ernannt hatte. Duval habe ich noch gekannt und erinnere mich des langen hagern alten Franzosen recht wohl, der meine Ältern öfters besuchte, von ihnen mit großer Achtung und Liebe behandelt wurde und gegen uns Kinder so freundlich war. Er war aber selbst im hohen Alter noch eine kindliche Natur, und er, der arme Hirtenknabe, der hinter seinen Schafen einhergehend und Bücher lesend, die er sich von seinem sauer ersparten Lohn kaufte, so von Kaiser Franzens Vater, dem Herzog von Lothringen, auf der Jagd gefunden, befragt und aufgenommen wurde, den

der Herzog dann studieren ließ, weil er dessen ungerne Fähigkeiten erkannte — behielt noch bis in's späte Alter die ungetrübte Heiterkeit des Geistes, die unerschöpfliche Gutmüthigkeit seiner Kindheit und Jugend bei. Meine Mutter liebte er väterlich, nannte sie seine „Bibi“ und unterzeichnete seine Briefe an sie immer mit dem auf ein französisches Sprichwort (que 99 moutons et un Champagnard sont 100 bêtes) gegründeten Ausdruck: le supplément des 99 moutons. — Er war aus der Champagne gebürtig.

Um diesem, seinem lieben Duval, nun auch eine Ausbeute von seiner Reise mitzubringen und das Wiener Münzkabinet zu bereichern, ließ sich Kaiser Franz die Schätze des Innsbrucker zeigen, und beschloß, die Doubletten desselben mitzunehmen und dafür von Wien zu senden, was dem Innsbrucker fehlte. Aber damit war der damalige Direktor des Kabinetes in Innsbruck nicht zufrieden (seinen Namen zu nennen wäre unbescheiden, aber die Anecdoten sind zu hübsch, um vergessen zu werden). — Mit Nichten! antwortete er dem Kaiser, ich habe die Münzen auf meinem Inventar, ich muß dafür haften. Vergebens suchte ihn der Kaiser auf den wissenschaftlichen Standpunkt zu stellen, von dem aus er einen solchen Tausch zu betrachten hätte — der gute Direktor hielt sich an sein Inventarium, bis endlich der Monarch, der merkte, mit welchem Manne er es zu thun habe, ihm vorschlug, die auszutauschenden Münzen zu wägen und dem Innsbrucker

Münzkabinette indeß so viele (neugeprägte) Dukaten da zu lassen, als jene Goldgewichte hätten, bis sie durch die aus Wien zu sendenden ausgelöst werden würden. Das beruhigte den Direktor; er gab Goldgewichte für Goldgewichte und war nun überzeugt, seine Pflicht gegen die ihm anvertrauten Schätze vollkommen erfüllt zu haben. Eine zweite Antwort, die derselbe gelehrte Mann meiner Mutter gab, dient zum Beleg jener ersten. Im Antikenkabinet, welches die Fräulein der Kaiserin auch zu besuchen gekommen waren, fiel meiner Mutter ein Stück auf, das ihr nicht echt, keine wirkliche Antike zu seyn schien. Sie äußerte diesen Zweifel gegen den gelehrten Herrn Direktor. O mein Fräulein! erwiderte dieser, dieß Stück ist gewiß antik — ich bin nun schon vierzig Jahre in diesem Kabinet angestellt und habe es bereits vorgefunden.

Das Beilager wurde gehalten, die Feierlichkeiten waren vorüber, der Hof dachte an seine Rückreise nach Wien, da ging am 18. August der Kaiser, von seinem ältesten Sohne, dem Erzherzog Joseph, damals schon römischem König, Abends aus seiner Loge im Theater, um in seine Gemächer zurückzukehren. Auf dem Gange hinter den Logen rührte ihn plötzlich ein Schlagfluß. Er sank in die Arme seines Sohnes und gab auf der Stelle seinen Geist auf. Dieser Sohn mußte der Überbringer der schrecklichen Nachricht an

seine Mutter, an seinen Bruder seyn, der einer Unpäßlichkeit wegen sich in seinen Zimmern gehalten hatte. Hier zeigte sich's, wie meine Mutter sagte, welche tiefe innige Liebe Maria Theresia für ihren Gemahl hatte. Sie war ganz vernichtet, sie fand keine Thränen und ein krampfhaftes gewaltsames Schluchzen, welches die ganze Nacht durch währte, erfüllte ihre Umgebung mit der lebhaftesten Sorge für die Gesundheit und das Leben der hohen Frau. Erst gegen Morgen, nach einer Aderlaß, welche der Arzt verordnete, brach ihr tiefer größter Schmerz in erleichternde Thränen aus. — Eine ihrer ersten Handlungen aber war, meiner Mutter zu befehlen, daß sie ihr die Haare abschneide. — Von diesem Augenblicke an, als ihr Gemahl sich ihrer, trotz ihres reiferen Alters, noch immer großen Schönheit nicht mehr erfreuen konnte, freute auch sie sich ihrer Gestalt nicht mehr. Sie legte allen bunten Puz und alles Geschmeide ab, theilte ihre Garderobe unter ihre Frauen, ließ ihr Schlafzimmer mit grauer Zeide ausschlagen, ihr einsames Lager mit grauen Vorhängen umgeben und zeigte so auch in ihrem Äußern, daß das Leben und die Welt für sie ihren Reiz verloren haben. An jedem 18. des Augusts, dem Todestage ihres Vatten, besuchte sie seine Grabstätte, schloß sich dann in ihr Zimmer ein, beichtete, fastete und brachte den Tag in schmerzlichen Erinnerungen und frommen Gebeten zu. Rührend ist das Grabmahl, welches sie ihrem Gemahl nach seinem Tode und sich

selbst im Voraus in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern errichten ließ, und wo sie mit dem ersten und einzigen Gegenstand ihrer Liebe, auf einer Art von Paradebette ruhend, vorgestellt ist. Die Wahrheit solcher Gefühle, welche allein ihren Werth ausmacht, zeigt sich am siegreichsten und überzeugendsten vor den nächsten und beständigen Umgebungen. Sind diese von der Wirklichkeit und Tiefe des Schmerzens überzeugt, so ist wohl kaum mehr daran zu zweifeln.

So steht Maria Theresia, welche als Regentin einen der ersten Plätze in der Reihe der großen Monarchen einnimmt, als Frau nicht minder groß und erhaben vor uns. Schön, wie Wenige ihres Geschlechts, Erbin großer Staaten, liebenswürdige Frau, mit tausend Talenten, unter andern auch mit einer wunderlieblichen Stimme begabt, die sie im Gesange oft zur Freude des Hofes hören ließ — und dem ersten und einzigen Gegenstand ihrer jugendlichen Zärtlichkeit treu bis in den Tod. — Es war mir auch eine sehr werthe und erfreuliche Erscheinung, diese Regentin von der Feder einer weiblichen und liebevollen Hand, der *Mistress Jameson* in ihrem Buche: *The Female Sovereigns*, ganz nach ihrem wahren Werth erkannt und geschildert zu sehen, so daß sich ihr Bild weit über Katharina II. und sogar über Elisabeth von England erhebt.

Diese Treue und Liebe wird noch herrlicher, wenn man weiß, daß die erste bei weitem nicht in dem Maß

vergolten wurde, in welchem sie es verdient hätte. Kaiser Franz hatte verschiedene Liebschaften, die man theils kannte, theils nicht. — Seine Gemahlin wußte wohl darum, sie zog die Eine davon an ihren Spieltisch; — sie litt dadurch, aber sie liebte den Wankelmüthigen nichts desto weniger mit gleicher Glut bis an seinen Tod. Ein Wort, das sie einst zu meiner Mutter sprach, mag wohl aus der tiefen innern Überzeugung entstanden seyn, daß ihres Gemahls Standpunkt und Verhältniß zu ihr und seinen Staaten nicht das eigentlich rechte und vielleicht die Quelle manches Mißtones zwischen ihnen war. „Laß dich warnen,“ sagte sie einst, „und heirathe ja nie einen Mann, der nichts zu thun hat.“

War es, daß die Haare der Monarchin den Männen ihres Gemahls und ihrem Schmerz zum Opfer gefallen waren und ihre Toilette nicht mehr so viel Sorgfalt erforderte; war es die eigene Vereinsamung, die ihr Herz für das Traurige eines solchen Geschickes bei Andern empfindlicher machte — kurz, noch während des Trauerjahres erhielt meine Mutter die Erlaubniß, mit ihrer Hand zu schalten, und mein Vater erreichte das Ziel seiner heißen und lange genährten Wünsche. Als meine Mutter ihren Bräutigam der Monarchin vorstellte, war diese erstaunt, in meinem Vater einen zwar noch jungen aber sehr gefestigten, einfachen und wahrhaft deutschen Mann zu finden. Ich glaubte immer,

äußerte sie hernach zu meiner Mutter, du würdest dir so einen galanten Herrn, einen Chevalier aussuchen. — Demnach gewann dieser einfache Mann späterhin durch seine erkannte Rechtlichkeit, seinen Diensteifer und seine vorzüglichen Geistesgaben die ausgezeichnete Huld seiner Monarchin, wovon diese Blätter unzweifelhafte Proben aufzeigen werden.

Die Heirath meiner Mutter war also beschlossen und wurde mit aller damals am Hofe üblichen Feierlichkeit vollzogen. Die Verlobnisse bestanden damals noch; — jenes meiner Mutter wurde acht Tage vor der Trauung gehalten. — Während dieser Zeit legte sie die Trauer ab, welche sie mit dem ganzen Hof noch um den verstorbenen Kaiser trug, und ging bunt. Am Tage der Hochzeit mußte sie sich in ihrem Brautstaat vor der Kaiserin zeigen, welche zu dem eigenen nicht unbedeutenden Geschmeide, womit meine Mutter geschmückt war, einige Geschenke fügte und ihr dann noch eine Perlenschnur von unschätzbarem Werthe um den Hals band, die jedoch die Braut nach der Feierlichkeit der Trauung wieder zurück geben mußte, da sie unter das Geschmeide der k. k. Schatzkammer gehörte und nur bei solchen Gelegenheiten gebraucht wurde. In der sogenannten Kammerkapelle wurde die Ceremonie vollzogen, die Oberhofmeisterin der Kaiserin führte als Brautmutter die Braut an den Altar und nahm während der Trauung in einem Beistuhl Platz. Als

der Geistliche an die Stelle kam, wo er die Braut auffordert, das Ja auszusprechen, mußte diese (so gebot es die Etikette), ehe sie antwortete, sich mit einer Verneigung gegen die Oberhofmeisterin wenden, sie gleichsam um die Erlaubniß dazu ersuchen. — Die Oberhofmeisterin erhob sich, drehte sich gegen das Oratorium, in welchem sich die Monarchin befand, und wiederholte die Verbeugung und die stumme Anfrage. Hierauf nickte die Kaiserin bejahend, die Oberhofmeisterin überlieferte durch ein eben solches Zeichen die Einwilligung der Mutterstelle vertretenden hohen Frau, die Braut verbeugte sich dankbar, wendete sich dann gegen den Priester und sprach ihr Ja aus.

Nach der Trauung folgte meine Mutter ihrem Gemahl in sein Haus, wo indeß seine Mutter, bei welcher er wohnte, alle Anstalten zur Mittagstafel und Bewirthung der Hochzeitgäste getroffen hatte; — und dann ihrer Zehnr die Führung des ganzen Hauswesens übergab.

Hier begann nun für meine Mutter eine ganz neue Lebensweise, ja sie fand sich eigentlich in einer neuen Welt, nicht blos durch den bedeutenden Unterschied, den die Verheirathung in das Leben jedes Mädchens bringt, sondern hauptsächlich dadurch, daß sie sich plötzlich aus den glänzenden geräuschvollen Räumen eines der ersten Höfe Europas und aus der unmittel-

baren Nähe einer regierenden Monarchin, in die Stille und Dunkelheit einer wohlhabenden, aber im Vergleich mit ihren frühern Gewohnheiten, doch sehr beschränkten Haushaltung versetzt sah. Dennoch scheint dieß so sehr mit den geheimen und lange genährten Wünschen ihres Herzens übereingestimmt zu haben, daß ich sie nicht allein dieser Epoche nie mit Trauer oder düsterer Erinnerung erwähnen hörte, wie man sonst wohl später sich an trübverlebte Stunden erinnert, sondern sie vielmehr mit Freude von dem Zeitpunkte sprach, wo sie endlich einer glänzenden und von Vielen beneideten Sklaverei losward und sich selbst angehören durfte. Es scheint, habe ich eben gesagt, denn ich war natürlicher Weise keine Zeugin jener ersten Jahre der Verheirathung meiner Ältern, indem ich nicht einmal ihr erstes Kind war, und wie ich in die Jahre trat, wo Kinder etwas bemerken und beurtheilen können, umgab meine Ältern schon wieder ein großer Glanz und eine Bemerktheit, welche meiner Mutter, wenn sie unmittelbar auf ihre Vermählung gefolgt wären, den Unterschied zwischen ihrem Hof- und häuslichen Leben weniger hätten fühlen lassen müssen.

Ich erblickte das Licht der Welt in Einem Jahre mit dem merkwürdigsten Manne unserer Zeit, mit Napoleon, und um drei Wochen später als er. Oft hatte mir meine Mutter in frühern Jahren erzählt, daß damals (1769) ein sehr heißer Sommer gewesen und ein Komet am Himmel gestanden habe, den sie in den

warmen Sommernächten, wo ihr beschwerlicher Zustand (sie trug Zwillinge) ihr wenig zu schlafen erlaubte, oft betrachtete. Späterhin erinnerte ich mich dieses Umstandes, und daß dieser Komet, wenn man ja zwischen der Erscheinung dieser himmlischen Körper und unsern irdischen Angelegenheiten einen Zusammenhang annehmen will, gar wohl auf die Geburt jenes furchtbaren Helden gedeutet werden könne. — Meine Mutter hatte, ganz gegen die damalige Sitte der Frauen in ansehnlicheren Familien, beschlossen, ihre Kinder selbst zu nähren und in jedem Sinne ihre Mutterpflichten zu erfüllen. Den ältesten Sohn hatte sie bereits gestillt und sich sehr wohl dabei befunden. Jetzt, wo sie und Jedermann glaubte, daß sie zwei Kinder auf einmal haben würde, hatte sie Lust und fühlte sich stark genug, beide zu nähren. Sie kam stets viel nach Hofe und sah oft ihre kaiserliche Gebieterin, diese aber, die ihre ehemalige Dienerin noch immer mit huldreicher Sorgfalt betrachtete, verbot ihr ausdrücklich, mehr als ein Kind zugleich zu stillen, und so überließ meine Mutter die Wahl, welche ihr schwer gewesen seyn würde, der Vorsicht, indem sie beschloß, das Erstgeborne selbst zu tranken. Das war nun zu meinem Glücke ich, und obwohl ich, wie man mir später erzählte, so klein und schwach auf die Welt kam, daß man, an meinem Leben verzweifelnd, mir die Nothtaufe gab, so gedieh ich doch an meiner Mutter Brust zu einer solchen Fülle von Kraft und Gesundheit, daß ich noch bis jetzt,

bereits eine Siebzigerin, von keiner eigentlichen Krankheit weiß, und nie, selbst nicht im Wochenbette, länger als 6—7 Tage hintereinander im Bette bleiben mußte. Kein chirurgisches Instrument, nicht einmal eine Lancette zum Aderlassen hat meinen Leib berührt, und ich kann, kleine Unpässlichkeiten und eine außerordentliche Reizbarkeit der Nerven und der Organisation überhaupt ausgenommen, welche sich in spätern Jahren offenbarte und mir große Behutsamkeit und Mäßigkeit zur Pflicht macht, sagen, daß ich stets vollkommen gesund war.

Mein Zwillingsbruder, ein starker schöner Knabe, bekam eine Amme und starb noch vor dem ersten Jahre; denn die Amme wurde krank und verschwieg es. Auch mein älterer Bruder muß nicht lange nach meinem Erscheinen im älterlichen Hause gestorben seyn, denn ich erinnere mich seiner durchaus nicht, obwohl mein Bewußtsein in einzelnen Bildern bis an mein drittes Lebensjahr reicht. Damals lebten jene zwei Kinder nicht mehr, aber ein viertes, auch ein Knabe, Franz Eav. mit Namen, wuchs neben mir empor. Ich wußte später, daß er um drei Jahre jünger sei als ich, und ich erinnere mich wohl, ihn noch auf dem Arm der Wärterin gesehen zu haben. Zwei Scenen aus jener frühen Zeit stehen auch noch einzeln vor mir und haben sich wie dämmernde Punkte in einer dunkeln Vergangenheit erhalten. Eines Morgens, es war ein Sonnabend, saß ich in meiner Ältern Schlaf-

Zimmer auf einem Schimmelchen zu meiner Mutter
 Füßen, als mein Vater eintrat und ihr seine Erhebung
 zur Hofrathsstelle ankündigte. Gewiß war dieß Ereig-
 niß meinen Altern sehr wichtig, und die Bewegungen,
 welche es im Hause verursacht haben mag, werden die
 Ursache seyn, warum eine Veränderung unserer Lage,
 mit der ich damals, im 3. bis 4. Lebensjahre, gar keinen
 Begriff verbinden konnte, so bleibenden Eindruck auf
 mich gemacht hat. Das zweite Ereigniß war verschie-
 dener Art. — Ich stand im Zimmer meiner Großmut-
 ter, welche das Haus bewohnte, das an das unsrige
 stieß, und deren Wohnung, weil beide Häuser ihr
 eigenthümlich gehörten, durch eine Kommunikations-
 thüre mit der unsrigen zusammenhing; — da trat der
 Bediente mit erschrockener Miene in das Zimmer der
 alten Frau (ich sehe sein Gesicht noch, er diente meinem
 Vater noch viele Jahre darnach) und erzählte, daß er
 eben von den »ebren Jesuiten« käme: Da sieht es aus!
 rief der alte Jakob, die Aufhebung ist da, die kaiserli-
 chen Kommissarien sind eben gekommen. Diese Nach-
 richt war nun freilich für meine Großmutter, wie für
 sehr viele Menschen in jener Zeit, ein Donnerschlag; sie
 hatte einen Jesuiten zum Weichvater, war überhaupt
 eine sehr fromme Frau und nach den Begriffen jener
 Zeit der Geistlichkeit sehr ergeben. Auch bei dieser Be-
 gebenheit muß das Betragen der Umstehenden den Ein-
 druck auf mich gemacht haben, den eine Nachricht an
 sich nicht hätte hervorbringen können, von deren Wich-

tigkeit ich nichts verstand — und diese Scene wie die vorübergehende meinem Gedächtniß eingeprägt haben.

Ich war ein sehr lebhaftes munteres Kind — oft wurde mir gesagt, daß ich besser zum Knaben getaucht hätte, und ich erinnere mich mancher Ermahnungen, mancher beschämenden Auftritte, wo diese unbeforgte Lebhaftigkeit mich zu Übereilungen hingerissen oder zu einem Betragen getrieben hatte, das für ein Mädchen viel zu wild und entschieden war. Drei Jahre voraus und jene natürliche Unstätigkeit und Heftigkeit gaben mir lange Zeit ein großes Übergewicht über den jüngern und sanftern Bruder. Ich lernte leicht, fasste schnell, hatte ein vortreffliches Gedächtniß, lauter Naturgaben, um die ich kein Verdienst hatte — an welchen ich aber meinen Bruder übertraf, der mit einem, wie es sich später wohl zeigte, viel richtigerm Verstande, eine etwas langsamere Fassungskraft verband. Mir ward jene Leichtigkeit oft schädlich. — Ich lernte höchst ungern. — Auf einem Stuhle sitzen, Nicht geben und mit einerlei Gegenstand mich beschäftigen, das alles waren mir unerträgliche Dinge. So benützte ich jene Fassungskraft und mein gutes Gedächtniß, nahm mein Spielzeug oder ein Märchenbuch mit zur Lektion, hörte, während ich spielte oder las, mit halbem Ohr auf das, was der Lehrer erklärte und fertigte ihn, wenn er mir meine sehr ungehörige Spiellust verweisen oder die Ge-

räthschaften derselben wegnehmen wollte, damit ab, daß ich ihm genau wiederholte, was er so eben gesprochen und auf diese Art meine Lektion doch zu wissen schien. — Freilich war es nur ein Schein und kein rechtes Erkennen, ich hatte es aber einmal dahin gebracht, beim Lernen spielen zu dürfen und ließ mir dieß Vorrecht nicht nehmen. Noch erinnere ich mich eines Verses — des ersten, den ich in meinem Leben gemacht, den meine Ungeduld bei der Lehrstunde mir eingegeben. — — Die Stunde war von 12—1 Uhr, und meine Sehnsucht und Aufmerksamkeit viel mehr auf die Uhr als auf das Lernen gerichtet. — In dieser Stimmung setzte ich mir folgende Reime im Geiste zusammen:

Uhren, Uhren geh' geschwind,
 Mach', daß bald der Sand verrinnt,
 Laß den Sand verrinnen,
 Laß Ein Uhr beginnen,
 Uhren, Uhren geh' geschwind.

Doch nicht bei jedem meiner Lehrer ging dieß muthwillige Spiel an. Ich hatte deren Einige, welche auch sonst noch in der Welt, besonders der literarischen, ausgezeichnet waren, und ich freue mich jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert ungefähr, von diesen Männern sprechen und ihnen meinen Dank bezeigen zu können. Als ich mein sechstes Jahr erreicht hatte, wurde ich, zum Unterricht in der Religion, der Leitung des damaligen Katecheten an der Normalschule, Joseph

Gall *), übergeben, der späterhin Pfarrer, dann Domherr, Oberaufseher der Schulen und endlich im Jahre 1785 Bischof in Linz wurde. Noch jetzt lebt das Andenken dieses, als Mensch, Priester, Pädagog und Kirchenoberhaupt gleich würdigen Mannes, in vielen Herzen, besonders der Oberösterreicher, welche unter seinem Hirtenamte ihre Schulen ungemein verbessert, die Pfarreien mit würdigen Männern besetzt und im ganzen Lande, dessen einzelne Theile der wahrhaft apostolische Bischof abwechselnd jährlich in den Visitationen durchreiste, echte Gottesfurcht und Sittlichkeit verbreitet sahen. Dieser vortreffliche Mann war mein Lehrer in der Religion, zu welchem Unterrichte er späterhin den in der Naturgeschichte und Naturlehre fügte, zwei Zweige der Belehrung, die für ein gottesfürchtiges wie für ein kindliches Gemüth sich gar wohl und erbauend an den Religionsunterricht schließen lassen, was denn Gall auch that. Bei seinen Lektionen war keine Rede von Spielerei, und doch war er nichts weniger als streng, vielmehr heiter, gelassen und überaus gütig gegen seine Untergebenen, denen er bald mit Erzählung interessanter Geschichten oder natürlicher Erscheinungen oder mit dem Geschenke eines nützlichen Buches Freude zu machen und über-

*) Ein ziemlich naher Verwandter und Landsmann des Dr. Gall, des Granelogen.

haupt ihre Liebe und Ehrfurcht in gleichem Grade zu erwerben wußte.

Ein zweiter ebenfalls nicht unberühmter Mann war mein Klaviermeister Steffann, ein Böhme von Geburt, der ebenfalls in dieser Eigenschaft als Klavierlehrer, früher die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen unterrichtet hatte. Steffann komponirte mit Glück, seine drei Sammlungen von deutschen Liedern machten damals (vor 50—52 Jahren) Eroche und brachen dem einfachen deutschen Gesange, so zu sagen, eine neue Bahn. Steffann war ein humoristischer, ganz eigener Mensch, der zu den Wunderlichkeiten, welche bei Künstlern und besonders Musikern gewöhnlich sind, noch einige besondere fügte. Aber er verstand seine Kunst gründlich und hatte einen unerschöpflichen Fond von guter Laune. So imponirte er mir nicht durch sittliche Würde wie Gail, aber er floss mir Achtung ein und wußte durch Güte und Ernst, durch Träse und Verweise meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Mir fiel es nicht ein, zu spielen oder etwas anderes zu thun, so lange die Lektion dauerte, und ich galt auch bald für eine seiner besten Schülerinnen, obgleich Musik eigentlich meinem Geiste nicht zusagte, der sich mehr in klaren Vorstellungen als in unbestimmten Anregungen gefiel und dessen Anlagen und Natur mich von jeher die Malerei der Musik hatten vorziehen lassen.

Ich bekam auch Unterricht im Zeichnen, aber hier war die Wahl meines Lehrers nicht glücklich. Der Mann war unstreitig sehr geschickt in seinem Fache, welches Baukunst und Blumenzeichnung war, Beides aber, besonders das Erste, sprach mich ganz und gar nicht an. Dieses Handhaben des Cirkels und Lineals, diese Unausweichbarkeit der Formen, diese Beschränkung aller Phantasie und Willkühr war meinem überaus unstäten lebhaften Wesen entgegen. Besser freuten mich die Blumen; hier war der Erfindung, der Freiheit zu ändern doch einiger Raum gegönnt; aber mich hätte die Landschaftzeichnung am meisten angezogen, und diese verstand mein Lehrer nicht, und die Anleitung, welche er mir nach Büchern geben wollte, schlug nicht an; denn sie war nicht lebendig und wahr.

Späterhin wurde es mir klar, warum dieser Unterricht und dieser Meister gewählt worden waren. — Meine Ältern und einige verständige Freunde derselben, denen meine zweckmäßige Ausbildung am Herzen lag, fanden, daß mein allzulebhafter und unstäter Geist, so wie meine Phantasie, welche schon die Schwingen zu regen begann, des Raums und Gegengewichts einer ernsten, zu gründlichem Denken und anhaltender Aufmerksamkeit führenden Beschäftigung bedürfe. Jener Lehrer war zugleich auch Professor der Mathematik. Er sollte mich nebst dem Zeichnen nach seiner Art, auch Geometrie lehren; — nicht damit ich einst Mathematik verstehen und damit prunken könne, sondern damit ich

richtig denken, schließen, und die schwärmende Einbildungskraft zügeln lerne. Daß dieser Unterricht nicht nach meinem Geschmacke war, wird man nach dem Vorhergehenden wohl leicht ermessen; indessen war er mir doch heilsam, und erleichterte mir späterhin das Begreifen, so wie das Durchdringen und Ordnen manches schwerer verständlichen Buches oder Vortrags.

Es wird hier passend seyn, etwas von den Freunden, welche das Haus meiner Ältern besuchten, so wie von der innern Einrichtung dieses Hauses und seinen äußeren Verhältnissen zu sagen, weil alles dies unmerklichen aber stäten, und daher bedeutenden Einfluß auf die Bildung und Richtung meines Innern hatte.

Meines Vaters ausgezeichnete Geistesgaben, seine strenge Redlichkeit, sein Eifer, sein unermüdeter Fleiß hatten bald nach seiner Verheirathung die Aufmerksamkeit der Monarchin auf den Gemahl ihrer Vorleserin, der zugleich einer der tüchtigsten Beamten war, gelenkt. Sie erhob ihn zur Stelle eines Hofrathes und geheimen Referendars, schenkte ihm viel Vertrauen, sah ihn oft, ließ sich von ihm in Privataudienzen wichtige Dinge vortragen, und hörte seine Meinung, seinen Rath, zuweilen auch, wenn es die Umstände gebothen, seinen Widerspruch mit Zutrauen und Geduld. Noch besitzen wir in unserer Familie einen Schatz von einzelnen Blättern, auf welchen von meines Vaters Hand Vorträge, Anfragen, Gutachten geschrieben sind, wie er sie der Monarchin vorlegen mußte, und auf welche

sie dann eigenhändig eine Antwort, Entscheidung, Entschlieſung u. ſ. w. ſchrieb. Sie ſtellen ein Verhältniß des Staatsbeamten zu ſeiner Monarchin, und zugleich des innigſtergebenen Dieners und Freundes zu ſeiner huldreichen Fürſtin dar, das eben ſo würdig als zart, eben ſo rührend als erhebend iſt, und wovon ich im Verlauf einige Proben geben werde, welche gewiß dazu beitragen, den Charakter der großen Maria Thereſia in ſeinem ſchönſten Lichte zu zeigen.

Dieſe Gunft der Monarchin verbreitete einen bedeutenden Glanz über unſer Haus, welches durch die (für jene Zeit) beträchtliche Beſoldung eines kaiſerlichen Hofrathes und das eigne Vermögen meines Vaters auf einem ſehr hübschen Fuß eingerichtet war. Damals genoſſen die kaiſerlichen Beamten, welche bei Hofſtellen dienten, noch der ſehr wichtigen Wohlthat der freien oder Hof-Quartiere. So wie mein Vater alſo Hofrath ward, konnte er auch Anſpruch auf eine freie Wohnung machen, da ihm ohnedieß die in ſeinem eigenen oder ſeiner Mutter Haus „im tiefen Graben“ zu klein geworden war. Es war wahrſcheinlich 1775 oder 1776, daß wir die Wohnung, in der meine Geſchwister und ich geboren worden, gegen eine ſtattlichere und viel geräumigere im Hauſe zum großen Chriſtoph vertauſchten, welches jetzt freilich ein ganz anderes Anſehen hat, als damals, wo es, nur Einen Stock hoch, mit eiſernen Gittern vor allen Fenſtern, einem hölzernen Kommunikationsgang im Hofe, einer freien unbedeckten

Treppe u. s. w. im Außern und Innern einer alten Schlossruine ähnlicher sah als einem Wohnhause in Wien. Doch der Zimmer waren viel, sie waren hoch, groß und stattlich, und damals hatte man von vielen Bequemlichkeiten und Bedürfnissen, die jetzt in jeder Wohnung gefordert werden, keinen Begriff. Auch waren die Menschen stärker und gesünder. Luftzug, kalte Gänge, die zu passiren waren, Fenster oder Thüren, die nicht allzu wohl schlossen, hier und da eine feuchte Wand u. s. w. wurden nicht geachtet, und, weil sie keinen schädlichen Einfluß hatten, kaum bemerkt. Ich weiß, daß meine Ältern ganz zufrieden mit ihrer Wohnung waren. Die großen Zimmer, welche Sälen glichen, boten ihnen ein gewünschtes Lokale für die Bildersammlung meines Großvaters und für die zahlreichen Gesellschaften, welche sich in unserm Hause zu versammeln anfangen. Hier wurde ein Theater errichtet, worauf wir Kinder kleine französische Stücke: *Zeneïde ou la sée* und *L'isle déserte*, nebst einer kleinen deutschen Idylle aufführten, welche Herr von Ratschky (wenn ich nicht irre) nach dem Programm des niedlichen Merveille'schen Balletes: *Blanc et rose* geschrieben. In allen diesen Stücken wurden mir die muntern muthwilligen Rollen zugetheilt; — es war mir damals nicht möglich, tiefe oder warme Empfindung zu zeigen, so wenig als später, als wir dreizehn, vierzehn Jahre darauf ebenfalls diese Art geselliger Unterhaltung versuchten.

Auch große Musiken wurden gegeben, und obwohl ich ein ganz winziges Geschöpf von etwa 7 — 8 Jahren war, ließ mein Vater mich doch kleine Concerte, die mein Claviermeister Steffann eigens für mich componirte, mit vollem Orchester produciren. Natürlich wurde das Kind, die Tochter vom Hause, beklatscht, belobt, bewundert, und ich hielt mich bald für eine bedeutende Künstlerin.

Um diese Zeit erregte eine Erscheinung, welche sich auch später, und in unsern Tagen oft wiederholt hat, das erstemal ungeheures Aufsehen in Wien. Es war dieß der Magnetismus, oder eigentlich Mesmerismus; denn Dr. Mesmer war es, der, damals ein schöner, kräftiger, junger Mann (die meisten Magnetiseure, die ich kennen gelernt, vereinten diese Eigenschaften) seine Kunst durch die Wiederherstellung des Augenlichts bei dem blinden Fräulein von Paradis zeigen wollte. Fräulein Therese von Paradis war damals ein Mädchen von 17—18 Jahren, nicht hübsch, aber voll Geist, Herzensgüte und Talent, besonders für Musik, was denn, mit ihrem Unglück zusammengenommen, ihr eine sehr anziehende Persönlichkeit gab, und ihr auch noch in späteren Jahren die Achtung und Liebe aller Derjenigen erwarb, welche zu dem engeren Kreise ihrer Freunde gehörten, und unter welche auch ich mich zählen durfte.

Damals war ich ein Kind, und auf keine Weise ihrer Bemerkung werth; auch lernte ich sie erst später,

als jene Geschichten schon vorüber waren, persönlich kennen; aber ich erinnere mich wohl der überaus lebhaften Debatten, welche jeden Abend im Cirkel meiner Ältern, wo sich viele geistreiche gelehrte Männer und gebildete Frauen versammelten, über diesen Gegenstand gehalten wurden. Die Gesellschaft theilte sich in Gläubige und Ungläubige. Zu den Ersten gehörten hauptsächlich die Landsleute Mesmer's (Schwaben) und jene Personen, welche, damals wie jetzt, ihrer Phantasie gern viel Spielraum gönnten, und sich lieber von dem Neuen und Ungewöhnlichen fortreißen ließen, als es untersuchten und prüften. Zu den Zweiten zählte man viele gebildete Personen und einige Gelehrte und Professoren, namentlich von Well und Jacquin (Vater; der Sohn, der später rühmlich in dessen Fußstapfen trat, war damals ein Knabe, nur um ein Paar Jahre älter als ich), und meine Ältern. Vor Allen erklärte sich meine Mutter, deren scharfsichtiger Geist so wie ihre Achtung vor der Wahrheit, sie schon a priori jedem Unklärlichen, Geheimnißvollen abgeneigt machten, stets laut dagegen, und wollte diese Heilung, welche die andere Partei als schon entschieden annahm, nicht eher als möglich zugeben, bis sie nicht selbst sich überzeugt hätte, daß das Fräulein sehe. Sie fuhr also mit einem Anhänger der glaubenden Partei selbst in die Gartenwohnung, in welcher damals die Familie Paradies lebte, und Mesmer, der ebenfalls daselbst wohnte, noch verschiedene andere Kranke in der Kur hatte. Mein Vater begab

sich an einem andern Tage dahin. Diese magnetische Behandlung des blinden Fräulein war das allgemeine Stadtgespräch, und ganz fremde Menschen suchten Zutritt in dem Hause, um sich von dem Wunder zu überzeugen, daß eine Person, welche seit ihrem zweiten oder dritten Lebensjahre, in Folge der zweckwidrigen Behandlung eines Hautübels, das Augenlicht verloren hatte, dies jetzt, nach so vielen Jahren, durch magnetische Einwirkungen wieder erhalten sollte haben. Aber weder mein Vater noch meine Mutter kamen gläubiger von diesen Besuchen zurück. — Beide konnten sich nicht überzeugen, daß Fräulein Paradies wirklich sehe, so manche Probe, so manches Kunststückchen ihr Magnetiseur und Freund sie auch machen ließ; und der Erfolg bestätigte meiner Ältern Wahrnehmungen. Nach einigen Wochen fielen sehr unangenehme Scenen zwischen Mesmer und der Familie Paradies vor, welche damit endigten, daß der Erste sie und bald auch Wien verließ, um in Paris seine magnetischen Kuren fortzusetzen, und noch viel mehr Aufsehen und Anhänger zu machen, als in Wien; die unglückliche Blinde aber in dem Zustande blieb, in welchem sie vor der Kur gewesen.

Bald nach dieser Geschichte wurde ein Mann in meiner Ältern Hause eingeführt, der bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung und Richtung meines Geistes nahm — Herr L. L. Haschka, ein damals sehr junger, und so viel ich mich erinnere, liebenswürdiger Mann, der nun seit ein Paar Jahren bei der Aufhebung des

Jesuitenordens, dessen Mitglied er gewesen, wieder in die Welt getreten, und den geistlichen Stand, da er keine Profess abgelegt, völlig verlassen hatte. Mit ihm zogen, möchte ich sagen, die Musen in unser Haus, und meines Vaters Liebe für die schöne. Kunst kam jener Richtung, welche Haschka in sich trug, gern entgegen. Meine Mutter liebte zwar die Poesie durchaus nicht, aber sie hörte doch gern gute Gedichte lesen, und erfreute sich daran, wenn Haschka, und auch später andere Musensohne Wiens, die nach und nach mit uns bekannt wurden, ihre Werke bei uns lasen. Haschka bemerkte bald meine günstigen Geistesanlagen, er fing an, sich mit mir abzugeben, er ließ mich Vellert'sche Fabeln auswendig lernen (Declamiren war damals nicht Mode), ich durfte zuhören, wenn neue bedeutende Sachen gelesen wurden. Ich fing bereits damals an, die Empfindungen, von denen ich mich entweder wirklich beseelt fühlte, oder die ich nach Willkühr in mir hervorzurufen versuchte, zu Papier zu bringen, und, freilich ohne eigentlichen Begriff von Versen, Rhythmus und Form, so eine Art von Rhapsodie zu schreiben*). Ich weiß, daß das Eine dieser Blätter mit den Worten begann: „Die Tage sind dahin, an denen ich mich freute,“ wie denn überhaupt eine Art von elegischem Gefühl mich, trotz meiner sehr glücklichen Lage

*) Jene oben Seite 38 angeführten Verse wurden einige Jahre später gemacht.

und munteren Stimmung, in einzelnen Augenblicken zuweilen übermannte, und mich eine vergangene, schönere Zeit, die meist nur in meiner Einbildung existirt hatte, beklagen ließ. Vermuthlich war es die kindische Freiheit und Zwangslosigkeit meiner ersten Jahre, welche im Vergleich mit den nun beginnenden ernstern Beschäftigungen des Lernens, Arbeitens und einer strengen Aufsicht, mir wie ein goldenes Zeitalter erschien, und mir meine Gegenwart in düsterem Lichte zeigte.

Im Herbst 1777 starb meine Großmutter, die lange gekränkelt hatte, wie sie denn überhaupt eine traurige Existenz hatte, und durch einen schlecht geheilten Weinbruch gelähmt, seit vielen Jahren ihr Leben zwischen ihrem Bett und ihrem Kanapé theilte. Sie besaß auch deßhalb eine Hauskapelle, in welcher Messe für sie gelesen werden durfte, und eine Cousine meines Vaters, ein bejahrtes unverheirathetes Fräulein, lebte bei ihr und pflegte ihrer. Bei dieser Großmutter und dieser Tante blühten uns Kindern sehr schöne Stunden; denn hier durften wir uns Manches erlauben, was meine Ältern mit Fug und Recht nicht duldeten, und hier erhielten wir auch allerlei Näscherien, die eben zu Hause uns mit eben so viel Recht nicht gegeben wurden. Den Grund dieses Verbotes einzusehen, waren wir viel zu jung, ich sieben, der Bruder vier Jahre alt, und wenn wir gleich zu Hause uns nichts weniger als unzufrieden fühlten, behagte uns doch jene größere Zwangslosigkeit, die Süßigkeiten, das Spielzeug, welches wir geschenkt

erhielten, gar sehr. Diese Großmutter verstand auch Latein, die Tante machte (in größter Stille, denn sie schämte sich dessen) gar nicht schlechte Verse für jene Zeit, und hatte ein paar Trauerspiele in ehrenfesten Alexandrinern in ihrem geheimsten Schranke liegen, die in spätern Jahren, als sie mit großem Vergnügen in ihrer Nichte ein poetisches Talent wahrnahm, nur ich allein, und unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu sehen bekam.

Diese gute, freundliche Großmutter war nun todt, die Tante bezog unser Haus, und meine Ältern verließen nun auch die Wohnung beim großen Christoph, und erhielten eine sehr schöne und äußerst geräumige in einem Hause „am Graben,“ in welchem sich auch eine Hauskapelle befand. Hier, wo eine Enfilade von vier bis fünf Zimmern bloß zum Empfange von Gesellschaften bestimmt war, und noch viele andere Gemächer zur Bewohnung der zahlreichen Hausgenossen vorhanden waren, erweiterte sich unser häusliches Leben sehr. Meine Ältern boten jenem Herrn Haschka, der von seinem ersten Eintritt ins Haus sich als eine bedeutende und angenehme Erscheinung gezeigt hatte, Quartier in ihrer Wohnung an; es wurde für meinen Bruder ein Hofmeister und für mich ein Mädchen angenommen, das aus gutem Hause aber arm, und einige Jahre älter als ich, mir zur Gespielin und gewissermaßen zur Aufseherin bestellt war. Wir hatten viele Domestiken, Equipage, Reitpferde, eine nach damaligen Begriffen

elegante Wohnung, täglich Abends zahlreiche Gesellschaft, sehr oft Gäste zu Mittag, und meist ein paar Freunde zum Souper.

So gestaltete sich unser Leben glänzend und angenehm. Vielleicht bestand aber die größte Annehmlichkeit desselben (wenigstens dünkt es mich jetzt so) in dem Umstande, daß die höhere Geistesbildung meiner Ältern, welche sie vor den Meisten ihrer Standesgenossen auszeichnete, ihnen den Umgang mit geistreichen, gebildeten und sogar gelehrten Personen wünschenswerth, ja zum Bedürfnisse gemacht hatte. Mein Vater mahlte sehr hübsch in Pastell, er dichtete artige Lieder, welche damals (vor 70 — 80 Jahren) mit gefälliger Musikbegleitung allgemein bekannt und gesungen wurden. Eins derselben erhielt eine besondere Celebrität, es sang also an:

Als in jüngstvergang'nem Jahr
Leipzigs Ostermesse war,
Hatte in des Marktes Mitte
Amer eine Krämerhütte,
Und bot freundlich Jedermann
Herzen zu verkaufen an; u. s. w.

Überdies liebte und trieb er Musik mit großem Eifer, und fand bei vielen und wichtigen Geschäften doch immer noch Zeit für die Erholungen, welche die schönen Künste ihm boten.

Meine Mutter, im Gegensatz von ihm, oder um den Kreis der Bildung, der sich in unserm Hause fand,

zu vervollständigen, hatte einen ausschließenden Hang zu ernstern Wissenschaften. Sie verachtete, möchte ich beinahe sagen, Dichtkunst und überhaupt schöne Künste, sie hielt blutwenig von der Geschichte, die ihr zu wenig ausgemachte und unzweifelhafte Wahrheit bot. Sie strebte nur nach dieser, wollte nur diese finden, hören und ihr folgen. Gewiß ein edles Streben, nur leider! daß es dem Menschengeniste in seinen irdischen Beschränkungen so ganz und gar nicht möglich ist, außer der Mathematik sich irgend einer unbestrittenen Wahrheit zu versichern, und endlich doch Alles auf's Glauben und Dafürhalten hinaus läuft! Dieser Geistesrichtung gemäß interessirte sich meine Mutter für Naturgeschichte, Naturlehre, sogar Astronomie, welche leptere Wissenschaft für sie großen Reiz hatte, und endlich für Untersuchungen in einem Fache, das gewiß wenig Männer, und vielleicht außer ihr noch nie eine Frau beschäftigt hat. Sie strebte nämlich, durch die Bekanntschaft mit den Religionen und Mythen aller alten und neuen Völker, mit den Traditionen, den Geschichten der Vorwelt, den Mysterien, Tempelgebräuchen u. s. w. zur ursprünglichen und höchsten Erkenntniß in Rücksicht der Gottheit, unseres Verhältnisses zu ihr, der Geologie und Kosmogonie zu gelangen. Zu diesem Behufe las und excerpirte sie eine Menge Bücher in allen Sprachen, und ich besitze noch mehrere Blätter, auf welchen sie einige Andeutungen der Resultate ihrer Forschungen aufgezeichnet hat. Das männliche

Geschlecht kam bei allen diesen Untersuchungen nicht zum Besten weg, und meine Mutter war sehr geneigt (wie ich später hörte, als ich im Stande war, solche Begriffe zu fassen, und ihr oft Bücher vorlas, welche in diesem Sinne geschrieben waren, z. B. *Sur les droits des femmes, par Mme. de Wolstonecraft*) das System aufzustellen, daß die Frauen ursprünglich von der Natur und Vorsicht zur Herrschaft bestimmt seien, und dieses Vorrecht durch eine Art von Usurpation des männlichen Geschlechtes, welches uns an physischen Kräften übertrifft, verloren habe. Doch das ist eine Abschweifung, welche eigentlich nicht hieher, sondern in die spätere Zeit meiner aufblühenden Jugend gehört; aber sie floß zu natürlich aus dem Vorhergesagten, um ganz unterdrückt zu werden, und ich werde mich nur später darauf berufen.

Ich kehre zu dem Puncte zurück, auf dem sich unser Haus in den Jahren 1777, 78, 79 befand. Haschka, der durch seinen lebendigen Geist, durch sein Dichtertalent, durch seine Rechtlichkeit und echte Freundschaft, wohl aber auch durch ein Betragen, das ich jetzt, nach 50 Jahren darüber nachdenkend, fordernd und um sich greifend nennen möchte, mit jedem Tage mehr Ansehen und Gewicht in unserer Familie bekam, führte nach und nach die damaligen Schöngeister von Wien bei uns ein. Alxinger, sein treuester Freund, wurde bald eben dieß für meine Ältern, und war täglich bei uns; Leon (ebenfalls Dich-

ter und später Custos der k. k. Bibliothek) ward durch Haschka als Hofmeister meines Bruders ins Haus gebracht. Durch diese Beiden lernten wir Katschky, Denis, Mastalier, Blumauer u. s. w. kennen, und durch die Professoren Wall (den Botaniker und Naturforscher) Jacquin, Abbé Eckhel, Sonnenfels, Sperges, Maffei (lauter Namen, welche die Literaturgeschichte Oesterreichs mit Achtung nennt) wurden auch die ernstern Wissenschaften in unsern Kreis gezogen.

Mein Geist war lebhaft, meine Phantasie beweglich. Die schönen Künste lebten und herrschten in unserm Hause, Dichter umgaben uns beständig, Musiker, Maler von einiger Bedeutung, welche nach Wien kamen, ließen so wie Gelehrte anderer Art, sich bei meinen Ältern einführen, deren Haus vor vielen der Hauptstadt sich auszeichnete. Alles, was von neuen Dichterwerken im In- und Auslande erschien, wurde sogleich bei uns bekannt, gelesen, besprochen. Herr v. Leon, unser Hofmeister, damals ein junger Mann von 23—24 Jahren, fand Vergnügen an der lebhaftesten Weise, womit mein Geist Alles auffasste, was Dichtung hieß, so z. B. die Bürger'schen Romanzen, die ich bald auswendig wußte. Wenn ich gut gelernt hatte, las er mir zur Belohnung eine Scene aus Götz von Berlichingen, ein Stück aus Werther, Woldemar, oder einer andern Dichtung vor; und ich kannte diese Bücher, wußte Manches davon auswendig, ehe ich im Stande

war, ihren Werth auch nur im Geringsten zu fassen und zu beurtheilen. Ob dieß wohl klug gehandelt war bei einem Kinde, dessen Phantasie ohnedieß zu lebhaftes Sprünge machte, will ich dahingestellt seyn lassen; es diente aber, nebst den Einwirkungen, welche von allen Seiten auf mich eindrangen, sehr dazu, den Keim zur Dichtung, der in mir lag, zu erwecken. Ich versuchte mit zehn Jahren, einige gereimte Zeilen zusammen zu setzen (denn mit einem bessern Namen verdienen so rohe Anfänge nicht genannt zu werden), und so entstand mein erstes Liedchen, auf dessen erste Zeilen ich mich noch besinne:

Wie lieblich ist der Morgen,
Wie schön ist's auf der Flur!
Es schwinden alle Sorgen,
Die Freude lächelt nur. u. s. w.

Daß dieß nichts als Reminiscenzen aus der Unzahl von gelesenen und gehörten Gedichten waren, die täglich und stündlich in meinem Kopfe spuckten, ist klar, und wenn wir die ersten Versuche so mancher, besonders der sogenannten „Naturdichter“ betrachten, die denn auch auf gewisse Weise noch Kinder sind, wie ich es war, so wird sich finden, daß ihr Dichterberuf, so wie meiner damals, wohl in weiter nichts als einer glücklichen Combinationsgabe und gutem Gedächtnisse besteht. Indessen — mein Liedchen wurde angehört, gelobt, bewundert und sogar in Musik gesetzt. Was geschieht nicht von Seiten der Freunde und Bekannten

für die Kinder eines verehrten und ansehnlichen Hauses! Das sollten sich Manche gegenwärtig halten, die, von den Lobsprüchen der Haus- und Tischfreunde irreführt, so leicht dahin gebracht werden, in den Äußerungen und Leistungen ihrer Sproßlinge etwas Außerordentliches zu sehen.

So schwach diese Versuche waren, so dienten sie doch, verbunden mit meinem lebhaften Geiste und meinem unvergleichlichen Gedächtnisse, dazu, die Aufmerksamkeit der Männer von Bildung und Wissenschaft, die das Haus meiner Ältern oft besuchten, vor Allen die unsers Hausgenossen Haschka auf mich zu lenken. Er fand es der Mühe werth, sich mit dem Kinde, das Etwas zu werden versprach, abzugeben; er bestimmte täglich eine gewisse Zeit, wo ich auf sein Zimmer kommen mußte, und wo er mir, so wie meinem Bruder, Unterricht in den Regeln der deutschen Sprache gab — damals noch aus Gottsched's Grammatik; denn Adelung war noch nicht erschienen.

Hier aber stößt meine Erinnerung auf einen dunkeln Fleck in der Entwicklung meines Selbsts, auf einen häßlichen Zug des Übermuthes und liebloser Eitelkeit. Ich könnte ihn verschweigen, denn er ist zum Glück auf keine Weise mit in die weiteren Fortschritte meiner Bildung verflochten; aber ich würde unwahr zu seyn, und diesen Bekenntnissen einen Theil ihres Werthes für unbefangene Seelen, die auch aus Fehlern Anderer lernen können, zu entziehen glauben, wenn ich

den meinigen nicht gestände, da ich doch auch Einiges zu meiner Entschuldigung anführen kann.

Ich glaube schon einmal berührt zu haben, daß mein Bruder, der um drei Jahre jünger war als ich, von der Natur zwar, wie es sich später zeigte, einen sehr scharfen richtigen Verstand, aber kein so schnelles Auffassungsvermögen erhalten hatte, als ich. Auch sein Gedächtniß war nicht so hervorstechend, und eine gewisse Langsamkeit in geistigen und körperlichen Bewegungen, verbunden mit einer nicht ganz deutlichen Aussprache, machten ihm das Lernen schwer und daher oft unangenehm. Die Lehrer, die wir (das Zeichnen und Clavierspielen ausgenommen) gemeinschaftlich hatten, waren daher stets mit mir viel besser zufrieden, obgleich sie, wenn sie sich die Mühe genommen hätten, etwas tiefer zu untersuchen, manchesmal gefunden haben würden, daß eben jene große Leichtigkeit der Auffassung mein Erlernen oft oberflächlich und vergänglich machte. Indessen, ich glänzte, ich ward vorgezogen, als Weisheit aufgestellt, und — ich übernahm mich, was eine natürliche Folge davon war. Man wollte meines Bruders trägen Geist aufstacheln, ihn zur Nachahmung reizen, und wenig fehlte, man hätte mein Herz verdorben. Ich hielt mich für viel was Vorzüglicheres als meinen Bruder, ich erlaubte mir, ihn zu bespötteln, zu necken, lächerlich zu machen, und diese Bestrebungen eines eitlen lebhaften Kindes wurden leider nicht streng und strafend gerügt, wie ich mich wohl erinnere.

Noch weiß ich nicht, wodurch ich so viel Gnade vor Gott gefunden, daß er mich nicht tiefer fallen, und mich sogar die fortgesetzte Liebe dieses von mir nicht immer schweesterlich behandelten Bruders nicht verlieren ließ. Es ist wohl dieß der größte Beweis von der Treulichkeit des schönen Herzens dieses theuern und unvergesslichen Bruders, daß keine Art Widerwille oder Bitterkeit gegen die stets vorgezogene und über ihn erhobene Schwester, die noch dazu sich dieses Vorzugs nur zu sehr bewußt war, sich in diesem Herzen festsetzte, und eine innige Geschwisterliebe uns bis an seinen Tod verband.

Eine feste Stütze hatte dieser Bruder im Hause an jener Tante, der Cousine meines Vaters, welche seit dem Tode der Großmutter bei uns lebte, und auch auf mich eine bleibende Einwirkung anderer — eigentlich poetischerer Art übte. Geliebt ward ich nicht sehr von ihr, wenigstens dazumal nicht; denn sie sah in mir den Gegenstand, um dessentwillen ihr Liebling Taver zurückgesetzt wurde; aber sie war mir gut als dem Kinde ihres theuern Verwandten, meines Vaters, und da sie viel zu billig und gutmüthig war, um unter Geschwistern einen gehässigen Unterschied zu machen, so genoß ich manche Freude mit, und erhielt manches werthe Geschenk von ihr, weil sie eben ihren Liebling, meinen Bruder, damit erfreuen wollte. Aber diese Vorliebe meiner Tante für den Knaben, den Ältern und Lehrer mit großer Strenge behandeln zu müssen glaub-

ten, und die daraus entspringenden Mißverhältnisse veranlaßten öfters unangenehme Scenen im Innern unserer Familie.

Während sich die Dinge auf solche Art im häuslichen Zusammenseyn gestalteten, ging das äußere glänzende Leben seinen Gang fort. Jeden Abend war Gesellschaft. Angesehene Beamte mit ihren Familien, Cavalieri, einige Damen, Gelehrte und Künstler besuchten unser Haus. — Aber eben diese Auszeichnungen, die sichtbare Gunst der Monarchin, welche mein Vater genoß, der glänzende Fuß, auf dem unser Haus eingerichtet war, die Menge der Besucher desselben, erregten Affecten, Mißgunst, Feinde. Von vielen Seiten standen sie gegen meinen Vater auf; Vieles wurde versucht, um ihm die Gnade der Kaiserin zu rauben; aber seine unerschütterliche Treue und Redlichkeit bestanden alle diese Proben. Die Monarchin verkannte den Werth seiner Dienste nie, und bis an ihren Tod währte das Vertrauen und die, ich möchte sagen freundschaftliche Zuneigung, die sie ihm so wie meiner Mutter schenkte, und für welche wir noch in jenen Blättern, von denen ich oben sprach, rührende Beweise, von ihrer Hand geschrieben, besitzen.

Meine Mutter besuchte den Hof oft. Ihre Stellung in der Welt erlaubte ihr zwar nicht, in den Kreisen des Adels und bei jenen Gelegenheiten zu erscheinen, wann dieser sich um die Monarchin versammelte, und nur Einmal im Jahre, am Neujahrstage, war es damals

den Frauen der höhern Staatsdiener erlaubt, sich zum Handkuffe bei der Kaiserin einzufinden. Das unterließ denn meine Mutter nie, und noch sehe ich das Kleid vor mir, von schwerem weißen Seidenstoff, mit bunten und goldenen Blumen reich durchwirkt und mit goldenem Besatz verschönert, das sie an solchen Tagen trug. Aber sie fuhr oft in die Burg, nach Schönbrunn oder Larenburg, um in der Kammer, wie man es nennt, der Monarchin aufzuwarten, und bei diesen Besuchen nahm sie uns, ihre Kinder, öfters mit. So sah ich denn den glänzenden Hof der regierenden Frau, sie und viele ihrer schönen Kinder, die damaligen Erzherzoge Max und Ferdinand, die Erzherzoginnen Marianne, Christine, Elisabeth u. s. w. oft. Lebhaft steht die Gestalt der großen Frau vor mir, die trotz ihres vorgerückten Alters und ihrer durch die Blattern damals ganz zerstörten Schönheit, eine Majestät mit Huld und Freundlichkeit verbunden besaß, welche unwiderstehlich anzog. Wie manchesmal redete sie freundlich zu mir, ließ sich herab, mir Spielzeug zu schenken und dessen Gebrauch zu zeigen. In Larenburg und wohl auch in ihren andern Schlössern hatte sie, da ihr das Treppensteigen sehr beschwerlich zu werden anfang, sich eine Maschine machen lassen, welche in einem Kanapé bestand, auf dem sitzend sie mittelst eines leichten Mechanismus in das obere Stockwerk hinaufgehoben oder in das untere hinabgelassen werden konnte. Höchst wunderbar und unterhaltend war es mir, wenn sie zuweilen sich

mit meiner Mutter auf eines jener Sopha's setzte, mich zwischen ihnen Beiden stehen hieß, und ich mich nun wie durch Geisterhände emporgehoben und in ein anderes Zimmer versetzt fand. Noch jetzt, nach mehr als 30 Jahren erscheinen jene Bilder, die Gestalten jener fürstlichen Personen, vor Allen die Gestalt der huldvollen großen Kaiserin mir hell und deutlich. Ich wollte die Zimmer, in die ich damals oft geführt wurde, noch finden, und den ganzen silbergrauen Aufputz ihres einsamen Witwengemaches beschreiben. Hier saß sie einmal, nach einer glänzenden Schlittenfahrt, welche meine Mutter auch in den Zimmern der Kaiserin mit angesehen hatte, Knötchen schürzend (ihre gewöhnliche Handarbeit, welche dann zur Verzierung von Kirchenornaten verwendet wurden), am Fenster, und ich befand mich allein in der Stube bei ihr. Da rief sie mich und gab mir einen Auftrag an Eine ihrer Kammerdienerinnen im vordersten Zimmer. Ich — ein Kind von 8 — 9 Jahren, eilte denn geschäftig hinaus, sehr geehrt durch den Auftrag, glitschte aber auf dem Parket aus, und fiel im vordersten Zimmer der Länge nach hin. Sogleich schickte die gütige Monarchin ihre Kammerfrau, um zu sehen, ob mir nichts widerfahren wäre, ließ mich zu sich hineinführen, befragte mich selbst, und da das ganze geschehene Unglück in einem zerbrochenen Fächer bestand, den ich in der Hand gehabt hatte, schien sie sehr erfreut, und schenkte mir einen andern, den

ich noch als Andenken jenes kleinen Vorfalls und der Huld Maria Theresia's heilig verehere.

Allmählig aber kamen auch trübere Stunden und mancherlei Verdrießlichkeiten, ja endlich manches Unglück. Unser Hausstand war durch die Tante, Herrn Holska, einen Hofmeister und meine Gesellschafterin vermehrt. Wie wahr ist das, was in den — mir übrigen gar nicht zusagenden — Wahlverwandschaften Charlotte darüber sagt: wenn wir Andere in unser Haus, an unsern Tisch nehmen, unser Leben mit ihnen gemeinschaftlich verbringen sollen! Mögen es noch so gute Menschen seyn — jene vier Personen waren es sicher, vor Allen die gute Tante — aber es sind Andere als wir, sie haben andere Ansichten, andere Gewohnheiten, andern Geschmack. — Sollen sie dieß Alles nicht uns zum Opfer bringen, und sich ganz verläugern, so müssen wir von den unfrigen abhandeln lassen, wir müssen, ihre Individualität erkennend, und wie billig ehrend, die unfrige beschränken; — das thut Niemand gern, und so bringt ein solches Zusammenleben selten allen Theilen Freude. Auch bei uns erzeugten sich einige Mißthöne, ich bemerkte wohl hier und da Etwas, aber ich war zu sehr Kind, um darauf zu achten. Wichtigter war mir die Erscheinung eines Schwesterchens, das nach dem ersten Winter, welchen wir in jener Wohnung am Graben verlebten, das Licht der Welt erblickte. Es war ein bildschönes Kind, das einer unsrer werthen Hausfreunde zur Taufe hieß, und das den Namen

einer innigen Freundin und Verwandten meiner Ältern, einer Frau von H^{oo}, welche sich Rosine nannte, erhielt. Meine Mutter nährte das Kind selbst, es gedieh trefflich, und es ward beschlossen, daß es so wie mein Bruder im Frühling des nächsten Jahres zu Heggendorf im k. k. Lustschlosse geimpft werden sollte.

Die Blatternimpfung war damals, in den Siebenziger Jahren des vorigen Säculums, so neu, so allgemein anregend, aber im Anfange auch von Vielen so gefürchtet und verdächtigt, wie dreißig Jahre später die Vaccine.

Die Kaiserin, überzeugt von der Nützlichkeit dieser Methode, suchte durch Befehl, Ermahnung und Beispiel ihr überall Eingang zu verschaffen. Sie etablirte in einem ihrer Lustschlösser, zu Heggendorf in der Nähe von Schönbrunn, eine solche Anstalt, in welcher jeden Frühling mehrere Familien des Adels und angesehenen Mittelstandes aufgenommen und sämmtlich auf kaiserliche Kosten bewirthet wurden, wenn sie sich entschlossen, ihre Kinder daselbst von den kaiserlichen Leibärzten impfen zu lassen. Man kann denken, wie gern und häufig sich Ältern fanden, die um diese Vergünstigung nachsuchten, ihre Kinder vor dem gefährlichsten Feind, dem Blattern, auf eine so ehrenvolle als angenehme Art zu sichern; denn so wie ich in meiner Kindheit oft vernahm, gleich jener Impffséjour in Heggendorf einem fröhlichen Badeaufenthalt, wo mehrere, sonst sich fremde Familien, in einem angenehmen Local auf dem Lande

versammelt, in wechselnden Zerstreungen und Unterhaltungen lebten. Weinade täglich fuhr die Monarchin von Schönbrunn hinüber, um nach dem Fortgang ihrer Anstalt zu sehen. Sie veranstaltete kleine Feste für die Kinderchen, Lotterien, Spiele u. s. w., kurz, sie sorgte als allgemeine Mutter auch für Alle.

Den Winter nun vor dem Frühling, wo jene Anweisung meiner jüngern Geschwister stattfinden sollte, (ich selbst hatte bereits an der Mutter Brust natürlich und glücklich geblattet) erkrankten diese plötzlich; — es zeigten sich die Blattern und zwar von der bösesten Art. Mein Bruder, damals ein bildschönes Kind von vier bis fünf Jahren, war lange in Lebensgefahr, er sah kaum, durch Geschwulst und Blasen entstellt, einem Menschen gleich; und meine Mutter, die ihn mit der größten Sorge pflegte, stand unnennbare Angst um ihn aus. Das jüngere Schwesterchen aber starb, und als der Knabe sich zu erholen anfang, lag Jene im Sarge. Dieß war für meine Ältern eine sehr traurige Zeit. Die gütige Kaiserin nahm auch hier warmen und tröstenden Antheil an den Leiden meiner Ältern. Wir besitzen noch unter jenen schon erwähnten Blättern eines, worauf, nachdem mein Vater ihr den Tod dieses Kindes gemeldet, sie ihm Folgendes schriftlich erwiedert:

»ich empfinde beider Ältern Schmerz, wie glücklich
»ist die Kleine, hat ihre Carrière bald gemacht in un-
»schuld. Von dem muß man sich occupiren, nicht
»von dem Verlust; was haben wir mit unserm langen

„Leben vor Ruß und Freud, was für Verantwortung?
 „da ist zu zittern. Gott erhalte ihm seinen Klei-
 „nen.“ *)

Diese trübe Zeit verging denn auch. Meiner Ältern Schmerz beruhigte sich allmählig. Bruder Taver war vollkommen genesen, und obwohl seine hübschen Züge zerstört waren, so daß wer ihn früher gesehen, ihn jetzt kaum mehr erkennen konnte, war seine Gesundheit doch weiter nicht erschüttert. Er gedieh, so wie ich, recht fröhlich; Schwester Rosine war ein Engel im Himmel. Unsere Lernstunden gingen wieder den gewohnten Gang, und eben so die Lebensweise meiner Ältern. Der kleine Preußienkrieg — der Z w e t s c h k e n r u m m e l vom Volke genannt — der sich in dieser Zeit, 1778 — 79 erhob, hatte so wie auf das allgemeine, so auch auf das innere Leben unserer Mitbürger keinen sichtbaren Einfluß. Aber die Gesinnungen des Thronfolgers, Kaisers Joseph's, die in Vielem von denen seiner Mutter verschieden waren, schienen damals immer deutlicher hervorgetreten zu seyn, und manches Mißverständniß, manche Unzufriedenheit zwischen Mutter und Sohn erzeugt zu haben. Es war eben die alte und neue Zeit, die sich hier grell und stark von einander trennten, und so wie sie einander nicht begreifen konnten, konnte auch keine Vereinigung zwischen ihnen stattfinden. Mein Vater kannte dieß Alles sehr genau, und in jenen Blät-

*) In der Schreibweise des Originals.
 Pläher's Memoiren.

tern liegt mancher Beleg dazu, wenn die lebens- und arbeitsmüde fromme Herrscherin selbst davon spricht, daß sie das nicht mehr sei, was sie gewesen, und daß ihr Wort, ihr Wille nicht mehr gelte wie früher.

Noch ein Jahr verging auf diese Weise. Mein Geist entwickelte sich allmählig, und so wie er sich selbst und seine Umgebungen besser zu verstehen anfang, übte Phantasie und Dichtkunst mehr Macht über denselben. Ich hatte hin und wieder einen Roman, ein Schauspiel zu lesen bekommen. Ich schrieb nun selber eins oder zwei, die jedes ungefähr einen Bogen stark, barer Unsinn waren, wie ich mich noch erinnere; aber genug, ich fühlte den Drang, Etwas zu dichten und meine Gedanken zu Papier zu bringen. Haschka ließ mich viele Gedichte auswendig lernen, mein Kopf war voll Verse, Bilder, Reime; — und aus dieser aufgehäuften Masse fremden Gutes entwickelte sich da und dort etwas Eigenes, so zum Beispiel ein Jahr später ein kleines Gedicht auf die Wiedergenesung einer Gespielin, jenes Mädchens, das meine Ältern mir zur Gesellschafterin gegeben hatten, welches Gedicht die Herren Poeten, die unser Haus besuchten, aus Rücksicht für meine Ältern — denn das Zeug verdiente die Ehre nicht — in einen Wiener Musenalmanach aufnahmen. Nun war also mein Name schon gedruckt, obgleich ich kaum zwölf Jahre zählte. Doch ich kehre zum Faden der Erzählung zurück.

Im Herbst 1780 fing die Kaiserin an, viele Beschwerden von einem heftigen Husten zu fühlen. Die

Ärzte machten bedenkliche Mienen; — man glaubte die reißenden Fortschritte einer längstbegonnenen Brustwassersucht zu erkennen, welche der Monarchin schon seit vieler Zeit das Treppensteigen, Athemholen u. s. w. beschwerlich gemacht hatten. Die Stadt wurde bestürzt, in allen Familien regten sich, je nachdem ihre Stellung zum Hofe oder dem öffentlichen Leben war, je nachdem sie mehr der milden wohlthätigen Wärme des sinkenden Gestirnes, oder dem feurigen Glanze des aufsteigenden zugewendet waren, verschiedene aber lebhaftere Besorgnisse, Hoffnungen, Erwartungen; aber in unserm Hause und wohl noch in vielen der älteren Diener Maria Theresia's herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit. Der Zustand der Kaiserin verschlimmerte sich schnell; in wenigen Tagen wurde von höchster Gefahr und bald darauf von Hoffnungslosigkeit gesprochen. Ich erinnere mich noch dieser ängstlichen Tage sehr wohl, sie lasteten selbst auf uns Kindern durch den Reflex des Kummer's unserer Ältern und Freunde; denn wir konnten die Bedeutung der großen Veränderung, welche dem Vaterlande bevorstand, und ihre Folgen nicht einsehen. Während Alles um sie her trauerte, behielt nur sie ihre ruhige Fassung bei. Sie hatte als Christin im höhern Sinne gelebt; sie war mit der Idee ihres Todes vertraut, und jenseits erwartete sie der unvergeßliche geliebte Gemahl und mehrere vorangegangene Kinder. Ihr Zustand erlaubte ihr nicht, im Bette zu bleiben, so brachte sie die wenigen Tage der sehr verschlim-

merten Krankheit bis zu ihrem Tode, auf ihrem Kanapé sitzend, mit Kissen gestützt, zu. Kaiser Joseph verließ die verehrte Mutter in diesen düstern Tagen fast nicht mehr, und zeigte ihr ungeheuchelten Schmerz und kindliche Achtung. Man erzählt, sie habe, völlig vertraut mit dem Gedanken, in Kurzem aus diesem Leben zu scheiden, und jede wohlgemeinte Täuschung in dieser Ansicht von sich abwehrend, sich zuerst als Christin mit Beobachtung aller vorgeschriebenen Gebräuche zum Tode bereitet, und sich dann vorgenommen, die Annäherung des letzten Augenblicks mit ruhiger Fassung zu beobachten; daher habe sie ihrem Leibarzt, B. v. Störk, in einer geheimen Unterredung befohlen, wenn er glaube, daß der Augenblick des Scheidens eintreten werde, ihr dieß durch ein den übrigen Anwesenden unmerkliches Zeichen zu erkennen zu geben. Es wurde beliebt, daß B. v. Störk, der sich stets bei der erhabenen Kranken befand, oft ihren Puls fühlte, und die wenigen möglichen Erleichterungen und Hülfsmittel verordnete, sie, wenn er jenen Zeitpunkt eingetreten glaubte, fragen sollte: ob sie vielleicht Limonade befehle? und daß die Kaiserin dann schon wissen würde, was dieß zu bedeuten habe. Ich kann die Echtheit dieser Anekdote nicht verbürgen, weil meine Mutter natürlicher Weise nicht mehr im unmittelbaren Hofdienst um die Person der Monarchin war, und mein Vater wohl täglich mehrere Male sich in der Kammer der Kaiserin persönlich nach ihrem Befinden erkundigte, aber die vielgeliebte und

hochverehrte Frau in der kurzen Zeit ihres letzten Übelbefindens, das nur wenige Tage währte, nicht mehr sah. Indessen wenn jene Geschichte mit der Limonade auch nur eine Erfindung war, so zeugt sie doch von der Ansicht und Vorstellung, welche man sich im Publikum von der Kraft und frommen Heiterkeit ihres Geistes machte.

Am 29. November 1780, zwischen 8 und 9 Uhr Abends, als eben einige treue Freunde meiner Ältern bei ihnen versammelt waren und Alles mit banger Sehnsucht den Nachrichten entgegen sah, die man heute noch vom Hofe erwartete, trat — ich erinnere mich dessen sehr lebhaft — der Gemahl jener Verwandten, nach deren Vornamen meine selige Schwester war getauft worden, Regimentsrath von H** (wie man damals sagte), einer der genauesten Freunde unsers Hauses, in's Besuchzimmer, und seine düstere Miene zeigte schon, daß er nichts Gutes zu verkünden habe. Jetzt ist wahrscheinlich die Kaiserin gestorben, sagte Herr v. H**. Ich bin durch die Burg gegangen, es ist ein Hin- und Herlaufen, eine Bestürzung unter den Leuten, die auf nichts anderes schließen lassen. So sehr meine Ältern auf diesen Schlag vorbereitet waren, so entstand doch die heftigste Erschütterung. Mein Vater eilte nach Hofe; — es war nur zu wahr, was unser Verwandter vermuthet hatte. — Maria Theresia war verschieden und eine neue Zeitrichtung trat an die Stelle der bisher befolgten.

Ich stehe nun mit meinen Erinnerungen an einem Abschnitte, den man mit Recht einen Wendepunkt in der Geschichte, besonders in der Oesterreich's, nennen kann, an dem Regierungsantritt Kaisers Joseph's II.

Eyrünge geschehen nicht, weder in der physischen noch in der moralischen Welt, und jeder folgende Zustand des Einzelwesens wie des Ganzen liegt lange vorbereitet und eingehüllt im Vorhergehenden, so daß er selten mit überraschender Neuheit plötzlich hervortritt, sondern sich meistens nur nach und nach entfaltet und jene Veränderungen sichtbar erscheinen läßt, welche gleichsam unsichtbar schon länger vorhanden waren. So war es auch damals mit jener Periode der Denk- und Pressfreiheit, Aufklärung, Neuerung und Philosophie, deren Wurzeln weit zurück in vergangenen Decennien zu suchen waren. Indes trat sie, obwohl lange vorbereitet, bei Gelegenheit des Regentenwechsels auffallender hervor, und schien von diesem mehr abhängig, als wirklich der Fall war.

Wir in unserm Hausstande fühlten sogleich eine Wirkung dieser Neuerungen. Kaiser Joseph schaffte die sogenannten Hofquartiere ab, nämlich die Wohnungen, welche die Hausbesitzer Wien's seit undenklichen Zeiten den kaiserlichen Beamten hatten einräumen müssen und wofür sie nur einen sehr unbedeutenden Zins erhielten, weil man vermuthlich in alter Zeit glaubte, daß die Hauseigenthümer, um des Vortheils willen, das Hoflager beständig in ihrer Stadt zu besitzen,

für die Beamten ein Übriges thun können. Meine Ältern suchten sich also eine Wohnung auf eigene Kosten und fanden diese in einer sehr angenehmen Lage auf dem Neuenmarkt, wo wir sehr hohe, große, freundliche Zimmer hatten, eine Wohnung, ganz geeignet, um darin viele Leute zu empfangen, Feste zu geben u. s. w. — eine Lebensart, die sich in meiner Ältern Hause ununterbrochen fortsetzte, obgleich der Tod der allgeliebten Maria Theresia und die ganz veränderte Stellung, in welcher die vor Vielen begünstigten Räte des Hofes jederzeit zum Nachfolger zu stehen pflegen, einen Umschwung der Dinge in dieser Rücksicht für meinen Vater hätte können besorgen lassen. Hier aber, glaube ich, galt seine und meiner Mutter Persönlichkeit zu viel und diese erhielt das Ansehen des Hauses, wenn schon keine besondere Gunst des Monarchen dasselbe auszeichnete, so daß denn dieß nach wie vor, der Sammelplatz bedeutender und zahlreicher Besuche war.

Eine der ersten fühlbaren Wirkungen des neuen Regierungssystems war eine viel unbeschränktere Presselizen, und Joseph II. suchte eine Art von Stolz darin, selbst was über seine Person gesagt oder geschrieben wurde, ungeahndet öffentlich erscheinen zu lassen. Die unmittelbare Folge davon war eine Unzahl kleiner oder größerer Brochüren, Pamphlets u. s. w., welche nun erschienen, und in welchen sich die Schriftsteller mit und ohne Wig, mit oder ohne Grund über alte Ge-

bräuche und Mißbräuche aussprachen. Eine der Ersten, wo nicht ganz die Erste, war eine Betrachtung über die kostspieligen Leichenseierlichkeiten, die denn ganz in dem materiellen Geist jener Zeit, der sogenannten Aufklärung, als thöricht, als eine unnütze Verschwendung, als eine aus der Gewinnsucht der Geistlichen entstandene Spekulation dargestellt wurden. Vielen Anklang fanden solche Äußerungen in der Erkaltung der meisten Gefühle, so wie im Eigennuß der Erben und Verwandten des Verstorbenen. Auch ließ jenes Leichengepränge merklich nach. Man fand es bürgerstolz, unaufgeklärt, altfränkisch, kostspielige Leichenzüge zu veranstalten, Gräber und Grüste zu ehren, zu schmücken; — und siehe da! sechzig Jahre darnach liest man in jeder Zeitung von irgend einer hochfeierlichen Bestattung eines oder des andern ausgezeichneten Mannes und sieht den Luxus, der in unsern Tagen mit eigenen Grabstätten und Denkmählern auf den, gleichsam in Gärten verwandelten Friedhöfen herrscht.

Weil nun eben Alles besprochen werden durfte, war, auch des Sprechens kein Maß und kein Ziel. Jeder, der die Feder führen konnte (das waren aber doch vor fünfzig Jahren nicht so Viele, wie jetzt), ergriff sie in dieser Periode, um, wie ihn sein Herz, oder sein Biß, oder vielleicht sein böser Wille trieb, irgend ein tadelnswürdiges Vorurtheil, einen schädlichen Mißbrauch zu rügen, oder wohl auch nur seine Geistesüberlegenheit zu zeigen, oder seiner Galle Lust zu machen.

Das auf diese Weise Besprochene ward nun von seiner ehemaligen sichern Stellung oder Höhe herabgerissen und nicht selten schonungslos mit Füßen getreten. Manchem geschah recht, manches Schädliche wurde fortgeschafft, manches Hemmende beseitigt, aber auch nur zu viel Gutes, Nützliches, ja Heiliges mit eingerissen. Von unbedeutenden Mißbräuchen und Lächerlichkeiten kam man auf das Wesentlichere. An allen alten Einrichtungen, Vorrechten, Ordnungen, endlich selbst am Glauben und den Dogmen der Religion wurde gerüttelt. Predigerkritiken erschienen, welche, wie jetzt die Theaterkritiken, die Leistungen der verschiedenen Prediger an jedem Sonntag würdigten. Mancher wahre Tadel wurde ausgesprochen, aber das Publikum verlor die Achtung vor dem Manne, aus dessen Mund es das Wort Gottes vernehmen sollte, und den es nun öffentlich in die Schule nehmen und oft bitter oder spöttisch tadeln hörte. Der tadelnde Wig, der sich an Allem üben durfte, verschonte auch die Person des Monarchen nicht, dessen freisinnige Großmuth ihm diesen Weg eröffnet hatte. — Alles, was Joseph II. mit hohem und humanem Sinne seinen Völkern Gutes erweisen wollte und wirklich erwies, wurde von allen Seiten beleuchtet, jede Schwäche, jede möglich schlimme Deutung aufgegriffen, und je bitterer die Satyre war, je willkommener war sie dem Publikum, das nur selten untersuchte, ob denn der Tadel auch gegründet, ob die Auffassung nicht einseitig, nicht von Gehässigkeit ein-

Pichler's Memoiren.

gegeben sei, sondern zufrieden war, wenn es mitschimpfen und mitlachen konnte. Ich will hier nur an den Richter Schlendrian (eine eben so witzige als oberflächliche Satyre auf das Gesetzbuch Kaisers Joseph's) und die Monachologie erinnern, worin Hofrath Born, einer der glänzendsten Köpfe jener Zeit, ein großer Naturkundiger und Mineralog, die verschiedenen Mönchsorden mit Linne'schen Bezeichnungen als Käfer und anderes Ungeziefer sehr witzig aber sehr unanständig darstellte.

Aus Frankreich kamen uns (wie denn aus Frankreich von jeher viel Schädliches über die Welt gekommen ist: stehende Heere, die wir Louis XI. verdanken; das Papiergeld, die Revolution, die Modesucht u. s. w.) um diese Zeit auch eine Menge Bücher, welche den Geist des Spottes, des Unglaubens, der Opposition in jeder Rücksicht, der sich so mächtig in Oesterreich zu regen anfing, nährten; wie *le Système de la nature* von Mirabeau, *les Ruines* von Volney und viele andere. Unter dem Deckmantel der Philosophie, der Wahrheitsliebe, der unparteiischen Forschung wurde der Maßstab, die Sonde, das anatomische Messer an alles Schöne, Edle, Heilige gelegt. Durch die fünf Sinne allein sollten und konnten nach den Ansichten jener Weisen und Aufklärer, dem Menschen seine Vorstellungen von der äußern Welt kommen; was sich also nicht in den Bereich derselben ziehen, wessen Evidenz oder Dasein sich nicht dem nüchternen Verstande mit beinahe geometrischer Genauigkeit er-

weisen ließ, wurde bezweifelt oder bespöttelt oder in's Reich der Träume verwiesen. Mit religiösen Ceremonien hatte man angefangen, zur Religion selbst schritt man fort, ihre Dogmen wurden untersucht, der Glaube als etwas des denkenden Menschen Unwürdiges verworfen. So kam es endlich dahin, daß man nicht bloß alle positive, sondern alle natürliche Religionen im Allgemeinen wegphilosophirt hatte. Da erschienen Bücher wie der *Horus*, *Wahrdr's Bibel* im *Volks-ton*, worin der Autor versucht, die Wunder des neuen Testaments auf natürliche Art zu erklären, nur geht es damit, leider! wie mit der strengen Beobachtung der *«trois unités»* in der ältern französischen Tragödie, worin man denn auch, um diesen Forderungen nachzukommen, die größten Unwahrscheinlichkeiten gelten, und z. B. ein verliebtes Rendezvous in einem Vorhof, eine Verschwörung auf der Gasse vorgehen lassen muß. Eben so setzt der Verfasser der *Bibel im Volks-ton* Verabredungen, Zusammen-treffen von Umständen, Mißverständnisse, unbegreifliche Verblendungen oder Selbsttäuschungen voraus, damit das wegraisennirte Wunder auf die wunderbarste Weise natürlich hat geschehen können. Er nimmt seine Zuflucht zu einem jungen Ägyptier (*Haram* genannt, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht), der mit Christus und dessen Verwandten Johannes dem Täufer im Bunde, vermittelst seiner aus Ägypten gebrachten Wissenschaften (die ein Wissen an

Freimaurerei erinnern) alle diese sogenannten Wunder möglich oder sie den Leuten glaubbar macht. Noch unzählige andere theils philosophische, theils poetische Erzeugnisse des jungen aufsprudelnden Geistes, in deutscher, französischer und englischer Sprache, erschienen jetzt. Den weggesperrten Religionsgefühlen warf man bald Alles nach, was in der bürgerlichen Welt bisher geehrt und geachtet worden war, wenn man sich dessen zureichenden Grund nicht philosophisch verdemonstriren konnte: Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit an seinen Fürsten, Ehrfurcht vor dem Alter u. s. w., dieß Alles wurde mit dem Worte Verurtheil gebrandmarkt. Es wurde gezeigt, daß die Schelle, auf der uns der Zufall das Licht der Welt hatte erblicken lassen, durchaus kein Recht auf unsere größere Liebe und Achtung habe, als eine andere. Patriotismus wurde als eine Engherzigkeit; Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus als Schwäche und Aberglauben; Achtung und Liebe für das Alte, weil es eben alt und wohlbekannt ist, als lächerliches Verurtheil behandelt. Das ganze Mittelalter versank auf diese Art hinter uns in einen Abgrund von Nacht und Unsichtbarkeit, und wenn man sich erinnert, auf welche Art Friedrich II., der sogenannte Große, den Fund des Liedes der Nibelungen aufnahm, so darf man sich nicht wundern, wenn in Oesterreich bei den Aufhebungen der Klöster der Archive wenig oder gar nicht geachtet, Alterthümer an Manuskripten, Geräthschaften, Arbeiten,

Malereien als Produkte barbarischer Zeit geringgeschätzt, um Spottpreise verauctionirt oder wohl gar vertilgt wurden, nachdem man höchstens von alten vielleicht unschätzbaren Dokumenten die goldenen Kapseln der Siegel abgeschnitten, die Schriften verbrannt oder in die Papierstampfe gegeben, die Kapseln aber als Pagament Silber behandelt hatte. Ich erinnere mich auch sehr wohl eines Aufsatzes von Herrn von Kosebue in einer Sammlung kleiner Schriften (wenn ich nicht irre, so hieß sie: die jüngsten Kinder meiner Laune), worin die Ehrfurcht für das Alter, die Unterordnung unter die Erfahrung desselben u. s. w. als Begriffe dargestellt wurden, welche für unsere Welt nicht mehr paßten und sich nur traditionell aus einer Zeit herschrieben, in der noch keine Schrift, vielweniger der Druck existirt hatte und folglich die Alten, die einzige Quelle der Erfahrung, gleichsam die lebendige Tradition, Geschichte und Nachschlagebücher waren.

Doch so viele Schattenseiten man auch an jener Zeit nachweisen kann, in welcher die ersten Erschütterungen an dem Gebäude der bürgerlichen Ordnung und Stabilität gemacht wurden, das uns nun bald überall, in Folge jener fortgesetzten Bemühungen, über den Köpfen einzufallen droht, so war sie doch auch eine Zeit frischen, schönen, regen Geisteslebens und vielleicht das goldene — nie wiederkehrende Zeitalter der deutschen Literatur, zumal im ästhetischen Fache. Überall zuckten die Funken lebhafter Geistesbthätigkeit auf, leuchteten

hier mit mildem Lichte, das sich segensreich weiter und weiter verbreitete, blendeten dort wie gewaltige Blitze, fuhren auch manchmal wie täuschende Irrwische hin und lockten den Nachfolgenden in Lüste. Wird es wohl nöthig seyn, hier auf Klopstock, Lessing, Göthe, Wieland, Schiller, Herder hinzuweisen? Wir in Oesterreich hatten unsern Denis, Sonnenfels, Jüngler, Alxinger und viele Andere, deren Leistungen leider jetzt vom Zeitenstrom weggespült sind, so wie man kaum mehr eines Gellert, Rabener, Hagedorn gedenkt und nur jene größern Namen stehen geblieben sind, die ich eben genannt. In allen Zweigen des Wissens regte sich eine lebenswerthe Thätigkeit, man durfte frei denken und so dachte man wohl, wie Haller singt. Auch in die geselligen Kreise drang eine muntere Freudigkeit statt früherer Steifheit und veralteter Formen. Das Theater, welches Kaiser Joseph seines unmittelbaren Schutzes würdigte, trug sehr viel zu diesen geselligen Freuden bei. Unsere Bühne ward unter der Leitung des Monarchen im deutschen Schauspiel bald eine der ersten Deutschlands, in der italienischen Oper vielleicht die erste damals existirende, Italien nicht ausgenommen; denn der Kaiser hatte auf seinen Reisen die Theater dieses Landes kennen gelernt, die besten Sänger und Sängerinnen selbst engagirt und von unserer Oper gingen die seconde und terze donne nach Italien zurück, um als erste überall aufzutreten. Schröder kam nach Wien, spielte zuerst Gastrollen

und wurde sodann sammt seiner Frau engagirt. Bröckmann kam nach Wien, Lange war in der Blüthe seiner Kraft, die beiden Jaquets, Katharina und Anna (nachmals Adamberger und Mutter der liebenswürdigen Schauspielerin unserer Zeit), Madame Sacco und viele Andere machten die Leistungen unserer Bühne höchst glänzend, und das Publikum nahm auf eine Weise an dem Theater Theil, die von der jetzigen ganz verschieden ist. Es suchte geistigen Genuß, nicht bloßen Zeitvertreib, es wollte sein Gefühl aufregen lassen, nicht bloß den Verstand im Tadeln üben. Es kam mit frischer Empfänglichkeit in's Theater, faßte jede Schönheit des Drama's sowohl als der Darstellung auf, verlangte nicht mit Übersättigung nur nach schnellem Dahineilen der Handlung und wurde durch eine tiefere psychologische Entfaltung der Motive nicht gelangweilt. So gab es sich dem Eindruck hin, den Dichter und Schauspieler hervorzubringen strebten und dieß geistig bewegliche, für jede Schönheit empfängliche Publikum (nicht bloß hier, sondern in ganz Deutschland) erweckte in schöner aber sehr natürlicher Wechselwirkung die dramatischen Genies, die sich gern einer so lohnenden Arbeit unterzogen, sowohl als Dichter, wie als Schauspieler. Aus jener Periode stammen, nebst den Obengenannten, Iffland, Fleck, Koch, die Unzelmann und viele Andere, deren Namen mir nicht eben beifallen. In jener Periode traten Iffland und Schröder als Schauspieler und Schauspieltdichter, Kopebue

und Jünger als Schauspieldichter auf, deren Stücke noch jetzt den Kern unserer Repertoire bilden und trotz des ganz veränderten Geschmacks eifrig lieber gesehen werden, als die Erzeugnisse neuerer Zeit. So bewegte sich die gesellige Welt, geistig angeregt, auf's lebhafteste und genügendste in stätigem Wechsel der Leistungen und Empfängnisse, und mitten in diesem freudigen Treiben der Geister wuchs ich empor und trat in die Periode, wo das Kind zur Jungfrau entblüht, das Herz zu fühlen, der Geist mit klarem Bewußtsein um sich zu blicken vermag.

Ich hörte und sah Vieles, was von meinen früheren Ideen sehr abwich. Ich war religiös erzogen, und alle von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche waren bis zu jener Zeit im Hause sowohl als auch von mir beobachtet worden. Allmählig aber drang die neue Gesinnung auch bei uns ein. War Manche der Freunde, die unser Haus besuchten und übrigens achtungswerthe Menschen waren, dachten über die Religion sehr frei. — Nicht allein, daß sie sich in ihrem Herzen von jeder positiven Zusage losmachten und eigentliche Deisten, eifrig nicht einmal diese, sondern Materialisten und Atheisten waren, gab es auch Viele unter ihnen die unbesonnen genug waren, diese Gesinnung ungeschweht im Gespräche laut werden zu lassen, sich von allen äußerlichen Beobachtungen der Religion, allen Vorschriften der Kirche los zu machen und in philosophischer Ruhe bequem dahin zu leben. Diese Gesinnungen, diese Beispiele sah ich

täglich vor mir, und obwohl sie mich wohl zuweilen durch ihre Grellheit verletzten, so drang doch Einiges davon auch in meinen Geist ein, erregte mir Zweifel, Unsicherheit und erkältete auf jeden Fall mein Gefühl. —

Gottes Gnade war es, deren Walten über mir ich recht sichtbar erkenne, wenn ich der Entwicklung meines Geistes und den Einwirkungen, die er von Zeit zu Zeit erhielt, nachsinne, daß Haschka, welcher, wie schon gemeldet, bei uns wohnte und sich meiner geistlichen Ausbildung eifrig annahm, mir (vielleicht durchaus nur aus ästhetischen Rücksichten) die Noachide, Milton's verlorenes Paradies, die Insel vom Grafen Stolberg u. dgl. zu lesen gab und um mein von Natur glückliches Gedächtniß durch Übung zu stärken, zuerst alle Fabeln und Erzählungen von Gellert, Hagedorn, Lichtwehr, dann aber auch die geistlichen Lieder des ersten sowohl als anderer Dichter auswendig lernen ließ. In jenen geistlichen Epopöen erschienen mir die Gotttheit, die Engel wieder in dem würdigen hohen Licht, worin ich sie im gesellschaftlichen Leben gar nicht oder höchst selten betrachtet sah, und mein Herz ergriff eifrig diese durch die Phantasie ihm dargebotenen Vorstellungen, welche mit dem tiefsten Grunde meiner Seele so wohl zusammenstimmten. Ich behielt die schönsten von Gellert's Liedern auswendig (ich weiß sie noch jetzt gresientheils), bediente mich seines Morgen- und Abendliedes zu meiner täglichen Andacht

und hielt mir viele seiner frommen Sprüche gegenwärtig, so z. B. das schöne Lied: Du klagst und fühlst die Beschwerden des Standes, worin du dürftig lebst, in welchem wirklich ein Schatz von Erfahrung und Trost für Jeden liegt; so endlich aus einem andern die Stelle: Denk an den Tod in frohen Tagen, kann deine Lust sein Bild vertragen, so ist sie gut und unschuldsvoll. Wohl sprang ich freudig und muthig auf keinem Ball herum, ohne mir nicht mehr als einmal während des Abends jenen Vers des frommen Mannes zurückzurufen und die Reinheit meines Gewissens an diesem Prüfstein zu untersuchen. Gott sei Dank! ich fühlte nie Schrecken oder Angst bei dem Gedanken an einen möglichen nahen Tod.

Aus jenen Epopeen ging noch eine Vorstellung lebendig in meine Seele über — die der Engel und meines Schutzengels insbesondere. Meine Religionsbegriffe stimmten gar wohl damit überein, und so erkohr ich mir den Engel Ithuriel, der im Milton vorkommt, wo er den Satan als Kröte am Ohr der Eva entdeckt und ihn, mit seinem Speere berührend, zur Entdeckung und Flucht zwingt, zu meinem Schutzengel, oder vielmehr ich gab dem Geiste, dessen Schutz mich der Schöpfer bei meiner Geburt übergeben, diesen Namen. Dann erkohr ich mir einen der schönsten Fixsterne — (späterhin erfuhr ich, daß es die fast im Zenith stehende Lyra ist), in welchem ich mir Ithuriel's Nest

denz dachte. Um aber auch ein deutliches Bild von ihm in meiner Phantasie zu bewahren, wählte ich mir einen überaus schönen Engel in Jünglingsgestalt, der auf einem Bilde in unserer Dorfkirche (zu Hernals, wo meine Ältern jeden Sommer zubrachten) der heiligen Barbara den Palmzweig aus den Wolken reicht. So also sah mein Schutzgeist aus, wohnte in dem schönen Stern, den ich in hellen Nächten über mir funkeln sah, umschwebte mich, beobachtete mich und war betrübt oder ungehalten, wenn ich Fehler beging. Jeden Abend examinierte ich mich nach Vellert's Selbstprüfung: Der Tag ist wieder hin, gleichsam in Gegenwart meines Schutzengels und glaubte zu fühlen, ob er freundlich oder strenge dabei aussah.

Zuweilen erschien er mir im Traum — unendlich schön, von weit mehr als menschlicher Größe, eine Krone von Rosen im hellbraunen Haar (Jener auf dem Altarblatt war gau, blond) und meine Seele versank in Entzücken, Demuth und Hingebung vor ihm; denn — wie ich jetzt wohl einsehe — die erwachenden Gefühle der Jungfrau mischten sich in die religiösen Vorstellungen, und der künftige Geliebte verschmolz mit dem schönen Schutzgeist. Wie vielen Antheil aber auch diese Täuschung an jener Verehrung meines Engels und an mancher religiösen Erhebung gehabt haben mochte, so erkenne ich doch, daß es sichtbare Waltung der Vorsehung war, die meinen, durch den Zeitgeist erschütterten Glauben und das Bessere in mir auf solche Weise be-

wahrte. Ich schrieb mir auch — in meinem dreizehnten oder vierzehnten Jahre — ein kleines Gebetbuch zusammen, in welches ich viele der Gellert'schen Lieder eintrug und bediente mich dessen in der Kirche und zu Hause.

Kurz vor dieser Zeit hatte Haschka angefangen, mich in der lateinischen Sprache zu unterrichten, die ich mit vieler Lust ergriff und worin ich schnelle Fortschritte machte. Herr von Leen, der früher meines Bruders Mentor gewesen war, hatte unser Haus verlassen und eine Anstellung an der k. k. Hofbibliothek erhalten, die er auch bis zu seinem erst vor einigen Jahren erfolgten Tode behielt. An seine Stelle kam ein anderer junger aber sehr tüchtiger Mann, der später ebenfalls ein kaiserliches Amt erhielt und bis an seinen Tod ein treuer Freund unsers Hauses war. Dieser setzte den Unterricht im Lateinischen bei mir fort, indem ich die Lehrstunden meines Bruders besuchte, da Herr Haschka in Folge mancher kleinen Mißverständnisse unser Haus verlassen hatte, obgleich er uns immerfort und fleißig besuchte.

Man hatte damals angefangen, Kinder und junge Leute mehr an Lust und jede Witterung zu gewöhnen. Es wurde also auch bei uns Sitte, daß ich, so oft es nur möglich war, mit meinem Bruder in Begleitung des Hofmeisters spazieren ging. Auf diesen Gängen, die im Winter nur durch die Straßen der Stadt geschahen, kamen wir denn sehr oft auf den Michaelsplatz,

wo damals Artaria die erste sehr schöne Kunsthandlung eröffnet hatte. Obwohl noch halbes Kind, fand ich doch viel Vergnügen an Gemälden und Kupferstichen, es war mir also sehr angenehm, wenn unser Weg bei Artaria vorüberführte und ich Gelegenheit fand, die Bilder zu betrachten. Bald aber zog Eines vor Allen meine Aufmerksamkeit an sich und machte einen tiefen Eindruck auf mein Herz. — Es war dieß das berühmte Blatt (von Woollet, wenn ich nicht irre): der Tod des Generals Wolf in der Schlacht bei Quebeck. Die edle Gestalt des jungen sterbenden Helden, der erhabene Ausdruck seiner Züge, der im Sterben noch die Siegesfreude und das *God be thanked* bezeichnet, womit er die Nachricht empfängt, daß die Feinde flohen, die Trauer der ihn umgebenden Gefährten, die die Größe dieses Verlustes anschaulich machte, Alles dieß ergriff mich tief und General Wolf, der die Weltbühne zehn Jahre vor meiner Geburt verlassen hatte, ward der geheime Gegenstand einer — wahrlich schuldlosen Neigung und manches zärtlichen Gedichtes, das ich seinem Andenken weihte. — Alle Tage wußte ich es nun einzuleiten, daß wir bei Artaria vorüberkamen und ich mein Ideal zu sehen bekam; in unserm Garten errichtete ich ihm in einem schattigen verborgenen Winkelschen ein Denkmal, einen kleinen Erdhügel, auf den ich ein Kreuz pflanzte und ihn mit Blumen und Bändern schmückte, und so erhielt sich diese Geisterliebe eine Weile in meiner Phantasie.

Ich war stets gern im Sommer auf dem Lande, das heißt in dem Garten meiner Ältern auf dem benachbarten Dorfe Hernals gewesen. Die freie Natur, Bäume, Blumen, das Gebirg in der Ferne, schöne Sonnenuntergänge und Mondnächte sprachen mein Gefühl an und es war mir immer leid, wenn wir im Herbst in die Stadt zurückkehrten. Ungefähr in dieser Zeit des Erwachens meiner Empfindungen erschien Bessen's Luise, nämlich der Geburtstag, der Brautabend und der Morgenbesuch, jedes einzeln in den damaligen Hamburger Musenalm anachron. Mir ging eine neue Welt in diesen Dichtungen auf. Das war es, was tief und unverstanden in mir gelegen hatte, dieses stille ländliche Leben, diese genügende Begrenzung, dieser Frieden, dieses häusliche Glück! In solchen Scenen konnte ich auch das meinige finden, und ein Arnold Ludwig Walter *) schwebte mir in seinem würdigen Ernst, seinem frommen Sinn, seiner priesterlichen Heiligkeit als das Wünschenswerthe vor Augen, was ein Mädchen erreichen konnte. Daß es gerade ein Geistlicher war, erhöhte bei mir seinen Werth. Ich hatte Sophiens Reisen von Nermel nach Sachsen gelesen und wieder gelesen; denn der Roman hat sicher große Vorzüge und es ist schade, daß er so vergessen ist. Auch hier stand ein pastörllicher Held, Herr Eduard Groß, vor allen

*) In Bessen's Luise.

Übrigen glänzend, kräftig und edel da. — Ja! eines solchen Mannes, gerade eines Geistlichen Frau zu werden, in ländlicher Stille mit ihm zu leben, die Heiligung zu fühlen, die sein Gottverwandter Sinn, sein frommer Wandel um sich verbreitet, ihm anzuhängen, ihm freudig zu gehorchen, mich kindlich von seiner Tugend und Frömmigkeit leiten zu lassen, erschien mir als das schönste Loos, das ich erstreben konnte; und diese Richtung, die damals meine Empfindungen nahmen oder vielmehr wie sie sich aus meinem Innern entfalteten, blieb so ziemlich der Typus, der ihnen für immer eingedrückt war.

Nun gab mir Haschka Unterricht in den schönen Wissenschaften, und *Batteur* war unser Lehrbuch, aus welchem ich Auszüge zu machen angehalten wurde, so wie aus *Erlebens Physik*, in welcher mich Haschka ebenfalls unterwies. Ueberhaupt mußte ich viel schreiben, übersetzen, aus dem Lateinischen und Französischen, und Auszüge aus den Lehrbüchern, Excerpte aus Gedichten machen. Ich halte dieß für eine sehr nützliche Übung für junge Leute, und glaube, daß ich ihr Vieles verdanke; denn ich gewöhnte mich, den eigentlichen Sinn, den Kern jedes Vortrags aufzusuchen, zu fassen und deutlich darzustellen, was mir später von vielfachem Nutzen war, und jene Excerpte oder Anthologien leiteten mich dahin, die Schönheiten eines Werkes zu studieren, zu empfinden, und mir gleichsam eigen zu machen.

Nachdem ich diesen Unterricht nach Watteur ziemlich gefaßt hatte, fing ich an, mich in Fabeln und Idyllen zu versuchen. Gessner, Boß, Virgil, eine deutsche Uebersetzung des Theokrit wurden mir in die Hand gegeben, und ich schrieb eine Menge Zeugs in Gessner'scher poetischer Prosa oder in Hexametern nieder, das längst untergegangen ist, weil es kein besseres Schicksal verdiente, das aber doch dazu diente, mich im Styl und Vortrag zu üben.

So erreichte ich mein fünfzehntes Jahr und mit hin eine bedeutendere Epoche meines Lebens. Meine Altern waren mit der Familie jener Frau von H^{ss}, der Pathin meines verstorbenen Schwesterchens, nicht bloß weitläufig verwandt, sondern seit Langem durch Bande herzlichster Freundschaft verbunden. Herr von H^{ss} hatte zwei Söhne und zwei Töchter, die alle um einige oder auch viele Jahre älter waren als ich, wie denn die ältere Tochter nicht mehr als ein ganz junges Mädchen einem Vanquier von Schwab^e die Hand gab, als ich kaum zehn oder elf Jahre zählte. Der jüngere Sohn, ein sehr hübscher Jüngling, ebenfalls um 8 — 9 Jahr älter als ich, hatte mir immer freundlich begegnet, und sein meisterliches Violinspiel meine Aufmerksamkeit auf ihn geheftet, ohne daß ich etwas Weiteres dabei dachte. Nun war er ein paar Jahre auf Reisen gegangen, hatte Frankreich, England, einen großen Theil von Deutschland gesehen, und wurde mit großen Hoffnungen von seiner hohen Ausbildung und moralischen Vor-

trefflichkeit im Waterhause und in dem ganzen Freund- und Verwandtschaftskreise zurückerwartet.

Er kam an, und einer seiner ersten Gänge war zu den treuen Freunden seiner Ältern, zu uns. Ich hatte wenig oder gar nicht an ihn gedacht; aber ich wurde doch sehr frappirt, als er eines Abends, da eben wie immer Gesellschaft bei uns war, eintrat. Seine natürlich vortheilhafte Gestalt hatte sich noch angenehmer ausgebildet. Er war von mehr als mittlerer Größe, blond, mit blauen Augen, bedeutenden Zügen und ernster würdiger Haltung, hatte durchaus nichts Gecken- oder Stutzerhaftes, vielmehr etwas Gehaltnes, das fast bis ans Strenge ging. Eine Nadel in meiner Stickerey ging mir über dem Anschauen des hübschen Jünglings verloren, und als ich sie am Boden suchen wollte, kam er selbst — o welcher Zuwachs an Verwirrung! — mir zu helfen. Von dem Augenblicke an war meine Unbefangenheit dahin, und wenn ich mich gleich recht wohl erinnere, daß von jenem »Blick, der in zwei Herzen zugleich einschlägt,« von jenem »Vorgefühl, daß jetzt das Schicksal unsers Lebens entschieden sei,« gar nichts in meiner Seele war, vielleicht schon darum nicht, weil jene Ideen, Geburten einer spätern phantastischen Zeit, damals nicht Mode waren, so weiß ich doch noch recht gut, daß ich glaubte, Herr v. H^{oo} könnte so ziemlich dem Ideal entsprechen, das ich mir von einem vollkommenen Manne entworfen hatte.

Auch er schien von ähnlichen Gefühlen für mich
Pichler's Memoiren.

beseelt; sei es nun, daß ich ihm wirklich gefallen, oder daß die Betrachtung der mancherlei Vortheile, welche eine Verbindung mit der Tochter des angesehenen und vermöglichen Hofrathes Greiner bringen konnte, ihm selbst einleuchtete, oder von seinen Verwandten, die auch die unstrigen waren, angerathen wurde — genug, er näherte sich mir auf entschiedene, nicht zu mißverstehende Weise, und mein jugendliches Herz war ganz glücklich in diesem Gefühl einer ersten, tugendhaften, und von beiden Familien gut geheißenen Liebe. Daß H** trotz seiner Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit sich immer in einer gewissen ruhigen Haltung gegen mich zu behaupten wußte, die von einem lebhaften Geiste manchmal zu Übereilungen hingerissen wurde; daß er diese Übereilungen liebevoll aber offen tadelte; daß er überhaupt hier und dort Manches zu Hofmeistern an mir fand, irrte mich lange nicht. Mein Ideal war ja ernst, besonnen, weise, viel etwas Besseres als ich selbst, und so nahm ich jede Zurechtweisung demüthig und willig hin. Noch ein zufälliger Umstand trat hinzu, um dieß untergeordnete Verhältniß auszubilden. H** besaß die Musik, in der auch ich mich nicht ohne Weisfall übte, in sehr hohem Grad. Er hatte vor seiner Reise die Violine meisterlich gespielt, und diese Fertigkeit während jener Jahre in der Fremde noch ungleich höher ausgebildet. So stand er in dieser Rücksicht als vollendeter Virtuose vor mir, der den Dilettanten kaum ahnen ließ. Er accompagnirte mir nun beständig, er

studierte die herrlichen Werke Mozart's und Haydn's mit mir ein; er hielt mich streng, ließ mir den kleinsten Fehler in Tact oder Betonung nicht hingehn, und meine Neigung für ihn, so wie mein hoher Begriff von seiner Vortrefflichkeit machten mich zur gelehrigen Schülerin und gaben diesen Musikübungen einen nammentlosen Reiz. Sehr oft unterhielten wir uns, ein Bißchen kindisch, ich muß es zugeben, damit, irgend einem gehaltvollen Tonstücke jener Meister einen Redesinn, eine dramatische Handlung oder Situation unterzulegen, die wir dann durch dasselbe vollkommen ausgedrückt zu hören vermeinten. Das war eine gar zu angenehme Unterhaltung für mich, und daß unsere Meinung sehr oft nicht zusammentraf, daß H** in demselben Tonstück, das mir ein Gewitter darzustellen schien, eine Schlacht zu erkennen glaubte, oder wo ich eine Klage der Sehnsucht fand, einen verliebten Vorwurf hörte u. s. w. — schien mir natürlich; denn jene Bedeutungen waren gar zu willkührlich, um sehr bezeichnend zu seyn. Nur gefiel es mir nicht, daß seine Auslegungen oft gar zu trocken und prosaisch klangen.

Auch in der englischen Sprache, die damals, vor 50 Jahren, Mode zu werden anfang, die H** schon früher mit Fleiß und Genauigkeit getrieben, und in England, wo er mehr als ein Jahr lebte, zu großer Fertigkeit gebracht hatte, wurde er mein Meister. Wir lasen zusammen englische Gedichte, Romane u. s. w. Er gab mir ordentliche Pensa auf, die ich übersezen

musste, und deren Fehler er corrigirte; aber hier waren meine Progressen denen in der Musik nicht gleich. Das Studium einer Sprache hat stäts etwas Trockenes, H**s Methode wußte diese Trockenheit nicht zu mildern, mich hing das an zu langweilen, und ich dachte zuweilen, daß er die nicht häufigen Stunden, in welchen wir ungestört beisammen seyn konnten, mit etwas Besserem als grammatikalischen Übungen ausfüllen könnte. So blieb die englische Sprache bald bei Seite liegen, und erst lange Jahre darnach, als Walter Scott's und Byron's Schriften die ganze lesende Welt in Deutschland in Bewegung setzten, suchte ich mein fast ganz vernachlässigtes Englisch hervor, und trieb es mit Eifer, um jene Meisterwerke im Original genießen zu können.

Nach und nach suchte H** statt der englischen Sectionen eine andere Beschäftigung in unsere Stunden des Beisammenseins einzuführen. Er brachte mir Bücher, mitunter gute, und las sie mir vor. Hätte ich sonst keine Gelegenheit gehabt, meinen Geist auszubilden, so wäre diese Bemühung meines Freundes immer dankenswerth gewesen. So aber konnte sie in dieser Richtung kein großes Verdienst ansprechen; denn im Hause meiner Ältern und unter ihrer eben so liebevollen als sorgfältigen Leitung mangelte es mir weder an Gelegenheit, noch an Zeit und Aufmunterung, meinen Geist mit den mannigfaltigsten Kenntnissen zu schmücken. Außer den Dichtern: Denis, Leon, Haschka, Alringer, Blumauer u. s. w., welches damals berühmte

Namen waren, besuchten auch Männer von strengen Wissenschaften häufig unser Haus, wie ich schon früher angeführt. Überdies reisete beinahe kein fremder Gelehrter oder Künstler nach Wien, der nicht Empfehlungsschreiben an Haschka oder unmittelbar an meine Ältern hatte, und sich von Jenem vorstellen oder durch seine Briefe einführen ließ. So kamen der berühmte Reisende Georg Forster, die Professoren Meiners und Spittler, Becker, Gögkink, der Schauspieler Schröder aus Hamburg, viele Musiker, Compositoren, wie Paisiello, Cimarosa, zu uns; und daß die einheimischen Künstler Mozart, Haydn, Salieri, die Gebrüder Hinkel (Kammermaier des Hofes), Fäger und Andere nicht fehlten, versteht sich von selbst. Im Umgange mit diesen Menschen, deren bloßes Gespräch schon an sich selbst Unterricht für einen empfänglichen Geist war, von Manchem unter ihnen aber, wie von Haschka, Leon, Alringer, Maffei u. s. w. wirklich in verschiedenen Gegenständen des Wissens angeleitet, bedurfte ich keiner Nachhülfe von Seite meines Freundes, ja, seine Bemühungen, allerlei Bücher mit mir zu lesen, oder mich im Englischen zu unterrichten, schienen mir in der Stellung, in welcher ich mich befand, überflüssig und unpassend; denn meine Phantasie hatte sich angenehmere Bilder von herzlichen Mittheilungen und süßem Gefosse entworfen, welches die Stunden unsers Beisammenseins hätte ausfüllen, und ihm kein Verlangen nach einer

trockenen Lehrstunde nähren lassen sollen, die mir wie ein Lückenbüßer der Langesweile vorkam.

Allmählig drängten sich mir auch andere Bemerkungen auf. Nicht H^o allein, auch andere junge Männer, die unser Haus besuchten, brachten mir ihre Huldigungen; denn damahls war es noch Sitte, daß die Männer in Gesellschaft sich um die Frauen und Mädchen bemühten, und Jede, die einige äußere oder innere Vorzüge besaß, einen kleinen Hof um sich sah, der, wenn auch ohne bestimmte Aussicht oder Hoffnung, sich bestrebte, der verehrten Königin gefällig zu seyn. Diese nun fanden Alles, was und wie ich es that, gut und liebenswürdig, während H^o stets etwas an mir zu tadeln und zu hofmeistern hatte, das, wie eben der erste Zauber verschwunden war, greller hervortrat, mir manche Stunde des Beisammenseins verbitterte, manche unangenehme Erörterung herbeiführte, und mich in eben dem Maße gegen ihn kälter machte, in welchem ich mich immer mehr von seiner Kälte überzeugt glaubte. Dazu kam noch die Beobachtung, daß diese Kälte meistens nur erschien, wenn wir allein waren; vor den Leuten aber einem aufmerksamern wärmern Benehmen wich, das mir zugleich so eingerichtet vorkam, um die Welt an Sicherheit und Unveränderlichkeit unsers Verhältnisses glauben zu machen.

Herr v. Altringer, der warme und treue Freund unsers Hauses, hatte etwa um diese Zeit oder etwas früher eine allerliebste poetische Epistel an mich gedich-

tet, in der er mir sehr heilsame Lehren, besonders in Rücksicht auf sein Geschlecht, gab, und worin es unter Andern heist:

Von zwanzig Jünglingen, die sich
Die Satelliten um Dich drehen,
Liebt auch vielleicht nicht Einer Dich.
Den blendet der Dukaten Schimmer,
Die Deiner warten, den reizt keines Vaters Rang,
Den lockt Dein Biß, den Deiner Saiten Klang,
Und Jener liebt in Dir nur bloß das Frauentzimmer.

(Dieser letzte Vers drückt dieselbe Idee aus, welche Grillparzer 40 Jahre darnach in die Worte häuete:

— aber nicht, weil es die Rose,
Weil es — eine Blume ist.)

Ich merkte mir diese Stelle sehr wohl, so wenig Schmeichelhaftes sie auch für meine Eitelkeit enthielt. Sie drückte sich meinem Gedächtnisse ein; ich fing an, H^{rs} Betragen daran zu prüfen, und ob ich gleich nicht entscheiden will, welche der dort aufgeführten Verzeichnungen gerade auf ihn paßte, so trat doch die Vermuthung, daß ich nicht geliebt sei, wie ich es hätte seyn sollen, wie ich es wünschte, wie ich es, wenigstens im Anfange selbst gethan hatte, immer deutlicher hervor, und bildete sich durch jede Beobachtung, jeden Zwist mit meinem Freunde, jede seiner Zurechtweisungen bestimmter aus.

Noch eine Wahrnehmung gesellte sich dazu, die vollends mein Gemüth von ihm wandte. Ich habe frü-

her schon erwähnt, daß mein religiöses Gefühl, trotz
 des Zeitgeistes und des ganz entgegengesetzten Tones,
 der um mich herrschte, sich ziemlich lebendig in mir er-
 halten, und ich sehr gewünscht hatte, bei näherer Be-
 kanntschaft mit meinem Freund über jene Gegenstände,
 die mir so wichtig waren, zu sprechen, mich von ihm
 belehren, mein Gemüth durch ihn erheben zu lassen.
 Statt dessen machte ich nach und nach die höchst uner-
 freuliche Entdeckung, daß auch H** dem Zeitgeiste
 wie fast alle jungen Leute huldigte, daß er beinahe
 nichts glaubte, und die kirchlichen Gebräuche, gegen
 welche meine Ältern stets Ehrfurcht beobachtet, und
 mich dazu angehalten hatten, nicht blos geringschätzte,
 sondern verhöhnte. Er brachte meiner Mutter allerlei
 Bücher, z. B. das *Système de la nature*, *Les liai-
 sons dangereuses*, und las sie ihr vor — wo ich denn
 auch dort und da ein Stückchen zu hören bekam. Das
 that mir Alles im Anfange sehr weh; ich versuchte es,
 mit H** darüber zu sprechen, ihm die Schädlichkeit
 und Falschheit seiner Ansichten zu zeigen, aber ich kam
 übel an. So wie der Spötter und Lügner bei jedem
 Streite immer das leichtere Spiel hat, so ging es auch
 hier. Ich war zu wenig in diesem Fache tief unterrich-
 tet, und meine Religion zu sehr Sache des Gefühls,
 des Glaubens, was sie wohl im Grunde überall seyn
 muß, um in dem Streit mit einem entschiedenen Wi-
 derfacher auszulangen, der nun einmal alles Positive
 der Religion verwarf, und vielleicht, ich erinnere mich

dessen nicht mehr genau, sogar an den Atheismus streifte. Diese Erörterungen griffen schmerzlich in mein Inneres ein. Sie wurzelten meine erste mir einst so werthe und beglückende Liebe gänzlich aus, und erschütterten noch überdies meine Ruhe, indem, theils aus H^{o's} Ansichten, theils aus Büchern, theils aus dem Gesprächen, die ich häufig um mich führen hörte, Zweifel und Unsicherheit in mein Herz drangen.

Drei Jahre hatte nun meine Verbindung mit diesem Manne gewährt; ich hatte mein achtzehntes Jahr erreicht, und jeder Tag ließ es mich deutlicher erkennen, daß wir Zwei nicht für einander geschaffen waren; denn noch schleppte die Sache sich noch eine Weile hin, da H^o keine Lust und ich nicht Entschlossenheit genug hatte, um förmlich zu brechen. Eine Verkettung von Umständen trat wohlthätig ins Mittel. H^{o's} Aussichten, bald zu einer Stellung in dem Handelshause seines Schwagers „von Schwab“ in dem er angestellt war, zu gelangen, welche ihm, wie wir seit langer Zeit hofften, die Möglichkeit geben sollte, mir seine Hand zu bieten, und einen kleinen aber anständigen Haushalt zu beginnen, trübten sich plötzlich. Aus widerwärtigen und sehr gemeinen Streitigkeiten mit den übrigen Interessenten ging nur allzu deutlich H^{o's} precäre Stellung in ihrer Mitte hervor. Mein Vater und noch ein Freund der gesamten Familie nahmen sich endlich ernstlich der Sache an, jene Streitigkeiten wurden beigelegt, H^o behielt seine Anstellung; aber dieser Vor-

fall hatte meinen Ältern die Überzeugung gegeben, daß mein Schicksal als H**s Frau ganz von den Launen und dem Eigensinne einer gewissen Person abhängig seyn würde, welche in jenem Streite eben die Hauptrolle gespielt, und durch einen plötzlichen Umschwung der ganzen Verhältnisse gezeigt hatte, welche Macht sie über dieselben besaß, und wie Alles sich ihrem Willen würde beugen müssen!

Diese Aussicht in die Zukunft machte meinen Ältern für mein Glück bange, und da ihnen in unserm gegenseitigen Betragen die Erkaltung unserer Neigung längst bemerkt worden war, so fing meine Mutter an, ernsthaft über diese Angelegenheit mit mir zu sprechen. Sie gab mir zu bedenken, daß man bei einer Heirath die innere Zufriedenheit oder wenigstens äußere Vortheile beabsichtigen müsse. Sie machte mich darauf aufmerksam, daß meines Freundes Zukunft in ökonomischer Hinsicht nichts weniger als gesichert sei, wie die erst abgethane Geschichte bewiesen hatte, und sie fragte mich dringend, ob ich denn Liebe genug für ihn fühlte, und auch der seinigen gegen mich auf einem solchen Grade sicher sei, um, falls wir künftig vielleicht durch feindselige Einwirkungen, welche bei H**s Lage nur zu wahrscheinlich waren, in beschränkte Umstände gerathen sollten, für die äußern Vortheile durch inneres Glück entschädigt zu werden.

Da stand ich nun, und wußte nichts Genügendes zu antworten, ja ich mußte die Frage meiner Mutter,

die ich nur als zu gegründet erkannte, wenn ich aufrichtig seyn wollte, geradezu verneinen. Nein! Ich fühlte diese Liebe, die für Alles entschädigen konnte, längst nicht mehr, und H^o hatte sie, wenn ich der Sache recht nachsann, wohl nie gefühlt. —

Unsere Trennung wurde also beschlossen. Sie that mir weh, so klar ich auch überzeugt war, daß unsere Verbindung Keinem von Beiden mehr Glück bringen würde. Mein Herz hatte die alten Bande lieb gewonnen, weil sie eben alt waren, und es kostete manchen Kampf, bis endlich die Vernunft siegte, und ich meinem Freunde schriftlich meinen Entschluß erklärte. Eine Weile glaubte ich in manchen Augenblicken an den Schmerz, den er zeigte; — allmählig aber erkannte ich, daß seine Ruhe und Behaglichkeit zu fest gegründet waren, um durch meinen Verlust erschüttert zu werden, und daß sein Bestreben eigentlich nur dahin ging, vor der Welt noch stets als mein Liebhaber zu gelten. Um dieß zu erreichen, drängte er sich auffallender als je an mich, und wie ich, geärgert durch dies absichtsvolle Benehmen, mir erlaubte, es ihm fühlen zu lassen, entdeckte ich zu meinem großen Mißfallen und Ärger, daß er mein nachlässiges, ja manchmal unartiges Benehmen gegen ihn ganz geduldig hinnahm, sich, wenn wir allein waren, alle Kälte, alle Bitterkeit von mir gefallen ließ; aber in den Gesellschaften unserer Bekannten und Verwandten, wo wir uns, trotz unseres Tren-

ches, zu sehen nicht vermeiden konnten, meinen Liebhaber zu spielen fortfuhr.

Wie sehr mich dies Betragen empörte, wird man leicht erachten, wenn man bedenkt, wie hoch meine erste Meinung von H**s moralischem Werth, wie schwärmerisch überhaupt meine Meinung von der Bürde des Mannes war, der eine gebildete feinfühlende Frau wirklich beglücken könne; wenn man weiß, daß ich ziemlich viele Romane gelesen, mir aus diesen Ideale abgezogen, und endlich in der eigenen Phantasie lebendige Garden und Wärme genug gefunden hatte, um diese Bilder aufs glänzendste auszumalen. Nun war auch jeder Kampf zu Ende, jede Rücksicht beseitigt. Ich erklärte H** mündlich, aber mit großer Ruhe und Kälte, es sei Alles zwischen uns geendet; ich wolle aber, daß die Welt es auch erfahre. Ich batte ihn daher, sein Betragen darnach einzurichten, so wie ich meinerseits mich auch dem gemäß gegen ihn verhalten würde. So erhielt ich endlich meine völlige Freiheit, und daß wir Beide nach wie vor uns in den Circeln unserer Bekannten trafen, auch wohl zuweilen mit einander muscirteten, späterhin auch auf unserm Haustheater mit einander spielten, ohne den geringsten Schmerz zu fühlen, war wohl der triftigste Beweis von der vollkommenen Gleichgültigkeit und Kälte, die in uns Beiden herrschten. Es war wirklich ein seltsames Verhältniß!

Dies erste Band war nun gelöst, oder vielmehr es war, wie eine Geräthschaft, die sich abnützt, aus

einander gefallen. Mein Herz war unbeschäftigt, meine Phantasie hatte während der ganzen drei Jahre geschlummert, gleich als ob die Prosa, welche das Gemüth meines Freundes beherrschte, sich auch mir mitgetheilt und alle meine dichterischen Anlagen getödtet oder eingeschláfert hätte. Sie fingen an sich wieder zu regen, ich dichtete Lieder, Idyllen, ich träumte mir eine schöne Ideenwelt, und lebte in der wirklichen auch ganz vergnügt, indem ich an allen Freuden und Unterhaltungen, die theils unser eigenes Haus, theils die Häuser unserer Freunde oder öffentliche Feste mir darboten, lebhaften Antheil nahm.

Aber in der Tiefe meines Herzens oder — vielleicht meiner Phantasie lebte das Bedürfnis, einen ausschließenden Gegenstand meiner Neigungen zu finden, an welchen diese Phantasie mit ihren Bildern sich heften konnte. Da brachte der ausbrechende Türkenkrieg einen jungen Mann, den ich früher kennen gelernt, und dessen Erscheinung nicht spurlos an mir vorübergegangen war, obwohl ich damals, meines Verhältnisses zu H** wegen, keinen andern Gedanken in mir aufkommen ließ, nach Wien und in meine Nähe. Er war der Sohn eines hochgestellten Offiziers, eines alten Bekannten meiner Eltern, noch vom Hofe der Kaiserin her, und selbst schon Offizier. Ein Paar Jahre früher hatte dieser junge Mann auf dem Lande in unserer Nachbarschaft bei H**s Eltern während der Ferien gewohnt, und sich durch Feldmessen, geometri-

sche und mathematische Studien für seinen Beruf vorbereitet. Er war ein zierlicher Dichter, überhaupt sehr gebildet, von zartem Wuchs, feiner Gesichtsbildung, und was für mich stets anziehend war, mit einem sehr wohlklingenden Sprachorgane begabt. In den Bäumen jenes Gartens, in welchem er damals wohnte, standen mancherlei Verse, die mir galten. H** selbst hatte sie mir gezeigt, und sich wohl auch ein Wischen über den Dichter lustig gemacht. Bei mir waren diese Bemerkungen nicht auf die Erde gefallen. Baron K., den ich Fernando nennen will, war überhaupt der Aufmerksamkeit in vielem Betracht würdig, und wurde seitdem auch von mir nicht ohne Interesse betrachtet. Wir sahen uns zuweilen, wo er mich stets mit zarter Ehrsucht auszeichnete, und als er zum Regimente abging, einen sehr bewegten Abschied von mir nahm. Während dieser Abwesenheit lösete sich mein Verhältniß zu H** ganz auf, und als Fernando bei Eröffnung des ersten türkischen Feldzuges wieder nach Wien kam, sah ich ihn mit ganz andern Augen. Indessen blieb vor der Hand Alles zwischen uns wie es war, nur daß mein Herz und meine Einbildungskraft an allen Bulletin, die damals von den Diesseitigen und Jenseitigen (wie man unpassender Weise in den schlechtgeschriebenen Extrablättern Freund und Feind nannte) erschienen, sehr lebhaften Antheil nahm, und ich mich stets von dem Stande des Hauptquartiers, in welchem damals Fernando bei dem später durch verschiedene Schicksale merkwürdigen Ge-

neralquartiermeister Baron von Mack als Adjutant stand, zu unterrichten suchte.

Schon diese Anstellung, das Vertrauen, welches ihm Baron Mack schenkte, und der Gebrauch, den er von den Fähigkeiten des jungen Offiziers machte, bewiesen sehr für Fernando's Geschicklichkeit und Werth, und erfreuten mein Herz, das nun in Liedern und Dichtungen freudig aufging, und mit dem bewegtesten Antheil die Zeitungsnachrichten ergriff. Um diese Zeit erschien Göthe's Egmont. Wie so lebhaft konnte ich mit Elärchen sympathisiren, und das Liedchen, zu dem ich mir selbst eine Melodie auf dem Claviere ausgesonnen hatte, singen:

Die Trommel gerühret,
Das Pfeisken gespielt!
Mein Liebster bewaffnet
Dem Haufen befehlt!

Das Leben in meiner Ältern Hause gestaltete sich um diese Zeit sehr angenehm, wie denn überhaupt in ganz Wien damals ein fröhlicher, für jedes Schöne empfänglicher, für jeden Genuß offener Sinn herrschte. Der Geist durfte sich frei bewegen, es durfte geschrieben, gedruckt werden, was nur nicht im strengsten Sinne des Wortes, wider Religion und Staat war. Auf gute Sitten ward nicht so sehr gesehen. Nämlich freie Theaterstücke und Romane waren erlaubt und cursirten in der großen Welt. Kogebue machte damals ungeheures Aufsehen; — sein Menschenhaß

und Reue, seine Indianer in England, seine Sonnenjungfrau, meisterlich von dem damaligen Personale: Madame Zacco, Adamberger (Mutter), Catharine Jaquet, Madame Mauseul, den Herren Lange, Brockmann, Müller, Dauer, Schütz u. s. w. vorgestellt, waren eine geistige Angelegenheit des Publikums, und nicht wie jetzt bloße Ausfüllung der Avantsoiréen; denn damals gab es dies Erzeugniß der Langenweile und Abstumpfung noch nicht, und selbst die höchsten Classen der Gesellschaft widmeten in der Regel bloß den spätern Nachmittag und Abend bis etwa zehn Uhr der Geselligkeit.

Alle jene obengenannten Stücke, so wie Gemmingen's deutscher Hausvater (nach Diderot), der Ring, von Schröder, viele andere, die im Strom der Vergessenheit versunken sind, und eine Menge Romane und Erzählungen (ich weise vor Andern auf Meissner's Skizzen hin) waren auf lauter unauflösliche Verhältnisse gegründet. Ohne Arg und Anstoss sah, bewunderte, las sie die Welt und jedes junge Mädchen. Ich hatte alles dieß mehr als einmal gelesen oder gesehen, der Oberon war mir wohl bekannt, so wie Meissner's Alcibiades. — Keine Mutter trug ein Bedenken, ihre Töchter mit solchen Werken bekannt zu machen, und vor unsern Augen wandelten der lebenden Beispiele genug herum, deren regellose Aufführung zu bekannt war, als daß irgend eine Mutter ihre Töchter in Unwissenheit darüber hätte erhalten können.

Ein charakteristisches Merkmal jener Zeit unter Kaiser Joseph waren die Bewegungen, welche durch die sogenannten geheimen Gesellschaften in der geselligen Welt hervorgebracht wurden. Der Orden der Freimaurer trieb sein Wesen mit einer fast lächerlichen Öffentlichkeit und Ostentation. Freimaurerlieder wurden gedruckt, componirt und allgemein gesungen. Man trug Freimaurerzeichen als *joujoux* an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handschuhe von Lehrlingen und Gesellen, und mehrere Modeartikel, wie die weißatlassenen Mützen mit dem blauumsäumten Überschlage, der den Maurerschurz vorstellte, hießen *à la franc-maçon*. Viele Männer ließen sich aus Neugier aufnehmen, traten dann, wenn der *frère terrible* nicht gar zu arg mit ihnen umsprang, in den Orden, und genossen wenigstens die Freuden der Tafellogen. Andere hatten andere Absichten. Es war damals nicht unnützlich, zu dieser Bruderschaft zu gehören, welche in allen Collegien Mitglieder hatte, und überall den Vorsteher, Präsidenten, Gouverneur in ihren Schooß zu ziehen verstanden hatte. Da half denn ein Bruder dem Andern; und wie man von dem würdig geheimnißvollen Orden der Pythagoräer erzählt, ging es hier auf unwürdigere und minder geheime Weise. Die Bruderschaft unterstützte sich überall; wer nicht dazu gehörte, fand oft Hindernisse, und dies lockte Viele. Wieder Andere, die ehrlicher oder beschränkter wären, suchten mit gläubigem Sinn höhere Geheimnisse, und glaubten Auf-

schlüsse über geheime Wissenschaften, über den Stein der Weisen, über Umgang mit Geistern in dem Orden zu erhalten. Da gab es allerlei Arten und Abtheilungen der Maurerei — Rosenkreuzer, Templer, Schottische Maurer u. s. w., endlich sogar die Illuminaten, und es ward damit in den letzten Jahren der Regierung Kaiser Joseph's großer Spektakel und wohl auch großer Ulfug getrieben. Indessen wäre es undankbar, nicht auch das wenige Gute, das diesem an sich trüben Quell entfloß, zu erwähnen. Wohlthätig waren die Freimaurer gewiß. In ihren Versammlungen wurden sehr oft Collecten für Arme oder Verunglückte gemacht; und Prinz Leopold von Braunschweig, der bei einer Wassersnoth, als er den Bedrängten mit Lebensgefahr Hülfe brachte, selbst den Tod fand, war ein glänzendes Beispiel, mit dem der Orden sich sehr brüstete.

Diese einzelnen Züge, welche die Zeit bezeichnen, wie sie damals war, werden dem Leser zeigen, daß, so reger auch das geistige Leben war, so viele Fortschritte die Bildung und Aufklärung damals machte, doch auch Manches anders und leicht besser hätte seyn können, und wenn unsere jetzige Zeit nichts vor derselben voraus hätte, als eine größere Beobachtung des äußern Anstandes, so wäre dies schon dankenswerth. Aber sie hat unstreitig noch manchen andern Vorzug. Wer lange genug gelebt hat, um Vergleichen mit unparteiischen Augen anstellen zu können, wird gestehen müssen, daß das häusliche Leben, die ehelichen Verhält-

nisse, die Kinderzucht, die Stellung der Kleinen gegen die Ältern viel besser und zweckmäßiger, so wie überhaupt der ganze gesellschaftliche Ton feiner und geschliffener ist, und selbst aus den untern Ständen und aus ihrem Umgange sich das allzu Rohe und Derbe verloren hat. Wohl hat die viel weiter verbreitete Bildung dies Letztere bewirkt, und auch an den ersten Verbesserungen ist ihr Antheil nicht zu verkennen. Indessen glaube ich doch, daß das Beispiel nicht blos unseres, sondern der meisten Europäischen Höfe, wo das Maitressenleben und die arge Zügellosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts verschwunden sind, viel zu der Beobachtung wenigstens des äußern Anstandes beigetragen hat.

In jener Zeit hatte denn auch die Gährung in den politischen Ideen ihren höchsten Punkt erreicht. Die Revolution brach in Paris aus. Ihre Verbotten hatten sich schon früher in Lyon gezeigt, und eine achtbare Familie, deren Haupt, Baron Geramb, eigentlich aus Ungarn stammte, und sich in Lyon, wo er geheirathet, niedergelassen hatte, war schon seit langer Zeit, unter dem Vorwand einer großen Reise, mit seiner Familie aus Frankreich weggezogen, um sich nach Oesterreich zu retten, wo seine Kinder und Enkel noch jetzt geachtet und in Ansehen leben; der älteste Sohn aber, welcher der berühmte Trappisten-General geworden, sich in Rom aufhält.

Auch bei uns in Oesterreich machten sich diese geistigen Erschütterungen und Umstaltungen fühlbar. Vieles gährte und glimmte im Verborgenen, und Oppositionen, Reaktionen gegen das Bestehende, immer stärkerer Tadel der Maßregeln und Anordnungen des Monarchen, sprachen sich überall laut aus. Während dieser unruhigen Stimmung hatte der Türkentrieg in Ungarn mit sehr wechselndem Glücke fortgedauert. Kaiser Joseph hatte ihn, wie man damals erzählte, aus einer Art von ritterlicher Valanterie gegen die geistvolle Herrscherin im Norden angefangen, der er vorher einen Besuch in ihrem Reiche abgestattet hatte, von welchem uns die Memoiren des Fürsten von Vigne und des Grafen von Segur d. ä. interessante Notizen liefern. Er liebte den Soldatenstand, er trug stets die Uniform seines Regiments, und er wollte vielleicht in diesem Kriege, in welchem er einen untergeordneten Gegner und keinen Friedrich II. mit seinen Preußen vor sich hatte, seine militärischen Kenntnisse zeigen und auch diesen Vorbezug in seine Kronen flechten. Aber der Erfolg entsprach keineswegs diesen stolzen Erwartungen. Schlachten wurden verloren, die Einschließung der festen Plätze mißlang, verderbliche Rückzüge schwächten das Heer, von dem ohnedies ein großer Theil, durch das ungesunde Klima erkrankt, in den Spitälern zu Grunde gegangen war. Kurz der Feldzug von 1788 unter des Kaisers und Feldmarschalls Laschy's Führung war ein durchaus mißglückter. Der Monarch kehrte im Winter nach Wien

zurück und brachte leider einen Keim des Übels mit sich, das seinem Leben ein Paar Jahre darauf, viel zu früh für seine Staaten und seine Entwürfe, ein Ende machte. Im Frühling 1789 ging Loudon in's Feld; — das Glück, der Sieg folgten überall seinen Spuren, und nach verschiedenen großen Vortheilen und Eroberungen, welche diesen Feldzug bezeichneten, krönten ihn am Schlusse die Einnahme von Belgrad durch Loudon und der Sieg bei Martinjestie unter Prinz Koburg.

Fünzig Jahre war Belgrad für Österreich verloren gewesen, Loudon hatte es wieder erobert, und der Tag, an welchem der Courier mit der Siegesnachricht eintrifft (12. Oktober 1789), wird allen Wienern, die Zeugen dieses freudigen Ereignisses waren, unvergeßlich bleiben.

Es war ein schöner heiterer Herbstmorgen. Wien hatte sich auf die Straßen, an die Fenster ergossen, von denen man den ankommenden Siegesboten — General Klebeck, einen Verwandten des großen Türkenbesiegers — sehen konnte. Ich war, wie natürlich, auch an einem unserer Fenster, welche in die Kärnthnerstraße, durch die er kommen mußte, gingen. Mein Herz schlug hoch; — kriegerischer Ruhm und der Glanz meines Vaterlandes hatten von jeher begeisternd auf mich gewirkt, jetzt vielleicht gesellte sich noch eine geheime Beziehung dazu, welche mir Alles, was diesen Krieg, diese Siege und die, welche Antheil daran hatten, betraf, näher rückte. Nun erklang von Weitem das

Geflatsche der Postillonpeitschen, das Schmettern ihrer Hörner. — Er kommt! Er kommt! so tönte es in mir und gestaltete sich unwillkürlich in mir zum Gesang:

Er kommt! er kommt! Wie jauchzt die trunk'ne Menge!
 Ha! welch ein Tag, beglücktes Wien!
 Der Siegesbote naht in jubelndem Gedränge,
 In deine Mauern einzuziehn.
 Der Hörner Ton, der Peitschen lautes Knallen
 Verkündet seine Ankunft schon.
 Die Schaaren mehren sich, gedrängte Reihen wallen
 Ihm vor und nach bis hin zum Thron.
 Es lebe Loubon! tönt aus jedem Munde u. s. w.

Die 24 oder 48 Postillone kamen nun näher, eine ungeheure Menschenmasse wälzte sich vor, neben, hinter ihnen daher durch die Straßen. Wivatgeschrei durchschmetterte die Luft; eine Art Trunkenheit schien sich der ganzen Einwohnerschaft bemächtigt zu haben. Nun erschien der General; — da verdoppelte sich das Jauchzen, das laute Rufen, und so im allgemeinen Jubel, den ich, den Courier von der Leipziger Schlacht 1813 kaum ausgenommen — denn das Volk war unter Joseph II. mehr gewohnt, seine Empfindungen auszusprechen — nie wieder so gehört habe, gelangte der General in die Burg.

Aber mit diesen paar schönen Stunden waren die Glückseligkeit der Wiener und die Bezeugungen ihrer Freude nicht vorüber, wie es wohl jetzt, in jähmeren

Zeiten, der Fall ist und seyn muß. Ich habe schon gemeldet, daß ein sehr schöner Tag war. Nach Tisch flog Alles dar, dorthinaus, die Meisten in den Prater; — auch wir machten es so. — Wie wir gegen den rothen Thurm kamen, tönte uns neues Vivatrufen entgegen und ein Menschengeschwarm sperrte den Weg. — Was war es? — Ein Träger von der Hauptmauth, wenn ich nicht irre, trug sehr zufälliger Weise den Namen Poundon. Dieser Umstand identificirte den Mann in den Augen des Volkes auf gewisse Weise mit dem Helden des Tages, und so wurde dann von tollen begeisterten Kameraden und andern Leuten der dicke, kupferige Mann, dem wohl von solcher Ehre nie geträumt hatte, in seinem leinenen Arbeitskittel, das Bündel Stricke auf der Achsel, wie im Triumph auf den Schultern herumgetragen, mit Wein bewirthet, den er sich tapfer schmecken ließ, und es wurden allerlei Poffen mit ihm getrieben.

Als es dunkelte, entbrannten plötzlich in allen Fenstern der Stadt die Lichter und eine allgemeine, freiwillige, extemporirte Illumination bezeugte und verherrlichte die Freude meiner guten Mitbürger. Die ganze Welt wanderte auf den hellen Straßen in der milden Luft des schönen Herbstabends und Alles süßte sich von der Bedeutung des Tages gehoben und begeistert. Auch Klänge sollten dem schönen Abend nicht fehlen. In rascher Entschliesung hatten die Studenten sich vereinigt (damals war es noch erlaubt, solche Ent-

schlüsse auf der Stelle zu fassen und sie, ohne sich bei der Polizei anzufragen, auch auszuführen), eine vollstimmige schöne Instrumentalmusik zusammengebracht und zogen nun, Alle durch weiße Kokarden bezeichnet, mit Transparents und ihren Instrumenten durch die Stadt. Eine Unzahl junger Männer aus den höheren Ständen schloß sich an sie und qualificirte sich durch eine weiße Schleife, im Nothfalle durch ein Stückchen weißes Papier auf den Hut gesteckt, als einen der Ihrigen. So bewegte sich der lange Zug durch die Straßen der Stadt und brachte seine Ständchen in sehr wohl-ausgeführten Symphonien vor dem Hause, in welchem Louden's Gemahlin wohnte, vor dem Kriegsgebäude, der Universität und auf dem Buraplatz vor Kaiser Joseph's Fenstern und überall wiederholte sich in lautem Beifallsjauchzen der Jubel dieses zwölften Oktobers.

Nicht lange darnach folgten andere Kouriere mit den Nachrichten von der Einnahme von Orsova, dem Sieg bei Martinjestie u. s. w. und so schloß dieser Feldzug höchst glänzend.

Meine poetische Laune war schon seit längerer Zeit, seit nämlich das höchst prosaische Verhältniß mit H** ein Ende genommen, wieder lebhaft erwacht. Ich vollendete das Gedicht, das ich beim Einreiten des Kouriers am Fenster begonnen; es fand Beifall. Freunde des Feldmarschalls erbatn es sich, es wurde gedruckt, ihm übersandt und bald darauf erschien einer seiner Nefen bei uns (der nun auch längst todt ist), um mir im

Namen seines Oheims zu danken. Es freute mich sehr; doch durch eine Eigenheit meines Wesens, die mich nur so lange als ich dichtete, lebhaften Antheil an meinen Kompositionen nehmen, sie aber, wenn sie einmal aus mir herausgetreten waren, ruhig und wie etwas Fremdes betrachten ließ, machte auch diese Auszeichnung keinen sehr tiefen Eindruck auf mich, und die Artigkeit des jungen Loubon, der zufälliger Weise die damalige Uniform des Generalstabes, wie Baron K** trug, sprach mich beinahe lebhafter an, als der literarische Ruhm, den ich geerntet hatte.

Wie überhaupt um mich herum reges geistiges Leben war, so bewegte es sich auch in mir. Man hatte mir lange nicht gestatten wollen, die *Messiade* zu lesen, weil ich sie nicht verstehen und folglich nicht genießen würde, wie man sagte. In Klosterneuburg, dessen Probst ein Verwandter meiner Ältern war, und den wir öfters in seiner herrlich gelegenen Abtei besuchten, trafen wir einst den Chef des Pontonierkorps, das dort und in der Umgegend stationirt war. General Kiepke war ein geistvoller lebenswürdiger Greis. Er fand Gefallen an meiner Unterhaltung, und ich schätzte mir es (nach den Begriffen jener Zeit, die nun freilich anders sind), zur Ehre, von dem würdigen Manne als ein junges Ding von 18—19 Jahren ausgezeichnet zu werden. Ausschließend unterhielt er sich mit mir, fragte nach meinen Beschäftigungen, meiner Lektüre und riet mir, die *Messiade* zu lesen, indem er sich mit schön-

ner religiöser Wärme über die Erhabenheit dieses Werkes aussprach.

So wurde ich auf diese Dichtung hingeleitet. — Ich las sie; mein Innerstes faßte begierig die himmlischen Strahlen auf, die aus ihr hervordrangen. Ich hatte früher schon die Noachide, den Tasso, selbst den Ariost gelesen; denn wie ich schon erwähnt, man dachte damals in Rücksicht lockerer Schriften sehr liberal. Indessen hatte Ariost auf mich wenig Eindruck gemacht. Ich betrachtete ihn wie ein Heenmährchen aus der Tausend und Einen Nacht, und einzig Zerbino's und Bello's Geschick und einige ähnliche Scenen aus Ruggiero's Schicksalen prägten sich mir tiefer ein. Viel inniger hatte mich Tasso angesprochen, dessen Jerusalem ich regelmäßig jedes Jahr las, und dessen tiefergreifendste Stellen sich in meinem Gedächtnisse noch jetzt erhalten haben. Auch die Iliade und Odyssee war mir wohlbekannt, und auf die Gefahr hin, getadelt oder verspottet zu werden, bekenne ich ganz offen, daß ich die letzte (die Odyssee) bei weitem meinem Geschmacke zusagender fand, als die Ilias. Das häusliche idyllische Leben sprach mich an, ich fand mich wohl zu recht in der Wohnung des Odysseus, bei dem göttlichen Zauhirten Eumäos, und mit Freude begrüßte ich stets einen unserer großen Hofhunde, dem mein Vater den Namen Argos gegeben, wie ihn jenes treue Thier des vielgereiseten Helden trug.

Alles dieß aber wich in meinem Gemüthe vor der Messiade in Schatten zurück. Hier fand ich meine religiösen Gefühle, meine Engel, selbst meinen Schutzengel Ithuriel wieder (leider als den Hüther eines nicht ehrenvollen Schüglings, des Iskarioth's). Unbeschreiblich erhoben fühlte ich mich durch dieß Gedicht. Klopstock ward der Gegenstand meiner innigsten Verehrung. Ich schrieb mir, wie ich das überhaupt gewohnt war, eine Menge Stellen daraus ab, und beschloß nun, auch dieß Werk alljährlich einmal ganz durchzulesen, ein Vorsatz, den ich auch durch viele Jahre hielt und meine Lieblingsstellen auswendig behielt, davon ich die meisten noch jetzt herzusagen im Stande bin.

Bald nach der Messiade las ich auch den Ossian, und ergab mich mit süßem Hange dem düstern aber namenlosen Zauber, der für mich in diesen Dichtungen wehte. Auch hieraus wurden Stellen abgeschrieben und viele davon im treuen Gedächtnisse bewahrt. Es war eine ganz neue Welt voll Wehmuth, Erinnerung, Nebel und unbestimmten Gestalten, die aber eben deswegen mein jugendliches Herz um so mächtiger anzog und mich zu Liedern begeisterte, in denen Anklänge aus jener düstern Region walteten und sich seltsam mit andern Eindrücken, die ich damals auf ganz entgegengesetzten Wegen erhielt, vermischten. In diese Zeit, nämlich 1788, 1789, 1790 fiel die Erscheinung der ersten Ritterromane jener Periode, von welchen die Schlenker'schen, so wie Weit Weber's Sagen der

Vorzeit, ihrer Reizheit und affektirten Schreibart wegen nicht viel Eindruck auf mich machten; dahingegen mich Herrmann von Luna, Walter von Montbarry, Elisabeth von Leggenburg, vor Allen aber Alf von Dülmen, mit einem Wort, die Nauvert'schen Romane — von denen damals Niemand in Deutschland den Autor kannte oder nur muthmaßte — ganz unbeschreiblich entzückten und in jene Zeiten versetzten, die sie so lebhaft schilderten. Alles im Hause gestaltete sich mir auf ritterlich alterthümliche Art. Ich betrachtete Alles in diesem Sinne, ich lebte in diesen Vorstellungen und war ganz glücklich, wenn ich wieder ein Werk aus dieser Feder zum Lesen erhielt. In meinem Kopfe wirbelten diese Bilder, diese Scenen, diese Gefühle; ich dichtete einige Romanzen, die ich jetzt im Ganzen für herzlich schlecht erkennen muß, deren Eingänge aber nicht ohne poetischen Werth, und da sie nie gedruckt wurden, doch des Aufbewahrens in diesen Blättern nicht unwerth sind.

Die Eine war dem Walter von Montbarry entnommen. — Ihr Inhalt war ein gefabeltes Abenteuer Richards Löwenherz, das er in Wien, am Hofe Herzog Leopolds sollte bestanden haben. Daß Österreich und sein Herrscher ziemlich schlecht in jenem Romane und so auch in meinem Gedichte erscheinen, irrte mich damals nicht und irrte auch Niemand in meiner Romanze. Es war die Zeit der Verirrungen. Protestanten hatten sich seit der Reformation der deutschen

Literatur bemächtigt, um den katholischen Glauben und den Staat herabzusetzen, der seit 300 Jahren dessen mächtigster Schirm in Deutschland gewesen; eine Tendenz, welche durch die ganze deutsche Literatur und wohl auch durch die Literatur anderer Länder geht. Wahrlich! wäre Oesterreich so in Nacht und Barbarei versunken, wie sie uns gewöhnlich und mit Lust schildern; hätten seine Herrscher, seine Staatsmänner und Kriegshelden sich solche Schwächen, Fehler, Ungeschicklichkeiten, Ungerechtigkeiten u. s. w. zu Schulden kommen lassen, als nach den Angaben jener Schriftsteller geschehen war, so hätte der österreichische Staat längst in sich zusammenstürzen müssen. Daß dieß nicht geschehen ist, daß er nach so vielen Bedrängnissen, schweren Kriegen, blutigen Niederlagen und beständigen Anfeindungen, obwohl aus heterogenen Theilen bestehend, sich nicht allein erhalten hat, sondern gewichtiger und glänzender im Staatenvereine von Europa dasteht, als je, ist wohl die beste Widerlegung jener partiischen Schmähungen, deren allzulauter Ton sich erst seit 1813 etwas gemildert und billigern Ansichten Platz gemacht hat. Seit nämlich das von Allen im Kampf mit dem Riesen der Revolution verlassene Oesterreich, das einsam, blutend, aber doch herrlich nach der Schlacht von Aspern auf dem Wahlplatze stehen geblieben war, von jenen Feinden selbst um seinen Beistand, Schirm und Hilfe ersucht ward und sich aufs Neue in seiner Kraft erhob, um Deutschland zu retten. Ohne Oesterreich, was hätte

Preußen ausrichten wollen, dem seine lobhudehenden Schriftsteller doch gern den Ruhm jener Befreiung allein zuschreiben möchten?

Damals also, um wieder auf jene Zeiten einzulenken, von denen früher die Rede war, dachte Niemand an Oesterreichs Ruhm, an seine geschichtliche Würde, an die Thaten seiner Vorältern. Was hinter dem sechzehnten Jahrhundert lag, wurde Barbarei genannt, unsere Nationalgeschichte war uns fremd, wir lernten sie als etwas Neues in der Jugend, wie die französische oder englische, und die meisten Geschichtsbücher, die man der Jugend gab, waren ja von Protestanten oder protestantisch aufgeklärten Katholiken geschrieben. So gestaltete sich vor unserm Blicke Vaterland und Religion in diesem Sinn. Wir waren weder rechte Katholiken, noch rechte Oesterreicher und in selbstgefälligem Eigendünkel, der nur uns allein von dem allgemeinen Tadel ausnahm, sehr bereit über Alles zu spotten, was in unserm Vaterland geschah. Das war damals Geist der Zeit, er hatte auch mich ergriffen, und so wählte ich den Stoff zur Romanze aus dem Romane, der auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hatte und hielt mich an die Fiktion desselben, vermöge welcher Blondel nach Richard's und Walter's Tod sich mit Mathilden, der Geliebten, der Gattin des ersten, auf eine Insel des Mittelmeeres zurückzieht (wenn ich nicht irre, eine der Hyères) und dort ihrem und seinem Schmerze lebt.

Ein leises Lüftchen schwebt um mich,
 Füllt mich mit süßer Trauer.
 Der Harfe Saiten regen sich,
 Es bebt das Gras der Flur, und mich
 Ergreift ein heil'ger Schauer.

Woher, o Lüftchen? Spieltest du
 Um eines Freundes Hügel?
 Wie — oder schwebet ungesch'n
 Ein Geist um mich, bist du sein Weh'n,
 Das Rauschen seiner Flügel?

Bist du vergang'ner Zeiten Hauch,
 Die längst vergessen liegen?
 Wie um den Fels ein Windstoß irrt,
 Die Wellen hebt, im Schilf schwirrt,
 Wenn längst die Stürme schwiegen?

All meine Freunde schlummern schon,
 Zerrissen sind die Bande.
 Auf meines Walters *) grünend Grab
 Streu'n Palmen ihren Duft herab,
 Fern im gelobten Lande.

Auch Richard schläft — der Name weckt
 Die Seele Blondels wieder.
 Ein halbverklingenes Gefühl
 Wird laut — es bebt mein Saitenspiel
 Und tönt vergeß'ne Lieder.

*) Walter von Montbarry.

Bewohnerin des Eilands, komm,
 Steig' von dem Felsenhange.
 Rathbilde, helle deinen Blick,
 Die Todten ruft kein Schmerz zurück,
 Komm, lausche dem Gesange.

Man wird wohl erkennen, daß die Lesung von Ossian's Gesängen vielen Einfluß auf die Art der Darstellung hatte. Eben so war der Anfang einer andern Romanze den Ossian'schen Gesängen nachgebildet, aber die erste Anregung dazu kam mir im damaligen Garten des Grafen Kobenzl auf dem Kahlenberge, der mir überhaupt durch seinen einfachen, etwas düstern und erhabenen Charakter ungemein gefiel, und den ich allen übrigen bis dahin gesehenen Gärten, selbst dem Dornbacher Park, vorzog. Es war noch überdies an einem etwas trüben Herbsttag, als ich ihn zum ersten Mal besuchte. Das verschwiegene Waldthal mit seinem durch die Wiese schlängelnden Bach, die majestätische Grotte am Ende desselben, aus der sich der Quell herausstürzte und sein eintöniges Rauschen mit den trüben Schatten des Waldes und dem schwermüthigen Anblick der Landschaft vereinigte, machte einen tiefen Eindruck auf meine Seele, welcher sich dann in der Romanze aussprach, wovon ich den Anfang hiehersetze:

Was schallet dort aus jener Felsenhöhle
 Das rings umschloss'ne Thal entlang
 Für ein beweglicher Gesang?
 In Wehmuth löst sich meine ganze Seele
 Bei dieser Stimm' und dieser Laute Klang.

Wer bist du, Felsensohn, deß laute Klage
 Den Widerhall in diesen Bergen weckt?
 Jetzt, da der Mond noch halbversteckt
 Sein Silberhorn nach einem trüben Tage
 Aus den zerriss'nen Nebelwellen streckt.

Sei mir gegrüßt! O schöpf' aus deiner Quelle
 Mir eine Schale Wasser nur.
 Durch Feld und Wald, durch Haid' und Flur
 Verfolg' ich seit des Morgens erster Helle
 Auf diesen Höhn des flücht'gen Wildes Spur.

„Hier ist der Trank, und hier sind Brot und Früchte,“
 Erwiedert ihm der Eremit,
 Wie er den muntern Jäger sieht,
 Auf dessen Stirn und bräunlichem Gesichte
 Der Jugend Muth, der Jagd Ermüdung glüht.

Der Eremit befragt den Jüngling um seine Herkunft,
 seinen Namen; er erwiedert:

Ich heiße Wood. Am wasserreichen Clyde,
 Dort, wo von Nebeln stets umschwebt,
 Ein Berg sich in die Lüfte hebt,
 Dort wohnt mein Vater, ich bin seine Freude,
 Der einz'ge Sproß, in dem sein Stamm noch lebt.

Seit langer Zeit, seit meinen Kinderjahren,
 Ruht meine Mutter schon im Grab,
 Sie sank zu früh für mich hinab;
 Ach, ihre ersten süßen Küsse waren
 Die letzten, die sie ihrem Sohne gab.

Nun kommt sie nur zu meinen stillen Träumen,
 Ein Schattenbild, gewebt aus Luft,
 Ihr Kleid ist wie des Hügel's Duft.
 So leise fluszt der Abendwind in Bäumen
 Als ihre Stimme tödt, wenn sie mir ruft.

Es ergibt sich im Verlauf der Romanze, daß Wood der Sohn der Jugendgeliebten des Einsiedlers ist, und dieser erzählt dann die Geschichte seiner unglücklichen Liebe. Wer mir damals gesagt hätte, daß 25—30 Jahre aus jenen nebligen Gegenden Schottlands, die meine Seele so mächtig ansprachen, eine Reihe von Dichtungen hervorgehen würde (Walter Scott's Werke), welche nicht allein mich, sondern ganz Europa entzücken würden!

Während der letzten hier geschilderten Jahre hatte meines Bruders Geist, so wie sein Charakter und selbst sein Äußeres sich sehr vortheilhaft und ganz anders, als seine frühern Anlagen vermuthen ließen, entwickelt. Zwar hatten die Plattern seine kindische Schönheit zerstört, aber seine Züge, der Ausdruck seines Gesichtes war bedeutend, ernst und doch von un-

endlicher Güte zeugend, die denn auch wirklich in seinem Gemüthe herrschte. Dabei war sein Wuchs hoch, tadellos, und sein Anstand vortrefflich, so daß er zwar nicht zu den schönen, aber zu den sehr interessanten Männern gezählt werden konnte. Auch gefiel er den Mädchen, meinen Gespielinnen sehr wohl, und manch kleiner Liebeshandel, wie es denn die damalige Sitte und Denkart mit sich brachte, knüpfte sich trotz seiner Jugend an. So wenig meine Gesinnung und mein Betragen gegen diesen trefflichen Jüngling in unserer Jugend zu billigen gewesen war, so hing ich doch jetzt mit desto wärmerer Liebe an ihm; ich kannte seinen tiefen Werth, ich achtete ihn aufs innigste, ja ich ordnete oft und gern mein Urtheil dem seinigen unter, das sich stets höchst eigenthümlich und richtig erwies, und sagte ihm oft im Scherz, doch mit sehr ernstem Gefühl, daß ich ihn lieber heirathen möchte, als alle anderen jungen Männer, die mich umflatterten; aber du, sagte ich dann hinzu, du würdest mich nicht nehmen, denn mir fehlt, was dich an Mädchen am meisten reizt, ein majestätisches Ansehen und würdiger Ernst des Benehmens. Ich war nämlich stets sehr munter, nicht immer besonnen, und vor Allem, ich weiß nicht, ob es mir zum Lob oder Tadel gereicht, nicht im Stande, mein Betragen gehörig abzumessen, und meinem lebhaften Gefühl, dessen Ausdruck sich meist unwillkürlich in meinen sehr beweglichen Blicken und Zügen mahlte, so zu gebiethen, daß ich mir Herrschaft über Andere dadurch hätte er-

werden können. Ich gab mich und mußte mich geben, wie ich war, und wenn ich so nicht gefallen konnte, auf dessen Neigung mußte ich verzichten, besonders da keine einnehmende oder schöne Gestalt mir zu Hülfe kam.

Zu unsern geselligen Freuden hatte sich eine neue gefunden. Durch einen Jugendfreund und Zwickamers- den meines Bruders, einen Vetter jenes Baron A*** der jetzt im Felde stand, hatte die Lust und der Geschmack für kleine Hauskomödien sich bei uns eingebürgert. Des jungen Menschen Ältern, altsbekannte und geschätzte Freunde der meinigen, die sich vor ein Paar Jahren in Wien niedergelassen hatten, da sie früher in Ofen gelebt, erneuerten die freundschaftlichen Verhältnisse gern; eine Tochter, nur um ein Paar Jahre älter als ich, fand sich ebenfalls in dem Hause, und so bildeten wir jungen Leute einen vierblättrigen Alee, an welchem sich zwei und zwei Blätter stärker einander zu neigen begannen. Meinen Bruder zog die schlankste, ernsteste, hochgeehrte Theresie, ein übrigens sehr schätzbares Mädchen an, und ihr Bruder, den ich, um ihn von seinem Vetter zu unterscheiden, Carl nennen will, brachte mir seine Huldigungen dar. Aber er vermochte mein Herz nicht zu rühren. Um einige Jahre jünger als ich, noch Student, gutmüthig, aber eitel, voll Talente, aber ohne Fleiß und erworbene Kenntnisse, war er von dem Wilde eines ernstesten, würdigen Mannes, den ich von

ganzer Seele achten, oder eines geist- und kenntnißvollen, den ich bewundern hätte können, viel zu entfernt, um mir anziehend zu erscheinen. Auch trug die Erinnerung an seinen Vetter, der bereits als Mann wirkend und thätig ins Leben getreten war und seinen Platz mit Auszeichnung füllte, ebenfalls bei, ihn bei mir in Schatten zu stellen. Aber der junge Mensch war ein Tausendkünstler. — In wenigen Tagen hatte er für den Geburtstag des Vaters ein kleines Theater gebaut und gemahlt, ich wurde gebeten, ein Schäferspiel oder so etwas zu schreiben, das sich für unser Personale, aus vier Personen bestehend, paßte. Gesang sollte auch dabei seyn. — Ich entwarf einen winzigen Plan, wir legten bekannte Arien ein, behielten den ursprünglichen Text bei, wenn er sich zur Scene paßte, oder ich dichtete einen andern, wie das Stück ihn erheischte. Am Ende war ein Schlußchor mit dem Glückwunsch und der Anwendung angebracht. So armselig das Ganze war, wenn man es absolut als Schauspiel, Dichtung, Operette und Dekoration betrachtete, so machte es doch an Ort und Stelle durch Überraschung und gute herzliche Meinung den gehörigen Effect, und wir erhielten Alle großes Lob.

Von da an erwachte die Lust und Freude an dieser Art von geselliger Unterhaltung in meinem Bruder und mir, und wir wußten bald unsere Ältern zu vermögen, uns ein kleines Theater bauen zu lassen, das, geschickt eingerichtet, sich leicht und in wenig Stunden abbauen

und wieder aufrichten ließ, um den großen Salen, den mein Vater zu seinen Musiken, und wir selbst im Fasching sehr gern zu den kleinen Piqueniques brauchten, die bei uns Statt hatten, immer zu gehöriger Zeit in einen Tempel Thaliens, und aus diesem wieder in seine ursprüngliche Gestalt umzuwandeln. Sobald unser Vor-
 sag, Hauskomödien (eine damals sehr gewöhnliche Unterhaltung) bei uns zu geben bekannt wurde, fand und sammelte sich bald ein sehr ansehnliches und in einigen Mitgliedern bedeutendes Personale um uns. Ein Herr von Kirchstettern gab die Rollen, welche man 8 — 10 Jahre vorher von dem großen Schröder hatte spielen sehen, mit einer für einen Dilettanten bewundernswürdigen Kunst und Kraft. An einem Herrn Ebert, einem sehr artigen und gebildeten Mann, besaß unsere Truppe einen ersten Liebhaber, der dieß schwere Fach auf, und auch wechsl außer der Bühne mit seltenem Glücke übernahm, und dem eine auffallende Ähnlichkeit mit dem berühmten Schauspieler Lange, der eben dieß Rollensach auf dem Festtheater inne hatte, sehr zu statten kam. Wie Lange schwächlich, blond, zierlich und voll Anstand, hatte er auch die Ähnlichkeit mit ihm, daß seine im Grunde gar nicht hübschen Züge auf dem Theater und mit der Schminke beinahe schön erschienen. Ueberdieß erbet sich der vieljährige treue Freund meiner Ältern, Herr v. Alringer, mit Vergnügen zur Theilnahme an unserm Projecte, und übernahm, nebst einer Art von Direction, jene Rollen, die damals

die Brockmann'schen von diesem Schauspieler genannt wurden, junge Ehemänner, launigte Charactere, auch einige komische oder Characterrollen, und führte sie, wenn es nur keinen Anstand oder tiefere Empfindung bedurfte, sehr gut aus. Mein Bruder übernahm das Fach der komischen Bedienten, zweiten Liebhaber u. s. w. Andere hübsche junge Mädchen fanden sich zu zärtlichen oder ernstern Rollen, mein Fach war das der muntern jugendlichen Charactere, schnippischer oder coquetter Mädchen, wohl auch der Seubretten. Etwas Zärtliches oder Rührendes brachte ich durchaus nicht aus meinem Innern heraus; in jenen Rollen aber gefiel ich, und unsere ganze Truppe erwarb sich Beifall.

Ein Cyclus von geselligen Freuden bildete sich nun in unserm vielbesuchten Hause. Wenn wir vom Lande (einem hübschen Gartenhaus, das meine Ältern in der Nähe besaßen) im Herbst nach der Stadt zogen, wurde gleich das Theater aufgeschlagen und einige Stücke gegeben: Minna von Barnhelm, die falschen Vertraulichkeiten, Maske für Maske, die unverschene Wette, der selten e Freier, die Glückstritter nebst vielen andern. Wie der Advent heran kam, mußte das Theater fort, und die wöchentlichen Quartetten begannen, bei welchen ich jederzeit spielen mußte, und die von einer sehr zahlreichen und glänzenden Gesellschaft besucht wurden, nicht weil sie so vorzüglich waren, sondern weil es Mode war, unser Haus zu besuchen.

Dann folgten im Fasching ebenso wöchentliche Piqueniques, an denen aber nur, eben des Raumes wegen, ein kleiner gewählter Kreis von bessern Bekannten Theil nahm, und an deren zwanglose und lebhaftre Freuden sich jetzt noch, nach viel mehr als dreißig Jahren, die wenigen Theilnehmer, die diesen Zeitraum überlebt haben, mit Vergnügen erinnern. Nach dem Fasching begannen die Quartetten abermals, und nach Ostern wurde das Theater aufgerichtet und die Komödien nahmen ihren Gang, bis wir aufs Land zogen, und einen Sommer spielten wir sogar in unserer Gartenwohnung, bis die Hitze dem Späße ein Ende machte.

Mein Geist und meine ganze Denkart hatten sich unter dem Einflusse eines zerstreuten, vielbewegten Lebens und der allgemeinen Richtung des Zeitgeistes diesem in manchen Stücken gemäß, in manchen zuwider, ausgebildet. In meinem Innern hatte sich ein tiefer Grund von Religiosität erhalten, der den Einwirkungen freigeistlicher oder sogenannter philosophischer Schriften widerstrebte. Dennoch vermochte mein Verstand nicht, den Behauptungen, Schlüssen und Spötereien jener Schriften ganz zu widerstehen. Sie machten unwillkürlich Eindruck auf meinen Geist, und wenn hier der Wiß, mit dem irgend ein wirklicher Mißbrauch oder ein Aberglauben verspottet

wurde, mich unterhielt, indem er mich ärgerte, so war ich nicht immer, ja leider nur selten im Stande, das Sophistische, Leicht- oder Falsche in dem gegen die Lehren des Christenthums und dessen eigentliche Wesenheit gerichteten Angriffe ernsterer Bücher dieser Art zu erkennen und dadurch unschädlich für meine Überzeugung zu machen. Tief im Innersten erschütterte und empörte mich Schiller's „Resignation“; aber ich wußte ihr nichts entgegen zu setzen, als mein Gefühl, daß dem nicht so sei, wie er behauptete. Gar viele, und gewiß sehr gefährliche Bücher fielen in meine Hände, welche ich früher schon genannt: *Ba hr d e's Bibel im Volkston*, *Horus*, die *Ruinen von Volney*, *L'antiquité dévoilée* u. s. w. Wie mich die Ideen gequält, welche aus diesen Schriften gleich scharfen Pfeilen von allen Seiten in das innerste Heiligthum meiner Seele eindringen, vermag ich nicht zu beschreiben. Ein Streit meines Verstandes und meines Gefühles begann, und manche wichtige Lehre der Offenbarung sank unter diesem Kampfgestümmel nieder, und ich vermochte damals nicht, sie wieder in mir zu beleben. Es war ein peinlicher Zustand, dessen ganze Widrigkeit ich empfand, ohne die Macht zu haben, ihn auf irgend eine Weise zu ändern. Zum Freigeist war mein Inneres zu fromm, zu weich, und alte Ideen behaupteten noch immer ihr Recht über meine Seele; zum kindlichen Glauben hatte ich zu viel gelesen, und ihn bald mit Ernst erschüttert,

bald mit Wiß verspottet gesehen. Gott erbarme sich meiner. Ein tiefer Schmerz mußte mich zu ihm zurückführen.

Die Thaten des Feldzugs von 1789 waren glänzend gewesen, sie verbreiteten einen hellen Schimmer über die abnehmenden Lebensstage Kaiser Joseph's, der in der vollen Reife männlicher Kraft, noch nicht 50 Jahre alt, an einem unheilbaren Ubel seinem Ende entgegen ging. Gewaltig war der Umschwung, den seine Denk- und Handlungsweise seinen Staaten, und mit ihnen der Gesinnung seiner Unterthanen gegeben hatte. Ich habe eben, wo von dem Tode seiner Mutter und Vorfahrerin die Rede gewesen, gesagt, daß damals eine neue Zeit für Oesterreich begonnen habe; und so war es auch, obgleich Kaiser Joseph vielleicht nur, wie Manche behaupten, mit eigener Hand die Schranken öffnete, welche seine Unterthanen von jenen freisinnigen Begriffen, erhöhten Forderungen und eigenmächtigem Hervortreten noch trennten, zu welchen sich in Frankreich das Volk selbst gewaltsam Bahn gemacht hatte. Ja, ich habe es mehr als Einmal von Männern, welche dieß genau zu wissen vorgaben, und es wohl auch wissen konnten, gehört, daß Kaiser Joseph bei seiner letzten Anwesenheit in Paris, kurz vor dem Ausbruche der Revolution, sich selbst von der Stimmung des Volkes, von den Antrieben der Mißvergnügten, und den

Systemen und Entwürfen der Schriftsteller unterrichtet und dadurch die Überzeugung gewonnen habe, der Neuerung sei nicht mehr zu widerstehen, und es sei besser, wenn die Reformen, die nun einmal unumgänglich notwendig geworden, vom Throne selbst ausgehen, als wenn das Volk sie gewaltsam ertroge. In dieser Überzeugung habe er seine Schwester, die unglückliche Königin Antonie noch treulich aber leider vergeblich gewarnt, und dann bei sich zu Hause mit großartigem Sinn selbst vorzubereiten und zu verbessern sich bemüht, was er dem mächtig herandrängenden Zeitgeiste gemäß erachtet.

Wie dem immer sei, der unglückliche, von dem blendenden Bahnbild echter Freiheit geäffte Forster, der in Paris als ein Opfer seines Enthusiasmus und der folgenden bitteren Enttäuschungen starb, hat in seiner Reise nach Niederland ein Wort über Kaiser Joseph gesagt, das mich mächtig ergriff und mir höchst wahr scheint. — Er sagt nämlich: „Aus der Fackel seines (Kaiser Joseph's) Geistes ist ein Funke in Oesterreich gefallen, der nie verlöschen wird.“ Glänzend, feurig belebend war dieser Funke allerdings; aber wie alles Feuer that er auch weh, wenn man ihm zu nahe kam, und war ebenfalls von Rauch nicht ganz frei.

War es Vergeßniß der kurzen Laufbahn, die ihm von der Vorsicht gestattet war? war es innerer stürmischer Antrieb, der sich durch den Widerstand, den er überall fand, noch mehr erhitzte? war es überwiegende

Kraft des Verstandes, die das Gefühl oft zum Schweigen brachte — genug, so menschenbeglückend auch Kaiser Joseph's Pläne und Vorbereitungen waren, so wenig man in der Idee daran tadeln konnte, so fielen sie doch in der Ausführung oft zu hastig, meist zu hart und schonungslos aus, und es schien öfters, als sollte alles Alte, Langbestandene, Langverehrtes bloß beiseite gehen, weil es dies war, niedergerissen werden. Wenn ich jetzt, nach 40 Jahren auf jene Zeit zurückblicke, geht mir aus der Vergleichung mit dem, was nun in Frankreich und auch in Deutschland geschieht, erst recht das Verständniß jenes Strebens auf, das Kaiser Joseph in mancher seiner Anordnungen zu befeelen schien. Das Alte sollte fort — gleichviel ob es schädlich oder nützlich, dem Menschen gleichgültig oder drückend, oder wohl gar lieb war — genug, es war alt, und taugte darum nicht mehr in die neue Welt, die sich damals zu gestalten anfing. Aber in der Praxis geht nur langsam, ruckweise und mit oft krebsgängigen Schritten die Umwandlung vor, die der Gelehrte oder Staatsmann in seinem Kopf schnell erzeugt, und wohl kann man die Zeit in dieser Hinsicht jenen Pilgern des Mittelalters vergleichen, die auf einer Wallfahrt stets nach 2 — 3 Schritten vorwärts Einen zurück thaten; indes kamen sie doch, wiewohl langsam, weiter, und jene Rückschritte hemmten nur, aber sie hinderten die Reise nicht. So ist es auch mit der Ausbildung dieser neuen

Zeit und ihrer Befinnung; aber man ist jetzt klüger, und überstürzt sich nicht, wie damals.

Damals, vor 40 Jahren, war man noch nicht so weit vorgeschritten. Es gab Viele, die sich dieser Neuerungen, dieser Aufklärung, dieses Begräumens alten Schuttes von Vorurtheilen, Castenzwang u. s. w. als glücklicher Schritte zu einem sichern Heil erfreuten; weit Mehrere indeß, die sie mißbilligten, weil entweder ihr Vortheil darunter litt, oder weil ihre in entgegengeetzten Begriffen erzogenen Geister sich über diese neuen Ansichten, als über Ketzereien, ersetzten. Mitten zwischen diesen beiden Äußersten befand sich aber eine bedeutende Anzahl von Personen, die vielleicht eben durch ihre gemäßigte Meinung sich als Diejenigen bewiesen, die ohne Vorurtheil oder Eigennuß, ja vielleicht von Hoffnung eben so weit als von Furcht entfernt, ein richtiges Urtheil besaßen. Diese ließen zwar dem edlen Willen des Monarchen alle Gerechtigkeit widerfahren, sie billigten, ja sie erfreuten sich der meisten seiner Anordnungen, welche die Erleichterung und sorgfältigere Bildung der untersten Classen, die Abstellung alter Mißbräuche, die Einschränkung lästiger Vorrechte und Privilegien, endlich die Gedankenfreiheit und allgemeine Duldung zum Gegenstande hatten. Aber sie konnten die rasche Hastigkeit, womit Alles betrieben wurde, und die oft jenseits des Zieles schoß, so wie den Mangel an Schonung und Willigkeit bei Ausübung der strengsten Gerechtigkeit nicht guthei-

sien. Eben so wenig waren diese gemäßigten Beurtheiler mit dem übereilten Aufklären der untern Volksklassen und mit dem gewaltsamen Wegräumen so mancher Schranken und hindernden Begriffe zufrieden, welche in dem Gewissen des Volkes dort ihre stille Macht gegründet hatten, wohin das Gesetz zu reichen nicht im Stande ist.

Ich war wohl im Ganzen noch zu jung, um dies Alles nach meinen eigenen Ansichten zu beurtheilen; aber ich hörte verständige Menschen von verschiedenen Parteien sprechen, und mein eigenes Gefühl fand sich durch manche Neuerung, die an die Stelle eines alten liebgewordenen Gebrauchs, einer wohlbekannten Gewohnheit getreten war, abgesehnen, so wie durch manches Härte und Schonungslose in dem Verfahren des Monarchen verlegt. Ich erinnere hier nur an den — freilich nicht durchgesetzten — Befehl, die Leichen künftig ohne Zarg, in Säcken zu begraben und mit Kalk zu überschütten. Vielleicht konnte der kalte Verstand hierin eine zweckmäßige Verordnung finden und vertheidigen; aber das Gefühl der ganzen Stadt war empört, und die Sache mußte unterbleiben, weil „meine Unterthanen,“ wie Kaiser Joseph bei Aufhebung dieses Befehls schrieb, „länger hier bleiben wollen!“ Eben so unduldsam schien mit die strenge Gerechtigkeit, welche Alles vor dem Gesetze nivellirend, einen Grafen, einen Hofrath, einen angesehenen Privatmann zu eben der Strafe des Gassenkehrens, wie den Tagelöhner, den

Hausknecht u. s. w. verdamnte, deren tägliches Geschäft jenes ohnedieß war, und die noch dazu von Niemand vermist, von Niemand gekannt, als den wenigen ebenfalls der Welt verborgenen nächsten Verwandten, ihre Schmach in ihrer Dunkelheit begruben und daher minder fühlten.

Was aber auch immer mit Recht und Unrecht an dem Verfahren des Kaisers getadelt worden war, und wie stark sich die Unzufriedenheit darüber fast überall in seinen Staaten zeigte, litt doch vielleicht Niemand von all den Tausenden, die über ihn klagten, darunter so tief, so schmerzlich als Er selbst. Gleich als wollte das Schicksal ihn für dieses stolze Vorausnehmen strafen, mußte der Monarch mitten in einer ruhmvollen Laufbahn, lange vor der natürlichen Todeszeit, an einem langwierigen Siechthum dahinkeilen, und noch vor seinem Ende viele seiner kühnen Pläne in sich zusammensinken sehen; viele seiner Verordnungen, durch die drehenden Umstände gezwungen, selbst zurücknehmen. So trugten die Ungarn, bei denen er sich eben so wenig als in den übrigen Erbstaaten hatte krönen oder huldigen, und deren Krone er wie die böhmische und den Herzogshut von Oesterreich aus den respectiven Orten, wo sie bisher als Heilighümer waren bewahrt worden, nach Wien hatte bringen lassen, ihm die ihrige noch bei seinem Leben ab, und er mußte es zugeden, daß sie wie im Triumphe von ihnen nach Ungarn zurückgeführt wurde. Die Niederlande waren

in vollem Aufstande; die Steuerregulirung, die wohl eigentlich dem Unterthan zu einer großen Erleichterung gemeint und wohlthätig gewesen wäre, hatte den ganzen Adel gegen den Monarchen aufgeregt: die Geistlichkeit, die sich seiner nie und nirgends zu beloben Ursache gehabt hatte, suchte die Herzen des Volkes von ihm abzuwenden. — Überall war Unzufriedenheit, Vöhrung, und zuletzt mußte der unglückliche Fürst noch den schmerzlichen Schlag in seinem Hause erleben, daß die Gemahlin seines Neffen und Nachfolgers, unsers geliebten Kaisers Franz, die liebenswürdige Elisabeth von Würtemberg, zwei Tage vor ihm an den Folgen einer schweren Niederkunft starb. Sie war dem k. russischen Hause nahe verwandt, diese Rücksicht machte diese Verbindung dem Kaiser besonders werth, der Erzherzog liebte seine junge Gemahlin, Alles das zerstörte der kalte Hauch des Todes, und Joseph sah so noch, bevor er die Augen schloß, die meisten seiner Pläne zusammenbrechen und seine Hoffnungen vernichtet. Die Erzherzogin war am 18. Februar 1790 um 6 Uhr Morgens verschieden; Kaiser Joseph folgte ihr am 20. darauf, und zwei fürstliche Leichen lagen zugleich im kaiserlichen Pallast auf den Paradebetten.

Es sei mir erlaubt, einige Züge, einzelne Striche zu dem Bilde des großen Verewigten, das in seiner vollen Herrlichkeit nun vor den Augen der Nach-

welt steht, hier einzuschalten, welche, wie mich dünkt, manche Eigenthümlichkeit seiner Sinnes- und Handlungsart erklären, und die ich theils den Erzählungen meiner Mutter, theils Mittheilungen von Personen danke, die wohlunterrichtet seyn konnten, weil ihre Geburt und Stellung in der Welt sie dem Hofe nahe brachten.

Kaiser Joseph war ein äußerst schönes, herrliches, geistvolles Kind, mit ausgezeichneten Anlagen und einer sehr starken Willenskraft. Diese Willenskraft wurde gefürchtet; man wollte sie bändigen, man wollte dem eigensinnigen Knaben, wie man sich ausdrückte, den Kopf brechen. Das wäre auf jeden Fall ein mißliches Unternehmen gewesen, auch wenn Ältern und Erzieher alle nöthige Kraft, Einsicht und Mühe besessen hätten, um dieß Experiment zu leiten. Aber Maria Theresia war Regentin großer Staaten, und konnte, so wichtig ihr ihre Mutterpflicht war, sich dieser doch nicht widmen. Ihr Gemahl war von allen Geschäften entfernt. Wohl wählte sie die Männer, deren Leitung sie den Prinzen, den künftigen Erben ihrer Krone übergeben wollte, mit Rücksicht und Sorgfalt; dennoch fielen diese Wahlen unglücklich aus, und der Prinz, mit seinem überwiegenden Geiste, mit seinem vorstrebenden Genius sah sich von Männern umgeben, und, was schlimmer war, solchen untergeben, die er weit und leicht übersah. Seine Ansichten, seine Entschlüsse waren immer die bessern, klügern, passenderen

Vishar's Memoiren.

gewesen, und er wurde gezwungen, sie fahren zu lassen, um sich beschränkten, unstatthaften Meinungen zu fügen, die ihm noch dazu mit einer kränkenden Superiorität aufgedrungen wurden. Das war's, was man hieß: ihm den Kopf brechen, und was vielleicht den Keim jenes Starrsinns in ihm entwickelte, und mächtig nährte, der ihn später zu manchem falschen Schritt verleitete. Kaiser Joseph hatte mehrere Brüder, wovon Einige ihn überlebten. In früherer Jugend stand ihm der Zweitgeborne, der Sohn des Kaisers, während Joseph nur der Sohn des Großherzogs war, am nächsten. Dieser Erzherzog, Carl genannt, scheint in vieler Rücksicht in einer Art von Opposition mit dem ältern Bruder gestanden zu haben. Schon der Vorzug der Purpurbirth — so zufällig, so unbedeutend er bei dem entschiedenen Rechte des Erstgeborenen seyn mußte, war eine Art von Zankapfel zwischen den Anaben, von denen der ältere das Übergewicht durch Verstand und Geisteskraft, so wie der Jüngere durch Gemüth und Liebenswürdigkeit behauptete. Immer aber ist solch ein Antagonismus von schädlichem Einfluß auf die Herzen der Geschwister, und es war vielleicht ein Glück, daß ein frühzeitiger Tod im beginnenden Jünglingsalter den gefährlichen Nebenbuhler Carl hinraffte und so diesen Zwist lösete. Aber in Josephs Seele keimte nach und nach etwas Bitteres, Scharfes, Schneidendes empor, das einen verdunkelnden Schatten auf seine großen Eigenschaften warf.

Das Unglück seiner beiden Ehen mochte ebenfalls Vieles dazu beigetragen haben. Man hatte die Prinzessin von Parma, Isabella, für ihn gewählt. Diese Prinzessin hatte sich früher dem Kloster bestimmt, und eine Auckdote, welche ich von ihr erzählen hörte, läßt helle Blicke in die Tiefe ihres kräftigen und eigenthümlichen Gemüthes werfen. Ihr war eine geliebte Person — wenn ich nicht irre, ihre Mutter — gestorben. Ganz in den tiefsten Schmerz aufgelöst, kniete sie am Sarge und flehete zu Gott, sie bald mit der vorangegangenen zu vereinigen. Da war es ihr, als spräche Jemand die Zahl drei aus. Ihre hocherhobene Seele ergriff mit Begierde diesen wie sie glaubte prophetischen Ausspruch, und in drei Tagen hoffte sie die Erfüllung ihres sehnlichen Wunsches. — Aber es vergingen drei Tage, drei Wochen, drei Monate, und der erwartete Friedensbote, der die der Welt Überdrüssige abrufen sollte, erschien nicht. Wohl aber erschienen bald darauf die Boten des österreichischen Hofes, welche die Hand der Prinzessin für den Erben so vieler Kronen, für einen der schönsten, geistvollsten und versprechendsten Prinzen forderten. Nur ungern, nur aus Zwang entsagte die Prinzessin ihrem Wunsche, ihr Leben in Einsamkeit und Trauer hinzubringen, und ward des römischen Königs (denn das war Joseph damals schon) Frau. Er umfaßte die nicht schöne, aber höchst liebenswürdige und anziehende Braut mit aller leidenschaftlichen Glut eines starken Gemüthes. Er liebte sie hef-

tig, innig, k rtlich, und obwohl sie diese Gefühle zu erwiedern sich außer Stand fühlte, so mußte sie doch, von ihrem richtigen Verstand und einem geläuterten Gefühle geleitet, sehr wohl verstanden haben, selbst den Forderungen seines liebenden Herzens zu entsprechen; denn so lange sie lebte, glaubte er sich von ihr geliebt.

Eine Prinzessin ward bald darauf zum neuen beglückenden Bande zwischen den jungen Eheleuten; doch dies Glück sollte nicht von Dauer seyn. Ehe drei Jahre nach jenem verhängnißvollen Ereigniß am Sarge der Verewigten dahingegangen waren, starb Isabella von Parma an bösartigen Blattern im Arme ihres verzweifelnden Gemahls.

Während ihres kurzen Lebens an seiner Seite hatte sich ihr Herz, vor allen Andern, einer seiner Schwestern, der wunderschönen Erzherzogin Christina, nachmaligen Gouvernantin der Niederlande, zugeneigt. Mit dieser hatte die Verstorbene einen Freundschaftsbund errichtet und häufige Briefe gewechselt, in welchen sie ihr Herz und den wahren Stand ihrer Empfindungen treu darstellte. Als nun Christina ihren geliebten Bruder so der Verzweiflung zum Raube sah, sie, die doch wußte, daß er um ein Gut trauerte, was er im Grunde nie besaßen, um Isabella's Liebe — glaubte sie sich aus Mitgefühl und Rechtlichkeit verpflichtet, dem Getäuschten die Wahrheit zu eröffnen, und so seinen allzuheftigen Schmerz zu mäßigen. — Sie zeigte

ihm die Briefe der Verstorbenen. — Es war ein Mißgriff, ein unseliger Einfall! und er verfehlte seine Wirkung nicht. Joseph sah sein blutendes, hingebendes Herz verschmäht — getäuscht; seine hohe Meinung von der Verstorbenen zernichtet. — Wohl mögen seine Thränen um die Verlorne versiegt seyn; aber Erbitterung, Verachtung gegen das ganze weltliche Geschlecht setzten sich in seiner Brust fest, von denen sein besserer Sinn nur Wenige ausnahm, indeß er die Übrigen als bloße Puppen oder Gegenstände der Sinnlichkeit betrachtete. — Dennoch besuchte er in spätern Jahren gern einige ältere Damen, eine Fürstin Liechtenstein, eine Kaunitz und Andere, und unterhielt sich gern mit ihnen, die verständige, gebildete Matronen waren.

Seine zweite Vermählung war nicht geeignet, diese Vorstellungen zu berichtigen. Schon vor der Werbung hatte er sich schroff und kalt über die Nothwendigkeit seiner Wiederverheirathung, und die traurige Wahl zwischen mehreren gleich unliebenswürdigen Competentinnen um seine Hand ausgesprochen, aus welchen er doch seine künftige Lebensgefährtin wählen müsse. Eine Prinzessin von Bayern traf dieses unglückliche Loos. Von der Natur höchst stiefmütterlich behandelt, ohne Anmuth, ohne Takt, um den Charakter ihres Gemahls aufzufassen und sich in ihn zu schicken, dienten selbst ihre guten Eigenschaften, ihre Sanftmuth, Herzensgüte und Liebe zu ihm nur dazu, ihn noch mehr von ihr zu entfernen. Beschämend war

die grelle Entfernung, in der er sich von ihr hielt, so daß er unter Anderm auf dem Balcon, der vor ihrem gemeinsamen Appartement war, ein Separatim machen ließ, damit sie ihm dort nicht begegnen könne, und er lieber vor aller Welt Augen, beim Fenster hinausstieg, um nur nicht durch den gemeinschaftlichen Salon gehen zu müssen, in welchem sich die Thüre zum Balcon befand. Auch dieses Band, welches ganz kinderlos blieb, löste endlich der Tod, auch die unglückliche Maria Josepha von Bayern befreite dieser unausbleibliche Freund aus ihrer schweren Lage, und gab dem ungeduldigen Gemahl seine Freiheit wieder. Aber die Art, wie diese Prinzessin von ihm war behandelt worden, hatte den alten Nationalunwillen zwischen Bayern und Oesterreich nicht gemindert, und gar Viele ihres Volkes behaupteten noch lange nach ihrem Tode, sie sei nicht gestorben, nur verstoßen, und lebe unbekannt in einem Kloster in Bayern, wo sogar Einige sie gesehen haben wollten.

Für mich hatte eben jetzt auch eine neue Periode meines Lebens begonnen. Baron K... war als Hauptmann aus dem Türkenkriege in die Winterquartiere nach Wien gekommen, und bei seinem Oheim abgestiegen, von wo er sogleich zu uns eilte. Theresie, seine Cousine, hatte mich früher schon benachrichtiget — und einen gewaltigen Sturm mit dieser Neuigkeit in

meiner Brust erregt. Das Wiedersehen war bewegt und jätlich von beiden Seiten, und wir sahen uns von nun an oft, sowohl bei seinem Oheim als in unserm Hause. Doch kam es nicht zu einer eigentlichen Erklärung, und der schönste Zeitpunkt in der Liebe zweier jungen Herzen, der Zeitpunkt der Erwartung, des Zweifels, der Hoffnung dauerte einige Wochen. Schon fing man an, in den beiden Familien von dieser Verbindung zu sprechen. Mein Vater hatte nichts gegen die Persönlichkeit des jungen Mannes, die in vieler Rücksicht achtungswerth war, und der schon jetzt, mit kaum 23 — 24 Jahren eine bedeutende Stufe erstiegen hatte, aber desto mehr gegen seinen Stand. Meine Ältern hatten sich nämlich mit Liebe an mich und das, was ich ihnen im Hause leistete, gewöhnt, meines Vaters Liebe zur Musik hatte ihm meine Hilfe und Mitwirkung in diesem Fache sehr erwünscht gemacht; meiner Mutter zunehmende Augenschwäche und der größere Fuß, auf den unser Haus eingerichtet war, machte ihr meine Hilfe und Thätigkeit in der Führung der Wirthschaft nothwendig. So kam es, daß Beide bei einer künftigen Verheirathung für mich hauptsächlich darauf sahen, mich, wo nicht ganz, nebst meinem Gemahl in demselben Hause, doch wenigstens in der Nähe zu behalten. Ein Offizier aber hätte ihnen die Tochter sogleich entführt, und darum sprach mein Vater ernstlich mit mir, und meinte, wenn es dem jungen Manne Ernst um mich wäre, würde er wohl

seinem Stande (der damals vor vierzig Jahren vor den Augen des ruhigen Bürgers in ganz anderm und viel ungünstigerm Lichte als jetzt erschien) gern entsagen und eine friedliche Anstellung suchen, welche ihm bei dem Ansehen und Einfluß seiner Familie und durch meines Vaters Verwendung nicht fehlen würde.

Meine Mutter sagte gar nichts. — Sie wußte um meine Neigung, sie hatte nichts dagegen, aber sie sah wohl vielleicht schärfer und weiter als ich, welche durch mein Herz irre geführt wurde, und als Papa, der dann, wie die Männer überhaupt, in solchen Dingen oberflächlicher beobachtete und urtheilte. Allmählig kam mir das Schweigen über unsere gegenseitige Stellung, das Stehenbleiben auf dem Grade der Annäherung, auf welchem wir uns seit Fernando's Anwesenheit seit beinahe drei Monaten noch immer befanden, befremdend vor. — Doch da, wie gesagt, noch keine Erklärung zwischen uns Statt gehabt hatte, glaubte ich kein Recht zu haben, ihn zur Rede zu stellen. Nun aber hörte ich bald dort, bald da von frühern oder spätern kleinen zärtlichen Verhältnissen, die Fernando während des Krieges in Ungarn (seinem Vaterland) gehabt haben sollte; ja endlich sprach man davon, daß ihn nicht allein die Pflicht an seinen Chef, den damals schon sehr geachteten General Mack binde, sondern daß der stete Umgang mit dessen schöner und liebenswürdiger Gemahlin vielen Antheil an dieser Anhänglichkeit habe. Wirklich auch verließ Fernando das Haus seines Oheims,

und folgte seinem General auf dessen Landhaus in Penzing. Zugleich wurden seine Besuche bei uns immer seltener, sein Benehmen gegen mich kälter. — Ich erkannte nur zu deutlich, daß dies Herz, das, trotz vieler andern edlen Eigenschaften, doch zu schwach gegen weiblichen Liebreiz war, keiner wahren, dauernden Liebe fähig sei; — ich konnte mir die traurige Wahrheit nicht verbergen, daß ich nicht mehr ausschließend in Fernando's Herzen herrschte, ja daß dieser Alleinbesitz wohl immer nur eine Selbsttäuschung gewesen seyn mochte.

Damals fühlte ich mich sehr unglücklich. Mein Herz war in seinen zartesten Gefühlen verletzt. Ich hatte gehoffet, arglos vertraut, ich hatte des jungen Mannes Herz nach dem meinigen beurtheilt, ich hatte mich ohne Rückhalt meiner Neigung überlassen, die durch die Vorzüge des Gegenstandes, durch die Empfindung, die er mir zeigte, durch die Beistimmung der beiden Familien gerechtfertigt war. — Ich glaubte, bald ein Band für meine ganze Zukunft schließen zu können, und ich mußte erkennen, daß ich nur das Spielwerk einer flüchtigen Laune gewesen war, und nun rücksichtslos einer andern angenehmeren Beschäftigung eben dieser Laune aufgeopfert wurde.

Jetzt waren mir Tröstungen höherer Art nothwendig, als sie die Welt und die Menschen um mich mir geben konnten. — Die religiösen Gefühle wollten ihr altes Recht behaupten, und mich mit meinen Schmer-

gen dahin leiten, wo allein wahrer Trost und Ruhe zu finden ist, zu Gott, zu seiner Offenbarung, zur Aussicht auf ein anderes besseres Leben. Aber da erhoben sich mit feindlicher Kälte alle jene Zweifel und Unsicherheiten, welche durch die Lesung von irreligiösen Büchern und Anhörung solcher Gespräche sich nach und nach wie verfinsternde Nebel in mein Gemüth gelagert, und mir den tröstlichen Ausblick in die Ewigkeit verdunkelt hatten. Ich glaubte nicht mehr und ich wußte doch nichts; — und diese Haltlosigkeit meines Innern vervielfachte auf die bitterste Weise den Schmerz, der dasselbe zerriß.

In dieser unsichern peinlichen Stellung meines Geistes griff ich nach allen Beruhigungen, die ich mir verschaffen konnte. Ich las Mendelssohn's Phädon, Haller's Briefe über die Offenbarung und andere Werke ähnlicher Art. Wohl waren sie alle geeignet, dem Herzen, das ohne dieselben im Allgemeinen glaubte, oder von den Wahrheiten, die sie mit ihren Gründen zu unterstützen sich bemühten, zum Theil überzeugt war, diese in vollem Lichte zu zeigen; aber ein irregemachtes zweifelndes Gemüth zu beschwichtigen fand ich sie wenigstens nicht im Stande. Meine Unruhe, und somit mein Schmerz blieben dieselben. Da fielen mir Young's Nachtgedanken in die Hände, und begierig versenkte sich mein blutendes Herz in die Tiefen dieser Schwermuth. — Meine Empfindungen waren hier

ausgesprochen — „durch die Hinterthüre der Vergangenheit begegneten mir die Geister meiner abgeschiedenen Freuden, ein zahlreicher Haufe“ — mir „flocht die Erinnerung die Stacheln entflohenen Glückes in die Geißel ein, womit sie mich nun doppelt schmerzhaft züchtigte;“ ich erkannte, „daß der Raupe dünnster Faden ein Schiffsseil ist, mit dem Band verglichen, das den Menschen an seine irdische Glückseligkeit bindet, und das jedes Lüftchen zerreißt“ *). Von diesen so wahr, so energisch ausgesprochenen Schmerzen erhob sich mein gedrückter Geist zu den überirdischen Tröstungen, welche dem Dichter die Religion beut, und die beiden Mächte, ich denke, es ist die siebente und achte, welche die Aufschrift führen: *The Infidel reclaimed*, vollendeten auch meine Bekehrung. Was philosophische Spekulation und wohlgemeinte Abhandlungen nicht vermochten, bewirkte die Poesie, die unmittelbar an das tiefverlegte Gefühl sprach und aus dessen eigenem Grund die Wahrheiten entwickelte, denen der Verstand seinen Beifall nicht versagen konnte. Nun ward mir wieder leichter. Mit beruhigterem Gefühl blickte ich auf mein getrübtcs Leben; denn jenseits desselben öffnete sich mir die Aussicht in die Ewigkeit, und es war die Vor-

*) Stellen aus Young's Nachtgedanken.

sicht, der Wille eines höchst weisen, unendlich gütigen und allmächtigen Wesens, das mir diese Wunden geschlagen und mein Glück zertrümmert hatte. Es war doch zu meinem Besten, davon fühlte ich mich überzeugt, und so gewann ich Ergebung und Ruhe.

Wehl schmerzte K**s Flattersinn und meine zerflürzten Hoffnungen mich tief; — wohl war meine besängstigte Seele durch schwere Kämpfe gegangen, ehe sie einige Ruhe fand; aber nebst dem Glauben kam ihr der Stolz zu Hilfe. Unerträglich war mir der Gedanke, die Rolle der Verlassenen vor der Welt zu spielen und dem Wankelmüthigen den Triumph zu gönnen, daß sein Verlust mich kränken könne.

Damals dichtete ich verschiedene Lieder, die aber Niemand zu sehen bekommen durfte. — Das eine begann also:

Wie still ist Alles um mich her!
Es ruht die Nacht mit ihrem Schatten
Auf diesen farblosen Matten;
Kein Bild regt sich im Haine mehr,
Des Vogels Haupt ist unterm Flügel,
Von ferne rauscht der Felsenbach,
Und in den Eichen dieser Hügel
Seufzt ihm ein sterbend Lüftchen nach.

dann kam eine Anrufung an meinen Lieblingsstern, die Pyra, der früher von K** ebenfalls war besungen worden, und dann schloß das Lied mit den Zeilen:

O lehre mich den Gram besiegen,
 Und ihn, der dein und mein vergift,
 Nun auch um den Triumph betrügen,
 Daß sein Verlust mir schmerzglich ist.

Ein anderes Lied enthielt folgende Strophen:

Jetzt, da die Nacht vom Winterhimmel sinket,
 Kein Stern den trüben Nebelflor durchblinket,
 Gil' ich zu dir mit allen meinen Wunden,
 O mein Klavier!

Du spottest nicht, kein Hohngeächter schreckt
 Dieß arme Herz, das dir sich gern entbedet,
 Du lachst der Schwachheit nicht, die ich empfunden,
 Drum klag' ich dir!

Hier fällt die Maske, die ich sonst getragen,
 Hier darf ich weinen und mein Schicksal klagen,
 Ach in dem Sirkel, der mich sonst umrauschet,
 Darf ich das nicht.

Dort wehet mein Stolz dem Ausbruch heißer Zähren,
 Dort darf kein Ohr den leisen Seufzer hören,
 Dort, wo auf jeden Blick ein Spötter lauschet,
 Lügt mein Gesicht. u. s. w.

Die Empfindungen und Ansichten, welche aus diesen Liedern sprachen, waren tief aus meinem Innersten geschöpft. Vielleicht findet man sie weder poetisch noch romantisch, wenigstens die Heldinnen von Romanen und Theaterstücken werden gewöhnlich mit andern Gefühlen geschildert. — In mir war es nun einmal so und eine gewisse Elasticität meines Gemüthes, wenn ich also

sagen darf, half mir stets, besonders nachdem das Licht des Glaubens mir wieder heller zu scheinen angefangen hatte, mich aus den Fluten der über mich ergangenen Leiden emporzuheben, so wie sie mich abhielt, durch weichliches Klagen fremdes Mitleid zu suchen und zu erregen. Von jeher fand ich es erbärmlich, die *Dido* *abbandonata* zu spielen, in Liedern und Klagen der Welt zu vertrauen, daß ein Wankelmüthiger mir eine Andere vorgezogen hatte, und eben so wenig konnte ich damals mit 20 Jahren, so wie jetzt mit mehr als 70, in die *Jeremiaden* so vieler meiner Schwestern, und unter diesen namentlich vieler Dichterinnen, über die Gefühlslosigkeit, den Leicht- und Flattersinn oder die Knochheit des männlichen Geschlechts einstimmen. Selbst meiner Mutter Ansichten von dem unbilligen Verhältniß, worin wir gegen die Männer stehen, von den Annahmen, die sie sich im bürgerlichen und häuslichen Leben über uns erlaubt haben sollten, von den sogenannten Rechten des Weibes fanden keinen Anklang in meiner Seele, so viel Gewalt auch in jeder andern Hinsicht ihr sehr starker Geist und eben so starker Wille über mich ausübte. Ich konnte die Männer weder hassen noch verachten und noch viel weniger beneiden. Ich fühlte mich überzeugt, daß der nothwendige Geschlechtscharakter und die Einrichtungen in der physischen wie in der moralischen und bürgerlichen Welt, uns die untergeordnete Rolle mit Recht angewiesen hatten; ich konnte es mir nicht verhehlen, daß nicht

allein in Künsten und Wissenschaften, sondern selbst in den ganz eigenthümlich weiblichen Beschäftigungen, wie Kochen, Schneidern, Sticken, die Männer, wenn sie sich darum annahmen, doch immer die Leistungen unsers Geschlechts weit hinter sich ließen. Willig also räumte ihnen mein Herz diese geistigen Vorzüge ein, aber eben so bestimmt erkannte ich auch, daß von Seite des Gefühls, des richtigen Taktes, der Herrschaft über uns, ja selbst in einer gewissen Art von Muth, wir den Männern wo nicht voran, doch völlig gleich stehen, und daß die Vorsicht, unendlich weise in allen ihren Veranstellungen, auch hier sich also bewiesen, und die Eigenschaften, welche dem Menschen in abstracto zukommen, auf solche Art zwischen die beiden Geschlechter vertheilt hat, welche für das Wohl des Ganzen am zuträglichsten war. In dieser Ansicht nun kam mir das Vooß unsers Geschlechts, dem die erste mühsame Pflege und Bildung des jungen Menschen anvertraut und in dessen Hand es gelegt ist, guten, edlen Samen in die jungen Herzen zu streuen, der im Mannesalter seine segensreichen Früchte tragen soll, immer ehrwürdig und schön vor, und ich fand (wie ich es späterhin in dem Roman »Frauenwürde« deutlicher auseinander zu setzen mich bemüht habe), daß der Himmel sehr gütig gerade dadurch für uns gesorgt hatte, daß er uns unsere Pflichten so deutlich vorgezeichnet und uns dadurch vor so vielen gefährlichen Irrthümern und schmerzlicher Reue bewahrt hatte.

So wehrte ich denn meiner Zunge, meinen Mienen und Blicken, daß sie nicht das schmerzliche Geheimniß meiner Brust verräthen, und es gelang mir so wohl, daß vielleicht nur ganz Wenige meiner nächsten Bekannten eine Ahnung davon hatten. Dieß war auch um so mehr zu hoffen, da Fernando sich nie lange in Wien aufgehalten hatte, unser Verhältniß ohnedieß kein erklärtes war und wir uns vor der Welt stets mit der nöthigen Zurückhaltung betragen hatten. Die Sache löste sich ganz leicht und unbemerkt auf und ich entging dem Gespötte und dem kränkenden Mitleid.

Aber mein Geist war ernster geworden. Manche laute Freude, die mich früher vollgenügend angesprochen und mein ganzes Wesen erfüllt hatte, wie z. B. der Tanz als Tanz, große Gesellschaften, wo eine Menschenflut durch die Säle auf- und abwogte, Praterfahrten an Frühlingssonntagen, besonders hinab bis in's Lusthaus, wo zahllose Equipagen und eine wimmelnde Menschenmenge im buntesten Puz alle Sinne betäubend beschäftigten; — Alles dies, was ich sonst mit jugendlichem Muth gewünscht und genossen hatte, fing an seine Reize für mich zu verlieren, ja Manches beinahe mir lästig zu werden, vorzüglich die großen Gesellschaften und überhaupt das Geschwirre und Getreibe vieler mitunter auch unbekannter Menschen. Ich suchte die Einsamkeit öfter und lieber, ich fand eine Art von Beruhigung und Beschwichtigung meiner schmerzlichen Gefühle in derselben, welche mir keine sogenannte Zer-

Streuung und Unterhaltung gewähren konnte, und schon damals begann diese Richtung meines Geistes sich zu entwickeln, vermöge welcher ich jede Kränkung, jeden Schmerz, ja auch jede Sorge und Angelegenheit am liebsten ganz für mich und mit mir allein ausmachte, bekämpfte oder zur Ruhe sprach. Mehrere ernste Bücher fingen an, mich tief anzusprechen. Ich las Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte, mehrere lateinische Klassiker, den Virgil, Lucan, Tacitus, Seneca, Horaz, Tibull, meist mit den beiden Freunden meiner Ältern, Alringer und Haschka, deren kenntnißreiche Erklärungen mir das Verständniß dieser Schriften erleichterten und meinen Geschmack leiteten; ja sogar einige Satyren des Juvenal und Persius durfte ich unter Alringer's Anleitung und nach strenger Auswahl lesen. Großen Eindruck machten einige Stellen des Virgil, die ich jetzt noch auswendig weiß, auf mein Gefühl — und häufige Thränen flossen dem Tode des Nisus und Euryalus, so wie dem des Turnus, den ich, so wie beim Homer den Hektor, nun einmal als den unschuldig Verfolgten und Beeinträchtigten in mein Herz geschlossen und gegen den Aeneas in Schutz genommen hatte. Vielleicht war der Umstand, daß ich Plumaier's Travestie früher als das Original gelesen, viel Schuld an meiner Abneigung gegen den frommen Helden, aber ich konnte nicht umhin, diesen Mann, der der begegnenden Nymphe in den Lybischen Wäldern sich selbst als den »plus

Aeneas fama super aethera natus“ ankündigt, bei jeder Gelegenheit steif und fade zu finden und immer in ihm den Aeneas ganz von Butter zu sehen, wie ihn Blumauer auf einer Torte darstellt *).

Viel tiefer aber ergriffen mich des Tacitus und Seneca Schriften und die Gesinnungen, die in denselben ausgedrückt sind. Vieles übersezte ich mir daraus, machte aus andern Auszüge, und strebte, so viel ich konnte, in den Geist dieser beiden Schriftsteller und besonders des Seneca einzudringen. Ich hatte eine Jugendfreundin, ein Fräulein von Ravenet, die im Hause sehr werther Freunde meiner Ältern erzogen wurde. Ihr leuchteten, als die würdigsten Beispiele weiblicher Tugend, die Gemahlin und Schwiegermutter ihres Pflegervaters, des Regierungsrathes von Hesi, vor; zwei Frauen, deren Erinnerung mir noch jetzt vorschwebt, und deren Charakter ich in der Parissa meines Agathokles zu schildern mich bestrebt habe. Josephinen, so hieß meine Freundin, mit der mich eine große Ähnlichkeit der Geistesrichtung verband -- denn auch sie erhielt eine mehr als gewöhnliche Bildung und vielseitigen Unterricht -- theilte ich denn auch meine Liebe und Verehrung für den Seneca mit. So wie er fleißig an seinen Lucilius schreibt, und jedem Briefe eine kleine Gabe, irgend eine Sentenz, einen Gedanken als eine Frucht seiner Lek-

*) In Blumauer's Äncis.

türe anderer Autoren beifügt, so schrieb auch ich Josephinen oft aus einem Hause in das andere (denn wir wohnten nahe) bogenlange Briefe über alle kleine Vorfälle, die sich mit mir ereigneten, und fügte dem Briefe einen Spruch des Seneca bei, von welchem oft der ganze Brief nur eine Erläuterung war.

Ich stand damals, wie ich glaube, auf einem Wendepunkte meines Lebens, wo das fröhliche Mädchen sich von der ernststen Jungfrau scheidet. Und wenn dieß bei mir vielleicht etwas später als bei Andern, nämlich erst im 20., 21. Jahre geschah, so muß ich bemerken, daß eine sehr gesunde körperliche Konstitution (ich war eigentlich nie krank gewesen), ein leichtes Blut, ein lebhafter und doch klarer Geist, eine unverfügbare Anlage zur Frömmigkeit und eine im Ganzen glückliche äußere Lage mir von jeher viele Heiterkeit und Lebensfreudigkeit erhalten hatten. So war ich lange dem Frohsinn und der Empfänglichkeit für geringe Freuden noch ein glückliches Kind geblieben, als ich schon mehr als halb zu den erwachsenen Mädchen gehörte, so erhielt eben dieser Frohsinn sich auch noch bei reiferen Jahren in mir und hat mich tief in's Alter begleitet. Gott sei dafür gedankt!

Dieser Frohsinn war aber jener ernststen Richtung meines Geistes, die dieser jetzt zu nehmen anfang, nicht im Geringsten hinderlich, vielmehr fand er seine Rechnung auf gewisse Art noch besser dabei. Denn wenn jene strengeren Ansichten der Stoa, wenn die großar-

tige Denk- und Empfindungsart der römischen Klassiker mich viele bisher von mir und Andern meines Geschlechts geschätzte und gesuchte Dinge in ihrer eigentlichen Nichtigkeit erkennen ließen, so lernte ich durch eben diese Bücher auch, mich über Vieles, was Andere betrübte, beruhigen. Mir erschien eine höhere Weltordnung; ich konnte mich mit meinen Hoffnungen und Erwartungen jetzt leichter über die Bedingungen unsers irdischen Zeyns erheben. Die Ruhe, mit der ich, selbst in früheren Jahren, an den Tod gedacht hatte, begründete sich mehr und mehr, und jene Ansichten, die späterhin Schiller in zwei Versen so unübertrefflich schön und wahr ausgedrückt hat:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld;

entwickelten sich, nicht so klar und erschöpfend, wie dieser erhabene Dichter sie ausspricht, aber doch in bestimmtern und unbestimmtern Anklängen in meiner Seele. Sie ließen mich Glück und Unglück, Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft in ernsten aber heitern Beziehungen sehen, und benahmen selbst dem Tode immer mehr seine Schrecken, denn er war ja, wie Seneca sagt: »der Geburtstag der Ewigkeit.«

Die Natur hatte von jeher lebhaft an mein Gemüth gesprochen, jetzt fühlte ich mich immer mehr zu ihr hingezogen; Herder's Ideen, von denen ich zuvor gesprochen, Bonnet's Betrachtungen über die Natur; ein kleines Buch, das vielleicht Wenige kennen:

La chaumière indienne von Bernardin de St. Pierre (aus dem Michel Weer seinen *Paria* geschöpft) öffneten mir gleichsam das geistige Auge, um die Wunder der Natur zu erkennen und sie in ihren geheimnißvollen Beziehungen auf uns und unser Verhalten zu betrachten. Damals faßte ich die erste Idee zu den Gleichnissen. Wenn ich einsam, aber recht seelenvergnügt durch den weitläufigen Garten meiner Ältern wandelte, wenn ich an Gott dachte, seine Gegenwart zu fühlen glaubte und dann meinen Blick auf Blumen, Gräser, Bäume richtete, dann traten allerlei seltsame und wie es mir vorkam, geheimnißvolle Beziehungen zwischen der körperlichen und sittlichen Welt mir vor Augen, und der Gedanke, daß ähnliche Gesetze in beiden regierten, ergriff mich mit großer Gewalt. Ich versuchte es, ihn darzustellen, und so entstanden die Gleichnisse, die ich damals, weit entfernt, an die Bekanntmachung einer so unbedeutenden Kleinigkeit zu denken, bloß meiner Freundin Josephine zugedacht und in einer reinlichen Abschrift mit einer *Dédicace* in Versen ihr übergeben hatte.

Es ist vielleicht hier der Ort, mich auch über meine Ansichten von der Freundschaft auszusprechen. Sie waren denen der Alten nachgebildet, und folglich streng und würdig. Mir galt die Freundschaft als ein Band für das Leben und noch weiter hinaus, dessen eigentlicher Zweck gegenseitige Vervollkommenung war. Jener Ausspruch Cicero's (wenn ich nicht irre): *Omnia cum*

amico delibera, sed prius te ipso. schwebte mir vor. Jedes Verhehlen auch nur eines Gedankens oder Gefühls schien mir Verrath. Wohl sollte meine Freundin jedes kleine Begegniß, das ich erlebte, erfahren; aber das Erzählen desselben war nicht, wie ich es bei den meisten meiner Gespielinnen sah, der einzige Zweck dieses Vertrauens; denn dazu hätte ja wohl die Grube hingereicht, in welche jener geschwätzige Barbier des Königs Midas sein Geheimniß hincinrief. Nein, meine Freundin sollte mich ganz erkennen, beurtheilen, ermahnen, tadeln, mit einem Worte, bessern können, so wie ich das Gleiche bei ihr zu thun bereit war. Hierzu ist nun freilich eine große Ähnlichkeit der Jahre, der Bildungs- und Lebensweise erforderlich. Es gehört aber auch, um selch ein Band in seiner ganzen Würde und Schönheit aufrecht zu erhalten, dazu, daß jene Bedingungen fort dauern. Ändern sich die Beziehungen der beiden Personen zu einander merklich, führen Schicksale, fremde Einwirkungen die Eine oder die Andere einen ganz verschiedenen Lebensweg und hält sie lange auf demselben, so daß dessen Gewohnheiten und Einflüsse die früheren Eindrücke verwischen, so kann wohl Neigung und Achtung noch wie ehemals fortbestehen, aber die feineren Beziehungen, der innere Anklang, der der Empfindung oder dem Gedanken der verwandten Seele entgegenkommt, müssen sich dann verlieren.

Etwa um diese Zeit wurden mir zwei Bücher zu lesen erlaubt, von denen ich früher sehr viel gehört und

sie oft näher zu kennen gewünscht hatte. Doch meine Mutter hatte es für zweckmäßig gehalten, so lange sie mein Herz für zu empfänglich und meinen Geist für noch nicht reif genug hielt, mir dieselben (es waren der Werther und Agathon) zu entziehen. Nun las ich sie, und sowohl meine Mutter als ich selbst mußten uns wundern, daß der Eindruck, welchen diese Werke auf mich machten, ganz dem erwarteten oder gefürchteten entgegengesetzt war.

Mich ließ der Werther, als Roman, kalt, so lebhaft mich die Schönheit der Darstellung, die psychologische Wahrheit der Charaktere, die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, die Naturschilderungen u. s. w. anzogen. Meine Phantasie, deren Aufregung man hauptsächlich gefürchtet hatte, blieb ruhig; — dieser junge Mann (Werther) flößte mir kein Interesse ein; denn ich konnte ihn nicht achten, höchstens Mitleid mit dem verschrobeneu Gemüthe haben, dem es nur immer nach dem Verwehrten lüstete, weil es verwehrt war, und an dessen endlicher Verzweiflung und Selbstmord gekränkte Eitelkeit und zurückgewiesene Annäherung in jener Gesellschaft des Präsidenten wohl eben so viel, wo nicht größern Theil hatte, als seine unglückliche Leidenschaft. Ich prüfte mich aufmerksam und ich glaubte damals, wenn ich durchaus zwischen ihm und Albert hätte wählen müssen, ich mich doch eher für den Letztern entschieden haben würde, der mir als Gefährte für ein ganzes Leben viel würdiger und passender vorkam.

So ging beim Werther die gefürchtete Gefahr für meine unruhige Einbildungskraft schadlos vorüber, und was es immer gewesen seyn mochte, das meine Mutter abhielt, mir den Agathon früher in die Hand zu geben — ob Besorgniß vor den zu lüsternden Schilderungen oder den philosophischen Ansichten, die das Buch enthielt — genug, auch diese Stacheln glitten ab an mir. Zwar erregten der Charakter und die Schicksale Agathon's meine lebhafteste Theilnahme, und ich fühlte viel mehr für ihn und mit ihm als für Werther; aber die Stelle, welche den tiefsten unauslöschlichsten Eindruck auf mich machte, einen Eindruck, der lange in mir nachwirkte, war die Schilderung jener Periode in Agathon's Leben, als er und Psyche im heiligen Haine zu Delphi mit einander erzogen wurden. Dies stille gleichsam im Heiligthume der Gottheit verborgene Leben, das wie ein ruhiger Bach einformig aber klar dahin floss, und in dessen heller Tiefe sich der Himmel und der Gott spiegelte, dem Beide dies Leben gewidmet glaubten, die reinen und doch so warmen Gefühle, welche die jungen Herzen aneinanderzogen und ihnen doch nichts von ihrer Unschuld und Frömmigkeit nahmen, rührten und bewegten mich auf's Tiefste. Das war ein irdisches Paradies, in dem ich mich unendlich selig gefunden haben würde, wenn es Gott gefallen hätte, mich in ein solches zu versetzen, und die Wunden, an denen mein Herz im Stillen noch immer blutete, vermehrten die wehmüthige Zehnsucht, welche jenen Zustand vor

den Augen meines Geistes mit himmlischem Lichte verklärte.

Ich war nicht bestimmt, ein solches Glück zu genießen! Zweimal hatte sich ein trügerischer Schimmer desselben mir gezeigt, zweimal war er verschwunden; hatte sich das erste Mal in die erbärmlichste Prosa aufgelöst, war das zweite Mal durch Flattersinn zerstört worden.

Je schmerzlicher ich diese Ausschließung von jener Seligkeit fühlte, die ich dem frommen Paar im heiligen Hain so tief und lebhaft nachempfand, je leichter und lebendiger entwickelte sich der Gedanke in mir, das Glück der Liebe und häusliche Freuden seien nicht das Loos, welches mir die Vorsicht zugebracht und diese Ansicht setzte sich durch verschiedene zufällig zusammentreffende Umstände immer fester in meinem Gemüthe. Aber auch sie benahm mir meine innere Heiterkeit nicht; denn ich hatte mich durch religiöse Trostgründe und durch Young und Seneca gestärkt, mit ruhiger Behemuth in dieß Geschick ergeben, und strebte jetzt nur dahin, diese neue Ansicht mit meinen übrigen Verhältnissen und meinen Aussichten für meine kommenden Jahre, wenn ich sie erreichen sollte, in Einklang zu bringen.

Jene Schilderung von Agathon's und Psyche's Lebensweise in Wieland's Werke; viele Stellen im Seneca, welche Mäßigkeit, Beherrschung der Leidenschaften und Begierden, Veringschätzung der rauschenden

den Weltfreunden lehrten, und uns dadurch den Weg zur wahren geistigen Freiheit zeigten; Neung's Aussichten in jene bessere Welt, welche die Räthsel der gegenwärtigen lösen sollte — Nothing this world unriddles but the next — endlich allerlei seltsame Ansichten, Ahnungen, Ereignisse u. s. w., welche ich aus Erzählungen glaubhafter Menschen und aus manchen Büchern, vorzüglich aus Moritz's Magazin der Seelenenerfahrungskunde geschöpft, hatten mir Ideen von einer schon auf Erden möglichen Annäherung an die Geisterwelt gegeben. Es schien mir nicht unthunlich, daß der Mensch durch große Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, durch große Stille und Einfachheit der Lebensweise, durch strenge Herrschaft über seine Leidenschaften und Regungen, durch steten Rückblick auf Gott, in einem nützlich aber nicht zu sehr beschäftigten Leben, es schon auf Erden zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit, ja vielleicht dahin bringen könnte, wenigstens auf einzelne Lichtmomente seines Lebens, seinen Geist der Herrschaft des Körpers zu entziehen und sich der Geisterwelt zu nähern oder wenigstens hellere Blicke in dieselbe werfen zu dürfen.

Diese Vorstellungen beschäftigten mich sehr. Ich sammelte mit Fleiß Alles, was ich in klassischen und andern Schriftstellern damit Uebereinstimmendes fand. Ich entwarf meinen künftigen Lebensplan und nachdem ich Alles reiflich erwogen und geordnet hatte, brachte ich einen Aufsatz zu Papier, den ich in Brief-

form an Josephinen richtete, und der ungefähr folgende Ansichten und Vorschläge enthielt.

Wir wollten Beide unverheirathet bleiben, da ich eine Ehe ohne Liebe für Entheiligung hielt, und dieser Leidenschaft, nach zweimaliger Täuschung, mein Herz abgestorben glaubte. Die Pape meiner Freundin versprach damals auch ihr keine glänzenden Aussichten; so wollten wir denn, wenn wir unsere Pflichten gegen unsere Ältern, so lange sie lebten, erfüllt haben würden, mit dem nicht beträchtlichen aber hinreichenden Erbtheil, welches ich hoffen konnte, uns eine kleine Besizung auf dem Lande kaufen und dort still beisammen leben.

Um aber auch Andern nützlich zu werden, und das Gute, welches wir Beide für das Höchste hielten, sittliche Ausbildung, nach unsern Kräften zu verbreiten, wollten wir einige Mädchen aus der Nachbarschaft zu uns nehmen und erziehen. Das sollte unser mäßiges Tagewerk seyn; außerdem aber wollten wir so viel möglich abgezogen und beschaulich leben, wenig Umgang und Verkehr mit andern Menschen haben, und selbst unsere Nahrungsweise sollte darauf hinzielen, das Irdische an uns ja nicht ohne Noth zu vermehren. Wir wollten uns nämlich nur von Pflanzenspeisen nähren (ich hatte damals eben die Rede des Pythagoras in den Metamorphosen gelesen), grobe Fleischnahrung, Wein und alle Leckereien vermeiden und so dahinstreben, uns schon hiernieden so viel als möglich zu vergeistigen, da-

mit unsere Seelen, wenn der Tod sie einst abriefe, keine so schwere Hülle abzustreifen, und nur lockere Bande zu zerbrechen hätten. Alle diese Ansichten und Vorschläge waren mit Citationen aus den Schriftstellern, die meine beständige Lektüre ausmachten, und aus denen ich jene Ideen auch geschöpft, belegt.

Diese Arbeit machte ich während eines Sommers auf dem Lande mit großer Liebe und eben so großem Fleiße und fühlte mich ungemein beruhigt, getränkt, gestärkt, als ich sie vollendet, und nun den Pfad für mein künftiges einsames aber nicht zweckloses Dasein mir fest vorgezeichnet zu haben glaubte. Was ist der Mensch und seine Entwürfe!

Ich war, wie ich schon einmal in diesen Blättern berührt, eigentlich nie krank gewesen, und ein kaltes Wechselfieber mit einer Ergießung der Galle, die mich sehr verdross, weil sie mich auf eine Weile sehr entstellte, waren bisher meine einzigen körperlichen Leiden gewesen. Doch auch selbst während dieser kleinen Anfälle, die sich durch zwei Sommer wiederholten, lag ich nur selten und nur auf Stunden zu Bette, und meine kräftige Natur überwand den bösen Keim gänzlich.

In jener Epoche aber, wo ich den oben erwähnten Aufsatz schrieb, war ich völlig gesund. Die Fieberanfälle hatten sich nicht mehr gezeigt, ich genoß eines ungestörten Wohlsseins, und habe jene Krankheitszufälle nur darum berührt, um mit mehr Bestimmtheit zu zeigen, daß kein körperliches Übel damals Einfluß auf

meinen Seelenzustand hatte. Dennoch hatte sich meiner eine Art von Todesahnung bemächtigt. Wir standen damals am Anfange des Winters; — ich war, Gott weiß warum, fest überzeugt, daß ich ihn nicht überleben und der nächste Frühling mein Grab begrünen würde. Dieß war mir so ausgemacht, daß ich einen prächtigen Mouffelin, den ich damals bei einer Freundin meiner Mutter, der Gräfin Truchseß Zeill zum Geschenk erhalten hatte, die ihn mir von einer Reise in die Schweiz mitgebracht, gar nicht machen lassen wollte, damit ihn die Mutter gleich behalten und für sich zurichten lassen könnte. Diese Gewisheit meines nahen Todes beunruhigte mich aber nicht im Geringsten. Ich setzte sogar mit Vergnügen eine Art Testament auf, wherein ich, da ich kein Eigenthum besaß, meine Ältern bat, aus meinen kleinen Häbseligkeiten von Nippen, Geschmeide u. s. w. meinen Freundinnen Andenken bestimmen zu dürfen.

Literarisch oder eigentlich poetisch beschäftigte ich mich damals nicht viel. Mein Gefühl war zu sehr verlegt und meine Gedanken zu sehr theils mit jenen ernsten Vorstellungen, theils mit wirklichen und prosaischen Dingen erfüllt. Meine Mutter war, trotz ihres hochgebildeten Geistes und dem glänzenden Fusse, auf dem unser Haus eingerichtet war, ihrer Wirthschaft bis in's kleinste Detail stets selbst vorgestanden, und hatte mich schon früh ebenfalls dazu angehalten. Sie wehrte mir nicht, meinen Geist zu bilden, ja sie hielt

mich, wie man sich durch die Lesung dieser Blätter überzeugt haben wird, selbst dazu an. Aber — und diese Aussicht werde ich ihr ewig, nebst so Vielem Andern danken — aber jene Beschäftigungen durften erst an die Reihe kommen, wenn jeder häuslichen Pflicht, jeder nöthigen Arbeit ein Genüge geschehen war. Sie sagte mir erst: das Hauswesen in Ordnung zu halten, ist der Frauen erste Pflicht; diese muß streng und vollständig erfüllt werden. Bleibt uns dann Zeit übrig, so dürfen wir sie nach Gefallen auf erlaubte Dinge verwenden. Die Eine geht spazieren, die Zweite macht künstliche Arbeiten, eine Dritte empfängt und gibt Besuche oder liest Romane; — willst du in Deinen freien Stunden dich mit Poesie, mit Übersetzungen aus fremden Sprachen (was ich gern und häufig that) beschäftigen, so ist dir dies unversehrt; aber dem Hauswesen darf kein Abbruch dadurch geschehen.

In eben diesem Sinne hielt sie mich zur Sparsamkeit und zur Selbstthätigkeit an. Ich mußte lernen, mich so viel wie möglich, überall zu behelfen, mich selbst zu bedienen, und vorzüglich meinen ganzen Fuß selbst zu verfertigen. Damals waren die Frisuren künstlich und zeitraubend; ich mußte mir vom Wickeln und Brennen der Haare an, bis zum Fuß mit Blumen und Federn alles dies selbst leisten, meine Hauben und Hüte selbst stecken, und ich lernte es endlich so gut, daß ich meinen Freundinnen hierin half, manches Käppchen oder Häubchen für Andere verfasste, und selbst meine

Blumen zum Fuß verfertigte. Bei diesen Ansichten war ihr nun freilich die große Liebe meines Vaters zur Musik, und die Forderungen, die er deswegen an mich stellte, oft ein Anstoß. Mit Klavierspielen, Üben, Produziren, Singen, gingen viele Stunden des Tages hin, und das billigte meine Mutter wohl nicht; aber sie vermochte es nicht zu ändern, nur zu mäßigen.

Durch vieles Lesen, besonders beim Kerzenlicht und in oft schlechtgeschriebenen Papieren, welches meine Mutter während ihres Dienstes bei der seligen Kaiserin täglich durch mehrere Stunden üben mußte, vielleicht auch durch körperliche Disposition, singen ihre Augen eben zu jener Zeit an, sehr zu leiden. Lesen und Schreiben kostete sie viele Anstrengung, ich wurde also allmählig von ihr auch in diesen Theil des Hauswesens eingeführt, und mußte für sie alle Rechnungen, Schreibereien, Quittungen, Briefe, Attestate, kurz Alles, was in einer Wirthschaft und bei Grundbesitz (meine Ältern hatten mehrere Häuser in und vor der Stadt) vorfällt, verfassen lernen. Überdies ließ sie sich viel von mir vorlesen, da ihre Augenschwäche ihr diese sonst so werthe Beschäftigung nur selten gestattete.

Man kann leicht erachten, daß meine Zeit unter diesen Umständen sehr besetzt war. Meistens hatte ich ein gutes Theil mehr Arbeit vor mir, als wozu der Tag hinreichte, und meine poetischen Übungen wurden ziemlich auf die Seite gedrängt. Dennoch lernte ich nach und nach meine Stunden so haushälterisch ein-

theilen, die verschiedenen Geschäfte, die mir oblagen, so ineinander passen, so manche, wo es sich thun ließ, gleichzeitig verrichten, daß ich es dahin brachte, Allem, was meine Mutter im Haushalt, mein Vater für seine Musikübungen, endlich unsere ganze Lebensweise an geselliger Rücksicht, mit Puz und Empfang zahlreicher Besuche von mir forderte, zu leisten, und doch noch hier und dort ein Stündchen für einsamen Genuß, der mir zum Bedürfniß geworden war, und literarische Arbeiten zu finden. Diese genoß ich denn auch mit doppelter Lust, und habe mich durch eigene und fremde Erfahrung in meinem langen Leben überzeugt, daß Dichter und Künstler, die nichts als dieses waren und seyn wollten, sich selten mit Glück in dieser allzu unbestimmten Bahn hielten, und noch viel seltener ein großes Ziel erreichten. Daß aber Jene unter ihnen, die außer ihrer Kunst sich noch irgend einer andern ernstern Beschäftigung ergeben hatten, diese mit strengem Pflichtgefühl trieben, und die Muse mehr wie eine Geliebte als wie ihre Hausfrau betrachteten, meist Größeres und Allgemeingültigeres leisteten. Gar zu selten sind jene privilegierten Geister, die die Kunst in allen ihren Tiefen zu erfassen und zu halten vermögen, ohne auf Abwege dabei zu gerathen. Selbst diese Freiheit und Ungebundenheit von jedem bürgerlichen Verhältnisse wird oft zur Verrätherin an ihrer Kunst, noch öfter an ihrem sittlichen Werth oder ihrem physischen Wohl. Daher habe ich es stets für höchst gefährlich ge-

halten, wenn ein junger Mensch den Voratz äußerte, sich keinen bürgerlichen Beruf zu erwählen, sondern der Kunst zu widmen, wie sich diese Leute auszudrücken pflegen. Im Grunde heißt das gewöhnlich nichts anders, als einen Freibrief suchen, um gar nichts zu thun. Hat aber Einer den göttlichen Funken wirklich in der Brust, spricht die Kunst oder Wissenschaft wirklich allmählig an sein Gemüth, so fürchte man ja nicht, wie ich es oft von verblendeten Ältern gehört, diesen Funken zu ersticken, indem man den Jüngling zu ernstlichen Berufsstudien, die Tochter zu Häuslichkeit, Fleiß und Wirthschaft anhält. Da erprobt sich erst die Echtheit der Begeisterung, und durch Zwang und Hindernisse macht das wahre Talent sich Bahn, wie ich es oft erlebt habe und namentliche Beispiele anführen könnte. Carpani vergleicht in seinem Werke: *Le Hay-dine*, wo er von diesen höhern Anlagen spricht, die der Mensch oft unbewußt in sich trägt, und die sich auch unter den ungünstigsten Umständen Platz zu machen wissen, diese mit einer schönen Statue, die noch in dem unbearbeiteten Marmorblocke verschlossen liegt: „Die Statue ist schon da, aber es bedarf gewöhnlich der Arbeit des Meißels, um sie zu Tage zu fördern. Ist sie aber rechter Art, so springt sie wohl selbst aus dem Blocke hervor.“ Diesen Ansichten, die meine gute verständige Mutter in mein noch jugendliches Gemüth legte, meinem Gehorsam, sie zu befolgen, und vieljähriger Übung danke ich es nun im Alter, daß ich bei vieler

Pichler's Memoiren.

Anlage zur Poesie, bei vieler Zeit, die ich der Beschäftigung damit widmete, so daß ich in dem langen Raume meines Lebens die Zahl meiner Werke bis gegen 50 Bände brachte, doch meine häuslichen Pflichten, wie ich zu Gott hoffe, nicht versäumt, meiner Mutter, so lange ich sie an meiner Seite hatte, treu beigestanden, meines Mannes Leben erheitert, und meine Tochter zu einer sehr braven Frau gebildet habe. Oft hörte ich verwundernde Lobsprüche darüber, daß ich alles dies so gut zu vereinigen gewußt hätte; ich kann aber vor Gott bekennen, daß es mich weder Studien noch Mühe gekostet, sondern daß Alles aus früher Gewöhnung und den Lehren meiner Mutter ganz natürlich entfloßen ist.

Meine Todesahnungen, mit denen ich den Winter begonnen hatte, wollten sich im Laufe desselben nicht bewähren, ja selbst meine Stimmung wurde nach und nach wieder heiterer. Der Cyklus gesellschaftlicher Freuden, der sich jedes Jahr im Hause meiner Ältern abrollte, hatte auch diesen Winter sein Recht behauptet. Die theatralischen Vorstellungen begannen, so wie wir vom Lande zurückgekehrt waren; dann kamen die wöchentlichen Quartetten während des Advents an die Reihe. Im Carneval löseten eben so wöchentliche Piqueniques unter unserer näheren Bekanntschaft die Quartetten ab, die mit der Fastenzeit wieder eintraten, und nach Ostern wurde das Theater abermals aufgerichtet,

und fortgespielt, bis es Zeit war, aufs Land zu ziehen. Noch eine Art von geselliger Unterhaltung hatte sich seit einiger Zeit in unseren Kreisen etablirt, die eigentlich im Hause eines nähern Bekannten, des berühmten Hofraths von Born begonnen hatte, mit dessen jüngerer Tochter, einem liebenswürdigen sanften Mädchen, mich eine herzliche Zuneigung verband, und wo alle Sonnabende im ganzen Winter sich größere Gesellschaften versammelten. — Hier wurde ein Spiel eingeführt, das große Ähnlichkeit mit den zehn bis zwanzig Jahre nachher eben so beliebten als kostspieligen Tableaux hatte. Unsere Gesellschaft theilte sich nämlich in zwei ziemlich gleiche Hälften, und jede Parthie stellte abwechselnd irgend eine Scene aus einem bekannten Theaterstück, aus der Profan- oder heiligen Geschichte oder der Mythologie pantomimisch dar. Die zur Verständigung nöthigen Costumes und Requisiten wurden, so gut sich es thun ließ, aus den nächsten Umgebungen herbeigeschafft; denn eine Hauptsache war, daß die Zubereitungen nicht zu viel Zeit hinwegnahmen, und möglichst viele Geschichten in Einem Abend aufgeführt werden konnten. Wir nannten es auch Geschichten spielen. Aus dem Born'schen Hause, welches bald darauf durch den Tod des ausgezeichneten Mannes und durch den zerrütteten Zustand, in dem er sein Vermögen hinterließ, sich aufgelöst hatte, vererblante sich jenes Spiel in unser Haus. Jeden Montag kam eine zahlreiche Gesellschaft junger Leute bei uns zusammen. Ihre Ältern und

auch andere Personen fanden sich mit ihnen ein, und unterhielten sich recht gut, indem sie unsern Spiele zusahen. Verschiedene freundlich gesinnte Zuseher spendeten uns allerlei Geräthschaften, Maskenanzüge, Waffen, Helme, Lanzen, Mäntel u. s. w. und es bildete sich eine hübsche Theatergarderobe, in der sich denn die auftretenden Personen ganz leidlich und kenntlich ausnahmen. Ein großer Schritt zur Vervollkommnung dieser Spiele wurde dadurch gemacht, daß die Geschichten nicht mehr pantomimisch und successive wie früher, sondern auf einmal in einem glücklich oder unglücklich gewählten Moment als Tableau dargestellt wurden, wodurch mancher Ungeschicklichkeit und manchem lächerlichen Mißgriff der darstellenden Personen vorgebeugt wurde. Nach und nach wurde auch auf Gruppierung, Beleuchtung, Effect geachtet, und diese Darstellungen bekamen dadurch ein immer lebhafteres Interesse für die Spielenden sowohl als für die Zuseher, welche sich stets in größerer Menge einfanden. Besonders erinnere ich mich einer sehr gelungenen Vorstellung: Julie im Targe im verfinsterten Grabgewölbe, die in dem Augenblicke erwacht, wo die Thüre sich öffnet, Männer mit Fackeln über Stufen herabsteigen, und sie und den todtten Romeo finden. Auch wurde das Theater, wenn es stand, zu diesen Darstellungen benützt. Der Sturz der Engel, den die jungen Männer unserer Gesellschaft sehr gut vorstellten, die Stürmung des Olymps durch die Ti-

tanen, das Gastmal Velsajer's, Medea auf dem Drahnenwagen, u. s. w. erhielten großen Beifall, und mußten gewöhnlich am nächsten Montag wiederholt werden. — Wo sind diese jungen Leute nun alle, die damals munter und eifrig an dieser Unterhaltung Theil nahmen? Kaum, daß außer mir vielleicht noch vier bis fünf leben; wie Wenige von einem Kreise, der gegen dreißig Personen umfaßte! Alle, Alle vorangegangen, wohin wir wenigen Übrigen bald folgen werden.

Das sind ganz andere und ernstere Todesahnungen, als jene Grillen — so mag ich sie wohl nach fast einem halben Jahrhundert nennen — welche damals durch verliebte Schmerzen und eine düstere Geistesrichtung in mir erzeugt worden waren. Dennoch kann ich mit Wahrheit sagen, daß sie jetzt, wo sie eine große und nahe Gewißheit für mich haben, mich eben so wenig erschüttern, als jene mich damals verstörten, oder um den innern Frieden, der mein Jugendleben begleitete, zu bringen im Stande waren.

Sie trafen damals nicht allein nicht ein, sondern die Elasticität meiner Empfindungen, möchte ich sagen, half mir bald wieder aus der trüben Stimmung, in die jene Liebes Schmerzen mich versenkt hatten. Auch heitere, sanfte, hoffnungsbefüllende Gefühle begannen wieder, an mein Herz zu sprechen. Durch die vielen Zerstreuungen, welche dem Kreis unserer Bekannten in unserm Hause geboten wurden, und vorzüglich durch das Haustheater, knüpften sich allerlei kleine Verbin-

dungen und Interessen zwischen den jungen Leuten um mich herum an, und auch mein Gefühl ward hier eber da, freilich nur leicht, wieder angeregt.

Ein junger, ziemlich wohlgebildeter Cavalier, Graf **, der im Bureau meines Vaters seit einiger Zeit arbeitete, kam fast täglich in unser Haus. — Er zeigte mir viele Aufmerksamkeit; — es ist sogar möglich, daß, wäre er nicht der älteste Sohn eines hochadeligen Hauses, und ich ihm ebenbürtig gewesen, er sich mir bestimmter genähert haben würde. — Manche seiner Reden, seiner Handlungen ließen es vermuthen, und ganz verfehlte dies Betragen mein Herz nicht. Graf **, dessen treffliches Gemüth und ernstes Pflichtgefühl trotz seiner wenigen Geistesbildung mir Achtung einflößten, und dessen herzlichcs Zutrauen zu mir — denn ich war mit allen seinen Familienangelegenheiten, Leiden und Freuden, Hoffnungen und Entwürfen bekannt — mich nicht ungerührt ließ, war mir, vielleicht eben der Hindernisse wegen, die sich einer Verbindung zwischen uns in den Weg gestellt haben würden, sehr werth geworden. Lange darnach habe ich Graf **s Persönlichkeit in der kleinen Erzählung „Alt und neuer Zinn,“ freilich verändert und verschönert, dargestellt. Er war eben so blond, so schlank, so rechtlich, so herzensgut wie Blanckenwerth, aber weder im Anfang so plump und linksisch, noch am Ende so interessant wie Tener. Aus dieser Periode stammt auch das kleine Gedicht: „Der Eichbaum und die Weide, eine Fabel“ das ich damals

um keinen Preis veröffentlicht haben würde, so wenig als die Klagen um einen Treulosen, das aber bei seiner Erscheinung vierzig oder fünfzig Jahre später einen Beifall fand, über den ich selbst erstaunte.

Jener Herr Eberl, der auf unsrer und mehreren Privatbühnen die Lange'schen oder Liebhaber-Rollen spielte, war ebenfalls eine ausgezeichnete Erscheinung in unserem Kreise. Ein düsterer Sinn, ein scharfer Verstand, eine melancholische Weltansicht zog die Aufmerksamkeit seiner Umgebung, zumal die der Frauen auf ihn. Seine Verhältnisse (er bekleidete eine kleine Stelle bei einer Rechnungsbehörde), sein Sinn, der nicht ohne Ehrgeiz und Wunsch nach Auszeichnung war, seine beschränkten Umstände, und seine Kränklichkeit, die (wie wir später erfuhren) ihn an jedem Aufstreben hinderte, erklärten leicht jene melancholische Stimmung; aber sie machten ihn, verbunden mit dem feinsten Ton, mit Anstand und hoher Geistesbildung zu einer sehr bedeutenden Persönlichkeit in der geselligen Welt. Wenn er in den Rollen des Schauspielers Lange auf Privatbühnen auftrat, dem er auffallend im Wuchse, Haltung und Bewegungen glich, flogen ihm viele Blicke und auch manches Herz entgegen. Dieser von Vielen gesuchte Mann fing nun an, mich sehr merklich auszuzeichnen, und ich gestehe, daß ich nicht ganz gleichgültig gegen ihn blieb, besonders da uns oft das Loos traf, bei unsern Komödien die häßlichen Rollen miteinander zu spielen.

Ich habe viele Jahre darnach das Gefährliche einer solchen Lage, wenn der Mann, der uns nicht gleichgültig ist, seine Empfindungen unter der Maske einer einstudierten Rolle uns ungeschelter gesteht, und wie leicht sich da ein Mädchenherz täuschen und hinreißen läßt, in einer meiner Erzählungen: „Das gefährliche Spiel“ dargestellt.

Sei es aber, daß Eberl, als gesetzter und vernünftiger Mann, der bereits über die Jünglingsjahre hinaus war, die Schwierigkeiten, ja die Unmöglichkeit einer ernsthaften Verbindung mit mir so gut als ich selbst einsah; sei es, daß ein anderes Verhältniß zu einem sehr liebenswürdigen Mädchen, deren beschränkte Umstände ihnen auch keine Aussicht auf Vereinigung boten, mehr war, als bloße Freundschaft; kurz, wir hielten uns stets in gehöriger Entfernung von einander; aber Fräulein L—1 (so hieß dies Mädchen) ward mir sehr werth, und wir wurden einander herzlich gut. Sie mochte den gefährlichen Mann wohl inniger lieben, als er sie, und der Verfolg zeigte es auch ziemlich klar.

Hier scheint es mir der geeignete Platz, einer früheren zärtlichen Verbindung dieses Mannes mit einem der interessantesten Mädchen in Wien, dem Fräulein Gabriele Baumburg, zu erwähnen, die vor etwa anderthalb Jahren, ganz ignorirt von der Welt, in Linz starb, und erst durch ihren Tod und ein Gedicht, welches bei dieser Gelegenheit erschien, wieder ins An-

gedenken der Zeitgenossen zurückgerufen wurde. Sie war ein liebenswürdiges Geschöpf, wohlgebildet, anmuthig, mit einem schönen Talent für Poesie (damals ein viel selteneres Geschenk der Natur, als jetzt) begabt, angenehm im Umgang und voll feinem Geschmack für alles Zierliche, Wohlstandliche. Als Eberl sie liebte, traf ihn das Loos, in seiner Anstellung nach Brüssel, das damals noch Österreichisch war, gehen zu müssen. Jede Aussicht auf eine Verbindung mit der einzigen Tochter einer geachteten und wohlhabenden Familie mußte jetzt aufgegeben werden. Am Vorabend seiner Abreise schrieb er in Gabriels Stammbuch unter das Bild eines Amors, der weinend sich bemüht, eine Fackel auszulöschen: *pour l'éteindre il n'a que des armes.* Die Unruhen, welche ein Paar Jahre darnach in Niederland ausbrachen, führten Eberl mit andern kaiserlichen Beamten wieder nach Wien; aber jenes Verhältniß knüpfte sich nicht wieder an.

Der Verfolg rechtfertigte, wie ich oben gesagt, meine Ansicht vollkommen. Eberl wurde bald darauf bei einer andern Privatbühne gebeten, die Liebhaberrolle zu übernehmen. Er that es abermals auf und außer der Bühne. Eine verheirathete Dame wurde diesmal der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, nachdem er schon längere Zeit der der ihrigen gewesen war. Bald zog sich dieß Verhältniß noch fester. Eberl wurde der Hausgenosse der Gräfin, und, was gewiß für den Werth seiner Denkart bürgt, zugleich der wärmste Freund des

Grafen, ihres Gemahls. In diesem Hause stand er eine bedeutende Krankheit aus, und während derselben besuchte ihn Fräulein V., seine Freundin, fleißig und pflegte seiner nach Möglichkeit. Dies Alles zusammen genommen stellt wirklich ein seltsames Verhältniß und eine ungewöhnliche Richtung der Charaktere dar. Von diesen Personen starb das Mädchen, das so treu, so aufopfernd geliebt hatte, zuerst, die Gräfin folgte nicht lange darnach. In ein Paar Jahren darauf, als ich schon längere Zeit verheirathet war, starb auch Eberl, und, wie es bei seinem Tode erst kund ward, an einem unheilbaren Übel, das er bis dahin verheimlicht, und das ihn wahrscheinlich bestimmt hatte, nie sich in eine ernste oder gar eheliche Verbindung einzulassen.

Ich bin etwas weitläufiger, als es gerade die Beziehungen forderten, in denen ich mit diesen Personen stand, für die Geschichte meines Lebens in diesen kleinen Begebenheiten gewesen; aber sie dünken und dünken mich noch in psychologischer Hinsicht nicht unmerkwürdig, und ich brachte nach so vielen Jahren mit diesen wenigen Zeilen den Manen jener schätzbaren Menschen gern noch den Tribut einer achtungsvollen Erinnerung.

Noch muß ich mir gestatten, an dieser Stelle, wo so vieler Vorfälle gedacht wird, die sich damals ereigneten, und so vieler Personen, die uns zunächst umga-

ben, dieser Letzteren, die später mehr oder minder in meine Verhältnisse verflochten wurden, mit flüchtigen Worten ausführlicher zu erwähnen.

H**s Familie war mit der unsrigen verwandt, darum dauerte das gegenseitig freundschaftliche Verhältniß mit ihnen sowohl als dem Schwab'schen Hause, mit dessen Chef H**s Schwester seit langen Jahren verheirathet war, trotz jenes Bruches zwischen unsern jugendlichen Herzen fort. Eben so alt und herzlich war unsere Verbindung mit der Kurländer'schen Familie, die damals außer den Ältern aus zwei Töchtern und drei Söhnen bestand, wovon die ersten mir ungefähr an Alter gleichen. Später geschlossen, aber darum nicht minder warm, war unsere Freundschaft zur Familie von Mertens, des berühmten Arztes, aus der aber nur eigentlich zwei Töchter, Sophie und Henriette, mir und meinem Bruder näher standen und sehr oft bei uns waren, ja im Sommer oft mehrere Wochen bei uns auf dem Lande zubrachten. Dann waren mir auch jenes Fräulein v. Born und ein Fräulein von Hachher, v. Moter, ein Fräulein v. Ravenet, deren schon Erwähnung geschah, die Kempelen'sche Familie und noch einige Andere, recht werthe und liebe Gefährtinnen auf den heitern Pfaden der Jugend. Ein Haus muß ich noch erwähnen, mit dem das meiner Ältern schon wie ich noch ein Kind war, in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand. Es war die Familie des berühmten Freiherrn v. Jacquin, die schon damals

vor 60 — 70 Jahren, ein hellleuchtendes Augenmerk für die wissenschaftliche Welt in und außer Wien war, und die auch ihrer angenehmen geselligen Verhältnisse wegen von Vielen gesucht wurde. Wenn die Gelehrten oder gelehrt seyn Willenden den berühmten Vater und den ihm nachstrebenden Sohn (den erst vor wenig Jahren verstorbenen Joseph Freiherrn v. Jacquin) aufsuchten, so sammelte sich die junge Welt um den jüngern Sohn Gottfried, den ein lebhafter gebildeter Geist, ein ausgezeichnetes Talent für Musik mit einer angenehmen Stimme verbunden, zum Mittelpunkt des heitern Kreises machte, und um seine Schwester Franziska, die jetzt noch lebende Frau v. Pagusius. Franziska spielte vortrefflich Klavier, sie war eine der besten Schülerinnen Mozart's, der für sie das Trio mit der Klarinette geschrieben hat, und sang noch überdieß sehr hübsch. Da wurden nun an den Mittwoch-Abenden, die, seit ich denken kann, in diesem Hause der Geselligkeit gewidmet waren, auch selbst im Winter, wann die Familie Jacquin, wie jetzt Professor Endlicher, im Botanischen Garten wehnte, in den Zimmern des Vaters gelehrte Gespräche geführt, und wir jungen Leute plauderten, scherzten, machten Musik, spielten kleine Spiele, und unterhielten uns trefflich. Schöne Zeit der heitern sorglosen Jugend! Liebliche Bilder längstentschwundener Freuden! Noch jetzt im Greisenalter beschwört euch mein Geist gern herauf aus dem Dunkel der Vergangenheit, und ergötzt sich an euch und gedenkt gar man-

des scherzhaften Vorfalls, so z. B. des Erstaunens, ja der Betroffenheit, mit der ich als Kind von 9 — 10 Jahren einst auf meines Vaters Tische ein dünnes Büchleichen fand, das unser ernsterer Spielgefährte, der ältere Jacquin, der damals 12 — 13 Jahre zählte, über irgend einen naturhistorischen Gegenstand geschrieben hatte, und das gedruckt wurde. Es kam mir wie eine Zauberei vor, und ich konnte es kaum begreifen, wie man noch fast ein Kind seyn und ein Buch schreiben könne. Von nun an betrachtete ich unsern Joseph mit einer Art Ehrfurcht. Viel lieber aber unterhielt ich mich mit seinen jüngern Geschwistern und ihrer gleichgestimmten Gesellschaft, mit der ich denn allmählig, wie es diese Blätter zeigen, aus dem Kindesalter in das jugendliche, beweglichere und bedeutendere getreten war, in dem nun statt heiterer Kinderspiele lebhaftere Empfindungen, abwechselnde Hoffnungen und Schmerzen uns beschäftigten.

Es ist Zeit, nunmehr nach Erzählung vieler kleinen Begebenheiten den Faden der allgemeinen, an dem sich ja das Leben der Einzelnen auch mit abspinnt, aufzufassen, da jene Ereignisse doch nie ohne Einwirkung auf deren Schicksal bleiben können.

Als Kaiser Joseph gestorben war, hofften Viele mit Grund ungemein viel Gutes von seinem Nachfolger und Bruder Leopold II. Es war nicht bloß jenes unbe-

stimmte Hoffen auf einen Wechsel, auf ein Andernwerden so mancher Dinge, die im Laufe der Zeit drückend geworden waren, es waren bestimmte und gerechte Erwartungen von dem Herrscher, der sein kleines Toscana zu einem der bestgeordneten glücklichsten Staaten gemacht, und den Namen des Weisen mit Recht erworben hatte.

In unserem Hause sah man seiner Thronbesteigung mit großer Freude und lebhaftem Antheil entgegen. Mein Gemüth wurde durch Alles, was ich über Kaiser Joseph hatte sprechen hören, was ich selbst gedacht und gefühlt hatte, durch die Begriffe der Zeit endlich, welche jeden Tadel der bestehenden Regierungen begünstigten, ebenfalls auf eine Weise angeregt, daß ich mir von dem kommenden Herrscher unendlich viel Gutes versprach, und da meine Seele sich bei vieler Liberalität meiner politischen Gesinnungen (welche ich fast mit allen jungen Leuten theilte) stets mit innerem Widerwillen von den gar zu freien und nüchternen religiösen sowohl als moralischen Grundsätzen abgewendet hatte, die mit jenen meist Hand in Hand gingen, so hoffte ich denn von Kaiser Leopold's Familientugenden, von seiner Achtung für häusliches Glück, das er auf fast bürgerliche Weise in Florenz genossen hatte, Wiederherstellung der alten guten Zeit, vermehrte Zittlichkeit, Achtung für Religion u. s. w., und feierte seine Ankunft mit einem herzlich gemeinten Gedichte, worin ich jene Ansichten aussprach.

Doch die Zeit für eine solche Verbesserung war damals noch nicht gekommen. Schwere Regentensorgen empfingen den neuen Monarchen. Die Erbländer waren in furchtbarer Aufregung, aus Frankreich drohte die Revolution sich herüber nach Deutschland zu verbreiten. So viel nahe Gefahren mochten den Kaiser erschreckt haben. Er eilte, den Türkenkrieg nach so vielen glänzenden Siegen und gerechten Hoffnungen durch einen, vielleicht übereilten Frieden zu schließen, der Österreich wenig oder gar keine Vortheile von dem ließ, was es durch Anstrengung und Tapferkeit erworben. Belgrad, Orsova u. s. w. wurde abgetreten, der greise Held Loudon starb gleich darauf, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Gram über diesen Friedensschluß, der nicht allein die Frucht aller seiner frühern Kämpfe dahin gab, sondern ihn auch um die neuen Vorbeeren betrog, welche zu erkämpfen er bereits den Feldzug wieder begonnen und sich ins Lager begeben hatte, seinen Tod herbeigeführt hatte. Genug, der Friede ward geschlossen, Preußen erwies sich wie früher immer auf's Feindseligste gegen Österreich, und Kaiser Leopold wandte nun seine Sorgen auf die Coalition, welche denn auch zu Pillnitz zwischen den großen Mächten Europa's und den französischen emigrierten Prinzen zu Stande kam. Ihr Zweck war, die Greuel der Revolution zu hemmen, das Haus des Königs auf dem Throne zu erhalten und die Fortschritte der neuen Ideen auch in Deutschland so viel wie möglich zu unterdrücken. Eingeleitet waren diese Plane;

die Ruhe im Innern war ziemlich hergestellt, manches Drückende, aber auch dort und da etwas Gutes aufgehoben oder verändert. Noch wußte man nicht recht, wessen man sich zu dem neuen Herrscher zu versehen habe, als auch ihn ein frühzeitiger und schneller Tod pflöglisch abrief, und der Staat, noch stets in unruhiger Bewegung von Innen und Außen, in diesen bedenklichen Zeitläuften von der Vorsicht in die Hände eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings gelegt wurde.

Wehl glaubten Viele eben darum Manches befürchten und nicht viel hoffen zu können. In unserm Hause herrschte ebenfalls Trauer über diesen Todfall in einer so verhängnißvollen Epoche; aber mein Herz hatte sich im Stillen zu dem gleichalterigen Prinzen gewendet. Ich sah in ihm das Bild der Hoffnung, und mein Gefühl sprach sich in einem Gedichte aus, das ich zum Theil bei der Leichenfeier des Kaisers Leopold an unsern Fenstern dichtete, von wo man den Zug um die Kapuzinerkirche, in der sich die k. k. Gruft befindet, sehen konnte.

Wir stehn zu Dir gleich frühverwaisten Kindern,
 O thu an uns wie ältre Brüder thun!
 Du kannst allein des Volkes Leiden mindern,
 Du,
 Du warst uns Bruder; — sei uns Vater nun!

Und Kaiser Franz wurde uns Vater, im schönsten besten Sinne des Wortes. Meine Hoffnung hatte mich nicht getäuscht, meine poetische Vorhersagung war wahr

geworden, und mit großem Vergnügen erinnere ich mich noch jetzt des lebhaften und frohen Eindrucks, den dessen Silhouette auf Goldgrund auf einer Tabatière und mit der hübschen Aufschrift

O decus, o patriae per te florentis imago!
auf mich machte.

Im Sommer 1792 rückten nun die kombinirten Armeen der Oesterreicher und Preußen (zum ersten Mal in friedlicher Vereinigung) in's Feld; an den Rhein und über den Rhein. Den ungünstigen Erfolg dieses Feldzugs kennt die Welt. Statt den König zu retten, war sein Tod beschleunigt worden, und statt die Greuel zu unterdrücken, die den Thronen den Umsturz drohten, zogen sie sie gleichsam erst recht nach Deutschland herüber, wo ohnedies schon längere Zeit vorher Freimaurer und Illuminaten diesen Ideen vorgearbeitet hatten: wie wenn sich Jemand unvorsichtiger Weise einer Feuersbrunst naht und von den Flammen, die er löschen wollte, ergriffen, diese im Fliehen mit sich fortträgt und so das Feuer in die vorher noch ruhige Gegend bringt. Gebe Gott, daß von dieser Erinnerung gewarnt, die Fürsten Europa's den unheilswangeru Vulkan in Frankreich am besten in sich selbst verglühen und sich verzehren lassen!

Während der Krieg am Rheine begann und der unselige Brand entzündet wurde, der noch fast ein Viertel - Jahrhundert lang Deutschland verwüstete, hatten
Pichler's Memoiren.

meines Vaters Geschäfte und auch sein Wunsch, Oberösterreich, das er zehn Jahre früher mit meiner Mutter schon einmal besucht, wieder zu sehen, die Veranlassung zu einer Reise in diese Provinz gegeben, wo meinen Ältern viele werthe Freunde lebten, vor Allen der Bischof Gall, eben jener würdige Priester, der mich in meiner Kindheit unterrichtet und von seinem eigenen großen Verdienst und einem glücklichen Zusammentreffen der Umstände gehoben, diesen bedeutenden Platz erreicht hatte. Kaiser Joseph fand es seinem, dem Adel nicht sehr geneigten Systeme zusagend, würdige Geistliche bürgerlicher Herkunft zu solchen hohen Stellen zu erheben, die bisher dem langeingeführten Gebrauche gemäß nur Adelligen zu Theil, und gleichsam ihr Eigenthum, auf das sie Anspruch zu haben meinten, geworden war. Mit Erstaunen, mit Freude und auch wohl mit Mißbilligung, je nachdem die Parteien gesinnt waren, wurde die Besetzung mehrerer Bischofsstühle, wie des von Linz, von Brünn u. s. w. durch Bürgerliche angesehen; aber wer Gall näher kannte, mußte sich seiner Erhebung erfreuen, die in religiöser und sittlicher Rücksicht ein Segen für das Land ward.

Bischof Gall hatte meine Ältern eingeladen, ihn in Linz und mit ihm seine schöne Besitzung Mondsee (welches jetzt dem Fürsten Brede gehört, demselben, der am Tage der Wagramer Schlacht unserer Armee den schon errungenen Sieg entriß, indem er um eilf

Uhr Vormittag mit seinen Baiern den bereits weichen-
den Kolonnen der Franzosen zu Hilfe eilte!) zu besu-
chen. Acht Tage ungefähr lebten wir in Linz im bischöf-
lichen Pallast ein sehr angenehmes aber etwas geräusch-
volles Leben, dann trennten wir uns von meinem Va-
ter, welcher in seinen Geschäften die Kreisämter berei-
sete, während wir, meine Mutter, mein Bruder und
ich, nach Mondsee gingen, woselbst er uns in acht bis
zehn Tagen abzuholen verhiess. Wunderschön war diese
kleine Reise, auf der ich zum ersten Mal in meinem
Leben das Hochgebirg (denn eine Fahrt nach Maria
Zell, als ich sechs bis sieben Jahre zählte, hatte mir
keine bleibenden Eindrücke hinterlassen) und den weit
ausgegoffenen Attersee erblickte. Durch tiefe Waldun-
gen, auf ziemlich beschwerlichen Wegen, wo oft die
Tannenäste auf und in unsern Wagen schlugen, ge-
langten wir an Sägemühlen, Hammer- und Sensen-
schmieden mit ihren rauschenden Wassern und dampfen-
den Schornsteinen vorbei, am Abend eines meist trü-
ben und oft von mit Schnee gemischtem Regen gekühl-
ten Tage, plötzlich aus dem Walddunkel hervor in ein
weites Thal. Vor uns lag breit, klar und tiefgrün aus-
gegossen der Spiegel des Mondsees, und ringsum
starrten uns himmelhohe Berg- und Felsenkuppen an,
die ihn in ihrem sichern Schoos halten, und mit Schnee
bis an den Fuß bedeckt waren. So viel Schnee, solche
Kälte, und der erste Junius! Das kam mir wie ein
Märchen vor, und ich würde mich mehr an dieser,

mir, der Flächenbewohnerin, so seltsamen Abnormität ergötzt haben, wenn der Gedanke, statt der ländlichen Freuden, Spaziergänge, Wasserfahrten u. s. w., denen ich schon im Voraus entgegengesehen hatte, mich durch Schnee und Kälte auf einem einsamen Schloß im Gebirge durch mehrere Tage eingesperrt zu finden, nicht ängstigend vor meinen Geist getreten wäre.

Am andern Tage war Alles anders. Aller Schnee von Höhe und Thal verschwunden, die Berge herrlich mit ihren Wäldern und Felsen und dem spiegelnden See im Frühlingssonnenstrahl, der zwar noch nicht mild erwärmte, aber doch der freien Natur zu genießen erlaubte. Was waren das für köstliche Tage in dieser wild-schönen Gegend, im Umgange mit zwar an Jahren von mir sehr verschiedenen, aber höchst gebildeten geistreichen Männern, dem Bischof und einigen seiner Domherren, die uns begleitet hatten, und deren Einer, Viertaler, der Bruder des damals schon berühmten Professors der Geschichte in Salzburg war! Freundlich waren die Herren beflissen, uns die Zeit auf's Angenehmste zu verkürzen. Wir machten Spaziergänge und Fahrten zu Land und auf dem See. Bei diesen letztern war es unterhaltend und wunderbar, den Effekt der Musik, des lauten Rufens oder wohl gar einer abgeschossenen Pistole zu beobachten, wie die vielen nähern und fernern Echo's in den Gebirgen den Schall bald vollkommener, bald unvollkommener zurückgaben, und wenn das erste donnerähnliche Getöse

vorüber war, Alles im Schiffe still wurde, die Ruderknechte ihre Ruder in die Höhe hoben, daß ja kein Laut die Stille unterbreche, und nun nach zwei oder drei Minuten der Donner des Echo's sich noch einmal, der Himmel weiß von welchem fernem Berge hören ließ.

Auf dieser Reise kam ich auch in das, damals ganz unberühmte Ischl, das aber in seiner heimlichen Lage zwischen waldgrünen Bergen, von der lautbrausenden Traun der Länge nach durchrauscht, deren Getöse mich oft des Nachts in Schlummer wiegte, mir so wohl gefiel, mich so anheimelte, daß ich beinahe gewiß bin, es würde mir jetzt, wo es von Badegästen, Fremden und prächtigen Erscheinungen belebt, von Eleganz und städtischen Bequemlichkeiten verherrlicht ist, schlechter als damals vor ungefähr einem halben Jahrhundert gefallen. Überhaupt hat mir dies Ergießen der Städte hinaus auf's Land, diese Sucht an jedem freundlichen oder romantischen Plätzchen die Comforts eines Kaffee- oder Wirthshauses aufzuschlagen, schon eine Menge hübscher Gegenden verleidet, und wie oft sind mir Schiller's Worte im Wallenstein eingefallen: „Dies Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch.“ Freilich aß und trank man damals auch; denn das ist Gebot der Natur; aber man aß zu Hause, nachdem man sich vorher auf einem Spaziergang erheitert und ermüdet hatte, oder bei einem Freunde, den man auf dem Lande besuchte, und so fand das Familien-

und gesellige Leben seine Rechnung neben dem Genuß der Naturfreuden, da hingegen der Genuß in den Wirthshäusern nur die egoistische Bequemlichkeit unserer Tage und die Vergewendung des Geldes begünstigt, in denen er auch seinen Ursprung hat.

Von Tschl aus sahen und befuhren wir auch den düstern Hallstädtersee, an dessen Ende man umkehren muß, weil keine Straße weiter führt, und zuletzt trug unser schwebendes Schiffrchen uns über den prächtigen Traun- oder Gmundnersee bis zu diesem Ort, der sich so an der Krümmung des Ufers hingebaut, wo seine besten Häuser beisammen stehen, ganz stattlich ausnimmt. Ubrigens enthalte ich mich jeder Beschreibung dieser Gegend; denn seit es Mode geworden ist, sie zu besuchen, sind sie in Wort und That, in Bild und Schall so oft gepriesen, geschildert, gemalt und von allen Zeiten dargestellt worden, daß noch eine Beschreibung ganz überflüssig wäre. Das glaube ich aber behaupten zu können, daß ihre theils reizenden, theils erhabenen Schönheiten von unserer kleinen Karavane mit tieferem Gefühl aufgefaßt wurden, als jetzt wohl bei der Mehrzahl der Tschler Kurgäste der Fall seyn mag, welche nur Zerstreuung, Veränderung und das was Mode ist aufsuchen.

Die Masern, eine eigentliche Kinderkrankheit, die uns früher verschont hatte, ergriff jetzt plötzlich meinen Bruder, der sie sich in einem Hause geholt, wo wir für den Abend gebeten waren und wo ein krankes Kind,

dessen wahres Übel wir nicht kannten, oder das man uns verheimlichte, auf dem Sopha neben uns lag und sie meinem Bruder mittheilte, der ihm zunächst saß. Erst am achten Tage ergriff die Krankheit auch mich; sie war, wie bei Xaver, sehr gutartig, dennoch fühlte ich mich sehr übel, und besonders bei der Eruption, indem ich zwar nirgends am Körper einen Schmerz, aber in jedem Fleckchen der Haut ein unnenndbares Unbehagen fühlte. Nach 8—10 Tagen war Alles vorüber, und wir kehrten Beide in die gewohnte Lebensweise unsers väterlichen Hauses zurück. Während dieser Zeit hatten unsere jugendlichen Freunde und Freundinnen uns ohne alle Scheu an unsern Betten besucht, was uns höchst willkommen war. — Sei es nun, daß die Meisten diese Krankheit schon gehabt hatten, oder sich nicht davor fürchteten. Überhaupt erinnere ich mich recht wohl, daß dazumal (etwa die Kinderblattern ausgenommen, deren Verheerungen indessen die Inoculation schon mächtig entgegen gearbeitet hatte) diese Scheu vor möglicher Ansteckung nicht so groß, so allgemein, so — ich möchte sagen kindisch war, wie jetzt, da man, wenn es nur angeht, das Haus nicht betritt, in welchem bei irgend einer Partei eine Kinderkrankheit: Scharlach, Masern u. s. w. herrscht, oder es kaum wagt, einen Bedienten nach Erkundigung hinzusenden. Waren wir damals unbesonnener oder weniger egoistisch?

Ich komme nun zu einem wichtigen, wohl dem wichtigsten Abschnitt in meinem Leben, zu den kleinen

Ereignissen und Verkettungen scheinbarer Zufälligkeiten, welche mich zu der Bekanntschaft mit meinem Gemahl, und somit zu dem Ursprung meines Lebensglückes führten.

In dem Bureau meines Vaters arbeiteten nebst meinem Bruder noch mehrere junge Männer, welche alle von ausgezeichneten Fähigkeiten und sittlicher Würde waren, wie denn, ich darf es mit Stolz sagen, um meine Ältern sich von jeher stets ein Kreis vorzüglicher Menschen sammelte und unser Haus (der edle Heinrich von Collin sagte uns das zwanzig Jahre nachher noch oft) das Augenmerk besserer junger Leute war, die nach feinerer und höherer Bildung strebten. Auch haben die ausgezeichneten Plätze im Staate, zu welchen jene Männer späterhin meist gelangten, bewiesen, daß sie bedeutenden Werth hatten. Diese Herren waren alle genaue Freunde meines Bruders und besuchten beinahe täglich unsere Abendgesellschaften. Einer aus ihnen, der denn auch, seiner außerordentlichen Geschicklichkeit so wie seiner Sittlichkeit wegen, meines Vaters Liebling war, zog bald, eben durch das viele Gute, das mein Vater von ihm sprach, meine Aufmerksamkeit auf sich. Aber eine große Schüchternheit, eine Ungewohntheit, sich in den Kreisen der größern Welt zu bewegen, gaben ihm eine etwas gezwungene Haltung, und dieß schadete ihm, ich muß es zu meiner Beschämung sagen, in meinen Augen im Anfange unserer Bekanntschaft. Ich glaubte wohl das Gute, das

Anderer von ihm sagten, doch ich ließ es auf sich beruhen, ohne ihn näher kennen lernen zu wollen. Aber mein Vater suchte ihn selbst immer mehr in unser Haus zu ziehen. Er war bei allen unsern Bällen und kleinen Unterhaltungen gebeten, und hat mir später gestanden, wie peinlich ihm dies war, da er nicht gern unter vielen Menschen sich befand, und doch auch seines Hofraths Einladungen nicht wohl ausschlagen konnte.

Allmählig nun, im öftern Zusammensein, fingen seine vortrefflichen Eigenschaften an, Eindruck auf mich zu machen, wozu wohl die Bemerkung beitragen mochte, daß auch ich ihm nicht gleichgültig war, und sein Gefühl, trotz seiner Schüchternheit oder vielleicht eben dadurch sich unwillkürlich zuweilen verrieth. Meine Eitelkeit war durch die Eroberung dieses vorzüglichen und trotz seiner Steifheit sehr hübschen Mannes geschmeichelt, und obwohl nur mein Verstand und noch nicht mein Herz für ihn sprach, so war ich doch sehr zufrieden, wenn er oft kam und ich mich seines gehaltvollen Umganges so wie der kleinen Sprühfunken seiner nur schlecht verhehlten Empfindung für mich erfreute.

Ich halte es für Pflicht, bei einer Selbstbiographie ganz aufrichtig zu seyn, insoweit es die Klugheit, welche zwar nie eine Lüge, aber Stillschweigen gebieten kann, oder die Schonung erlaubt, welche man noch lebenden Personen oder nahen Verwandten Verstorbener schuldig ist. Daher dünkte mich der Titel von Göthe's Werke: Wahrheit und Dichtung aus meinem

Leben, eine Art von Beleidigung für den Leser, der sich nun weder eine psychologische Beobachtung noch eigentliche Belehrung versprechen kann, weil er bei keiner Beschreibung, keiner Begebenheit oder Gefühlsäußerung weiß, ob sie sich wirklich so in Göthe's Geist oder Leben zugetragen hat oder bloß von ihm zur anziehenderen Unterhaltung seiner Leser erfunden worden ist.

In dieser Ansicht habe ich mich bestrebt, in der Schilderung meines übrigens unbedeutenden Lebenslaufes, stets so vor dem Leser zu erscheinen, wie ich mir selbst bei strenger Prüfung verkam, und so bekenne ich also, daß ich gegen den jungen Mann, von dem ich eben gesprochen, mich durch kindische Eitelkeit im Anfang unserer nähern Bekanntschaft manchmal versündigt, und mich im Stillen auf unerlaubte Weise daran erfreut habe, ihn oft an Einem Abend mehr als einmal bald in stilles Entzücken, bald in Trauer zu versetzen, je nachdem ich ihm gütig begegnete oder einen seiner gefürchteten Nebenbuhler auszeichnete, deren er — manche wahrlich oft mit Unrecht — in den übrigen jungen Leuten zu sehen glaubte, die unser Haus besuchten.

Mein Bruder hatte um diese Zeit mit seinen Gefährten im Bureau, mit Herrn Eberl und noch ein paar jungen Männern den Plan zu einer Art von literarischem Verein entworfen, in welchem Aufsätze über mancherlei Gegenstände geschrieben, diese gegenseitig

vorgelesen, beurtheilt und auch bei Gelegenheit Reden aus dem Stegreife gehalten werden sollten; denn die französische Revolution, das Repräsentativsystem und die öffentlichen Reden beschäftigten die Geister der meisten und gerade der bessern jungen Leute.

Der Plan war sehr lobenswerth, so wie der Zweck desselben: gegenseitige Ausbildung und Vervollkommenung zu ihrer künftigen Laufbahn. Da nun bei keinem der übrigen Mitglieder das Lokale und die Umstände sich so dazu eigneten, den Platz für die Versammlungen anzubieten, als bei meinem Bruder, so wurde beschlossen, die Zusammenkünfte jeden Sonnabend nach geendigten Bureaugeschäften bei diesem zu halten. Meine Mutter begünstigte gern einen Plan, der ihrem Sohn Nutzen und Vergnügen versprach, aber es verstand sich von selbst, daß die Herren nicht in unser Zimmer, sondern in das meines Bruders kamen und wir nicht dabei erschienen.

Doch konnten wir uns die kleine Befriedigung unserer Neugier nicht versagen, uns von dem Bruder manchmal die Aufsätze der Herren mittheilen zu lassen, wenn er sie zur Beurtheilung bei sich hatte (was von jedem Mitglied mit jedem Aufsatz der Andern geschah). Die Gegenstände der Aufsätze waren theils philosophischer, theils moralischer, theils politischer Art, und da die Gesellschaft sich gegen drei Jahre erhielt und sie sich regelmäßig jede Woche versammelte, wo dann stets einmal die Aufsätze und das nächste Mal die Beurthei-

sungen in Gegenwart aller Mitglieder vorgelesen wurden, so kann man leicht ermessen, daß der Ausarbeitung: gen eine bedeutende Zahl und von den verschiedensten Arten werden mußten. Die Gegenstände wurden von den Mitgliedern nach der Reihe aufgegeben.

Meine Mutter und ich hatten also einige der Auf: sätze gelesen und viel Vergnügen daran, wie überhaupt an der ganzen Anstalt gefunden. Allmählig stieg in mir der Gedanke auf, mich ebenfalls auf dieser Bahn zu versuchen, und ohne, wie es sich versteht, persönlich zu erscheinen, ja auch ohne meinen Namen zu nennen, über einige der Aufgaben, die meiner Fassungskraft so wie meinem Geschlecht zusagten, ebenfalls kleine Aufsätze zu schreiben. Diese übergab ich meinem Bruder, der sie nebst dem feinigsten vorlas, wenn die jungen Herren sich bei ihm versammelten, und ein paarmal ließ sich so: gar meine Mutter herbei, ungenannter Weise an dieser Geistesübung Theil zu nehmen. So erinnere ich mich bestimmt, daß sie über die Todesstrafen mit schrieb, eine Wahl des Gegenstandes, die schon zeigt, wie ernst und männlich ihr Geist war, und worin sie gegen Beccaria sich für die Todesstrafe, aber aus dem Grunde erklärte, weil sie lebenslänglichen Kerker für etwas subjektiv viel Qualenderes und objektiv min: der Abschreckendes hielt, wodurch also die Menge nicht von Begehung ähnlicher Verbrechen abgehalten und der Gesellschaft nur ein unnützes oder schädliches Glied er: halten würde.

Die Gegenstände, welche ich mir zur Bearbeitung wählte, waren die Aufgaben philosophischer oder moralischer Art, und da deren die größte Anzahl war, so war ich eine sehr fleißige Theilnehmerin, und kann wohl sagen, daß ich diesem Verein zu gemeinschaftlichen Übungen der Denkkraft und den strengen aber meist gerechten Beurtheilungen der übrigen Mitglieder einen großen Theil meiner Fortschritte in der Leichtigkeit verdanke, meine Gedanken über irgend einen Gegenstand zu sammeln, zu ordnen und so viel möglich logisch richtig und in angenehmer Schreibart vorzutragen.

Aber es sollte aus dieser Geistesübung, die nur unsere gegenseitige Ausbildung zum Zwecke zu haben schien, ein anderer und für mich viel wichtigerer Vortheil, der über das Glück meines Lebens entschied, hervorgehen. Unter den Mitarbeitern befand sich nämlich jener junge Mann, der in meines Vaters Bureau arbeitete, längst von mir mit Auszeichnung war bemerkt worden und mich zum Gegenstande einer stillen, ehrfurchtsvollen aber innigen und edlen Zuneigung erwählt hatte. Sonderbar genug fand es sich, daß wenn die sechs bis sieben Mitglieder jenes Vereins ihre Meinungen über denselben Gegenstand meist sehr verschieden, ja oft entgegengesetzt äußerten, Pichler's (dies war der Name jenes jungen Mannes) Aufsätze mit denen des Unbekannten (unter welcher Bezeichnung ich schrieb) in Ansicht und Beurtheilung meist vollkommen zusammentrafen. Daß vorher darüber zwischen uns nicht gesprochen wurde, versteht sich von selbst; denn ich sollte ja

mein Inkognite behalten; es war also wirklich Übereinstimmung der Seelen, die sich durch dieses Mittel wahrhaft und offen zeigte.

Wie sehr die Bemerkung dieses Zusammenklingens uns Beiden auffallen, und wie sehr sie den Antheil, den wir bereits an einander nahmen, erhöhen mußte, ist leicht zu erachten. Pichler wurde mir immer werther, und ich fühlte wohl, wie sehr mit seiner vermehrten Achtung für meinen Geist, auch seine Empfindung für mich lebendiger wurde. So entwickelte, vermehrte und stärkte sich unsere wechselseitige Neigung und ward zuletzt zum unauflöslichen Seelenbunde, das unsere Gemüther auch nach mehr als 40 Jahren treu und innig zusammenhielt.

Wohl habe ich viele Jahre darnach (1808) aus dem Munde des geist- und gemüthreichen Dichters F. J. Werner, der, als er noch Protestant und weltlich war, während seiner ersten Anwesenheit in Wien unser Haus sehr oft besuchte, eine Ausrufung vernommen, welche, wenn sie gegründet wäre, bewiese, daß die Liebe, welche nur nach und nach aus Achtung und Wohlwollen erwächst, nicht die rechte echte Liebe sei. „Diese muß,“ so drückte der schwärmerische Dichter sich aus, „wie der Blitz auf einmal in zwei Herzen schlagen, sie entzündend reinigen und ewig dauern.“ Ich hörte das mit an, erwiderte dann, daß ich auf diese Weise freilich nie recht geliebt hätte; dachte

aber im Stillen daran, wie bei Wernern selbst der Blik, der nur Einmal fürs ganze Leben entzündet sollte, zwei- oder dreimal eingeschlagen habe, und ließ den Streit auf sich beruhen. Es nimmt sich eine Sache, besonders ein Gefühl, in einem Romane oder Gedichte ganz anders aus als in der wirklichen Welt. Manches, was dort glänzt und strahlt, ist hier unbrauchbar, wo nicht gar schädlich, und Manches, das sich in der Wirklichkeit unendlich beglückend und segensvoll bewährt, würde in einem Gedichte wenig oder gar keine Figur machen. So sehr ist Dichtung und Wirklichkeit verschieden, und so gefährlich ist es, die erste aus Romanen und Gedichten zur Führerin auf der Lebensbahn zu wählen, was indessen sehr vielen jungen Leuten begegnet, und vor Zeiten, wo man sentimentaler dachte, noch viel Mehreren begegnet ist.

Während diese Neigung in unser Weider Herzen wuchs und erstarkte, knüpften sich neben uns unter den Freunden auch allerlei Bändchen und Bande an. — Unter den jugendlichen Gefährtinnen, mit denen ich am meisten zusammen kam, war mir wohl jenes Fräulein Ravenet die nächste, weil sie mir noch am längsten und genauesten bekannt, und meine eigentliche Vertraute war. Außer ihr aber schätzte und liebte ich sehr die beiden Fräulein von Mertens, Sophie und Henriette, und ein Fräulein Therese Hackher. Alle drei sehr hübsch, schön darf

man wohl sagen, viel reizender als ich, aber-alle drei so gut, verständig, gebildet und liebevoll, daß eine herzliche Zuneigung und gegenseitige Achtung uns verband. Mein Bruder, dieser ausgezeichnete junge Mann, entschied sich für Henrietten, deren ruhiges, anstandvolles Betragen ihm sehr zusagte. Sophie, die ältere Schwester, viel lebhafter und geistvoller als Jene, aber vielleicht minder besonnen und ruhig, wurde von einem der edelsten, besten Menschen, dem jungen Grafen Chorinsky, einem innigen Freund Pichler's und meines Bruders, und nicht dem unbedeutendsten in diesem seltenen Aleeblatt guter Menschen und treuer Freunde, geliebt; und Therese Hackher, eines der liebenswürdigsten und schönsten Mädchen Wiens, stand durch mehrere Jahre in einem sehr treuen Verhältniß mit einem vorzüglichen jungen Mann, meinem Jugendgespielen und vertrauten Freunde, dem Sohne des Hofraths Dürfeld. Diese drei Paare, so wie Pichler und ich, waren nun oft und viel beisammen; wir kannten uns alle genau, und liebten uns herzlich unter einander, und ich mag wohl sagen, Dürfeld und Graf Chorinsky waren eben so sehr meine Freunde, als ihre Geliebten meine Freundinnen. Es war ein schönes Leben damals — das Jugendleben guter Menschen, wie Iffland in der Elise Walberg so wahr sagt; wir genossen es mit Innigkeit, Treue und Mäßigung, und unsere gegenseitige Vertraulichkeit war ein schönes Band mehr in diesem Kreise.

Mein Bruder indessen lösete sein Verhältniß zu Henrietten bald, oder vielmehr sie that es. Es war ein braves, sitzames, aber heiteres und lebensfrohes Mädchen, von sehr bedeutender Lieblichkeit der Gestalt; meines Bruders Begriffe von weiblicher Würde waren hoch, ja überspannt, darf ich wohl sagen, und seine Forderungen an das Wesen, das er sich erwählt hatte, allzustrenge. Henriette hatte sich in allen Schranken des Anstandes und der Rücksicht auf den Geliebten gehalten; dennoch fand mein Bruder stets etwas in ihrem Betragen gegen andere Männer zu tadeln, und das reizte sie gegen ihn auf. Zudem glaubte sie in der Art, wie er mit zuweilen, wenn seine Strengheitsprincipien lebhaft hervortraten, begegnete — die mich aber minder verlegte, weil ich den Bruder und seine gute Meinung genau kannte — etwas zu finden, das ihr Besorgnisse für ihr zukünftiges Glück an seiner Seite geben könnte, und so trennten sich diese beiden Herzen, die vielleicht mit etwas mehr Geduld und Nachsicht von beiden Seiten sich einander beglückt haben würden.

Lange hatte der Verbindung zwischen der schönen Theresie Hackher und ihrem Freunde kein günstiger Stern geleuchtet. Meine innige Theilnahme an ihrem Schicksal sprach sich in einem kleinen Gedichte aus, welches ich ihr zu ihrem Geburtstag dichtete. Endlich ebnete später sich ihnen der Pfad, der sie zu ihrem Glück führen sollte, und im Mai 1795

sprach der Priester den Segen über diesen Bund, den auch wir Alle mit unsern besten Wünschen begleiteten. Auch dieses Ereigniß feierte ich durch ein kleines Gedicht, wie denn überhaupt meine Gedichte minder freie Ergießungen eines poetischen Gefühls waren, sondern meist irgend einer Veranlassung bedurften, die den Funken in mir weckte, und das Gedicht ins Dasein rief.

Während dieser Zeit hatte Graf Chorinsky viele Mühe und Kummer um seine Liebe zu Zephien getragen. Sie war ihm nicht ebenbürtig, und so trefflich sie an Herz und Geist, so hübsch sie von Gestalt, und so gut und liebevoll gegen den Sohn auch der alte Graf gesinnt war, dennoch ließen sich, besonders damals, die Standesverurtheile oder Ansichten nicht leicht überwinden. Der Vater wollte seine Einwilligung nicht geben, der Sohn das Mädchen nicht lassen. Es war eben noch eine Liebe und Treue aus jener Zeit, wo man im Allgemeinen wärmerer Gefühle und eines höhern Schwunges in den Lebensansichten fähig war.

Indessen hatte Chorinsky zum Schein sich dem Befehle seines Vaters gefügt und Zephien entsagt, die er mit seines Vaters Einwilligung nie hätte besitzen können. Wir bedauerten ihn alle recht herzlich, und gaben uns Mühe, dem unglücklichen Paar unsere wärmste Theilnahme zu beweisen. Im Stillen aber wahrte, uns Allen, selbst Zephien's Mutter und Chorinsky's

besten Freunden, meinem Bruder und Pächter'n verborgen, diese Verbindung fort. Die Zusammenkünfte wurden mit Klugheit und Vorsicht eingeleitet. Ein gemeinsamer Freund, der gar zu gern Geistesthätigkeiten dieser Art übte, wurde uns Vertrauen gezogen. Er vermittelte die geheimen Besuche, und erst lange darnach, als eben dieser allzuthätige Vertraute wegen anderer Verhältnisse Gefahr für sich selbst fürchtete, und seine Mitwirkung aufgeben mußte, erfuhren wir übrigen Freunde, nicht ohne Schrecken und inniger Mißbilligung, den wahren Stand der Dinge, daß nämlich Graf Ehorinsky fest entschlossen sei, sich mit seiner Geliebten auch heimlich, auch wider den Willen seines Vaters, zu verbinden.

Zu thun, abzuwarten, zu hindern war nichts mehr; das sahen seine Freunde klar ein. Man ließ also die Sache ihren Weg gehen, nachdem man Beiden noch einmal allen Kummer und alle Mißverhältnisse, denen sie sich unausbleiblich durch jenen Entschluß aussetzten, vorgestellt hatte.

Wir standen jetzt im Jahre 1794. Die französische Revolution hatte indessen alle ihre Gräueltaten, der König und die Königin waren ermordet, Ströme von Blut in der Hauptstadt sowohl als den Provinzen geflossen; viele bessere Herzen, die im Anfang warm für die neuen Ideen geschlagen hatten,

wandten sich mit Abscheu ab, als statt der jugendlichen Göttin der Freiheit ihnen eine bluttriefende Mänade entgegen taumelte. Klopstock sandte dem Convent das Bürgerdiplom zurück, das er früher als eine ehrende Anerkennung angenommen hatte; der edle Georg Forster, den wir bei seiner Anwesenheit in Wien oft in unserm Hause gesehen, und den meine Ältern sehr liebgewonnen hatten, war vor Gram über seine getäuschten Erwartungen in Paris gestorben. Der Krieg, den die verbündeten Mächte gegen Frankreich begonnen hatten, brachte mit den Heeren der Republik, die die Angreifenden zurückdrängten und ihnen auf dem Fuße folgten, ihre Vorstellungen von Freiheit, Gleichheit, Menschenrechten u. s. w. mit sich herüber; der Schwindel ergriff die Geister jenseits wie diesseits des Rheins, und entzündete verwandte Gemüther auch in Oesterreich und Ungarn. Es waren geheime Verbindungen geschlossen, Katechismen der Freiheit unter den Mitgliedern vertheilt, und noch sonst allerlei bedenkliche Bewegungen versucht worden, welche die Regierung aufmerksam machten. Plötzlich brach das Geheimniß hervor. In Einer Nacht wurden sowohl hier in Wien als hier und dort auf dem Lande, viele Personen ergriffen, ihre Papiere in Beschlagnahme genommen, sie selbst in strengere oder gelindere Haft gebracht. Dasselbe geschah in Ungarn. Wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel wirkte diese Nachricht auf die lebensfrohen Wiener, die plötz-

lich aus ihrer Mitte eine bedeutende Zahl wohlbekannter und mit Vielen befreundeter Männer gerissen, diese als Staatsverräther beinächtigt, und einem sehr ungewissen, vielleicht schrecklichen Schicksal entgegen geführt sahen. Die Ergriffenen gehörten meist dem gebildeten Mittelstande an, es waren Beamte, Kaufleute, Advokaten, Gelehrte — mit einem Worte, jenen Kategorien, aus denen auch in Frankreich viele bedeutende Männer der Revolution hervorgegangen waren.

Im ersten Schreck wurden noch gar Viele als arretirt genannt, die es nicht waren; denn die Verurtheilung war groß und allgemein. Eine Commission aus Mitgliedern des Hofkriegsrathes, der Polizei-Hofstelle und der Justiz-Collegien wurde zusammen-gesetzt, um über die Schuldigen zu erkennen, und nachdem die Untersuchung ziemlich lange gewährt hatte, wurden Einige zum Tode, Andere zur Festung, wieder Andere zu längerer oder kürzerer Haft verdammt, Einige verwiesen. Einer oder ein paar hatten sich im Gefängnisse selbst das Leben genommen. Worin ihr Verbrechen eigentlich bestanden, was sie bezweckt, wie viel ihnen davon schon gelungen, blieb stets mit dichtem Schleier bedeckt. Manche, die sehr ängstlich, oder entschiedene Widersacher aller neueren Ideen waren, überzeugten sich bald von der ungeheuern Strafbarkeit dieser Verschwornen und ihren staatsgefährlichen Plänen, während Andere, echte Ironideure, denen Alles mißfiel, was immer die Regierung

that, an gar keine oder nur höchst geringe Vergehen glauben wollten, und der Meinung waren, man habe Schuldige finden wollen, um Schrecken zu verbreiten, und die Demokraten einzuschüchtern. Gemäßigte hielten dafür, daß zwar allerdings eine geheime Verbindung, die in Wechselwirkung mit der Ungarischen unter Martinevich stand, existirt, und daß sie bedenkliche, wohl auch staatsgefährliche Absichten gehabt habe, daß es nothwendig, und der Gerechtigkeit, ja der bürgerlichen Ordnung und Sicherheit gemäß war, diese nicht zu dulden und streng zu bestrafen; daß man aber doch mit zu großem Lärmen und unnöthiger Strenge verfahren sei, weil Einige der Hauptentdecker und Mitglieder jener Commission sich gern recht in die Augen fallende Verdienste erwerben wollten, und daher dem Monarchen die Sache im gefährlichsten und nachtheiligsten Lichte zeigten. So dachten Viele, und meine Ansicht stimmte schon damals damit überein, weil ich a priori unserm Kaiser Franz keine Unbilligkeit zutrauen konnte, und die spätere Erfahrung, ja das eigene Verständniß manches damals Verurtheilten, und dann nach der Strafzeit wieder Freigegebenen, bestätigten vollkommen diese Meinung.

Von diesem Zeitpuncte an sprach sich der Parteigeist recht laut und gehässig in Wien aus. Da fing man an die Benennung Jakobin er oft und oftmals zu hören, und mit diesem Worte wurden nicht allein

Jene bezeichnet, welche allerdings Grundsätze hegten, gleich denen des französischen Convents, sondern leider ward sie von den übertrieben loyalen und orthodoxen Gegnern Jedem als Brandmahl aufgedrückt, der nur irgend eine freisinnige Idee äußerte; *c'est le mot pour perdre les honnêtes gens*, wie Einer unserer Hausfreunde sagte. Im Gegentheil wurde wieder von der andern Partei Jeder ein Aristokrat, ein Vigott, ein Feind aller Aufklärung gescholten, der seine kirchlichen Vorschriften befolgte, seinem Herrscherhaus treu ergeben war, und öffentliche Ruhe und Sicherheit wünschte. Dieser Geist der Parteilung verbreitete sich bald über Alles, ja auch über die heterogensten Gegenstände. So kamen damals oder bald darnach Herr und Madame Vignano nach Wien, und führten eine neue Art von pantomimischen Tanz, mit ganz neuer Art sich zu kleiden ein. Die römischen und andern steifen Costumes, die Keiströcke &c. &c. verschwanden vom Theater; die Natur wurde aufs treueste nachgeahmt; fleischfarbe Tricots umhüllten Arme und Beine, die Tänzer und Tänzerinnen waren kaum bekleidet; ja in dem sogenannten rosenfarben *Pas de deux* hatte Madame Vignano über den Tricot, der ihren ganzen Leib umgab, nichts an, als drei bis vier flatternde Röckchen von Krepp, immer Eins kürzer wie das Andere, und alle zusammen mit einem Gürtel von dunkelbraunem Band um die Mitte des Leibes festgebunden. Eigentlich also war dieß Band das einzige Kleidungs-

stück, das sie bedeckte, denn der Krepp verhüllte nichts, im Tanze flogen auch oft noch diese Röckchen oder eigentlich Galbala's hoch empor und ließen dem Publikum den ganzen Körper der Tänzerin in fleischfarbem Tricot, der die Haut nachahmte, also scheinbar ganz entblößt sehen.

Wir kam das empörend frech vor; dennoch mußte ich gestehen, daß die Bewegungen dieser Künstlerin hinreißend anmuthig, ihr Mienenspiel voll Ausdruck (sie war noch überdies sehr hübsch) ihre Pantomime meisterhaft waren. Die Sensation, welche diese Frau und die Ballette, welche ihr Mann auführte, hier machten, war ungeheuer; sie waren aber auch zugleich der Wendepunkt der alten und neuen Kunst, so wie des alten und neuen Geschmacks. Scharf und gehässig trennten auch hier sich die Parteien. Der Balletmeister Muzarelli repräsentirte mit seiner Art und Kunst die alte Zeit, die Vigano's die neue, und in diesem Sinn theilten sich die Anhänger dieser beiden Führer, nur mit der einzigen Ausnahme, daß manche ältere Herren, die sonst ihrer Geburt und Sinnesart nach sehr wohl zu den Vertheidigern des Alten gehörten, Aristokraten im vollen damaligen Sinne des Wortes, den Reizen der wellustsuchenden Vigano doch nicht völlig zu widerstehen vermochten, und so gleichsam eine Versöhnung zwischen dem Alten und Neuen zu machen strebten.

Auch auf die Mode in der Frauenkleidung geschah

jezt eine auffallende Einwirkung. — Unsere steifen, faltenreichen Anzüge machten leichteren Formen Platz, die langen Taillen mit den Schnabelspitzen vorn und hinten verschwanden sammt den Bouffants und Siebröcken, welche schon nach und nach eine Annäherung vorbereitet hatten. Der Gürtel des Kleides wurde nicht mehr an den Hüften, sondern unter der Brust gebunden; der Puder wurde allmählig abgeschafft, die Hackenschuhe abgelegt, die ganze Kleidung näherte sich mehr der Natur und eigentlich dem griechischen Geschmacke, in welchem Sinne man in den folgenden Jahren immer weiter und weiter schritt, bis zu Knappheiten in der Kleidung, die kaum eine Falte übrig ließen, so daß die genaueste Bezeichnung der darunter befindlichen Körperform der eigentliche Zweck und Ruhm dieser Mode zu seyn schien. Dazu gehörten denn die wirklich oder scheinbar unter Tricots entblößten Arme, entblößte Schultern, geschnürte Schuhe, die den Cochurn nachahmten, reiche Armbänder, nicht bloß am Vorderarm wie sonst, sondern über dem Ellenbogen; abgeschnittenes und in kurze Locken gelegtes, oder, wenn es lang blieb, in einen Knoten am Hinterkopf geschlungenes Haar — kurz ein so viel es möglich war griechisirendes Costume.

Die Männer stugten ihre Haare ebenfalls, kein Zopf, kein Haarbeutel, keine Seitenlocken wurden mehr gesehen; der Puder verlor sich ebenfalls, und bei Vielen traten ungeheure Backenbärte hervor. Hierin aber genirten sich

doch Viele und gerade die sittlichsten, geregeltesten der jungen Männer; denn so ein Schwedenkopf, wie man sie zuweilen nach den Portraits Carl's XII. nannte, und ein starker Backenbart, galt bei Royalgesinnten oft für das wahre Abzeichen eines Jakobiners, und Mancher, der die Mode als Mode mitmachte, und vielleicht ganz rechtlich gesinnt war, mußte sich mit diesem Namen brandmarken lassen, der nicht ohne übeln Einfluß auf die Gunst seiner Vorgesetzten und somit auf sein Fortkommen in der Welt blieb.

Es ist natürlich, daß die jungen Männer unserer Societät die Einwirkung dieser öffentlichen Ereignisse ebenfalls fühlen mußten, und obwohl sie in Kleidung, Äußerungen und Betragen sich Alle in den Schranken des Anstandes und der gebräuchlichen Formen hielten, so beschloßen doch Diejenigen, die zu der gewissen Samstags-Gesellschaft gehörten, diese nun aufzulösen, um der Regierung und öffentlichen Meinung keinen Anstoß zu geben; besonders da Einer unter ihnen, Graf Eherinsky, der Nefte jenes hohen Staatsbeamten war, der sich am thätigsten in der Verfolgung der Verdächtigen und Verschwornen bewiesen hatte. Die Meisten vertilgten also ihre Aufsätze so wie die Beurtheilungen, besonders jene, welche politische Gegenstände behandelten, und worin freisinnige Meinungen ohne Scheu, weil bloß vor Freunden, waren ausgesprochen worden. Man fürchtete damals nicht ohne Grund sogar Haussuchungen, und Diejenigen, welche noch ihre Carrière in der

Welt zu machen hatten, durften keinen solchen Makel auf ihren Ruf laden.

So hatten denn die angenehmen Samstags-Vereine ein Ende; es that mir ungemein leid; aber Eine gute Folge war mir doch davon geblieben. Pichler und ich hatten uns einander nicht bloß genähert, sondern wirklich vereinigt. Wir liebten uns herzlich und waren ernstlich entschlossen, uns für das ganze Leben zu verbinden. Mitten unter politischen Gährungen und Dissonanzen wuchs und erstarkte die Harmonie unserer Seelen, und da meine Ältern, denen wir kein Geheimniß aus unserer Liebe machten, ihren Segen dazu sprachen, so beseligte uns ein stiller Frieden, und wir sahen mit Geduld, obwol mit recht innigem Verlangen einer glücklichen Wendung von Pichler's Geschick entgegen, die ihm eine Beförderung verschaffen, und ihn dadurch in den Stand setzen sollte, mir seine Hand anzubieten. Er selbst besaß kein Vermögen, aber meine Ältern konnten und wollten uns gern unterstützen, und Pichler's Geschicklichkeit, Fleiß und Rechtlichkeit waren so bei allen Behörden, die zu der politischen Branche gehörten, anerkannt, daß wohl an seinem baldigen und glücklichen Fortkommen nicht zu zweifeln war.

Der Krieg mit Frankreich ging seinen Gang mit dem bekannten Erfolge fort. Im Jahre 1795 machte Preußen seinen Separatfrieden, und ließ Oesterreich

allein den furchtbaren Kampf fortsetzen. Dafür rückte es, unter dem Vorwande, die Gefahr jakobinischer Gesinnungen zu beseitigen, welche ihm von Polen aus drohete, mit Rußland vereint in dieß unglückliche Land ein, und es ward zum drittenmal getheilt. Genau habe ich die Folge dieser nach meiner Ansicht höchst widerrechtlichen Eingriffe in die Freiheit eines selbstständigen Volkes nicht behalten. Immer aber hat mir geschienen, diese Zerstückelung und die Ungerechtigkeit, deren sich die Höfe dabei schuldig machten, sei der Giftkeim gewesen, der in dem europäischen Gemeinwesen, erst verborgen, dann immer offener wie ein Krebsgeschaden um sich gegriffen hat. Jene Gewaltsschritte mögen wohl dem furchtbaren Eroberer zum Vorbild wie zur Rechtfertigung gedient haben, als er später, nachdem der Wille der Vorsehung das Schicksal der Nationen in seine übermächtige Hand gelegt hatte, mit Ländern und Völkern wie mit Spielmarken umging, die man heute Diesem, morgen Jenem zutheilen kann, um eine Weile damit zu glänzen, und sie bei dem nächsten Wechsel der Herrscherlaune wieder zu verlieren. Seitdem hat ein ungeheures Unglück dieß bedauernswerthe Land ganz um jeden Schatten der Selbstständigkeit und Nationalität gebracht, den Kaiser Alexander milde Gesinnungen ihm noch gelassen. Immer erfüllt es mich mit einer stolzen Beruhigung, daß schon vor sechzig Jahren (it is 60 years since) bei der ersten Theilung dieses unglücklichen Reiches, als

Preußen und Rußland ihren schlimmen Plan entwarfen, Oesterreich, d. i. die Kaiserin Maria Theresia, diese wahrhaft große und christlich-gesinnte Monarchin, nicht einwilligen wollte, wie ihr Billet an Fürst Kauniz beweiset, welches uns Baron Hormayr im historischen Taschenbuch bei Gelegenheit von Kauniz's Leben mittheilt. »Ich fürchte, es werde ein übles Beispiel geben,« schrieb die weise Fürstin in prophetischem Geiste, und sie hatte richtig gesehen, wie der Erfolg bewiesen. Nur gezwungen gab sie endlich nach, und schämte sich bitter dieser harten Nothwendigkeit.

Damals also, mehr als 20 Jahre später, fiel bei der dritten Theilung das sogenannte Westgalizien mit Krakau an Oesterreich. Viele Beamte fanden dort Anstellungen, und Graf Chorinsky ward zum Kreishauptmann in Kielce ernannt. Fast zu gleicher Zeit gingen auch hier große Veränderungen vor. Graf Saurau, Graf Chorinsky's Oheim, wurde Regierungs-Präsident, mehrere Ästere oder mißfällige Rätke und Sekretäre wurden jubilirt, und wie denn das so oft in der Welt geht, das Mißgeschick Jener (an dem wir übrigens auch nicht die entfernteste Schuld hatten) wurde der Grund unseres Glückes.

Pichler erhielt die Stelle eines Regierungs-Sekretärs, und war durch den damit verbundenen höhern Rang und Gehalt im Stande, an unsere Verbindung zu denken, da meine Ältern (um mich nicht aus ihrer Nähe zu verlieren) uns eine sehr ausgiebige Unterstützung

versprochen hatten. Es wurde also eine kleine aber sehr nette Wohnung, welche gerade an die meiner Ältern, „auf der Mehlarube,“ grenzte, und mit jener das ganze Stockwerk ausmachte, für uns gemiethet, die wir im nächsten Herbst beziehen sollten. Unsere Vermählung aber war auf den Frühling 1796 festgesetzt, und sollte in unserer Gartenwohnung zu Hernals gefeiert werden, wo wir auch den Sommer über leben wollten.

Cherinskij nährte dieselben Hoffnungen und Pläne wie Pichler. Auch er war entschlossen, das Mädchen, das er liebte, Sophie Mertens, zu heirathen, da aber sein Vater diese Verbindung nicht zugeben wollte, sollte die Trauung ganz in der Stille seyn, acht Tage vor der unstrigen, und so sahen denn wenigstens zwei Paare der Jugendfreunde froh dem Ziele ihrer Wünsche entgegen, wie vor zwei Jahren Dürfeld mit seiner Theresese, nur daß leider dies Band seitdem schon wieder zerrissen worden war. Theresese hatte ein überglückliches Jahr, vom Mai 1794 bis zum Juni 1795, mit dem trefflichen Garten gelebt; sie hatte Hoffnung, bald Mutter zu werden. Wir sahen uns oft bei meinen Ältern im Garten oder auch in Theresen's Wohnung in der Stadt. Wegen den Zeitpunkt, wo jene Hoffnung erfüllt werden sollte, bemerkten ich und Viele, welche die junge schöne Frau sahen und Antheil an ihr nahmen, daß sich ihre Züge in etwas geändert hatten, ohne daß man eben sagen konnte, sie sehe krank aus. Erfahrene Matronen wollten daraus Besorgnisse schöpfen; aber Theresese ward

glücklich von einem schönen und gesunden Mädchen entbunden, die noch jetzt als Mutter von neun Kindern und Gattin des Vicepräsidenten von Hauer lebt. Indessen hatte man bei der Taufe des Kindes oder nach derselben die schöne Wöchnerin zierlich gepuht, eine Menge Besuche bei ihr eintreten lassen, und diesem freilich verkehrten Verhalten ward es zugeschrieben, daß Therese plötzlich sehr krank wurde, ihr Ubel von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag stieg, und das blühende, edle, liebenswürdige Weib, die glückliche Gattin und Mutter, noch vor dem Ende der neun Tage eine Leiche war.

Ich fühlte diesen Verlust sehr tief und schmerzlich, nicht bloß um der Verbliebenen selbst, sondern auch um ihres untröstlichen Mannes, meines theuern Freundes willen, und ich sprach mein Gefühl in einem Gedichte aus, das dieses traurige Ereigniß besang, und in der Sammlung meiner Gedichte enthalten ist.

Als mein Hochzeitstag heranrückte, den meine Ältern auf den 25. des schönsten Monats, des Mai, festgesetzt, wünschte ich, daß meine werthern Jugendfreunde daran Theil nehmen und mich an diesem Tage umgeben sollten. Fräulein Ravenet bat ich, meine Kranzjungfrau zu werden, ihr Pflegevater, der Regierungsrath von Hess, wurde zu meinem Einen Zeugen oder Beistand erwählt, und mein lieber Dürfeld, dem

ich es kaum zuzumuthen wagte, ein Jahr nach seinem unendlichen Verlust bei meiner Hochzeit gegenwärtig zu seyn, übernahm doch aus freundschaftlicher Güte für mich, die Stelle des Zweiten. Pichler's Beistände waren der damalige Hofrath von Sonnenfels, dessen Namen in Oesterreich in dankbarem Andenken lebt, und ein junger Baron von Lederer, der denn nun auch so gut wie die beiden älteren Beistände und Dürfeld längst schon hinübergegangen ist, und die Brautleute dort erwartet, wo wir uns wahrscheinlich in nicht langer Frist Alle zusammenfinden werden.

Dieser 25. Mai 1796, ein Mittwoch, war von dem herrlichsten Frühlingswetter begünstigt, und in unserm Hause vom frühen Morgen an ein geschäftiges Treiben und Drängen, das mich in innerer und äußerer Unruhe und Spannung erhielt. Gegen Abend erschienen die Hochzeitgäste und unsere nächsten Freunde und Bekannten; denn wir beide, Pichler und ich, wünschten kein rauschendes Fest, und es sollte doch eines werden! Meines Mannes Schwager, der würdige Pfarrer, traute uns, und mit tiefbewegter Seele kam ich von der Trauung zurück, wo ich zwar nicht geweint, aber desto mehr gezittert hatte, wie denn überhaupt meine Thränen nicht bei jenen Anlässen fließen, die sie sonst bei meinem Geschlechte hervorzurufen pflegen, wohl aber bei Regungen und Äußerungen öffentlicher Erhebung oder Freude. So haben sie später die Landwehrlieder meines Freundes Collin, und die Anstrengungen

und Siege der Jahre 1813 — 14 reichlich fließen gemacht.

Wir waren also nach Hause gekommen, ein sehr elegantes Gouter war eingenommen, und es fing an zu dunkeln, da bemerkten Einige von der Gesellschaft, die zufälliger Weise an ein Fenster, welches in den Garten sah, getreten waren, daß es im Garten von Menschen wimmelte, und in der Entfernung der Schein von Lichtern zu sehen sei. Meine Mutter lächelte bei dieser Bemerkung ganz geheimnißvoll; aber sie schwieg, denn sie allein wußte von der Überraschung, welche liebe Freunde uns bereitet hatten, nämlich das Fräulein von Paradies, deren unglücklicher Blindheit und ihres seltsamen Geschicks schon erwähnt worden ist. Ihr Vater war ein vieljähriger Bekannter und Freund des meinigen, Fräulein Therese, obwol viel älter als ich, trug von jeher eine lebhaftre Neigung zu mir, die ich herzlich erwiderte, und die Musik, welche sie mit so vielem Glück als Freude, als den vorzüglichsten Trost in ihrer Lage, trieb, wurde zu einem neuen Band zwischen uns. Wir hatten bereits kleine Komödien, auch einige Oratorien und Opern, meistens ohne Theater und Spiel mit einander aufführen geholfen; „Cora“ und „Amphion“ von Naumann und viele Andere, auch einige Compositionen von Fräulein Paradies selbst; doch fand ich, daß weder ihre noch die Compositionen des Fräuleins von Martinez (die einzigen Fichters Memoiren.

Werke von weiblichen Compositeurs, die mir bekannt geworden) von großem Belange waren.

Dech ich kehre zu Fräulein v. Paradies und meiner Hochzeitfeier zurück. Gleich nachdem jene Bewegungen im Garten bemerkt worden waren, ertönte Musik, die sich immer mehr näherte; es kam die Treppe herauf, und ein Zug ländlich gekleideter Gestalten trat, einen Chor singend, den Instrumente begleiteten, in den Vorsaal. — Alles eilte ihnen entgegen, und mit lebhaftem Vergnügen erkannte ich in den Bauern und Bäuerinnen des Zuges meine Schauspiel- und Opern-Gefährten aus dem Paradies'schen Hause. Ein Paar nach dem andern trat nun vor Pichler und mich hin, und überreichte uns in kleinen Körbchen niedliche Spielsachen, die in verkleinertem Maßstabe eine ganze Hauseinrichtung vorstellten, und sangen eine Strophe des Chors, der also begann:

Wir kommen mit Gaben und Steuer,
 Zu ehren die ehliche Feier,
 Die heute das glücklichste Pärchen vereint;
 Und scheinen gering auch die Gaben,
 Die wir zum Geschenke hier haben,
 So denkt nur, wir haben es redlich gemeint.
 u. s. w.

Als alle vier Paare ihre Körbchen, jedes mit andern, auf den Inhalt des Korbes bezüglichen Versen übergeben hatten, wurden wir gebeten, dem Zuge in den Garten zu folgen. Hier standen am Fuße der Treppe

vier weißgekleidete Mädchen, die einen Baldachin von Zweigen und Blumen hielten, unter den der Bräutigam treten und sich von ihnen führen lassen mußte. Eben so erwarteten mich vier junge Herren mit ihrem grünen Dache, und nun strömte die ganze zahlreiche Gesellschaft uns nach durch die langen Alleen bis zu dem Plage, wo eine Art von natürlichem Theater aus lebendigen Hecken und Spalieren gebildet, ein passendes Lokal für einen Altar des häuslichen Glückes bot, an welchem Fräulein Therese v. Paradies als Priesterin der Freundschaft stand, noch andere Mitspielende in verschiedenen Attituden umher gruppiert waren (das Ganze von unzähligen Lampen geschmackvoll erleuchtet) und uns mit einem Chorgesänge empfingen.

Es war ein schönes und rührendes Fest herzlicher Freundschaft, das mich damals ungemein erfreute, die Bande wechselseitiger Zuneigung zwischen uns und der Paradies'schen Familie fester zuzog, und wofür ich noch jetzt, nach langen Jahren, den Manen der längstvorangegangenen Freunde einen Hohn dankbarer Erinnerung entrichte.

So ward unser Hochzeitfest, das nach unserer Meinung still und geräuschlos hätte vorüber gehen sollen, doch unvermuthet durch die Mitwirkung wohlwollender Freunde glänzend gefeiert, und „so vieler Geister wohlgemeintes Streben“ konnte nicht anders als Segen über diese Verbindung bringen, die sich denn in dem langen Zeitraum, in Glück und Unglück

als eine der zufriedensten und vergnügtesten Ehen bewährt hat.

Wir waren vermählt und lebten mit meinen Ältern nicht bloß in Einem Hause, sondern aßen auch mit ihnen an Einem Tische, und machten nur Eine Haushaltung aus, obgleich wir junges Ehepaar ein ganz separirtes Appartement, sowohl auf dem Lande in meiner Ältern Haus, als in der Stadt neben ihnen bewohnten. Hier sei es mir erlaubt, eine Bemerkung und Erfahrung einzuschalten, die ich an meinem eigenen Schicksal gemacht, und dadurch angeregt noch so oft und vielmal bei andern zu machen Gelegenheit gehabt habe, daß ich sie wohl als untrüglich aussprechen darf. Es taugt nicht, und stört das häusliche Glück beider Theile, wenn Schwiegerkinder mit den Ältern auf eine solche Art beisammen wohnen, daß sie nur Einen Haushalt ausmachen. Wenn auch Grundsätze und Lebensverhältnisse der Kinder und Ältern sich ziemlich gleichen, so bringt schon der Unterschied der Jahre und die daher rührende Verschiedenheit der Ansichten und des Geschmacks einen nothwendigen Zwiespalt hervor. Überdies gibt es Eigenheiten, Angewöhnungen, Hausbräuche, die an sich völlig gleichgültig sind, aber der Schwiegersehn, die Schwiegertochter bringt solche aus dem väterlichen Hause mit, und findet hier ganz andere. Über Vieles setzt sich wohl ein wohlgeordnetes Gemüth hinaus aus Liebe zu dem Gatten, aus Liebe zum Frie-

den. Auch werden zwei junge Gemüther, sich selbst überlassen, sich leichter in einander finden und schicken. Schroffer, kälter, starrer stehen die Ansichten der Schwiegerältern, ihre Eigenheiten, dem fremden Theil gegenüber, und es kommt dann darauf an, ob die alten Leute nachgeben und in ihren späten Jahren sich eine Art von Unterordnung gefallen lassen, oder ob die jungen Leute sich willenlos hingeben sollen? Immer muß ein Theil, die Alten oder Jungen, geopfert werden, und wer das Leben kennt, wird hier nicht von Nachgeben, Ausweichen u. s. w. sprechen. Im engen Zusammenleben treten solche Verschiedenheiten grell und immerwährend hervor, und die jungen Leute müssen sehr gut seyn, und sich sehr lieben, wenn sich nicht durch dieß Zusammensein mit den Ältern des Einen Theils ein Keim der Unzufriedenheit erzeugt, der in der Folge bittere Früchte trägt. Und hier ist nur von Verschiedenheit der Angewöhnungen, der Lebensweise die Rede. Wie aber, wenn heftige Leidenschaften, bedeutende Unarten, Zanksucht u. s. w. bei einem oder andern der Mitglieder eines so eng verbundenen doppelten Haushalts hervortreten; wenn große Verstimmungen entstehen und sich ärgerliche Austritte, empörende Zänkereien daraus entwickeln? Bei uns war dieß, Gottlob! nie der Fall, und dennoch machte uns dieß Zusammenleben nicht glücklich. Es tödtete manche unserer jugendlichen Freuden im ersten Keim und säete manchen bösen Saamen, der spät bittere Früchte trug.

Hier ist wohl der Ort, wo ich, nach einer glücklichen Ehe von mehr als vierzig Jahren, meinem vor-
trefflichen Gatten den innigsten Dank für die Güte,
Nachsicht, Liebe und Geduld sagen kann, mit welcher
er sich durch die ersten ganzen 19 Jahre unserer Ehe
in ein solches schwieriges Verhältniß gefügt, und mich
nie mit einem Worte, oder auch nur mit einem Blicke
hat fühlen lassen, wie viele Opfer es ihn gekostet, wie
viele seiner und meiner besten Freuden auf diesem uner-
bittlichen Altar des nothwendigen Zusammenlebens
mit den Schwiegerältern geschlachtet wurden. Gott
segne ihn dort dafür; denn nie werde ich es ihm vergel-
ten können.

Meine Lebensweise im Hause meiner Ältern erlitt
wenig Veränderung, nur schlief ich und kleidete mich
in einem andern Zimmer; denn so wie mein Mann
in sein Bureau ging, und selbst wenn er zu Hause war,
forderte meine Mutter alle die Dienstleistungen und
Pflichten von mir, die mir als Mädchen obgelegen hat-
ten. — Das war schon ein sehr schwerer Punkt für uns
Beide; denn da wir mit den Ältern auch frühstücken,
zu Mittag und Abend essen sollten, blieben uns kaum
einzelne Augenblicke, in welchen wir uns angehören
durften. Mein Vater zeigte mehr Nachsicht und Ach-
tung für mein neues Verhältniß, und obgleich auch
er nicht auf die Leistungen und Ausküsfe ganz ver-

richtete, welche er von mir zu erhalten gewohnt war, so fühlte ich doch wohl, daß er mir mehr Freiheit ließ. Er erkannte als Mann die Rechte seines Schwiegersohnes an, wo hingegen meine Mutter, bei ihrer oben geschilderten Denkart gegen das männliche Geschlecht, von keinem Rechte desselben etwas wissen wollte.

Wir fühlten wohl Beide den Druck, der auf uns lag, und fühlten ihn manchmal schmerzlich, mir aber half die Gewohnheit des Gehorchens und mein heiterer Sinn über manche holprige Stelle meines Lebensweges hinüber, und mein Mann liebte mich so sehr, daß er auch nicht, oder nur selten sich beklagte, und so verging der erste Sommer unserer Ehe ziemlich vergnügt.

Mit dem Herbst bezogen wir unsere neue kleine aber sehr angenehme Stadtwohnung, welche in demselben Stockwerke, wie die meiner Eltern gelegen, mit der ihrigen eigentlich Eine ausmachte, und zu der sie mir später noch ein daranstoßendes Zimmer der ihrigen einräumten. Voll Freuden, unser eigenes Nestchen für uns zu haben, bezogen wir es vielleicht zu früh; denn die Ofen waren noch nicht alle gesetzt, und die frisch ge-
weißt und gemalten Wände feucht. In einer der ersten Nächte wurde ich von einer heftigen Kolik befallen, aber wenig bekannt mit Krankheiten und meiner guten Natur vertrauend, wollte ich weder meinen Mann noch unsere Magd im Schlafe stören, und erst gegen Morgen, als ich es nicht mehr vor Schmerzen aushalten konnte, weckte ich Pichler, der sogleich um den Arzt

schickte. Dieser, ein treuer Freund unseres Hauses, der nachmalige k. k. Leibarzt v. Herbek, ein als Arzt und Mensch gleich schätzbare Mann, erschien sogleich, erklärte meinen Zustand für entzündlich und nicht ohne Gefahr. Denselben Tag kam er noch dreimal, um nachzusehen, man wendete mit Sorgfalt und Liebe alle verordneten Mittel an, und nach einigen Tagen konnte ich bereits das Bett verlassen. Doch zeigte sich von jener Zeit an öfters eine große Reizbarkeit der Eingeweide, und ich mußte mich vor Verköhlung sehr in Acht nehmen.

Im folgenden Carneval, dem ersten, den ich als vermählte Frau zubrachte, und mich sehr wohl unterhielt, fing ich an, die ersten Anzeichen einer sehr erwünschten Veränderung zu bemerken, und die Hoffnung bestätigte sich immer mehr, daß ich wahrscheinlich bis zum Herbst das Glück Mutter zu seyn genießen würde. Von diesem Augenblicke an beobachtete ich mich sorgfältig, tanzte nicht mehr so viel, und befand mich übrigens sehr wohl.

Öftere kleine Unbehaglichkeiten waren alles, was ich in den ersten Monaten von diesem Zustand zu leiden hatte, und meine gesunde kräftige Natur bewährte sich auch hierin. Desto ängstlicher wurde mir diese Zeit durch politische Vorgänge und Schrecken. Die französische Armee unter General Buonaparte rückte aus Italien immer näher heran, eine Schlacht nach der andern ging für uns verloren, und die Feinde standen

endlich im März bereits in der Steiermark. Ein allgemeiner Schrecken bemächtigte sich der ganzen Hauptstadt. Die wilden Schaaren der jungen Republik hatten in Deutschland und Italien auf eine Art gehauset, daß Alles vor ihnen zitterte und an Flucht, Rettung und möglichste Vertheidigung dachte. Damals erfuhren die Wiener zum erstenmal die Schrecken, welche einer Invasion vorausgehen, sie sollten jene noch einmal fühlen, bis endlich die Wirklichkeit ebenfalls zweimal im Jahre 1805 und 1809 eintraf, und uns lehrte, was bei so vielen großen Uebeln der Fall ist, daß Erwartung, Angst und aufgeregte Phantasie uns das wirkliche Unglück ungebührlich vergrößern, daß die Furcht etwas Ansteckendes hat, daß sie sehr oft die Vernunft ausschließt, und daß die böse Wirklichkeit leichter zu ertragen ist, als die grundlosen Schreckbilder, welche die Angst in uns aufregt.

Was wurde damals im Frühlinge 1797 nicht Alles erzählt, gefürchtet und mit dem verkehrtesten Sinn entworfen und ausgeführt! Alles wollte fliehen; Alles nur fort, nur fort aus der von allen möglichen Schrecken bedrohten Stadt! Wie schlecht die Wege, wie schwer die Pferde zu haben, wie elend die Unterkunft auf den überfüllten Poststraßen nach Böhmen und Ungarn seyn mochten; was den Geflüchteten an den zum Aufenthalte erwählten Orten bevorstehen konnte, wenn der Sieger seine Eroberungen verfolgen, sie vielleicht auch von jenen Zufluchtsstätten vertreiben würde,

und sie sich dann ohne Geld, ohne Schuß, unter Fremden befanden, — das Alles wurde nicht bedacht. Man wollte nur fort, und die unsinnigsten Erzählungen fanden Glauben, wenn sie zu der ruhelosen Angst stimmten, die damals die Bevölkerung von Wien größtentheils ergriffen hatte. Wir haben in unserer Zeit bei der ersten Annäherung der Cholera eine zweite Erfahrung dieser Art gemacht, und auch sonst sehr vernünftige Menschen kopfslos, verderblich und oft lächerlich handeln gesehen, wenn es anders erlaubt wäre, über Etwas, was Andere quält, zu lachen.

Indessen muß man zur Entschuldigung der damals Lebenden auch sagen, daß die Sachen um uns herum ernst und drohend aussahen. Es wurden Anstalten zur Vertheidigung der Stadt gemacht, und im Anfange davon gesprochen, die Linien zu vertheidigen. Als aber erfahrene Militärs aussprachen, daß, um diesen weiten Umkreis zu beschirmen, eine Besatzung von 150,000 Mann nöthig seyn würde, so gab man den Plan auf und wollte sich auf die innere Stadt, die eigentliche Festung beschränken. Ein Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft in der Stadt und den Vorstädten wurde beschlossen, und diese dazu in verschiedene Bezirke eingetheilt. Die jüngern Beamten der Landesregierung wurden zur Organisation dieser Schaaren verwendet, und auch meinem Mann ein Bezirk, nämlich die Jägerzeile, angewiesen. Während alles dies uns in stäter ängstlicher Bewegung aufregte, erhielt mein Va-

ter Befehl, sich mit den Zöglingen des k. k. Theresianums, dessen Oberleitung ihm damals anvertraut war, von Wien wegzugeben, um die Söhne der angesehenen Häuser, die sich in jener Anstalt befanden, nicht den Gefahren eines feindlichen Überfalls preis zu geben. Erwünscht erschien meinen Ältern diese Gelegenheit, um sich mit ihrer Familie dieser Reise anzuschließen, und ich war zu gewohnt, meinen Ältern in Allem unbedingt zu gehorchen, als daß ich es gewagt hätte, zurück zu bleiben und mich im Zustande der Schwangerschaft den Schrecken und Gefahren auszusetzen, welche, wie doch die Mehrzahl der Wiener befürchtete, uns bei der Eroberung der Stadt durch die Truppen der damaligen Republik drohten.

Es wurde also in einem Familienrathe beschlossen, daß ich mit meinen Ältern nach Dürnholz (einem Schlosse an der mährischen Gränze, welches dem Theresianum gehörte) reisen sollte, und mein Bruder vermochte meine Ältern dahin, auch seine Geliebte und künftige Braut, ein Fräulein v. Kurländer, die Tochter einer mit uns durch alte Freundschaftsbände verbundenen Familie, mitzunehmen, um auch sie vor den möglichen Gefahren, die sich ereignen konnten, zu sichern. Freilich mußte ich mich nun von meinem Manne trennen, und das that mir unendlich leid; aber ich glaubte in dem ausgesprochenen Befehl meiner Mutter ein Verbot zu sehen, wider welches keine Appellation Statt fand; und so trat ich denn mit recht schwerem Her-

zen diese an sich freilich unbedeutende Reise an, die unter andern Umständen allerlei Angenehmes und selbst Komisches hätte haben können.

Auf bequem eingerichtete lange Wagen, nach Art der „Zeiselwagen,“ wurde eine ziemliche Anzahl junger Leute, wovon Viele noch im Knabenalter standen, aufgepackt; bei Weitem nicht alle Zöglinge, denn diejenigen, für die ihre Ältern sorgen konnten und wollten, wurden ihnen übergeben. Einige Patres Piaristen (welchen das Theresianum damals wie einst den Jesuiten übergeben war) begleiteten sie. Dann folgten unsere beiden Kutschen, mit unsern eigenen Pferden bespannt, und so bewegte sich der Zug ziemlich gemächlich und langsam auf der Brünnerstraße fort und wir erreichten unser Ziel, das mit Postpferden kaum eine Tagereise weit war, erst am folgenden Tag.

Ein alterthümliches Schloß, einst ein Besitztum des letzten Barons von Teuffenbach, der es zu einer Stiftung bestimmt hatte, nahm uns auf. Wir bewohnten ein paar hohe große Stuben, deren weiße Wände und wenige Möbel keine großen Bequemlichkeiten versprachen. Die Zöglinge des Theresianums mit ihren Hofmeistern waren auf einem andern Flügel einquartirt und nur die zwei Angesehensten der geistlichen Herren aßen mit uns an demselben Tische. Es gestaltete sich ein im Ganzen ziemlich angenehmes Leben, obwohl die unbedeutende flache Gegend, welche erst kürzlich von der hier in der Nähe fließenden Thaya war

überschwemmt worden, und auf Feldern und Wiesen noch genug Spuren davon in Schlamm, Sumpf und todtten Fischen zeigte, verbunden mit der frühen Jahreszeit im Anfange des April wenig ländliche Freuden bot. Aber die beiden Geistlichen waren gebildete, welterfahrene Männer und meine Ältern sowohl als wir jungen Leute fanden in ihrer Unterhaltung, in Lektüre, Arbeit und einigen Spaziergängen Stoff genug, unsere Zeit leidlich zu verbringen. Aber mein Herz war nicht ruhig. Mir standen die Gedanken nach Wien zu meinem Manne, und je länger unser Aufenthalt in Dürnholz dauerte, je unbestimmbarer seine Dauer überhaupt und unsere ganze precäre Lage war, je schwerer wurde mir die Trennung von Pichler. Mich überfielen düstere Einbildungen, die ich für sichere Ahnungen hielt, daß ich hier in Dürnholz krank werden und fern von meinem Manne sterben würde, ohne den Trost, in seinen Armen mein Leben zu endigen und ohne die Freude, mein Kind zu gebären. Vielleicht war dieser körperliche Zustand, verbunden mit dem natürlichen Weh der Trennung, die sehr begreifliche Ursache meiner melancholischen Vorstellungen, die ich indessen Niemand, selbst nicht den Briefen an meinen Mann anvertraute und nur mit gespannter Angst auf jede Nachricht von Wien wartete, die uns über die Lage der Dinge, das Vorrücken der Feinde und die Anstalten, welche in Wien getroffen wurden, etwas Zuverlässiges berichten konnte.

Beinahe vierzehn oder noch mehr peinliche Tage waren auf diese Art für mich langsam dahingeschliffen. Meines Mannes Briefe waren meine einzige Freude. Aus ihnen schöpfte ich den nächsten Trost, daß es ihm wohl ging und er gesund war; aus ihnen auch den entfernten, daß sich Friedensgerüchte in Wien zu verbreiten anfangen, und General Buonaparte, der mit seinen sieggewohnten Schaaren bis Leoben gedrungen war, sich zu friedlichen Unterhandlungen geneigt zeige und man hoffen dürfe, die Präliminarien bald abgeschlossen zu sehen. Das war eine freudige Botschaft für Alle; aber vielleicht unter unserer Gesellschaft für Niemand mehr, als für mich; denn Niemand von uns hatte etwas so Liebes in Wien zurückgelassen, als ich.

Wirklich kam die Nachricht von diesem Abschluß der Präliminarien bald mit Zuverlässigkeit, und ein Brief meines nun auch schon lange verstorbenen Schwagers Schweiger, der damals Konsistorialkanzler des Bischofs von Leoben war, meldete uns noch die genauern Details und manchen interessanten Zug von dem jugendlichen Helden, dessen Ruhmes-Morgenröthe eben über Europa zu leuchten begann, und der den Vorbeer, welcher damals seine Schläfe schmückte, noch mit keiner Ungerechtigkeit und Gewaltthat besleckt hatte. Überhaupt hatte er sich in Leoben und Göß (dem eigentlichen Sitz des Bischofs) viele geneigte Herzen erworben und ein rühmliches

Andenken an seine Gegenwart hinterlassen, das noch lange zu seinen Gunsten nachwirkte. Der Bischof (ein Graf von Engl) empfing ihn bei seiner Ankunft ehrfurchts- aber auch angstvoll; Kränklichkeit und Alter hatten dem Greise nicht erlaubt, sich, wie es Andere gethan, vor der Ankunft der Franzosen zu entfernen. Buonaparte begrüßte ihn mit Anstand und der freundlichen Bemerkung, daß er sich sehr freue, ihn auf seinem Bischofsitze anzutreffen; er sei wirklich der Einzige seiner Kollegen, den er bis jetzt zu Hause gefunden. Auch entsprach das nachfolgende Betragen des jungen Helden ganz diesem ersten Anfange; denn er benahm sich mit beinahe kindlicher Schonung gegen den Greis, und ritt nie aus oder kam nie nach Hause, ohne seinen Wirth ehrerbietig zu begrüßen.

In einem Pavillon des Schlosses Göß, in der Nähe von Leoben, der als ein neutraler Ort erklärt wurde, versammelten sich die Abgesandten unseers Kaisers und die französischen Machthaber, die Präliminarien wurden unterzeichnet, und die Linte, welche dazu gebraucht worden war, nach einer sonderbaren Etikette, sodann auf den Boden geschüttet, wo man mir nach acht Jahren, als ich dahin kam, noch das schwarze Maal zeigte.

Es war also, wenigstens für jetzt, Waffenruhe, Wien hatte nichts von der Annäherung der Feinde zu fürchten, welche sich bald darauf aus Steiermark zurückzogen, und wir durften mit den meines Vaters

Obhut anvertrauten jungen Leuten wieder nach der Residenz zurückkehren. Nun war ich wieder glücklich; wir brachen auch bald auf, und mit Entzücken umarmte ich meinen Mann, der uns, von unserm Eintreffen benachrichtigt, schon jenseits der Donau in den Arnen entgegen kam. Freudig kehrten wir in unsere kleine heimliche Wohnung zurück, aber eine neue Sorge begann sogleich; denn Marie, die Braut meines Bruders, welche uns nach Dürnholz begleitet hatte, befand sich schon den Abend vor unserer Abreise unwohl, kam noch viel kränker hier an und lag mehrere Wochen hindurch an einem bedeutenden hitzigen Fieber darnieder.

Die militärischen Vorkehrungen, welche schon vor unserer Abreise begonnen, waren während derselben fortgesetzt worden, indem wirklich einige ausgezeichnete Militärs (unter Andern General Mack) an die Möglichkeit einer dauernden Vertheidigung geglaubt hatten, und ein gewisser General Zopf oder Zaps, der mit dem Kommando in der Stadt beauftragt war, sich gesüßert hatte, er werde die Wiener schon lehren, Pferdefleisch essen; die Stadt trug wirklich bei unserer Zurückkunft noch manche Spuren dieser Anstalten und sah etwas verändert aus. Aber bald verschwand dieser fremdartige Schein, der denn auch, nach der Meinung aller vernünftigen vorurtheilslosen Menschen, nur ein Schein war, und keine Realität und Dauer haben konnte, wenn es wirklich zu einer Belagerung oder nur

zu einer kurzen Vertheidigung kam, wie es die Erfahrung im Jahre 1809 bewies. Am 17. April wurde das ganze Wiener Aufgebot, welches ziemlich zahlreich, und wie man allgemein bemerkte, von einem guten Geiste beseelt war, auf dem Glacis aufgestellt und feierlich entlassen, wobei denn jede Abtheilung von ihren Kommissären mit einer kleinen Rede haranguirt wurde, und auch Pichler eine recht hübsche an seine Truppe von der Jägerzeile hielt.

So hatte denn unsere Angst und Noth für diesmal ein Ende, und ich fing sogleich eine Beschäftigung ganz anderer Art an, nämlich die Vorbereitungen für den Empfang des unbekannten theuern Wesens, das ich erwartete, und das, meiner Rechnung zufolge, etwa in der Hälfte des Oktober erscheinen sollte. Der Sommer war sehr trocken und sehr heiß, ich fühlte das durch meine körperliche Lage doppelt, doch war ich im Ganzen sehr wohl und hatte eben keine großen Beschwerden zu ertragen. Dennoch betrachtete ich den Zeitpunkt, welcher mir bevorstand, mit sehr ernsten Blicken, und gewohnt, den Gedanken an den Tod mir oft zu vergegenwärtigen, entwarf ich, wenige Wochen vor meiner Entbindung, mein Testament.

Mit Ende des Septembers verließen wir unsere Gartenwohnung, um die bevorstehende Katastrophe in der Stadt abzuwarten, und diese erfolgte denn unter sehr glücklichen Umständen am 11. Oktober 1797 spät gegen Mitternacht, nachdem ich schon die vorhergehende

Nacht sehr unruhig zugebracht hatte. Denn zu den körperlichen Vorempfindungen, welche mir den Schlaf verkümmerten, gesellte sich auch noch eine moralische Angelegenheit, die mir die Ruhe nahm, und das war, so seltsam dies klingen mag, das Schicksal des Generals Lafayette.

Dieser Mann war von seinem ersten Auftreten in der Revolution von 1789 an durch sein Benehmen in der Nationalversammlung (wo er einer der Ersten seine Adelsvorrechte und den wohlverdienenen Ruhm seiner Ahnen willig auf dem Altar des Vaterlandes opferte), auf dem Marsfelde, bei der Flucht des unglücklichen Königs, kurz bei jeder Gelegenheit mir so groß und edel erschienen, daß er meine ganze Bewunderung erworben hatte, und wahrlich, sein Lebenslauf und die Weise, wie er nach vierzig Jahren wieder als Retter und Schirmer des Vaterlands auftrat, hat meine Ansichten vollkommen gerechtfertigt. Damals nun war die Nachricht von seiner höchst undilligen Gefangennehmung und Einkerkierung in Ollmütz entweder erst in Wien, oder wenigstens mir bekannt geworden. Genug, sie beschäftigte meine Einbildungskraft unaufhörlich, und Lafayette, seine Frau, die ihn begleitete oder besuchte, und überhaupt seine Lage auf der unfreundlichen Festung war in der Nacht vor meiner Niederkunft das Bild meiner Träume und der Gegenstand meiner wachen Gedanken.

Aber die Erscheinung eines gesunden wohlgebildeten L chterchens, die Leiden und Freuden, die Unruhe und Geschäfte, welche eine solche Epoche begleiten, löschten wenigstens für den Augenblick Lafayette's Andenken in meiner Phantasie aus, und ich war ganz glücklich und beruhigt im Besiz des lieben kleinen Wesens, das ich selbst zu stillen beschloßen hatte und es auch sogleich ausführte. Die Kleine bekam den Namen ihrer Mutter und Großmutter und hieß Caroline wie wir.

Mein Wochenbette war glücklich und wäre auch vergnügt gewesen, wenn nicht ein häusliches Mißverständniß den Frieden meiner ältern, hierdurch die Laune meiner Mutter und folglich die Heiterkeit unsers Zusammenlebens gestört hätte. Ich habe schon erzählt, daß mein Bruder seine Neigung einem Fräulein von Kur l nder zugewendet hatte, ein Mädchen von unstreitig vielen vorzüglichen Eigenschaften, deren Wuchs majestätisch, deren Anstand edel, ihre Gesichtszüge aber nicht schön und ihr Betragen nicht gewinnend waren. Unter uns Mädchen hatte sie keine eigentliche Freundin oder Vertraute gefunden. Es lag etwas Kaltes, Stolztes in ihrem Benehmen, und so fein und artig ihr Umgang war, fühlten wir uns doch nicht befriedigt in ihrer Nähe. Meinem Bruder gefiel sie außerordentlich. Ihr edler Anstand bezauberte ihn, ihre Kälte gegen die übrigen verhieß ihm eine ausschließende Wärme für ihn, und je weniger sie sich den Andern mittheilte, je fester

und unumschränkter hoffte er in ihrem Herzen zu herrschen. Wir Übrigen konnten seine Überzeugung nicht theilen; wer aber von uns Recht behalten hätte, das hätte nur die Zeit entscheiden können, und hierzu lebte die arme Marie nicht lange genug. Doch ich darf meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Auch meine beiden Ältern, obwohl sie keine bestimmte Einwendung gegen das Mädchen machen konnten, freuten sich dieser Schwiegertochter nicht sehr, und auch hierin war ich glücklicher gewesen als mein Bruder; denn meine beiden Ältern, vorzüglich aber mein Vater, waren ganz zufrieden, ja vergnügt durch meine Ehe. Endlich aber erhielt mein Bruder doch die Einwilligung zu seiner Vermählung, und nun kam es darauf an, in unserer Wohnung in der Stadt sowohl als auf dem Lande eine Möglichkeit auszumitteln, damit wir beide junge Paare, ohne den Ältern eine neue Ausgabe aufzubürden, in demselben Quartiere mit ihnen wohnen könnten; denn ohne eine großmüthige Unterstützung von Seite meines Vaters hätten weder Pichler und ich, noch mein Bruder mit Marien unabhängig leben können. Hier nun traten große Schwierigkeiten ein. Meine Mutter trug auf Einschränkungen an, die meines Vaters Hang zu geselligen Freuden und einem gewissen Glanz seines Hauses sehr zu beschränken drohten. Er versagte seine Zustimmung, es gab unangenehme Austritte und die Heiterkeit und Ruhe unseres häuslichen Lebens war sehr dadurch ge-

hört. Ich ertrug das in meinem Wochenbette gar ungern, es verbitterte mir meine Mutterfreuden, und so gab ich mir alle erdenkliche Mühe, um hier eine Auskunft, welche alle Parteien zufrieden stellen konnte, wenigstens für den Aufenthalt auf unserm Landhause, zu ersinnen. Ich überlegte, ich verglich, ich rechnete und fand endlich, daß mit einer ziemlich geringen Summe ein Theil der Wirthschaftsgebäude, der überflüssig geworden war, zu einer kleinen aber niedlichen Wohnung für meinen Bruder umgeschaffen werden könnte. Meine Ältern und wir behielten unverändert die Zimmer, welche wir jetzt in dem Landhause inne hatten, Alles war in Einem Hause vereinigt, und da der Bau nicht kostspielig seyn konnte, alle Wünsche befriedigt. Diesen Vorschlag trug ich denn meinen Ältern und dem Bruder vor, er wurde geprüft, genehmigt, und ich sah nach ungefähr vierzehn recht trübten Tagen wieder heitere Gesichter und gute Laune um mich — eine Lebensbedingung, die mir von jeher Bedürfniß meines eigenen Glückes gewesen und es fortwährend geblieben ist; mich aber dadurch oft sehr abhängig von denen gemacht hat, deren guten Willen ich mit Opfern zu erkaufen bereit war.

Auch in dieser Angelegenheit erprobie sich, was ich seitdem so oft in meinem langen Leben durch Erfahrung bestätigt gefunden habe: wie kurzsichtig unser Blick in die Zukunft ist, wie oft wir uns ohne Noth mit Sorgen quälen, deren Abwendung dann gar nicht

mehr Statt hat, und wie manchen Kummer man sich ersparen könnte, wenn man, nach den eigenen Worten des Heilands, nicht immer für den kommenden Tag sorgen, sondern jedem Tag seine eigene Sorge überlassen wollte.

Der Bau in unserm Landhaus in Hernals war also beschlossen und die streitenden Parteien befriedigt. Ruhe und Heiterkeit kehrte in unsere Familie zurück, mein Kind gedieh an meiner Brust, und ein paar Monate vergingen ganz angenehm. Der Fasching war mittlerweile herangekommen; mein Mann, mein Bruder, seine Braut und meine übrigen Gespielinnen genoßen seine Freuden, mich schloß meine Pflicht als Amme von diesen Unterhaltungen aus, die ich nur mit großen Einschränkungen hätte genießen können, und ihnen daher lieber ganz entsagte. Aber noch im Laufe des Karnevals fing mein guter Vater an, zu kränkeln. Es war dem Anscheine nach nur sein gewöhnliches Uebel, Heiserkeit und Husten, aber es zeigte sich so hartnäckig, es sanken die Kräfte des Leidenden so merklich bei einer an sich unbedeutenden Krankheit, daß dies Alles uns sehr aufmerksam und besorgt machte, und der Arzt, eben jener Dr. Herbeck, ein Schüler des großen Stoß und unser Hausfreund, jezt beinahe täglich erschien, um nach dem Papa zu sehen.

Die Hochzeit meines Bruders war auf den nächsten Frühling festgesetzt, und im Hause der Ältern der

Braut, so wie in dem unfrigen, wurden bereits Voranstalten getroffen. Aber meines Vaters Kränklichkeit und zunehmende Schwäche breitete einen düstern Schleier über diese herannahende Verbindung, und wahrlich, das Schicksal dieser Ehe hielt der düstern Stimmung Wort, in welcher sie bereitet und vollzogen wurde!

Auf eine wunderbare aber uns Alle sehr beunruhigende Weise fing meines Vaters Geschmack und Sinnesart an, sich in dieser Periode ganz zu verändern. Was ihm früher und noch bis vor wenigen Wochen sehr angenehm, ja sein liebster Wunsch und sein Streben war — nämlich stets viele Leute um sich zu sehen, wurde ihm jetzt lästig, ohne daß er doch über ein bestimmtes körperliches Leiden zu klagen gehabt hätte, ja ohne weder das Bett, noch das Zimmer hüten zu müssen. Er fuhr selbst noch oft aus, und wenn er auch sein Bureau nicht mehr so fleißig besuchte, so zeigte er sich doch bisweilen dort oder arbeitete zu Hause mit seinem Personale und machte hier oder dort einen Besuch. Eben so fing der Kaffee, sonst sein Lieblingsgetränk, von dem er täglich eine vielleicht für seine Gesundheit zu große Portion zu sich nahm, an, ihm zu widern, und diese auffallende Umstimmung war es, welche uns Alle beunruhigte und wie der Erfolg zeigte, leider mit Recht. Denn wie allmählig der Frühling herannahte, alles Leben in der Natur erwachte, Alles neu zu erstehen und Kraft zu gewinnen anfing,

nahm nur meines theuern Waters Kraft und Leben täglich mehr und mehr ab, und doch war, wie schon gesagt, keine eigentliche Krankheit bei ihm vorhanden, welche ein so schnelles und gänzlichcs Hinwelken hätte begreiflich machen können. Ja sein Geist war ganz heiter, und eine seiner liebsten Unterhaltungen war es nun, wenn ich ihm vorlas; denn auch die Musik, ehemals seine Lieblingsleidenschaft, war ihm gleichgültig geworden, und wenn es ihm auch nicht zuwider war, wenn ich neben seinem Zimmer wie sonst spielte oder sang, sog er es doch vor, lesen zu hören.

Gegen den Anfang des Maimonats erklärten die Ärzte plötzlich, es wäre sehr heilsam, wenn mein Vater sogleich auf's Land gebracht würde, und wir sollten daher, sobald wir könnten, unsere Gartenwohnung beziehen, wo die reinere Luft günstig auf den Kranken wirken werde. So willkommen mir jeden Frühling der Ruf tönte, daß wir auf's Land gehen würden — denn ich war nie gern in der Stadt und kehrte jeden Herbst mit Widerwillen dahin zurück — so schien mir, bei der Unstätigkeit unseres Frühlingswetters und der größeren Lustigkeit einer Sommerwohnung, dieser Befehl doch ein Voth zu berechtigt. Damals nämlich, wo die Menschen minder empfindlich gegen Rheumatismus, Luftzug oder gähe Abwechslungen der Temperatur waren, fiel es Niemand ein, so wie jetzt fast allgemein, die Landhäuser wenigstens mit einigen Ofen und allenfalls auch mit Doppelkaminen zu versehen, eben so wenig

als man in der Stadt oder den Vorstädten alle Treppen, Vorhäuser oder Korridors mit Glasfenstern und Thüren zu verwahren und die Wohnungen so compact zu machen, wie jetzt geschieht, bedacht war. Ein offener Gang, auf dem man im Winter durch den Schnee hindurch mußte, eine Treppe, ein Vorzimmer, das dem kalten Luftstrom ausgesetzt war, fiel Niemanden beschwerlich, und man bemerkte diese Unbequemlichkeiten entweder gar nicht oder ertrug sie als etwas was nicht zu ändern war, mit Gleichmuth.

In unserm ganzen sehr geräumigen Landhause, in dem man wohl über zwanzig Zimmer zählte, war nur Ein Ofen, und dieser mehr aus Vergesslichkeit oder um sich keine Angelegenheit mit dem Abbrechen zu machen, als aus Bedürfnis stehen geblieben. Das Cabinet, in dem mein Vater schrieb und in den letzteren Jahren seines Lebens auch schlief, lag gegen Norden, genoss zwar der schönsten Aussicht über Felder und Weingärten bis zum Gebirg, war aber eben deswegen der Kälte sehr ausgesetzt. Indessen ging es die ersten Tage unseres Aufenthaltes noch leidlich. Mein Vater fühlte sich etwas besser; hoffen konnte ich nicht, denn die Abnahme der Kräfte war zu sichtbar und zu schreckend; aber es wurde doch möglich, an meines Bruders Vermählung zu denken, welche auf den 10. Mai bestimmt war. Welches traurige Fest!

Es wurde, wie natürlich, im Hause der Braut, aber sowohl des Zustandes meines Vaters wegen, als

auch weil beide Verlobte keine Freude an rauschenden Vergnügungen hatten, ganz in der Stille gefeiert. Ach! noch jetzt, nach so langen, langen Jahren, schwebt mir dieser Tag und das Bild meines Vaters, dessen gesticktes Galackleid und stattlicher Hochzeitsputz einen noch schmerzlichen Gegensatz mit seinem kranken hinfälligen Aussehen bot, vor Augen. Mit Anstrengung brachten wir ihn in den Wagen, von da in die Kirche und endlich in's Hochzeitshaus, wo wenige Freunde nebst uns versammelt waren, und der Abend bei einem zwar sehr glänzenden Gouter, aber in der Vorahnung dessen, was uns Allen nahe drohte, trüb und still verfloß. Dieser trübe Hochzeitstag war gleichsam der Vorbote eines noch trübem Schicksals dieser Ehe, und zwei gute sich liebende Menschen, die von diesem Tage das Glück ihres Lebens mit gerechten Hoffnungen erwarteten, sollten Beide in wenigen Jahren — doch ich will der Zukunft nicht vergreifen.

Mein Bruder war nun nach seinem Wunsche vermählt, er bezog das kleine niedliche Quartier, was meine Ältern ihm nach meinem Vorschlag aus einem Theil der Wirthschaftsgebäude hatten zurechten lassen, und wir hätten wohl Alle vergnügt und still neben einander leben können, wenn nicht meines Vaters immer mehr sinkende Gesundheit diese häusliche Zufriedenheit zerstört hätte. Bisher hatte er es vermocht, die Treppe hinauf in den Garten zu gehen, bald aber erlaubten dies die schwindenden Kräfte nicht mehr, und unglück-

licher Weise trat, wie ich es gefürchtet hatte, eine jener gähen Witterungsveränderungen ein, die bei uns wohl das ganze Jahr hindurch nicht selten, im Frühling aber sehr gewöhnlich sind. Es kam anhaltendes Regenwetter mit kalten Stürmen, wir wußten uns nicht zu helfen, um des Vaters Kabinet und ihn selbst hinlänglich mit Flaschen von heißem Wasser, Wachholderfeuer u. s. w. zu erwärmen. Diese schädliche Einwirkung der äußern Kälte offenbarte sich nur zu bald. Zwar hörte der Regen und mit ihm der Frost auf, die Sonne schien wieder hell und warm, aber mein Vater welkte sichtlich dem Grabe zu, und am 2. Juni verschied er sanft, fromm und liebend für uns Alle besorgt, wie er gelebt hatte!

N a c h r i c h t.

Die sämmtlichen

Caroline Pichler'schen Werke,

diese wahre Bildungselektüre für die Deutsche Mädchen- und Frauenwelt, welche nach dem Prognostikon der berühmtesten Kritiker so manche belletristischen Erzeugnisse überdauern werden, die eine irre geleitete Mode momentan begünstigt — sind bei uns in 2 Ausgaben erschienen.

Die Octav-Ausgabe,

wobei jeder Band mit 1 Kupfer versehen und in Umschlag beschützt ist, enthält sämmtliche von der Verfasserin geleistete Werke, nämlich:

Romane, 30 Bände.

Agatheless, 3 Bände. — Die Nebenbuhler, 2 Bände. — Die Schweden in Prag, 3 Bände. — Die Frauenwürde, 4 Bände. — Die Wiedereroberung von Ofen, 2 Bände. — Leonore, 2 Bände. — Die Grafen von Hohenberg, 2 Bände. — Elisebeth von Gutenstein, 3 Bände. — Friedrich der Streithute, 4 Bände. — Henriette von Onaland, 1 Band. — Fürster, 1 Band. — Die Belagerung Wiens, 3 Bände.

Kleine Erzählungen, 12 Bände.

Das Schloß im Gebirge. Der junge Adler. Stille Liebe, 1 Band. — Die Wallburgsnacht. Die Geschwister. Der entwundene Schub. Das geistliche Spiel, 1 Band. — Die früh Verliebten. Badeaufenthalt. Jallenberg, 1 Band. — Wahre Liebe. Der Pfleger Sohn. Argalpa, 1 Band. — Das Kießer auf Cayri. Sie war es dennoch. Bergklüches Lyset. Alt und neuer Sinn, 1 Band. — Der

Amethyst, Eduard und Malvina, Zuleima, 1 Band. — So war es nicht gemeint, Der Graf von Barcellona, Schloß Wirnis, Carl's des Großen Jugendliebe, 1 Band. — Das Ideal, Abderachmen, Der Husarenoffizier, Cyral am Pyhrn, 1 Band. — Quintin Messis, Die Stieftochter, Der Bluträcher, Der Postzug, 1 Band. — Johannes Schoreel, Der Wahlpruch, Der Teppich, 1 Band. — Glückswechsel, Das Turnier zu Worms, Die Freunde, 1 Band. — Der schwarze Freg, Die goldene Schale, Der Einsiedler auf dem Monserrat, Poriminz, 1 Band.

Gedichte, 1 Band.

Idyllen, 1 Band.

An meine Mutter. — Die Schnitterinnen. — Der Sommerabend. — Der Sänger am Felsen. — Die Zukunft. — Der Herbstabend am Kahlenberge. — Der Blumenstrauch. — Die Gerechteten. — Der Tanz. — Narcissus. — Die Rumsfordsche Suppe. — Biblische Idyllen: Ruth, ein biblisches Gemälde in drei Idyllen. — Hagar in der Wüste. — Rebekka. — David und Jonathan.

Dramatische Dichtungen, 3 Bände.

I. Germanicus; Trauerspiel. Niederschén; Schauspiel. Das befreite Deutschland; Cantate. — II. Heinrich von Hohenstauffen, König der Deutschen; Trauerspiel. Mathilde; tragische Oper. Rudolph von Habsburg; heroische Oper. — III. Ferdinand der zweite, König von Ungarn und Böhmen; Schauspiel. Amalia von Mannsfeld; Schauspiel.

Prosaische Aufsätze, 2 Bände.

I. Über die Travestirungen. — Über den Reim. — Über die Corinne der Frau von Stoll. — Die Troyskinehöle in Blasenlein. — Maria Zell. — Joseph Köderl, k. k. Cen'sor und Bücherrevisor, gestorben den 11. Januar 1810. — Angelo Soliman. — Erinnerung an einige merkwürdige Frauen. — Über den Volksaufruhr in unserer Sprache: Ein ganzer Mann. — Über die Bildung des weiblichen Geschlechtes. — Rüdiger, der Normann, erster Graf von Si-

cilien. — Bemerkung über die Farben des Obles. — Reise von Kremsmünster nach Sytal am Pyren. — Die Gaben des Glückes.

II. Gleichnisse. Über Mode und Koketterie in der dramatischen Dichtkunst. 1817. — Über eine Nationalkleidung für Deutsche Frauen, 1815. — Überblick meines Lebens. — Zwei Briefe über die Stoa und das Christenthum. Lucidor an Adrast. — Adrast an Lucidor.

Zeitbilder, 2 Bände.

I. Wien in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. — Das Unglück der Dichter. — Griselidis. — Über Wahrheit gegen die Welt und gegen sich selbst. — Marianne v. Neumann-Reiffenthal, geborne v. Zill. — Über die Charaktere in den jetzigen Romanen und dramatischen Dichtungen. — Franz August von Kurländer. — Über die Allgemeinheit der Bezeichnungen. — Zukunft. — Über Vaterlandsliebe. — II. Wien in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. — Wien in der jetzigen Zeit.

Verstreute Blätter, 2 Bände.

I. Erkenne dich selbst. — Die Verschiedenheit der Ansichten. — Die bauschigen Ärmel. — Modethraney und Liberalismus Unglaube und Aberglaube. — Allgemeine Nivellirung. — Kindererziehung. — Über Raupach's Tasso. — Die Hintergründe. — Contraste. — Wenn Gott liebt, den züchtigt er. — Über Wohlthaten und Undank. — Über Mißheirathen. — Die Reiseschachtel. — Innerlich und Äußerlich. — Klosterneuburg. — Das Taschenbuch Urania für 1836. — Louise Brachmann. — Theresie von Artner. — Schiller. — Die orientalischen Frauen. — Homer und die Nibelungen. — Über die Macht der Ideen. — II. Freundschaftliche Briefe. Über weibliche Erziehung. — Über Klatschsucht und Verläumdung. — Über Musik. — Über Bescheidenheit und Seelenruhe. — Über die Art der geselligen Unterhaltungen. — Kleinere Aufsätze: Banina. — Die graue Schwester. — Die Jubelfeier. — Rococo. — Der Kirchenbau in Gran. — Dorothea v. Schlegel. — Der Tod der Frau P. v. Schmerling. — Gabriele Baumberg. — Marie Gräfin v. Jaz. — Eitelkeit. — Gedichte: Der Geister Gruß. — Am Vermählungstag

des Herrn H. v. Schmerling etc. — In das Denkbuch von Dr. Rollet's Museum. — Der Mönch auf dem Kahlenberg. — An Th. v. Artner, M. v. Jay und M. v. Neumann. — Die Rückkehr des Kreuzfahrers.

Bei dieser Ausgabe haben wir die Einrichtung getroffen, daß davon Partien von 5 Bänden (als Minimum) nach beliebiger Wahl des P. T. Abnehmers abgegeben werden, welche zu dem ermäßigten Partiepreis von 5 fl. G. W. zu beziehen sind.

Bei Abnahme einer Bändezahl unter 5 bleibt der frühere Preis à 2 fl. G. W. pr. Band unverändert.

In vorliegende „Denkwürdigkeiten etc.“ jedoch als ein ganz separates Werk werden jetzt und auch fünftigst nie in diese Preisermäßigung aufgenommen, da schon bei Erscheinen der Preis so billig gestellt worden, daß eine Reduktion gar nicht möglich ist.

Von der Taschen-Ausgabe,

von welcher bis jetzt 55 Bändchen erschienen sind, wird nächstens die 12. oder letzte Lieferung — Bändch. 56 bis 60 — erscheinen und darin sodann alle vorgenannten sämtlichen Schriften (jedoch in geänderter Reihenfolge und Bändezahl als in der Octav-Ausgabe) enthalten seyn.

Diese Ausgabe ist ohne Kupfern und bloß mit dem Portrait der Verfasserin versehen. Der Preis der bisher erschienenen 55 Bdch. ist 30 fl. 15 kr. ungeb. und 33 fl. brosch.

Ohne uns in ein weiteres Detail über die ohnehin sehr bekannten Pichler'schen Schriften einzulassen, fügen wir nur einige neuere Äußerungen geachteter Kritiker hier bei:

„Was Reiz der Sprache, Humanität, zarte Weiblichkeit, Sittengefühl, eine gesunde Weltweisheit, echte Gottesverehrung, der Genius klassischer Vorwelt und gegen-

würdiger Cultur vermögen, dieß alles hat ihren literarischen Schöpfungen, mit denen sie das Deutsche Vaterland beglückte, den Stempel aufgedrückt. Sie beschenkte uns in ihren Gleichnissen mit einer neuen Dichtungsart, und entwickelte in ihren Iurischen, idyllischen und dramatischen Kunstwerken einen klassisch gebildeten, durch keine Mode irre geleiteten Geist, der sich nicht minder über ihre größeren Werke erzählender Gattung verbreitete. So weit die Deutsche Junge reicht, wird wohl keine Frau, kein Mädchen Ansprüche auf die Ehre höherer Bildung wagen, wenn ihnen A. G. Schell's und die Frauenwürde fremd geblieben sind. Die Frau Verfasserin, in ihrem Leben selbst ein Vorbild dieser Würde, hat sie auch in ihren übrigen Schriften nicht verlegt, so daß der zarteren Menschenhälfte eine überaus lehrreiche und gefährlose Bildungs- und Sittenschule in denselben eröffnet wurde."

In einem Nekrologe der am 9. Juli 1843 verbliebenen Dichterin, heißt es unter Anderm:

"Ihre klassischen Werke, die meisten Zweige der Dichtkunst berührend, haben ihren Ruhm nach allen Ländern getragen, und die allgemeine Verehrung, welche ihrem glänzenden Talente gezollt wurde, ist als ein Denkmal zu betrachten, das jedes Grabesmenument lange überdauert. Die Hülle der Verbliebenen wurde der Erde übergeben, aber ihr Geist weilt noch unter den Lebenden, und wird daselbst verbleiben, so lange nicht die Empfänglichkeit für das Schöne, Wahre und Gute stirbt."

A. Pichler's sel. Witwe

Verlagsbuchhandlung in Wien, Stadt, Plantengasse Nr. 1061.

Denkwürdigkeiten

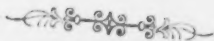
aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

Zweiter Band, 1798 bis 1813.



W I E N.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

1844.

Univ. Bibl.
München

Denkwürdigkeiten
aus meinem Leben.

von

Caroline Pichler.



Zweiter Band.



Der Tod meines Vaters machte eine wichtige Epoche in unserm häuslichen Zusammenleben. Nicht bloß der gütliche, treffliche Vater war uns Allen entzogen, sondern mit ihm hörten auch die bedeutenden Einkünfte auf, welche mit seiner Stelle, als der eines ältern Hofraths, verbunden waren, und meine Mutter, nebst uns beiden jungen Paaren, war nun auf die aus unserm Stammvermögen entfallenden Einkünfte, und die noch sehr mäßigen Besoldungen meines Mannes und meines Bruders beschränkt.

Es wurden Einschränkungen nöthig, besonders da wir jungen Paare keine bedeutenden Einkünfte hatten, und einer Vermehrung der Ausgaben entgegen sehen mußten. Es wurde also überlegt, Rath gehalten. Eine Wohnung in der Stadt, wie wir Alle sie bisher gewohnt waren und nicht gern entbehrt hätten, und ein Sommeraufenthalt auf dem Lande, der uns Allen seit Jahren zum Bedürfniß geworden, erforderten einen Aufwand der unsre damaligen Kräfte überstieg. Wir beschloßen also — ein Vorsatz, der damals viel bedenklicher und schwerer zu fassen war, als es jetzt scheinen möchte — nur Eine Wohnung für's ganze Jahr, aber diese, um

die Annehmlichkeit eines Gartens zu genießen, in einer schönen nahen Vorstadt zu suchen. Unsere Bekannten und Freunde erstaunten über diesen Entschluß und die Meisten mißbilligten ihn höchlich; denn damals standen die Vorstädte ungefähr in dem Verhältniß zur Stadt, in welchem sich jetzt die Dörfer befinden, wo nun auch nur wenige Familien aus den angesehenen Ständen sich entschließen, Winter und Sommer zu wohnen, und eine solche Wahl immer Verwunderung und Tadel erregt.

Da wir Alle wenig Ansprüche auf ein Leben in großen und glänzenden Gesellschaften machten, und unser Glück in zufriedener Häuslichkeit fanden, so ließen wir die Leute sagen was sie wollten, suchten fleißig nach einem Hause, wie wir es in unsern damaligen Verhältnissen brauchten, und fanden endlich dasjenige, welches wir seit jener Zeit bis auf diesen Tag noch bewohnen.

Zur Ausführung dieses Planes gehörte denn auch, daß das Landhaus, das wir besaßen, und in dem wir zur Zeit des Verlustes unsers theuern Vaters und noch den ganzen Sommer von 1798 lebten, verkauft wurde. Es that mir sehr weh, denn in diesem Landhause hatte ich die Zeit meiner Kindheit und Jugend zugebracht, und in den Schattengängen des großen schönen Gartens waren die ersten Anregungen zur Poesie in meinem Gemüth erwacht. Wie oft hatte ich im dicktesten Gebüsch an meinem Lieblingsplätzchen gesessen, wo ein kleiner Quell über nette Steine hinabrieselte,

und dem Geflüster der Blätter über mir, dem Gesang der Vögel, dem Gemurmeln des Wassers horchend, mich still und selig gefühlt. Von solchen Stunden sagte ich später in einem ungedruckten Liede:

Ich war allein, doch einsam war ich nicht;
Ich war bei Blumen, Büschen, Gras und Bächen,
Ich hörte sie in ihrer Sprache sprechen,
Und tief im Innersten verstand ich sie.

Dort lagen Saiten, die bei jedem Ton
In der belebten Schöpfung mit erklangen,
Sie sind's, woraus mir reine Freuden sprangen,
Sie tauscht' ich nicht um eines Fürsten Thron.

In diesem Garten waren meine Gleichnisse und viele meiner frühern Gedichte entstanden, hier waren mir sehr angenehme Stunden verfloßen, und diese Bäume hatten auch oft meine Thränen gesehen. Ich schied ungern von diesen Erinnerungen meiner Kindheit und ersten Jugend, aber es mußte seyn, das erkannte ich, und so faßte ich mich mit Ernst und gutem Willen, und ergab mich in das Unausweichbare.

Das Landhaus wurde verkauft. Wir bewohnten es, dem Kauf-Contracte gemäß, noch bis zum Winter, und mit wehmüthigem Gefühl genoß ich die zwei oder drei letzten Monate, welche es mir daselbst zuzubringen vergönnt war. Kaum aber waren wir weggezogen, so ging auch eine gewaltige Veränderung mit dem Garten vor. Der Strahl des reinsten Quellwassers,

das — durch eine meinem seligen Vater von dem Magistrat in Wien bewilligte Seitenleitung aus der großen Wasserleitung, welche das frische Quellwasser in die Kührbrunnen der Vorstädte und der Stadt führt — in unserm Gartenbassin lustig in die Luft sprang, unser Haus und oft die Nachbarschaft mit köstlichem Trinkwasser und den Garten mit hinreichender Feuchtigkeith versorgte, dieser Wasserstrahl wurde sogleich von dem Magistrat zurückgenommen und das Bassin in unserm ehemaligen Garten stand leer. Der Sinn der neuen Besitzer war auch ein ganz anderer, die Anlagen wurden vernachlässigt, die Gebüsch verwilderten, die kleinen Partien — eine Einsiedelei, ein Wasserfall, zierliche Brücken u. s. w. — verfielen, und oft mahnte mich dieses Zurücksinken einer vormals lieblichen Schöpfung in einen Zustand der Verwilderung durch den Tod eines einzigen vorzüglichen Mannes, an jene Episode in Wieland's Oberon, wie das kleine Paradies, das Titania um des greisen Alphons willen in der Wüste hervergezaubert hatte, nach seinem Tode sich wieder in eine Wüste verwandelt.

Der Winter verging uns in seinem Beginne bis nach dem Carneval ziemlich angenehm. Meine Kleine gedieh sichtlich, und es wurde beschlossen, sie nächsten Frühling, den wir schon in unserm neuen Hause in der Alservorstadt zuzubringen gedachten, dort einzimpfen zu lassen. Dies Haus, das kürzlich seinen Besitzer, einen der berühmtesten Ärzte Wiens und einen guten Bekann-

ten von uns durch den Tod verloren hatte, war von ihm, der damals noch in der Blüthe seiner Jahre stand, aufs zierlichste eingerichtet worden. Hunczovsky (das war sein Name, der gewiß bei Manchem in Wien in lebhaftem und dankbarem Andenken seyn wird) war ein sehr gebildeter Mann, ein großer Kunstfreund, und was noch mehr sagen will, und was sein Tod bewies, ein edler Menschenfreund. Die meisten und schönsten Zimmer seines Hauses hatte er seinen Sammlungen gewidmet. Da war eine ansehnliche Bibliothek, ein ganzes Zimmer voll Handzeichnungen, die an den tiefblauen Wänden desselben in prächtigen Goldrahmen prangten, ein anderes mit den schönsten Kupferstichen, in dem sich überdies eine zahlreiche Mineraliensammlung in 10 bis 12 höchst eleganten Glasschränken befand; endlich ein eigens dazu eingerichteter Saal mit Gemälden. Hier lebte der Besitzer mit einer hübschen jungen Frau, die er kürzlich geheiratet, umgeben von seinen Kunstschätzen und in der nahen Erwartung, bald Vater zu werden. Da entriß ihm zuerst der Wille Gottes die Frau, welche, wenn ich nicht irre, bei der Geburt eines Knaben blieb. Kaum ein oder anderthalb Jahre darauf hatte Hunczovsky einen Kranken zu behandeln, der an einem sehr böartigen Geschwür litt. Es sollte geöffnet werden, Hunczovsky war Arzt und ein sehr berühmter Wundarzt zugleich; er schickte sich an, die Operation zu machen und vollendete sie auch glücklich; aber er verwundete sich dabei in der Hand, und zwar

so, daß er blutete, und zwar in dem Augenblicke, als die Lage seines Kranken ihm nur die Wahl ließ, entweder die Wunde, die er diesem gemacht hatte, fahren zu lassen, wodurch der Kranke aufs Äußerste gefährdet worden wäre, oder zuzugeben, daß die giftige Sauche seine eigene verwundete Hand berührte und in sein Blut übergehe. Huncjersky wählte das letzte. — Er besorgte und verband seinen Kranken, der wahrscheinlicher Weise genast. Er selbst aber fühlte bald die Folgen seiner arthemüthigen Aufopferung. Seine Wunde verschlimmerte sich, die Hand schwell, endlich der Arm: — das Übel verbreitete sich mit ungeheurer Schnelligkeit im ganzen Körper, und er starb als ein Opfer seiner Menschenfreundlichkeit. Friede sei seiner Asche!

Vielleicht wird Manchem, der einst diese Blätter liest, diese kleine Anekdote unbedeutend, überflüssig erscheinen. Ich habe sie mit Vorbedacht erwähnt, weil ich erstlich gern das Andenken eines braven Mannes, den ich wohl kannte, feiern mochte; zweitens aber, weil solche Beispiele von pflichtmäßiger Aufopferung in unserer selbstischen Zeit immer seltener werden, und daher nicht sorgsam genug bewahrt werden können.

Nach seinem Tode mußte, den Verordnungen Kaiser Joseph's in Vormundschaftsdinngen gemäß, Alles, was er besessen hatte, verkauft, zu Gelde gemacht, und dies in öffentlichen Papieren für seinen Knaben hinterlegt werden, obwohl damals der Credit jener Papiere schon sehr gesunken war, und Jedermann das Schäd-

siche dieser Maßregel einsah. Das Haus, freilich seiner kostbaren Einrichtung beraubt, aber auch so noch immer sehr elegant und bequem eingerichtet, nebst dem Garten, kaufte meine Mutter, und wir gedachten es im Frühling zu beziehen und angenehm zu bewohnen, da auch die Ältern meiner Schwägerin sich eine Wohnung in demselben vorbehielten.

Aber schon nach dem Carneval fing meine Schwägerin an, zu kränkeln. Wir hielten es für Folgen irgend einer Erkältung; denn es gestaltete sich wie ein Katarrhsieber, und sie konnte nach wenigen Tagen das Bett wieder verlassen. Doch war eine auffallende Mattigkeit und völlige Entkräftung zurückgeblieben, die uns Allen und selbst dem Arzte nach einer so unbedeutenden Krankheit beunruhigend vorkam. Er beschloß, ihr China zur Stärkung zu geben; denn er glaubte, da sie in ihrer ersten Jugend schnell in die Höhe geschossen, und mit dreizehn Jahren bereits so groß und stark war, wie mit zwanzig, die Natur habe ihre Kräfte in der Bildung der äußern Form erschöpft, und das Innere zu schwach gelassen. Bald aber zeigte sich die Folge oder Ursache dieser auffallenden Schwäche auf eine für meinen armen Bruder und uns Alle sehr erschreckende Weise. Ich wurde eines Morgens mit der Nachricht geweckt, Marie (so hieß meine Schwägerin) habe in der Nacht stark Blut gehustet und sei außerordentlich entkräftet. Diese Nachricht oder vielmehr diese Erscheinung war gleichsam die Todtenglocke von meines Bruders häuslichem und

überhaupt von dem Glücke seines Lebens. Es war eine Lungenucht, und wenn auch in den ersten Monaten zwischen jedem neuen Anfall ein Zwischenraum täuschender Besserung eintrat, in dem die Kranke, und Alle, die sie liebten, wieder hofften, so mußte doch, wer hier klar und ungeblendet beobachten konnte, den wahren und unheilbaren Grund des Übels erkennen.

Indessen war uns das Haus in der Allservstadt eingeräumt worden. Wir bezogen es im Frühling und versprachen uns viel von der reinen Luft, von dem Leben im Garten für unsere Kranke. Dieser Garten war aber in einem Zustande völliger Verwilderung, obgleich reich mit schönen erotischen Bäumen und Sträuchern und mitunter auch edlem Obst besetzt. Der vorige Besitzer hatte den Vorsatz gehabt, ihn auf moderne Art geschmackvoll zuzurichten. Er hatte deswegen die alten steifen Gänge kassirt, den Boden geebnet, die schönen Pflanzen hineingesetzt; aber sein früher Tod hatte diese Schöpfung in ihrem Werden aufgehalten, und wer einen Garten hat, weiß, was zwei Jahre ohne alle Aufsicht und Pflege für eine Wildniß daraus machen können. Vor der Hand mußte Alles so bleiben, wie es war, der nächste Winter und Frühling war dazu bestimmt, alles dies in Ordnung zu bringen.

Sehr angenehm, heiter, lustig und anständig war die Wohnung, und wir richteten uns mit Vergnügen daselbst ein. Sobald es die Bitterung erlaubte, sollte auch mein kleines Mädchen geimpft werden. Eben um

diese Zeit fing die seitdem so viel besprochene Vaccine an, bekannt zu werden. Der dadurch berühmt gewordene Doctor de Carro, der mit der Tochter eines uns freundschaftlich verbundenen Hauses vermählt war, schickte mir Jenner's Werk über diesen Gegenstand. Aber unser Hausarzt, Doctor Herbel, war nicht der Meinung, von dieser damals noch so wenig konstatirten Entdeckung Gebrauch zu machen. Mein Vottchen wurde mit Menschenblättern geimpft und überstand die Krankheit leicht, indem sie, nach der damals gewöhnlichen Behandlungsart, den ganzen Tag in der freien Luft gehalten, selbst ihre Fieber in einem mit Betten ausgelegten Wägelchen im Garten überstehen mußte, wobei nur die Vorsicht gebraucht wurde, den Platz und also die umgebende Luft zu wechseln, und so ging mit Gottes Hülfe diese wichtige Periode glücklich vorüber. Weniger günstig wirkte der kühle regnichte Sommer vom Jahre 1799, wo sogar die Trauben am Spalier in unserm neuen Besitztum nicht recht reif wurden, auf meine arme Schwägerin. Die Anfälle von Fieber mit Blutauswerfen und heftigen Brustschmerzen traten in kürzeren Zwischenräumen und mit größerer Stärke ein, und mit dem Blätterfall, wie denn das so oft geschieht, war die Verschlimmerung so groß geworden, daß sie das Bett nicht mehr verlassen, und mein armer Bruder sich mit keiner Hoffnung mehr täuschen konnte.

Welche Tage tiefer Trauer und herzzerreißender Schmerzen traten nun an dem Krankenbette der so heiß

von ihrem Manne und ihren Ältern geliebten Frau ein, die mit jeder Woche dem Grabe sichlicher zuwelkte! Was wurde nicht versucht, um ihr Leben zu erhalten! Welche Ärzte nicht gerufen, welche Heilmittel nicht angewendet! Es war vergebens. Am 12. December fast ich eines Nachmittags, wo eben der letzte Schimmer des Tages in den trüben Winternebeln erstarb, an ihrem Bette. Kurz vorher hatte sie noch gesprochen, dann lag sie still, wie fast immer. Mein Bruder brachte ihr einen Trank, der ihr einige Labung zu geben pflegte. Er hielt ihr die Schale an den Mund, sie nahm sie nicht; er redete sie an, sie antwortete nicht. Ich erschrak; denn die Wahrheit trat auf einmal furchtbar vor meine Seele, — ich kniete am Bette nieder, ich sah ihr in die Augen, — sie schienen mir gebrochen; die Wärterin wurde gerufen, — ein Spiegel gebracht, — kein Hauch färbte ihn mehr; — sie war verschieden!

Mehr als dreißig Jahre sind seit dieser Scene über mich hingegangen, das Bild dieses Augenblicks und der Schmerz meines Bruders steht noch so lebhaft vor mir, als wären erst Monate darüber verfloßen. Er stürzte fort aus dem Zimmer, wie er die furchtbare Gewißheit seines Verlustes erkannt hatte, und mir trug er auf, bei der Todten zu bleiben und mit Würsten, Wärmen und allen andern Mitteln zu versuchen, das fliehende — entflohene Leben festzuhalten. Daß es uns nicht gelang, war vorzusehen. Ein Paar Stunden darauf

Kam er wieder, und sah aus dem Nebenzimmer auf die Leiche hin, die noch eben in der Stellung, wie er sie verlassen hatte, in warme Tücher eingeschlagen im Bette lag. Das ist mein Weib! schrie er nun mit einem Tone, dessen zerreißender Wehlaut noch in meinen Ohren klingt, und eilte aufs neue fort, einem Anblick zu entfliehen, den er auszuhalten nicht vermochte.

Später kamen die armen Altern. — Ich gehe über alles das, über die Abreise meines Bruders, der am folgenden Tage Wien verließ und mitten im Winter nach Linz zu einem Jugendfreunde reiste, über die Beerdigung und alle Anstalten und Vorkehrungen, die dieser Todesfall nöthig machte, und die mir aufgetragen waren, schnell hinweg. Es war eine traurige Zeit, ein sehr trauriger Auftrag; aber ich schien immer bestimmt, diese peinlichen Geschäfte zu übernehmen, denen sich gern jedes Andere entzog.

Nach sechs Wochen kam mein Bruder wieder. Die Reise, die Neuheit, die Verschiedenheit der Gegenstände hatten günstig auf ihn gewirkt. Der Zufall wollte es, daß gerade in diesem Winter die russische Armee durch Oberösterreich zog, um sich nach der Schweiz, wenn ich nicht irre, zu begeben. Die Kreisbeamten hatten außerordentlich viel mit ihnen zu thun, und dem Freunde meines Bruders, jetzt Gubernialrath Warchetti, war es daher sehr erwünscht, in dem Ankommenden einen eben so thätigen als geschickten und geschäftskundigen Gehülfen zu finden. Meines Bruders

Thätigkeit wurde sofort in Anspruch genommen, und mit Einquartirung, Erapen machen, Marschrouten ausmitteln, Handel schlichten, Ordnung halten, ward sein Geist von der stäten Beschauung seines Schmerzes, der allerverderblichsten Verfassung eines Unglücklichen, abgezogen und auf wirkliche aber ganz heterogene Gegenstände gelenkt, deren Beschaffenheit keinen Aufschub, keine Zögerung, und daher kein Versinken in Träumereien gestattete. Wohl erwachte der heftigste Schmerz wieder beim Anblick und Eintritt in das Haus, wo er so glücklich mit ihr gelebt, wo er sie so schmerzlich und so neuerlich verloren; aber er bezwang das wunde Herz als Mann und ernster Denker, und nur in vertrauten Stunden mit mir allein ergoß sich zuweilen sein Schmerz in Klagen und wohl auch in Thränen.

Diese ganze Zeit vor und nach meiner Verheirathung, da Krankheiten, Todesfälle und überhäufte häusliche Angelegenheiten aller Art meinen Geist, mein Gefühl und meine ganze Muse streng und gebieterisch in Anspruch nahmen, dachte ich beinahe an keine Poesie, und auch die Zeitumstände waren durch die Kriegsbegebenheiten und die daraus entspringenden theils anstrengenden, theils drückenden Verhältnisse, der Poesie nichts weniger als günstig. Meine Phantasie schwieg ganz, und mein Geist lag im eigentlichen Sinne brach. Auch war unser Leben ziemlich einsam geworden. Wir brachten den Winter fast ohne allen Umgang zu; denn wenn jetzt noch die meisten Bewohner der innern Stadt

den Weg in die Vorstädte scheuen, und das Glacis für Viele ein nicht zu überschreitender Ocean ist, dessen Stürmen und Fährlichkeiten sie sich im Winter kaum auszusetzen wagen, wenn nicht eine sehr lockende Unterhaltung sie dazu reizt und für die Beschwerlichkeiten einer solchen Fahrt entschädigt, so kann man sich vorstellen, wie das vor mehr als vierzig Jahren war.

Wenn wir nicht nach der Stadt gingen, um einen Abend im Theater oder bei Freunden zuzubringen, saßen wir meistens ganz allein, und unsere Unterhaltung bestand darin, daß Pichler, wenn er Abends nach Hause kam, uns vorlas, bis es Zeit zum Souper war, während meine Mutter strickte und ich spann, nachdem ich meine Kleine schlafen geschickt hatte und mein Bruder ausgegangen war. Dennoch hatte auch dies sehr stille Leben, so auffallend es gegen das gesellige Geräusch in meines Vaters Hause abstach, und vielleicht eben des Contrastes wegen, einen großen Reiz für mich. Pichler brachte uns die neuesten Erscheinungen im Fache der schönen Literatur, und wir genossen recht tief und innig die damals höchst beliebten und bewunderten Romane von Lafontaine. Kam dann manchmal ein unvermutheter Besuch aus der Stadt, so wurde er mit großer Freude empfangen, nach Neuigkeiten befragt, wenn es ein Freund war, mit Pichler politisirt, und so verstrichen die stürmischen Abende wie auf dem Lande still und behaglich, bis endlich der Winter, in jenem Jahre etwas spät, dem Frühlinge wich, und nun

die Arbeiten im Garten, um ihn neu anzulegen, beginnen konnten. Unter der Leitung eines Bekannten, welcher das von den Schwiegerältern meines Bruders im Winter nicht bewohnte Quartier gemiethet hatte, und der sich trefflich auf Gartenkunst verstand, wurde die Wildniß geordnet, die schönen Bäume und Sträucher an passende Plätze gesetzt, der schon erwachsenen so viel wie möglich gesont, und so nach dem Geschmacke jener Zeit ein Garten voll Gebüsch, durch welche sich viele kleine schmale Gänge schlängelten, hergestellt. Damals fand ihn Jedermann schön, seitdem hat sich auch hierin, wie in Allem, die Welt und der Geschmack verändert, und er mußte späterhin eben solchen Wechsel wie alle Dinge erfahren.

Um diese Zeit ungefähr fand mein Mann, als er eines Tages in meinen Schriften herumfuchte, das Manuscript meiner Gleichnisse, welche ich viele Jahre früher bei verschiedenen Anlässen gedichtet, meiner Jugendfreundin Josephine gewidmet in einer reinlichen Abschrift übergeben, und seitdem nicht viel mehr daran gedacht hatte, außer daß ich gelegentlich, wie ein Gegenstand solche Betrachtungen in mir erweckte, wieder ein neues Gleichniß schrieb, und zu der Sammlung legte. Sie gefielen Pichler'n, und zwar so sehr, daß er mir den Vorschlag that, sie der Welt durch den Druck zu übergeben. Vor diesem Gedanken erschrak ich im eigentlichsten Sinn; denn wenn gleich einzelne kleine Gedichte von mir gelegentlich allein oder in Almanachen erschie-

nen waren, so hatte ich doch nie daran gedacht, als Schriftstellerin mit einem eigenen Werke aufzutreten. Vielmehr hatte ich solche Öffentlichkeit immer gefürchtet, und warnend trat ein Wort eines unserer Freunde, eines sehr gelehrten Mannes, vor meine Erinnerung, der, als ich ihn einst befragte, warum er denn der Welt nichts von den gelehrten Schätzen, die er sammelt, mittheilen wollte, mir mit vieler Heftigkeit sagte: „Mein Fräulein, das werde ich nie thun. Ein Mann, der ein Buch herausgibt, ist wie ein Narr, der die Hand zum Fenster hinausstreckt; jeder Vorübergehende kann ihn darauf schlagen.“

Jetzt, als mein Mann eine ähnliche Aufforderung an mich ergehen ließ, fiel mir der gelehrte Abbé Dr. und seine wie mir schien sehr treffende Bemerkung ein, und ich vertraute meinem Manne meine Angst. Er mißbilligte sie nicht ganz; aber er schlug mir vor, das Manuscript, ehe wir jenen großen Schritt vor die öffentliche Meinung thäten, einigen vertrauten und durch ihre Gelehrsamkeit sowohl als ihr Wohlwollen gegen uns bewährten Freunden zu zeigen und ihr Urtheil zu vernehmen. So wurde es denn nacheinander Herrn Haschka, der ohnedies so vielen Theil an meiner Geistesbildung genommen, Herrn Otto Wieser, einem Freund meines Mannes und Professor am Piaristenkollegium, Herrn Hofrath von Sonnenfels, der sich von jeher als einen väterlichen Freund Pichler's erwiesen, und dem Hofrath Denis, dessen Name schon

Autorität genug ist, zum Durchlesen gegeben. Das einstimmige Urtheil dieser Herren fiel günstig und ermunternd aus, und so erschienen denn, obgleich von mir noch immer mit Angst und Sorge aus dem schützenden Schatten der Unbekanntheit entlassen, die Gleichnisse, und ich trat öffentlich vor der Welt als Schriftstellerin auf.

Zu meiner großen Freude und noch größerem Erstaunen fand das Büchlehen eine sehr günstige Aufnahme, und wurde von dem damals mit Rogebue gegen die Schlegel'sche Schule bewaffneten Merkel — Herrn Carlrieb Merkel, der aber vielen Leuten gar nicht lieb war — vermuthlich weil er meine Gleichnisse in ihrer Einfachheit der neumodischen Verknüpfung und widernatürlichen Verdrehung der Schreibart entgegensetzen wollte, sehr gütig angezeigt; so ungefähr, wie Tacitus in seinen Sitten der Deutschen diesen damals sehr rohen Völkern und ihren einfachen Tugenden wohl nur darum so warmes Lob spendet, um seinen entarteten Mitbürgern einen strengen Spiegel vorzuhalten. Genug, die Gleichnisse wurden sehr gut aufgenommen, und dieser unverhoffte Erfolg, verbunden mit der lebhaften Freude, welche mein geliebter Mann — ganz im Gegensatz von dem Manne einer berühmten Frau in Schiller's Epistel — an meinen Schöpfungen empfand und zeigte, munterte mich auf, dem innern Drang meines Gefühls, den ich stets empfand, nachzugeben, und wieder auf eine neue

Dichtung zu fassen. Ein Traum — denn zu manchen meiner Erzählungen hat ein lebhaftes Bild, eine Situation, ein Charakter, von dem mir träumte, die erste Veranlassung gegeben — erregte in mir den Gedanken, zu schildern, wie in einem edlen weiblichen Gemüthe die Trefflichkeit eines Mannes, ungeachtet eines widerlichen Äußeren, einen tiefen Eindruck machen, und ihm selbst unbewußt, ja wider dessen Willen, eine Leidenschaft erregen könnte. Wohl war eben damals *Arates* und *Hipparchia* von Wieland erschienen; aber meine Idee war eine ganz andere; jenes Bild war zu ruhig, zu klassisch. — Ich sann, ich bildete, und es entstand eine Erzählung — *Olivier*, die im ersten Entwurf romantisch, ja eigentlich ein Märchen war.

Um diese Zeit fing der politische Himmel über uns sich wieder sehr zu trüben an. Die Schlacht von *Marengo* hatte die Angelegenheiten unsers Vaterlandes sehr drohend verschlimmert, und zum zweiten Mal in vier Jahren mußten wir mit angst erfüllten Herzen der Annäherung der französischen Armeen, entweder von *Italien* oder von der Seite des damals noch bestehenden deutschen Reiches entgegen sehen. Der Sommer und Herbst vergingen in bangen Erwartungen, und zwei Todesfälle in unserer Familie, welche schnell auf einander folgten, vereinigten sich mit jenen Ereignissen, um uns Alle recht trüb zu stimmen, und die Verluste, die wir vor Kurzem erlitten, uns mit neuer Beheimuth fühlen zu lassen. Binnen vierzehn Tagen starben in

unserm Hause und fast in unsern Armen beide Ältern meiner seligen Schwägerin, bei denen wohl der Schmerz über den Verlust des trefflichen Kindes, alten Übeln, an welchen Beide litten, bedeutenden Verschub geleistet, und sie der vorausgegangenen Tochter nachgeführt hatte. Auf meines Bruders Gemüth wirkte dieß sehr schmerzlich ein; aber es diente auch dazu, seine Thätigkeit zum Nutzen und Frommen der nun im Jünglingsalter stehenden und ganz verwaisten Brüder seiner verstorbenen Frau aufzufordern, die außer ihm keine, oder wenigstens keine hinreichende Stütze hatten; denn eine in Mähren an einen Arzt verheiratete Schwester und ein Bruder, der als Hauptmann im Felde stand, waren nicht zu rechnen. Mein Bruder war schnell entschlossen, er nahm die beiden jungen Leute zu sich, und sie gehörten fortan zu unserer Familie. Der Ältere, Franz, der seitdem als Schriftsteller und Verfasser vieler wohl gelungenen Übersetzungen französischer Lustspiele sich in Deutschland einen Namen erworben, wurde bald hierauf bei den hiesigen Landrechten angestellt, den Jüngern, Karl, brachte mein Bruder durch die freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen unsere Familie seit vielen Jahren mit dem Hause des Barons von Puthen gestanden hatte, als Commis in dies Comptoir, und beide junge Männer zeichneten sich fortan als geschickte und in jeder Beziehung würdige Menschen aus. Den Ältern aber zog sein Hang zur großen Welt bald in die Stadt, der Jüngere blieb in unserm Hause, und war uns durch

zwanzig Jahre ein treuer Freund und lieber Hausgenosse.

Im Herbst bezog eine sehr würdige Familie, die Witwe eines ungarischen Hofrathes, Frau von Wlaffics mit ihren Söhnen und einer bereits an einen Cousin, der sich ebenfalls Wlaffics nannte, verheiratheten Stieftochter, die Wohnung im obern Stocke unsers Hauses, und ganz in unserer Nähe mietdete sich ihre Schwester ein, die an den nachmals durch verschiedene seltsame Schicksale bekannt gewordenen Baron von Geramb verheirathet war. Jetzt bildete sich für uns ein recht angenehmes geselliges Leben. So wie es Abend wurde, kamen die beiden Frauen, welche bei uns wohnten, mit ihrer Arbeit zu uns herab, etwas später kehrten Herr von Wlaffics und mein Mann aus ihren Bureau nach Hause, und nun lasen uns die Herren, oder vielmehr meistens Pichler, die neuesten Erscheinungen der damaligen Literatur vor, Lafontaine's Romane, eine zu jener Zeit sehr geschätzte Lektüre, oder wenn etwas noch Höherstrahlendes, aus Schiller's oder Göthe's Feder geflossen, vor ganz Deutschland neu erglänzte. Die Knaben der Witwe, ihre Nissen, die Kinder eben jenes Barons Geramb und meine kleine Lotte spielten neben uns, und so vergingen uns die Abende still und genussreich. Mein Bruder und sein Mündel Karl (denn er war nach der beiden Ältern Tode zum Vormund seiner Schwäger ernannt worden), die selbst sehr gut und gern vorlasen, fanden aber ihre Rech-

nung zu wenig beim bloßen Zuhören, und so brachten diese ihre Abende meist in der Stadt zu.

Recht angenehm wäre uns Allen der Winter auf diese Weise verfloßen, hätten nicht unglückliche Kriegseignisse das ganze Land, und somit auch uns, mit Furcht und Angst erfüllt. Die französischen Armeen rückten nach den Siegen in Italien und am Rhein immer näher heran, und man sprach, wie vor drei Jahren, von der drohenden Gefahr einer Invasion. In unserm stillen Abendkreise theilten wir uns unsere Besorgnisse mit, und eine wahrscheinliche Trennung, die unserm zufriedenen Beisammensein ein nahes Ende machen sollte, stellte sich ganz dicht vor unsere Augen; denn Frau von Wlassics dachte sehr ernstlich daran, sich sammt ihrer Schwester und ihren beiderseitigen Kindern nach Ungarn zu flüchten, was denn auch im Laufe des Winters noch geschah, und seitdem — es sind nun beinahe vierzig Jahre — habe ich diese liebenswürdige Frau nicht mehr gesehen, und nur wenig, und Unbefriedigendes, ja Schmerzliches von ihr vernommen. Sie hatte ein neues Eheband in Ungarn geschlossen, das unglücklich ausfiel und ihr Leben verbitterte.

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Während wir noch Alle beisammen, und Alle voll Besorgnisse vor den Dingen, die da kommen konnten, waren, trat Baron Geramb zum erstenmal aus der Unbekanntschaft seines bisherigen Privatlebens mit einem Projecte hervor, das Aufsehen genug erregte, um die Blicke

der Stadt auf ihn zu lenken. Er wollte nämlich ein Freikorps errichten und es dem Kaiser in dieser bedrängten Zeit zur Disposition stellen. Geramb wohnte, wie ich oben gesagt, nicht weit von uns, der Andrang der Leute in seinem Hause, die Unruhe, welche dieses Werdegeschäft in der Nachbarschaft verbreitete, das Aus- und Einmarschiren der regellosen, meistens zerlumpten Truppe mit Musik, die durch die ganze Straße schallte, das Alles schien mir bei der wenigen Zuversicht, die man in einen auf solche Weise zusammengerafften Haufen setzen konnte, das Unheimliche unserer Lage noch zu vermehren. Indessen hatte unsere Armee sich an der Gränze von Oberösterreich aufgestellt; die unglückliche Schlacht von Hohenlinden, auf die man die letzte Hoffnung der Rettung gesetzt hatte, ging verloren, der Damm war durchstoßen, welcher die verheerenden Kriegsfluten von unserm Vaterlande hätte abhalten sollen, und nun ergossen sich die feindlichen Scharen unaufgehalten über Salzburg, Passau und Oesterreich ob der Enns.

Vor ihnen her retirirte unsere Armee, und eilte durch die bald dem Feinde zu überlassenden Provinzen bis gegen Wien. Dieses Ereigniß bereitete auch mir ein unverhofftes Wiedersehen einer Person, die mehrere Jahre vorher einen zu tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht hatte, als daß die Aufregung eingeschlafener Erinnerungen selbst jetzt, wo ich glücklich verheirathet und über jene Ereignisse längst ein beruhigender Schleier gezogen war, nicht dennoch eine vorüberge-

heude Erschütterung in meinem Innern hätte verursachen sollen, und weil es so war, so stehe es hier, zur Steuer der Wahrheit.

Fernando, der junge Offizier, dessen sich die Leser wohl noch erinnern werden, war indeß zum Major im Generalstab vorgerückt, und befand sich, ohne daß ich es ahnte — denn ich hatte in Jahren nichts mehr von ihm gehört und gesüßentlich nicht nach ihm gefragt — bei dem retirirenden Armeekorps, dessen Rückzug er unter vielen Beschwerden mitgemacht und leiten geholfen hatte.

Eines Abends trat er plötzlich und völlig unerwartet bei uns ein. Ich läugne es nicht, daß dies Wiedersehen mich erschütterte, daß ich einige Minuten bedurfte, um meine ruhige Fassung zu erhalten; aber es ging. Das Bewußtsein meines jetzigen Standpunktes in einer glücklichen Ehe und Fernando's feines Gefühl halfen uns über diesen Moment hinweg. Ich empfing ihn als einen werthen alten Freund und er gab sich auch so. — Er besuchte uns nun oft, erzählte uns, was er bei dieser retraite ausgestanden, erinnerte uns an manches vergangene Ereigniß, und wir besuchten ihn wieder im Hause seines Oheims, des Hofrathes, wo er sich aufhielt und noch eine Weile an den Folgen der Wintercampagne zu leiden hatte. Kurz, das Verhältniß ordnete sich zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit. Alles Leidenschaftliche hatte sich läuternd abgesondert und nur gegenseitige Achtung und Wohlwollen waren zurückge-

blieben. Nach dem bald erfolgten Waffenstillstand trat er als Obristlieutenant aus dem Generalstab in ein Husaren-Regiment, producirte sich in seiner prächtigen, reich mit Gold besetzten Uniform, und schied endlich unter herzlichsten Freundschaftsbezeugungen und unsern wärmsten Wünschen von uns. Bald darauf verheirathete er sich mit einem sehr jungen pelnischen Fräulein, und hat, so viel ich weiß, in einer glücklichen Ehe mit ihr gelebt.

So hatte sich denn durch Zeit und veränderte Verhältnisse ein Eindruck wie ein flüchtiger Schatten aus meinem Gemüthe verloren, der durch viele Jahre stark genug gewesen war, um mir manche trübe und bittere Stunde zu verursachen, und dessen ehemalige Gewalt ich erst recht dadurch erkennen konnte, daß sich unter ganz veränderten Umständen doch die letzten Spuren desselben bei dem unvermutheten Wiedersehen in meiner Seele regten.

Wichtigere und tiefer gehende Gedanken und Sorgen bemächtigten sich in dieser Zeit meiner, wie aller Menschen. Die französische Armee stand auf österreichischem Boden und man zitterte in Wien vor den Ereignissen, die kommen konnten. Viele dachten abermals auf Flucht, wie im Jahre 1797, und die Ungewißheit und Rathlosigkeit dieser Lage, in der Niemand mit Sicherheit einen Entschluß zu fassen wußte, und wobei die Einbildungskraft freies Spiel hatte, alle mögliche Gefahren und Unfälle von den noch sehr wilden republi-

lanischen Herden zu fürchten, waren unaussprechlich reinigend.

In diesen drangvollen Umständen ertönte plötzlich wie eine Stimme vom Himmel, die Nachricht, daß der Erzherrzog Carl, der früher schon einmal als *Ketter Germaniens* *) von der ganzen Welt war erkannt und verehrt worden, das Commando wieder übernommen und sich an die Spitze der Armee gestellt habe.

Alles hing an zu hoffen; nicht auf Sieg und Glück, das war nach der Lage der Dinge nicht möglich; aber auf Rettung, und diese erfolgte denn auch durch unser theuern Helden Carl Vermittelung. Am 27. December kam er unvermuthet in Wien an und brachte selbst die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstands. Das Verderben war für diesmal nicht ganz abgewendet, aber aufgeschoben, und bei der Verstellung der mannigfachen Übel, die uns so nahe drohen konnten, schien schon diese Waffenruhe uns ein wahres Heil.

Mit lautem Jubel empfing das Volk unsern Ketter, ein freudiger Taumel bemächtigte sich aller Gemüther, und ihm folgte, wie man sich zu verhalten und zu besinnen anfing, die schöne Hoffnung auf den Frie-

*) Viele werden sich noch der gelblichen Kreuze mit der Inschrift: „Dem Ketter Germaniens“ erinnern, die man damals trug und die ihrer Stiftung einer Fürstin von Habsenberg verdankten.

den, der denn auch ein paar Monate später zu Lüneville geschlossen wurde.

In Wien arthmete Alles neu auf. Mit der Hoffnung kehrten Ruhe und Frohsinn wieder, unsere Abendunterhaltungen wurden wieder still und genussreich wie zuvor. Baron Gerardi ließ sein Freikorps auseinander gehen, das ihm indeß den Titel und Rang eines kaiserlichen Obersten verschafft hatte, und beschäftigte sich jetzt wieder mit etwas Neuem, nämlich ein Gedicht über die Geschichte des Habsburgischen Hauses von irgend Jemand verfassen und in alle europäischen Sprachen, die türkische nicht ausgenommen, überlegen, mit staatlichen Wagnetten ausstieren, und in einer Prachtausgabe in Folio erscheinen zu lassen. Auch dieses Unternehmen erregte Aufsehen, und wahrscheinlich war dies ein Hauptzweck des Unternehmers, der bald nachher durch ein Duell, dessen Kampfsolag der Ätna oder Vesuv seyn sollte, in allen Zeitungen bekannt wurde, und seine unruhige Lebensbahn im Kloster La Trappe endete.

Erzherzog Carl, an dem das Volk mit großer Liebe hing, war im Anfange des Jahres 1801 zum Chef der ganzen Armee und zum Hofkriegspräsidenten ernannt worden. Bald darauf ergriff ihn sein gewohntes Ubel mit außerordentlicher Heftigkeit, er wurde nach Wien und in's Barthyanische Haus in der Schenkensstraße gebracht, das von nun an den ganzen Tag von Haufen Volkes umlagert war, welches Nach-

richten von dem Befinden des allgeliebten Erzhertogs zu haben wünschte. Man zitterte allgemein für sein Leben, denn der Anfall war ungewöhnlich stark gewesen, und tausend Gebete und Wünsche stiegen für ihn zum Himmel. Endlich erhörte dieser unser einstimmiges Flehen, die Krankheit wich und man durfte mit Zutrauen auf Genesung hoffen.

Auch ich gehörte unter die Zahl seiner wärmsten Verehrerinnen, ebalsich ich ihn nie anders als von weitem gesehen, aber schon seit seiner *joyeuse entrée* in Brüssel, so viel Edles, Schönes und Großes von ihm gehört und miterlebt hatte, daß in meiner Seele immer ein Altar für diesen Fürsten stand und noch steht, auf welchem eine nie verlöschende Flamme der Verehrung lodert, und mit Allem, was ich Edles und Großes von ihm vernahm, genährt wird. So war es natürlich, daß mein Gefühl der Freude über die Genesung dieses Helden sich in einem Gedichte ausdrückte, von dem ich wünschte, daß es vor seine Augen kommen und ihm zeigen sollte, wie sehr und wie aufrichtig er von dem Volke geliebt werde, das ihm so viel zu verdanken hatte.

Graf Chorinsky, der Gemahl meiner Freundin, befand sich damals gerade in Wien, er hatte durch einen Verwandten oder durch seine eigene Persönlichkeit, die so äußerst schätzbar war, leichten Zutritt zu dem Erzhertog, ihn bat ich also, es einzuleiten, daß der königliche Held das Gedicht bekomme, und in ihm den Aus-

druck nicht blos meiner, sondern der Verehrung des ganzen Volkes lese, daß er aber ja nicht glaube, es wäre auf ein Ehrengeschenk dabei abgesehen; denn damals und später noch mehr wurde der Erzherzog mit Dedicationen von Büchern und Lobgedichten, für die alle ein bares Lohn erwartet wurde, völlig bestürmt, bis er später dies förmlich verbat und verbot.

Wie ich gewünscht hatte, so ward es mir auch. Graf Eherinsky hatte mit seinem Gefühl sich der Sache angenommen, und ich erhielt das, was mir das Liebste war, ein Handbillet des allverehrten Helden, begleitet von einem verbindlichen Briefe seines damals viel genannten und von der ganzen Welt beachteten Hof- oder Staatsrathes J a s i e n d e r.

Das Schreiben des Erzherzogs Carl ist schön an sich und zu theuer für mich, um ihm nicht einen Platz in diesen Blättern einzuräumen, die ja doch nur der Erzählung der an sich unbedeutenden Begegnisse meines Lebens für sich, und in Verbindung mit den öffentlichen Ereignissen, so wie den Fortschritten auf meiner schriftstellerischen Laufbahn gewidmet sind.

„Ich bin äußerst gerührt über die schöne und gesällige Art, womit Sie mir Ihre Theilnahme an meiner Veneisung bezeugen, und freue mich, daß Wien eine Dichterin besitzt, die reine Empfindung, lebhaft Darstellung und richtige Sprache in so vollkommenem Maße verbindet. Sehr willkommen würde es mir seyn, Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen, so wie

»ich mit Vergnügen die gegenwärtige Gelegenheit nicht
 »undenüßt lasse, Sie meiner aufrichtigsten Ergebenheit
 »und ganz vorzüglichen Werthschätzung zu versichern,
 »womit ich Rats verharre

Ihr aufrichtigst ergebener

23. März 1801.

E. Carl.»

Ich war ganz glücklich durch diese höchste Huld
 und gnädige Anerkennung, und mir schien es, als hätte
 ich nun eine Ursache, ja ein Recht mehr, mich der Verehrung und Bewunderung so vieler fürstlichen, kriegerischen und menschlichen Tugenden zu überlassen. Diese Empfindung strömte auch über in eine Idylle: die Verreketen, in der ich die gesicherte Ruhe der Bewohner des Landes unter der Enns, welche sie dem Helden Carl zu danken hatten, im Vergleich mit den Schrecken und Leiden schilderte, unter welchen die vom Feinde besetzten Provinzen seufzten und jene Ekloge Virgil's nachzuahmen suchte, worin der Dichter den Augustus preiset, der sein (des Dichters) Vaterland vor ähnlicher Verwüstung schützte.

Die Stelle:

O Melliboe, Deus nobis haec omnia fecit.

Namque erit ille mihi semper Deus; . . .

schien mir recht geeignet, um auf unsern Helden angewendet zu werden, und ich freute mich, ihm wieder öffentlich meine tiefe Verehrung bezeugen zu können. Diese Idylle sandte ich dem Staatsrathe von Fasßaden, von dem ich, wie oben gesagt werden, bereits einen

Brief erhalten hatte, und er dankte mir wieder schriftlich im Namen seines Herrn.

Der Friede von Lüneville schloß indessen auf kurze Zeit die Pforten des Janustempels für uns und einen Theil von Europa, aber das Feuer glimmte unter der Asche fort, und bei der immer wachsenden Macht Frankreichs und dem Weitergreifen seines kriegslustigen Oberhauptes, das zwar damals noch einen bescheidenern Titel trug, war wohl Niemand, der ein Bischofen weiter zu sehen vermochte, im Stande, sich über die Gefahr, in der wir alle schwebten, und die prekären Bedingungen unserer damaligen Ruhe zu täuschen.

Unser Leben ging indeß still fort und im Ganzen ziemlich einsam; aber es knüpfen sich nach und nach gesellige Verhältnisse in unserer Nähe an, welche uns viel Annehmliches versprachen. Die Familie des Hofraths von Kempelen entschloß sich, wohl durch meines Bruders Zureden vermocht, sich in der Alservorstadt gegenüber von uns anzusiedeln. Zu den früher erwähnten Gliedern derselben gehörte nun die wunderschöne und sehr interessante Frau des Sohnes. Da seit langen Jahren, wie der Leser dieser Blätter sich erinnern wird, eine genaue Freundschaft unsere beiden Familien verband, so war uns diese Nachbarschaft etwas sehr Erwünschtes, und wirklich begann auch von diesem Punkte an ein angenehmes geselliges Leben für uns, indem unser Kreis sich nach und nach erweiterte und durch bedeutende Mitglieder verschönte.

Zwar verloren wir die Familie Wlaffies aus unserer Nähe, die Glieder derselben zerstreuten sich, wie das zu gehen pflegt, da- und dorthin; aber durch die Nachbarschaft des Kempelen'schen Hauses ward unser Verlust mehr als ersetzt. Diesen Winter von 1801 auf 1802 wurde auch ein noch sehr junger Mann bei uns durch Herrn Haschka eingeführt, der eine, besonders in der Folge zu merkwürdige Erscheinung war, um seiner nicht hier zu erwähnen. Es war der Verfasser der *Liturgiegeschichte*, Baron von Hormayr, ein Jungling von vielleicht nicht mehr als zwanzig Jahren, vor welchem aber schon ein bedeutender literarischer Ruf vorausging, und dessen sehr vortheilhafteß Aussehen den Eindruck angenehm verstärkte, welchen jener Ruf verbreitete. Damals kam er indessen nur selten zu uns, und erst eine spätere Epoche brachte uns in nähere Beziehungen.

Um diese Zeit ungefähr, da durch die Unfälle des Krieges, durch ungünstige Witterung, die Preise der Lebensmittel sehr gestiegen, und viele Menschen in Wien sowohl als anderswo mit Mangel zu kämpfen hatten, bildete sich hier aus menschenfreundlichen Männern ein Verein, an dessen Spitze der verstorbene Fürst Joseph von Schwarzenberg stand, und dessen Gesellschaft es ward, auf Mittel zu sinnen, um den untern Classen, die damals am meisten litten, zu Hülfe zu kommen. *Allerlei* ward da erfunden und Manches ausgeführt, was we-

nigstens eine Zeitlang seiner Bestimmung entsprach. Unter diese Hilfsmittel gehörte denn auch die Rumford'sche Suppe, und einer unserer genauesten Freunde, Herr von Perger, dessen lebhafter Geist sich leicht für alles Neue interessirte und dessen kräftiges Gemüth das Ergreifene mit ungewöhnlicher Hefigkeit festhielt, war der eifrigste Beförderer dieses neuen Planes. Ja, er ließ mit großer Uneigennützigkeit seine eigene Küche zu diesem Behufe einrichten. Da wurde nun täglich nach der Vorschrift eines Herrn von Vogt aus Hamburg, der auch in seiner Vaterstadt ein Beförderer, ja ein Stifter solcher Anstalten war, Rumford'sche Suppe nach den besten Recepten gekocht, und gegen sehr mäßige Preise von zwei bis drei Kreuzern (Kupfergeld von geringer Valuta) unter die Armen vertheilt. Mehrere junge Beamte von Perger's Bekanntschaft, unter ihnen auch mein Bruder, nahmen wechselweise das Geschäft über sich, bei dieser Austheilung gegenwärtig zu seyn und über dieselbe die Aufsicht zu führen.

Perger, der uns sonst sehr fleißig, selbst in den rauhesten Winterabenden, besuchte, ja bei stürmischem oder schlechtem Wetter fast unser sicherer Gesellschafter war, kam nun äußerst selten, und ich schrieb ihm deswegen eine komische Epistel in Knittelreimen, welche also begann:

O du, der jetzt mit kräft'ger Bräue
 Wien's Leckermäuler täglich speis't,
 Und weder Ungemach noch Mühe,
 Noch Küchenruß und Arbeit schau'st,

— — — —
 — — — —

Wenn durch das Lob von tausend Zungen
 Dich noch mein Wort erreichen kann,
 So neig', o hochberühmter Mann,
 Dein Ohr mir wenig Augenblicke,
 Und lehre dann an's große Werk zurücke.

— — — —
 — — — —

Sind denn die stillen Abendstunden,
 So manche finstre Regennacht,
 Wo doch Dein Herz den Weg zu uns gefunden,
 Dir ganz aus dem Gemüth verschwunden?
 u. s. w. u. s. w.

Kurz ich beklagte mich über seine Vernachlässigung auf eine lustige Weise. Perger las das Gedicht in einer Sitzung des Wohlthätigkeitsvereins, es erregte Lachen, und ward, vermuthlich durch den Fürsten von Schwarzenberg selbst, vor die Augen des Kaisers gebracht, dem der heitere Scherz gefiel, wie denn überhaupt alles Gemüthliche Anklang in seiner eben so erhabenen als einfachen Seele fand.

Aber es schien mir, als verdiene diese Erfindung der Rumford'schen Curve, wenigstens für Länder und Orte, die mit weniger Fruchtbarkeit und Wohlleben als

unser Österreich gesegnet sind, eine ernsthaftere und würdigere Anerkennung. Dies gab mir die Idee zu der Idylle: Die Rumford'sche Suppe, die aber vielleicht nicht halb so viel Aufmerksamkeit erregte, als jene komische Epistel.

Indessen, trotz aller aufrichtigen und edlen Bemühungen jener Herren vom Wohlthätigkeitsvereine, gedieh das Suppe-Kochen und Spenden in unserm gesegneten Wien, wo damals und noch lange nachher der Bürgermeister selbst, sehr bedeutsam, Wohlleben hieß, nicht recht. Den ärmern Classen, so viel sie auch sonst jammern und schrien, behagte die Nahrung eines bloß aus Erbsäpfeln, Graupen und Erbsen gekochten Breies, der nur durch etwas geräuchertes Fleisch eine Annäherung an eine Fleischspeise erhielt, nicht lange. Sie holten keine Billetten auf eine oder mehrere Portionen mehr ab, die man ihnen an Almosen Statt hatte austheilen lassen. Das Kochen der Suppe hörte auf, und Rumford mit allen seinen gutgemeinten Anstalten, seinen gespannten Betten, Brühen, Kochöfen u. s. w., die gewiß für ärmere Gegenden wohlthätig gewesen wären, fand keine entsprechende Aufnahme in dem Lande der Phäaken, wie uns die sehr mäßigen Norddeutschen nennen, die sich indeß, wenn sie in Wien sind, unsere Schnitzel und Kostbraten trefflich schmecken lassen, auch ganze Abhandlungen darüber ihren Reisebüchern einverleiben.

Schon damals also zeigte sich, was die neuere Zeit noch viel öfter und auffallender an's Licht stellt, daß es, trotz des Jammerns der niedrigen Classen, und trotz der menschenfreundlichen Klagen so vieler wohlthätigen Seelen, welche jenen Alles auf's Wort glauben und von Mitgefühl für ihre Noth durchdrungen sind, daß diese Noth in den allermeisten Fällen nur eine relative, nicht absolute war. Wäre wirklich Noth im Allgemeinen vorhanden gewesen, wie in der Schweiz und in Hamburg damals, so hätte die Suppe Abnehmer und Liebhaber gefunden. Es gehe Jemand an Sonntagen oder Feiertagen in's Verchenfeld, in den Wurstelprater, nach Hießing zum Domayer, nach Livoli, in's Krapfenwaldel u. s. w.; kurz wo möglich an Einem Tage an alle Erfrischungsorte der höhern und besonders der gemeinen Classen, und er wird sie alle zum Erdrücken voll finden, er wird diese gemeinern Classen in Anzügen sehen, die durchaus keine Noth auch nur vermuthen lassen. Aber in den Briefen eines Verstorbenen steht eine Stelle, welche, wie mich dünkt, ein helles Licht auch auf unsere Bevölkerung und ihre Klagen wirft. Der Verfasser nämlich redet auch von den Klagen des englischen Volkes, von seiner Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung, besonders von dem ungestümen Jammern der Fabrikarbeiter. Aber er setzt uns so gleich auseinander, daß diese Classen durch früheren reicheren Erwerb sich an ein solches Wohlleben gewöhnt haben, daß sie über Mangel

und Noth schreien, wenn sie nicht täglich ein- bis zweimal Fleisch und Kuchen zum Thee haben können. So weit haben wir es noch nicht gebracht; denn es ist bei uns nicht so viel Geld in Umlauf wie in England, ich halte mich aber für überzeugt, daß die zunehmende Theuerung eben so sehr von dem steigenden Luxus der untern Classen, als von den erhöhten Steuern, welche die Regierung auferlegt, herrührt, und daß in den allermeisten Fällen, wie oben gesagt, von keinem Mangel an eigentlichem Lebensunterhalt, sondern nur an feinem Lebensgenüssen die Rede ist, an welche sich der gemeine Mann immer mehr und mehr hat gewöhnen lernen. Viel hat bei uns die Zeit der Bankoetzettel zu dieser Steigerung der Genüsse und somit der Bedürfnisse in den arbeitenden Classen beigetragen, indem diese im Verhältniß viel besser daran waren, als die Kleinern, ja selbst die etwas höhern Staatsbeamten. Ob nun dies ein Glück für die Nation zu nennen ist, wie viele Statistiker und Nationalökonomien behaupten, oder ob es zum sittlichen Verderben führt, wage ich nicht zu entscheiden. Kluge und erfahrene Männer stehen auf beiden Seiten und ich denke, daß noch

sub iudice lis est.

Pichler war in diesem Jahre 1802 bei der sogenannten Wohlthätigkeits-Commission unter der Leitung des Grafen Mittrowsky angestellt. Es sollte diese Commission der immer steigenden Theue-

rung der nothwendigsten Bedürfnisse steuern, so wie der oben erwähnte Wohlthätigkeits-Verein; aber sie erreichten beide ihren Zweck nur in sehr geringem Maße, weil, wie ich glaube, in solchen Umständen, welche sich frei und organisch aus der jedesmaligen Lage der Dinge entwickeln, eben so wenig durch partielle Einwirkung abzuhehlen, als gegen den Strom zu schwimmen ist. Die Zeitverhältnisse, die langen und unglücklichen Kriege, die Finanzverwirrungen, die Devaluation des Papiergeldes aller Art, der steigende Luxus der untern Stände und einige unfruchtbare Jahre hatten jene Noth herbeigeführt, und ihr zu wehren oder sie aufhören zu machen, lag außer dem Bereich menschlicher Kräfte. Theilweise wurde hier und dort nachgeholfen, so z. B. dem immer fühlbareren Mangel an Brennholz für den ungeheuern Bedarf der Hauptstadt theils durch vorsichtige Vorkehrungen hier auf dem Plage selbst, theils durch Eröffnung neuer Zuflüsse aus den reichen Waldungen von Unter-, Oberösterreich und Steiermark. Zu diesen beiden Arten von Thätigkeit verwendete Graf Mitrowsky meinen Mann. Er mußte im Bureau über die Auftheilung des Holzes an die Parteien wachen und von Zeit zu Zeit Reisen in die Gebirge unternehmen, um dort mit Zuziehung der Kreisbeamten, Wasserbaukundigen, herrschaftlichen Beamten u. s. w. für Fällung des Holzes in noch unbenutzten Waldungen, Heraus-schaffung desselben durch Riesen, Wehren, Rechen u. s. w. und Verführung nach der Hauptstadt zu sorgen. Diese

Reisen wurden noch durch mehrere Jahre fast jeden Sommer wiederholt und boten uns später die erwünschtesten Gelegenheiten, die schönsten Gegenden dieser Provinzen zu besuchen, uns an ihren malerischen Ansichten, ihren geschichtlichen Merkwürdigkeiten zu erfreuen und gaben mir die Veranlassung und Scenerie zu manchen meiner Romane und Erzählungen.

Aber noch bedeutender und angenehmer wirkten diese Dienstverhältnisse auf Pichler's und somit auf mein Leben ein. Es war damals die Kreishauptmannsstelle in Korneuburg nach dem Abgang des Baron von Lederer erledigt. Pichler bewarb sich mit mehreren darum — er war nahe daran, sie zu erhalten, das hätte ihn und mich sehr glücklich gemacht, denn wir liebten das Land oder das stille Leben in einer kleinen Stadt, wo wir einen Garten und ein bequemes Wohnhaus gefunden hätten. Hier aber erhob sich ein peinlicher Widerstreit. Meine Mutter erklärte geradezu, sie würde nicht mit uns ziehen und ihr Haus in Wien nur mit ihrem Tode verlassen. Ich aber zitterte vor dem Gedanken, die hochbejahrte und fast ihres Augenlichtes beraubte Frau allein unter Dienstboten zu lassen; denn das wußte ich im Voraus, daß einen ihrer Entschlüsse zu beugen oder zu ändern ein fruchtloses Unternehmen seyn würde. Da half mir Gottes Fügung durch Graf Mitrowsky's Dazwischentreten. Er erklärte nämlich, daß er Pichler bei der Commission nicht entbehren könne und verlangte daher und erhielt es auch, daß er

hier in Wien bei der Landesstelle, deren Chef damals Graf Mittrowsky war, als Regierungsrath angestellt wurde. Nun hatte Gott geholfen. Pichler hatte eine sehr ehrenvolle Stufe in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit — er war erst sechs Jahre Sekretär gewesen und erst überhaupt seit 17—18 Jahren angestellt — erstiegen; eine Schnelligkeit der Beförderung, die jetzt wohl selten einem Bürgerlichen zu Theil wird. — Der Zwiespalt in unserm Hause war geschlichtet, wir blieben hier und bei meiner Mutter, und so löste sich Alles in Freude und Beruhigung auf.

Mein Bruder hatte sein geliebtes Weib verloren, aber er war ein blühender Mann von 28—29 Jahren, der bereits einen nicht unbedeutenden Posten, als Hofkoncipist, bekleidete, und der einiges Vermögen besaß, welches durch das Gerücht wie gewöhnlich viel größer ausgeschrien wurde. Es konnte daher nicht fehlen, daß allerlei Pläne auf seine Hand gemacht wurden, welche aber meist spurlos von seinem Herzen abglitten. Nur ein Mädchen, die Tochter eines uns weitläufig verwandten Hauses, gewann ihm durch große Herzensgüte, noch mehr aber durch die sithlichen Bemühungen ihrer Familie, dieses Band zu knüpfen, und es vor der Welt als ein schon geknüpftcs erscheinen zu lassen, einige Aufmerksamkeit ab. Sie liebte ihn gewiß sehr und aufrichtig. — Sei es aber, daß das Bild seiner Verlorenen,

die durch ein imposantes und wirklich würdiges Äußere, bei einer kühlen und mehr verständigen als liebevollen Gemüthsart ganz das Widerspiel Theresen's (so hieß jenes Mädchen) gewesen war, ihm zu lebhaft vorschwebte; sei es, daß eben jene zu auffallenden Bemühungen der Familie ihm widersagten: genug, nachdem einige Monate zwischen Hoffen und Verzagen, Annähern und Entfernen hingegangen waren, entschloß sich mein Bruder, diese Verbindung, welche ihm kein Glück, wie er es forderte, zu versprechen schien, lieber muthig zu brechen, als sich in unbefriedigenden Verhältnissen eine Weile hinzuschleppen, das Mädchen immer tiefer in eine am Ende hoffnungslose Leidenschaft sich verwickeln zu lassen, und nach einem halben oder ganzen Jahre doch endlich zu dem Resultate zu kommen, das jetzt schon vor ihm lag, nämlich daß sie Beide nicht für einander paßten.

Mir that dieser Entschluß sehr weh. Ich war Theresen herzlich gut und hatte gehofft, an ihr eine liebevolle theilnehmende Verwandte zu erhalten. Auch sie empfand diesen Riß schmerzlich, sie hatte meinen Bruder innig geliebt, wie er es auch in jeder Rücksicht verdiente; denn er war unstreitig einer der vorzüglichsten Männer, die ich je gekannt, aber in seiner Phantasie, die nun einmal von dem Bilde seiner Verstorbenen erfüllt und beherrscht wurde, war Anstand und hohe Würde im Äußerlichen von dem Ideal eines vollkommenen Frauenzimmers untrennbar, und diese besaß The-

rese, bei vielen andern guten Eigenschaften, nicht. Es war ihr tröstend, daß wenigstens ich mich nicht von ihr entfernte; wir blieben einander gut, aber ich mußte es höchlich mißbilligen und widerrathen, als sie ein halbes Jahr darnach, vermuthlich aus *Dépit amoureux*, den dringenden Wünschen ihrer sekulirenden Verwandten nachgab und einen reichen, verständigen, aber unliebenswürdigen Mann heirathete, der um dreißig Jahre älter als sie war. Als ich auf die erhaltene Nachricht zu ihr eilte, um, so weit es möglich wäre, ihr von diesem Schritte abzurathen, fand ich sie mit jugendlich mädchenhaftem Vergnügen beschäftigt, an ihre Aussteuer zu denken und sich der neuen Equipage zu erfreuen, die ihr vorgeführt werden sollte. — Ich dachte:

the best repenting in a coach of six!

sagte ihr zwar redlich, was ich zu sagen nöthig fand, gab aber gleich jede Hoffnung auf, eine Verbindung zu hindern, welche von der ganzen Familie heftig gewünscht wurde, und die dennoch, wie ich es vorhergesehen, das arme Wesen in eine Kette von Schmerzen, Fehlritten und Unglück verwickelte.

Aber dieser Versuch, meinen Bruder zu einer zweiten Heirath zu vermögen, so ungünstig er ausgefallen war, blieb nicht der einzige. Indessen brachten uns diese Pläne doch auch manches Angenehme, indem wir dadurch mit mehreren Familien in nähere Beziehungen kamen, und überhaupt unser geselliger Kreis auch durch andere Mitglieder, die gerade nicht in jener Absicht un-

tere Bekanntschaft suchten, auf recht genügende Art vermehrt wurde.

Zu diesen muß ich vor Allen die Familie eines Majors Baron v. Richler rechnen, die aus seiner Frau und ihren beiden unverheiratheten Schwestern bestand. Der Major hatte während des Krieges in Heidelberg diese damals noch sehr hübsche, lebhafte und gebildete Frau geheirathet. Sie war ihm später nach Oesterreich gefolgt, und nach dem Tode ihrer kränklichen Mutter zogen auch die beiden jüngern Schwestern der verheiratheten nach. Da sie in derselben Vorstadt wie wir wohnten, lernten wir sie zu unserm großen Vergnügen im Kempelen'schen Hause kennen, wo mein Bruder sie zuerst sah und uns auf sie aufmerksam machte. Auch ein Herr Unger, ein zierlicher Dichter und recht gebildeter Mann, der in unserer Nachbarschaft lebte, schloß sich unserm Kreis an. Seine Frau, eine geborne Baronesse Karvinsky, war ihrer Entbindung nahe — sie bat mich, ihr Kind zur Taufe zu halten, ich that es gern; es war ein Mädchen, sie erhielt meinen Namen, und wurde die berühmte Sängerin Carolina Unger.

In dem Hause dieser Heidelbergerinnen machten wir bald die Bekanntschaft noch anderer sehr ausgezeichneten Personen vom Militärstande — und aus allen diesen ganz gewöhnlich begonnenen Verbindungen erwuchsen uns treue, lebenslängliche Freunde, die, so lange sie auf der Erde, oder wenigstens in unserer Nähe weil-

4

ten, verlässlich und unveränderlich an uns hingen, und mit welchen, in so fern sie noch leben, noch jetzt warme Bande gegenseitiger Achtung uns verbinden. Nebst jenen drei Schwestern muß ich vor Allen den damaligen Hauptmann Baron v. Rothkirch, jetzt Graf Rothkirch und Feldmarschall-Lieutenant, und das Haus des Obersten Baron v. Engelhart nennen. Seine Frau, eine der Verzüglichsten ihres Geschlechts, deren Schwester, und ihre beiden Brüder, alle Vier höchst ausgezeichnete Menschen, trugen sehr viel zur Annehmlichkeit unsers kleinen Kreises bei, und noch jetzt verbindet Achtung und gegenseitige Werthschätzung uns mit den noch lebenden, aber entfernten Gliedern dieser Familie, und macht uns ihr Wiedersehen, wenn es einmal unvermuthet Statt findet, zum frohen Feste. Ich ergreife gern diese Gelegenheit, um allen diesen hochgeachteten Freunden, die einen großen Theil meines Lebensweges mir verschönerten, noch jetzt nach mehr als dreißig Jahren, meinen Dank dafür abzustatten, und überhaupt jener schönen, an so manchen geistigen Genüssen reichen Periode ein kleines dankbares Denkmal zu errichten.

Unser Haus wurde bald der allgemeine Vereinigungspunkt dieses ganzen Kreises, da die andern Familien theils durch die Beschaffenheit ihrer kleinern Wohnungen, theils durch Kränklichkeiten eines oder des andern Mitgliedes, theils endlich durch eigenen Geschmack sich nicht dazu geneigt fanden, jeden Abend zu Hause zu bleiben und Gesellschaft bei sich zu empfan-

gen. Das war aber meine Mutter, sie, welche durch lange Jahre gewohnt gewesen war, jeden Abend in ihrem großen und ganz dazu geeigneten Appartement zahlreiche Gesellschaft sich versammeln zu sehen, und die es so ganz verstand, durch geist- und sinnvolle Unterhaltung, so wie durch Benützung kleiner gesellschaftlicher Talente in ihrer nächsten Umgebung, ihren Abendcirkeln einen lebhaften Reiz zu geben. Ein Paar Jahre her war durch Umstände und hauptsächlich durch unsere Umsiedlung in die Vorstadt diese Lebensweise unterbrochen worden, jetzt bot sich die Möglichkeit wieder dar, da wir Bekanntschaften in unserer Nähe geschlossen hatten, und nun ward das Haus der Frau von Greiner wieder der Mittelpunkt eines ziemlich zahlreichen gebildeten und freundschaftlichen Kreises. Wir jüngern Leute unterhielten uns mit gesellschaftlichen Spielen, mit Musik, welche manche in dem Kreise verstanden, wie denn z. B. mein Bruder sehr hübsch sang, die junge Kempelen und ich Klavier spielten, u. s. w. Wir arrangirten im Fasching Picnicks, wozu unsere großen hohen Zimmer passend waren, und machten im Sommer gemeinschaftliche Spaziergänge und Landpartien.

So ging das angenehme Leben ein Jahr oder zwei hin, als mein guter Bruder plötzlich von rheumatischen Schmerzen in der Seite befallen wurde, die er Anfangs wenig achtete und durch den Gebrauch der Badner Bäder zu heilen hoffte. Aber trotz der vorübergehenden Linderung, welche ihm diese Kur verschaffte, stellten

sich die Schmerzen wieder ein, und Gott weiß, welche sonderbare Ansicht seines damaligen Arztes, des berühmten Doktors Cleset, diesen veranlaßte, meinem Bruder zu rathen, alles warme Verhalten, welches er bisher beobachtet, fahren zu lassen, sich mit kaltem Wasser zu waschen u. s. w. Mein Bruder befolgte den Rath dieses sonst sehr erfahrenen Mannes, und nach einer scheinbaren Besserung von wenigen Tagen stellten sich die Schmerzen in der Hüfte heftiger als je ein. Sie waren so stark, daß mein Bruder das Bett hüten mußte, und wie ein Märterer litt. Von diesem Augenblicke an ging sein Übel mit Riesenschritten vorwärts. In der vielleicht sehr wohlgegründeten Meinung, daß Clesets Ansicht unrichtig gewesen, berief er nun andere Ärzte, und endlich, da Aller Kunst hier an einem unheilbar gewordenen Übel zu Schanden wurde, einen damals sehr jungen, aber seines Scharfblicks und seiner seltenen Kenntnisse wegen schon sehr ausgezeichneten Arzt, den Freiherrn v. Türkheim. Er war der Arzt einer unserer Freundinnen, die ihn meinem Bruder empfahl, ein Mann von seltenem Genie, von unbeflegbarer Liebe zu seiner Wissenschaft, der er sich, gegen den Willen seiner Familie, mit beispielloser Anstrengung und Aufopferung gewidmet hatte; außer seiner ärztlichen Laufbahn mit der Literatur und allen schönen Künsten vertraut und überdies Alles mit einem Herzen begabte, das warmen Theil an den Leidenden zu nehmen, und denen, welche es einmal seiner Achtung würdig ge-

funden, durchs ganze Leben unveränderlich treu zu bleiben fähig war. Türkheim übernahm, durch jene Freundin vermocht, meinen Bruder als seinen Patienten. Er kam an, verordnete; es besserte sich nichts; bald darauf erfuhr ich durch eine andere gemeinschaftliche Bekannte, gegen die er sich offen geäußert, daß er wenig oder gar keine Hoffnung hege, meinen Bruder wieder herzustellen. Ich erschrak aufs heftigste, indessen schien mir die Sache so unglaublich, daß eine Krankheit die höchstens ein schmerzhaftes chronisches Übel genannt werden kann, einem jungen Mann von dreißig Jahren, in aller Blüthe seiner Kraft und bei sonst ungeschwächtem Körper tödtlich werden sollte, daß ich mir meine Angst selbst mit allen Vernunftgründen ausredete, und die Äußerung des Arztes, den ich damals nur wenig kannte, für jenen gewöhnlichen Kunstgriff hielt, den Fall für bedenklicher auszugeben, als er wirklich war, um die Ehre der Kur zu vergrößern.

Täglich versammelte sich nun, so lange der Gesundheitszustand meines Bruders noch leidlich war, weil er es wünschte, und er in dem Umgang mit unserm gebildeten Freundeskreise seine einzige aber auch recht tiefgefühlte Freude fand, dieser Kreis in seinem geräumigen Zimmer. Wir schwägten, spielten Karte, andere kleine Gesellschaftsspiele, die sich sitzend und ruhig spielen ließen, lasen, kurz wir hätten diese Art von geselligem Leben sehr genussreich nennen können, wenn nicht die Leiden meines armen Bruders, welche sich mit jeder

Weche vermehrten, und einen immer erschreckenderen Charakter annahmen, mit vor Allen, aber auch den übrigen Freunden, welche warmen Rathel an ihm nahmen, diesen Genuß verbittert hätten. Bewundernswürdig war die Geduld, ja der Starkmuth, mit der er selbst, dieser treffliche und von so vielen Schmerzen gequälte Mann, diese Leiden ertrug. Mitten in den heftigsten Qualen, wenn seine Gesichtszüge den Schmerz, den er litt, aufs schrecklichste zeigten, blieb sein Geist ruhig, und unmittelbar nach einem solchen Sturm, dergleichen sich nur zu oft erneuerten, kehrten seine Nerven zu ihrer vorigen Ruhe, sein Geist zu derselben Fassung, ja Heiterkeit zurück, die uns in manchen Augenblicken vergessen machten, daß wir um das Lager eines gefährlich kranken Freundes versammelt waren.

Nie wird der 30. November im Jahre 1803 aus meinem Gedächtnisse schwinden. Es war der Namens- tag meines Mannes, und der gute Bruder wollte ihn, so gut er es vermochte, feiern. Aber gerade einen oder zwei Tage zuvor trat eine große Verschlimmerung in seinem Zustande ein. Ein Consilium wurde für nöthig erachtet. Sein Ausspruch lautete erschreckend für uns; nur der Kranke allein, obwohl völlig bekannt mit dem Inhalte desselben, blieb ganz ruhig. Die Ärzte hatten erklärt, das Uebel habe sich aufs Rückenmark geworfen. Mein Bruder sah dies als eine Krisis an, die entweder zur Genesung oder zum Tode, und somit in jedem

Fall zum Ende seiner schweren Leiden führen mußte, und zeigte sich gerade an diesem Tage in einer Ruhe, ja in einer Heiterkeit des Geistes, die uns Allen, welche nach dem Ausspruche der Ärzte nur an Einen von diesen zwei Ausgängen — nämlich an den traurigen glauben konnten, unendlich schmerzlich war, indem wir in diesem heldenmüthigen Betragen des Kranken einen neuen Beweis seiner edlen Denkart und seines kräftigen Geistes erkannten. Mit frommer Erhebung wünschte er meinem Manne zu seinem Festtage Glück, ermahnte uns Beide zu unseren gegenseitigen Pflichten, und sprach von der baldigen Wiedervereinigung mit seiner Marie, der er in dem Fall, daß er nicht genesen sollte, mit Freuden entgegenseh.

So verging dieser Tag in schmerzlicher und doch erhebender Stimmung; aber ihm folgten bald traurigere. Das Übel nahm zu, die Kräfte des Kranken schwanden sichtlich. Seine Geduld, seine Geistesruhe blieben dieselben, und selbst seine Heiterkeit zeigte sich manchmal, wenn an einem Tage, wo die Schmerzen nicht gar zu heftig waren, die Freunde sich um sein Bett sammelten, und lebhaftes Gespräche oder ein gesellschaftliches Spiel ihn zu zerstreuen fähig war. In den einsameren Stunden war ich, so viel es meine häuslichen Verrichtungen zuließen, bei ihm, ich las ihm Vieles vor, unter Andern auch Gibbons Geschichte vom Verfall des römischen Reiches. Allmächtig aber sanken seine Kräfte so sehr, daß er sich jenes Vergnü-

gen, die Gesellschaft bei sich zu sehen, versagen mußte, und nur Einzelne durften dann und wann ihn besuchen, oder wir spielten an seinem Bette ein Kartenspiel, und er dirigitte das meinige, da ich ohnedies jedes solche Spiel sehr schlecht spielte. Bald war er auch dieser armen Erholung nicht mehr fähig, und die Lectüre blieb seine einzige Zerstreuung. Gibbon interessirte ihn sehr, und mit einer bewundernswürdigen Aufmerksamkeit und Geistesruhe ließ er sich von mir die d'Anville'schen Landkarten der alten Welt vor sein Bette bringen, suchte die vorkommenden Orte auf denselben, zeigte sie mir, und ich mag wohl sagen, unterrichtete mich auf seinem Lodbette mit eben der Klarheit und Ruhe der Seele, mit welcher er früher bei jeder Gelegenheit gehandelt hatte.

Mich empörte indessen die Art, wie Gibbon sich über die christliche Religion in jenem übrigens berühmten Werke äußert, aufs Tiefste, und ich sammelte schon damals die Ideen, Ansichten und Beweggründe für das Christenthum im Gegensatz des Pötheismus, die ich später im *Naarhoekles* verarbeitete.

Es vergingen zwei und endlich drei Monate auf dieselbe stille und schmerzliche Art. Mit dunkler Gewisheit sahen wir, wenn wir Alles recht erwogen und die Aussprüche der Ärzte bedachten, dem Augenblicke entgegen, der dies achtungswürdige Leben endigen, und einem Geiste, welcher inmitten schmerzlicher Leiden alle seine Würde und Kraft bewiesen hatte, die Freiheit geben würde, sich zu seinem Schöpfer aufzuschwingen.

Mein Bruder hatte auch mit der Ruhe und Besonnenheit, als wenn es jemand Andern beträfe, alle Anordnungen für diesen Fall gemacht und mir übergeben. Ich wußte seine Andenken an seine Freunde, was ich jedem zu geben, zu senden hatte, die Anordnungen über sein Vermögen waren getroffen — ich zwar zu seiner Erbin ernannt; aber er hatte die Jugendfreunde, die er in beschränkten Verhältnissen wußte, so großmüthig bedacht, als es der Umfang seines Vermögens erlaubte, und gewiß auch Keines von seinen Dienstleuten vergessen, welches er einer Unterstützung oder auch nur eines Andenkenswerth hielt. Dennoch, so nahe mir die Vorstellung seines Verlustes dadurch in manchen Augenblicken gerückt wurde, war doch die Hoffnung, diese unermüdliche Gefährtin des Sterblichen, nie ganz in meinem Herzen zu vertilgen, und wenn wieder, wie öfters geschah, ein Paar bessere Tage eintraten, die Schmerzen ausblieben, und sein Geist sich mit besonderer Heiterkeit erhob, ja dann erhoben sich auch die Möglichkeiten, daß das Ubel von der unverdorrbenen Körperkraft des jungen Mannes dennoch besiegt werden, und eine wenn auch langsame Genesung eintreten könne, wieder in meiner Seele, sie wurden zu Wahrscheinlichkeiten, und ich glaubte an das Glück, den trefflichen Bruder zu behalten. Diese hellere Aussicht schloß sich indeß nach ein paar Tagen wieder, wie die Schmerzen und übrigen bösen Symptome wieder eintraten, die Hoffnung wurde aufgegeben, und dennoch abermals nach einiger Zeit

gefaßt, um neuerdings verloren zu werden, bis endlich mit dem Anfange des Märzmonates tägliche Fieber anfangen, und sogar mehr als Ein Paroxysmus in einem Tage eintrat. Nun ging es mit furchtbarer Schnelligkeit abwärts — sein Aussehen war auf eine Art verändert, daß, wer ihn lange Zeit nicht gesehen, ihn nur mit Mühe erkannt haben würde; mir aber schwebt dies Bild mit allen seinen Schmerzen und den Empfindungen, die es damals in mir erregt, mit allen Szenen, die dabei versielen, nach viel mehr als dreißig Jahren noch immer hell vor den Augen meines Geistes.

Am 17. März 1804, an einem Sonnabend, machte endlich der letzte Tod, wie der Römische Schriftsteller sagt:

Mors non ultima venit, quae rapit ultima mors est — nach einem siebenmonatlichen Leiden und langem Todeskampfe diesem edlen, nur mit Gutem beschäftigten Leben, ein Ende. Er fand die Ruhe, die er so lange schmerzlich entbehrt, und auch ich dachte nun, nach so manchen Anstrengungen, Sorgen und Kummer, doch wenigstens einiger Stille zu genießen, in der die aufgeregten Kräfte, die stürmisch bewegten Empfindungen zur Ruhe gelangen sollten. Aber der lange getragene und verhaltene Kummer meiner Mutter, der ihre Ansichten, sei es aus philosophischem Stolz oder einer andern Regung, nicht erlaubt hatten, die Erleichterung einer Klage oder einer freundschaftlichen Theilnahme zu suchen, hatte nun, nachdem der letzte Schlag gefallen war, auch sein Werk

in ihr vollendet. Am Tage, nachdem mein Bruder verschieden war, befiel auch sie ein Unwohlsein, welches sogleich in seinen ersten Symptomen viel Bedenkliches zeigte. Auch brach wirklich eine Lungenentzündung aus, die ihr Leben in Gefahr setzte, und mich nach einem erst so schmerzlichen Verlust in neue Angst und Bekümmerniß stürzte. Baron Türkheim wurde gerufen; denn uns Allen hatte der Tod meines Bruders nicht allein das Vertrauen auf ihn nicht benommen, sondern sein zweckmäßiges und theilnehmendes Betragen während dieser langen Zeit hatte unsere Achtung für ihn noch vermehrt. Er rechtfertigte dies Zutrauen vollkommen, da er sogleich erklärte, obwohl ich es, der gewöhnlichen Erfahrung gemäß, wünschte, daß der Kranken zur Ader gelassen werde, dies sei eine Krankheit, welche durch langen Kummer und Erschöpfung der Kraft erzeugt werden, und daher durchaus nicht wie eine gewöhnliche Entzündung zu behandeln. Trotz meiner Achtung für Türkheims Wissenschaft im Allgemeinen, vermochte ich doch meine Angst nicht ganz zu beschwichtigen; ich wollte ganz beruhigt seyn, und mit Türkheims Erlaubniß berief ich den Doktor Closer, der schon früher für wichtigere Fälle unsere Zuflucht gewesen war, und sein Ausspruch bestätigte vollkommen das Urtheil, welches Türkheim mit seinem Scharfblick, der ihn vor so vielen Ärzten auszeichnete, erkannt hatte. Er nannte die Krankheit eine nervöse Lungenentzündung, und fand bei der vorliegenden Ur-

sache derselben, und den hohen Jahren der Patientin, eine Aderlaß nicht nur nicht anwendbar, sondern schädlich.

Wirklich besserte sich meine Mutter zu meiner unbeschreiblichen Freude bald wieder, die Festigkeit der Krankheit brach sich an der zweckmäßigen Behandlung und ihrer trefflichen Constitution, und nach drei Wochen vermochte die mehr als sechzigjährige Frau bereits, von uns unterstützt, in ihren Garten zu gehen, wo denn der eben eintretende Frühling und die vereinte Bemühung aller unserer Freunde und Freundinnen, die sie fleißig besuchten, ihre Genesung, Erheiterung und Beruhigung nach und nach bewirkten.

Es war im Mai dieses Jahres 1804 ungefähr, als uns durch einen unserer sehr gebildeten Freunde, einen gewissen Herrn Röderl, der ein sehr geist- und kenntnißreicher Mann war, und, bei dem Revisionsamte angestellt, sich in Berührung mit den meisten Literatoren Wiens befand, der nachmalige Professor und Geschichtschreiber Schneller vorgestellt wurde. Damals war Schneller ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, hatte wohl noch nicht die Bedeutung und den Ruf, den ihm später seine Arbeiten wie seine Schicksale erwarben, aber er war auf jeden Fall eine interessante Erscheinung, und wurde bald einheimisch in unserm Kreise.

Etwa um diese Zeit oder vielleicht etwas früher trat hier in Wien ein junger Dichter mit einem Trauerspiele auf, das bei der ersten Erscheinung im Publikum die höchste Aufmerksamkeit erregte. Es war der *Regulus*, und der Ruf dieses Stückes sowohl als der Name seines Verfassers, des Herrn *Heinrich von Collin*, flog bald durch ganz Deutschland, erregte die schönsten Erwartungen, und in unserm Hause den lebhaften Wunsch, die Bekanntschaft desselben zu machen, da es ja von frühen Zeiten her bei uns zur Hausordnung gehörte, die ausgezeichneten Geister Wiens, oder auch des Auslandes, wenn sie sich hier befanden, um uns zu versammeln. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die Bemerkung beizufügen, daß, so merkwürdig solche Männer auch oft als Gelehrte oder Künstler in der Welt durch ihre Werke erscheinen, nur sehr wenige sich im nähern Umgange auch als Menschen achtungs- und lebenswürdig bewährten. Noch weniger lebenswürdig aber, mit sehr seltenen Ausnahmen, fand ich von jeher die weiblichen ausgezeichneten Geister, die *femmes supérieures*, wie Frau v. Stael sie nannte, und wich ihrer Annäherung immer gern aus, da sie mit als Frauen im Umgange fast nie zusagten.

Bei unserm *Collin* hingegen traf zu unserer großen Freude diese Bemerkung nicht ein. Ein anspruchsloses, einfacheres, herzlicheres Betragen läßt sich bei einem so ausgezeichneten Talente kaum denken, und mit dieser offenen Herzlichkeit verband sich ein gründ-

licher Verstand, eine ausgezeichnete Geschäftskennntniß (er war Beamter und damals Concipist oder Sekretär bei der Hofkammer) und hohe klassische Bildung. So warm und herzlich wir ihm entgegen kamen, eben so warm und herzlich wurde diese Empfindung von ihm erwidert, und ich darf es mit stolzem Gefühle sagen, der edle Collin, der in so vieler Hinsicht über seine Mitbürger hervorragte, war unser Aller warmer, treuer Freund geworden, der meine Mutter, meinen Mann und mich herzlich achtete, und selbst meine Tochter, damals ein Kind von 8 — 9 Jahren, mit gütiger Zuneigung und oft — denn er hatte nicht die Freude Vater zu seyn — mit einer Art von liebevoller Wehmuth betrachtete.

Häschka lebte damals noch, und Collin, eben so wie der früher genannte Baron v. Hormayr, schlossen sich mit Achtung an den gelehrten und viel erfahrenen alten Herrn, der seinerseits gern jedes junge Talent aufmunterte und mit Rath und That zu unterstützen liebte. Damals bildete sich gar ein schönes geistiges Leben um uns. Collin, Hormayr, Häschka, Köderl, Schneller und noch einige andere Schriftstellernde Herren besuchten fleißig unser Haus, in welchem sich jeden Abend auch jene gebildeten Frauen mit ihren Familien einfanden, deren ich früher erwähnt. Gemeinschaftliche Lektüre der besten eben damals erscheinenden Stücke von Göthe, Schiller, Werner u. s. w. mit ausgetheilten Rollen, Musik, gesellschaftliche Spiele, im Ja-

sching auch wohl zuweilen ein Tänzchen, das bei uns oder einer unserer Freundinnen Statt hatte, füllten unsere Abende aufs angenehmste aus. Vor Allem aber war uns eine Art geistiger Unterhaltung, die wir freilich nur selten genossen, vielleicht mitunter schon deswegen, ungemein werth. Es waren die eben damals in Schwung kommenden Deklamationen, das gesteigerte und mit eigentlich theatralischer Betonung belebte Hersagen schöner oder bedeutender Gedichte. Collin und Hornmayr waren es, die uns diesen Genuß kennen lehrten und verschafften, indem sie manchmal einen Abend bestimmten, wo sich unser ganzer kleiner Cirkel bei uns versammelte, und die beiden Herren nun abwechselnd die vorzüglichsten Produkte unserer vaterländischen Schriftsteller mit meisterhaftem Ausdrucke vortrugen.

Es war ein wunderschöner Sommerabend im August 1804, als eines Abends Schneller einen jungen Dichter, Herrn Carl Streckfuß, auf dessen Bekanntschaft uns einige in Almanachen und Journalen erschienene höchst liebliche Gedichte begierig gemacht hatten, bei uns einführte. Carl Streckfuß, jetzt Preussischer Oberregierungsrath, Ordensritter, Lehrer und Freund des Kronprinzen, Übersetzer des Ariost und Dante, war damals ein schlanker, hochgewachsener Jüngling von 24 — 25 Jahren, mit blondem Ringelhaar und blauen Augen, Hofmeister in einem Banquierhause hier

in Wien — eine für uns Alle erwünschte angenehme Erscheinung; aber in der Welt noch kaum durch einige Klänge seiner Leier bekannt. Unserm Kreise wurde er es bald, wurde es auf der Stelle möchte ich sagen; denn er gehörte zu den wenigen Menschen (Körner war eben so), die uns beim ersten Blick wie befreundet ansprechen — jede Spur der Fremdheit abstreifen, und uns das Bewußtsein geben, als sprächen wir mit einem alten Bekannten. Vielleicht ist es auch so. — Wer kennt die Geheimnisse der Geisterwelt und die Bedingungen einer vielleicht frühern Existenz unserer Seele, in welcher sie sich an andere Seelen anzuschließen Gelegenheit hatte? Genug, Streckfuß ward sogleich einer der Unserigen. Unter dem Schatten unserer hohen Lindenbäume, durch die die Abendsonne schimmerte, sagte er uns auf unsere Bitten einige seiner Gedichte, namentlich die Harmonieen her, und wirklich waren diese Verse Harmonieen — und harmonisch fühlten alle Freundinnen und Freunde, die zugegen waren, sich dem Sänger verbunden. Was der erste Abend verheißend hatte, hielt die Folge. Streckfuß wußte durch seine anziehende Persönlichkeit wie durch einen gebildeten Verstand und ein würdiges höchst rechtliches Betragen, Aller Achtung und Zuneigung zu erwerben, und er wurde bald meiner Mutter so werth wie meinem kleinen Mädchen, das mit kindlicher Wärme an ihm hing und das er sein Bräutchen nannte.

Es ist natürlich, daß der stete Umgang mit Männern wie Collin, Hermann, Schneller, Köderl, Streckfuß, Reichkirch und Andern auf mein Gemüth erregend und erhebend wirken mußte. Ich hatte früher bereits einige Idyllen geschrieben. Haschka, dem ich so Vieles verdanke, was meine literarische Ausbildung vervollkommnete, und bei dem ich mich über meine Arbeiten gern Rath's erholte, hatte mir, mit sehr triftigen Gründen, vorgeschlagen, den Stoff zu einigen Idyllen aus der Bibel, das heißt aus der Zeit der Patriarchen zu nehmen, deren Lebensweise den eigentlichen Forderungen der Idylle, wie Haschka meinte, vollkommen entspräche, indem sie ein ländliches und in seiner Ausbildung einfaches Leben mit Wohlstand und Sorglosigkeit verbunden, darstelle, gleichweit von städtischer Verfeinerung und häuslicher Nothheit entfernt, und durch religiöse Gesinnung und innigen Verkehr mit Gott, dem Gemälde einen eigenen anziehenden Charakter gebe. Mir leuchtete diese Behauptung sehr ein, denn fremde Empfindungen und Schilderungen hatten mir von jeher zugesagt. Ich hatte zufällig damals Jahn's biblische Archäologie bekommen; diese studierte ich, verschaffte mir eine Luther'sche Bibel, der kräftigen Diction wegen, und wählte mir nun einige Stücke, die mir zu solcher Bearbeitung am dienlichsten schienen. Vor Allem nahm ich mir vor, das Buch Ruth auf diese Weise zu behandeln; dann sollten Stücke aus Abrahams Leben kommen, und recht

mit Fuß überdachte und durchsann ich diese Gegenstände.

Eines Abends, als wir Alle wie gewöhnlich beisammen waren, und Literatur und Poesie auch wie gewöhnlich den Gegenstand unserer Gespräche ausmachten, äußerte Streckfuß, daß er gekonnen sei, das Buch *Nuth* als Idylle oder kleines erzählendes Gedicht zu behandeln. Das klang mir sehr unangenehm; aber ich schwieg, und vertraute nur meinem Manne, als wir allein waren, meinen Verdruß, weil ich nun glaubte, meinen Versuch aufgeben zu müssen, denselben Stoff zu bearbeiten, wie ich mir früher vorgesetzt. Aber Pichler war nicht dieser Meinung, er brachte diese Ansicht eines andern Tages in unserm Kreise vor, und Haschka, Schneller, ja Streckfuß selbst munterten mich auf, meinen früher gefassten Plan nicht aufzugeben, und die *Nuth* doch zu bearbeiten, wenn gleich ein anderer Kämpfer sich in derselben Bahn einfanden sollte. So ward denn beschlossen, daß wir Beide — Carl Streckfuß und Caroline Pichler — um dieselbe Palme laufen und unsern vorläufigen Wettstreit in herzlichster Freundschaft beginnen sollten. Nun gab das recht köstliche Abende alle Sonntage, wenn wir Jedes, was wir in dieser Woche gearbeitet hatten, verlasen; es versteht sich, daß der, der weiter gediehen war, und das war gewöhnlich Streckfuß, nicht weiter las, als der Andere, meist ich, gekommen war. Zersam und für den kleinen Kreis, der an uns Beiden lebhaften Antheil nahm, anziehend waren dann

die Beobachtungen, wie der selbe Stoff unter zweierlei Bearbeitung etwas so ganz Verschiedenes wurde, so daß die Ruth von Streckfuß, in Wendung der Fabel, in Ceforit, Schilderung der Charaktere, Haltung des Tons u. s. w. sich ganz anders gestaltete, als die meinige. Fast möchte ich nach der jetzigen Classification der poetischen Produkte sagen, Streckfuß's Ruth war romantisch, die meinige classisch. Auf ihn hatte die damals beginnende Zeitrichtung als auf einen noch sehr jungen Mann mehr gewirkt, so wie denn seine ganze Poesie damals mehr musikalisch als rhetorisch war, und ihm die Sonette ganz vorzüglich gelangen. Auf mich, die Ältere, hatte die neue Gestalt der Dinge weniger Einfluß gehabt, und durch eigentlich classische Literatur gebildet, mit den Werken römischer und griechischer Schriftsteller (den Erstern in der Ursprache) wohl bekannt, hatte mein Gedicht mehr einen antiken Ton und einen Anklang Homerischer Art angenommen. Das sah ich wohl, daß auf die Damen unseres Kreises die Streckfuß'sche Bearbeitung mehr Eindruck machte, wie ihnen denn überhaupt die damals moderne Poesie zusagte, und Einiges mochte wohl des jungen hübschen Dichters Persönlichkeit beitragen. Doch gönnte ich dem Freunde gern diesen Vorzug, und war — gewiß nicht mit Unrecht, überzeugt, wie es auch der Erfolg bewiesen hat, daß auch meine Bearbeitung ihren Werth habe.

So verging der Winter höchst angenehm und auch

Tanz, Musik und andere gesellschaftliche Freuden kamen wieder an die Reihe, es war eine liebliche Zeit!

Im Frühling verließ uns Schneller, der eine Professur in Linz erhielt; dafür aber hatte Streckfuß, der seine Hofmeisterstelle aufgegeben, meine Mutter ersucht, ihm eine hübsche, aber von uns nicht gebrauchte Stube, das Zimmer meines seligen Bruders, das wir nicht benützten und selten und ungern betraten, zur Miete zu überlassen. Meine Mutter willigte mit Freuden ein. Sie hätte es ihm am liebsten unentgeltlich überlassen; aber dies nahm Streckfuß natürlich nicht an, und so wurde er denn unser lieber Hausgenosse, und jeden Abend (den Tag über ging er seinen Geschäften oder Arbeiten nach) nebst Carl Kurländer, der auch bei uns wohnte, unser Gast bei dem mäßigen Zeuer.

Nachträglich muß ich noch erzählen, was der Jaden der Geschichte im Sommer 1804 mich überspringen machte, daß ein Zufall, ich weiß nicht welcher, mitunter aber waren es auch Streckfuß's lebendige Schilderungen schöner Gebirgsgegenden, die er uns mündlich mittheilte, in Pichler und mir den Verlaß weckte, eine Gebirgsreise, und zwar nach Maria Zell zu machen. Pichler hatte in ähnlichen Geschäften schon öfters die Gebirgsgegenden in Oesterreich ab und unter der Enns durchstreift. Er kannte die Wege, die Gegenden, die Distanzen genau, und so wurde denn beschlossen, daß wir uns auf den Weg machen und Maria Zell besuchen sollten, das, wie Pichler sagte, in einer sehr mäßigen

Entfernung von anderthalb Tagen, bei trefflichen Straßen und bequemer Unterkunft, große Schönheiten darbierte.

Nachdem wir uns hierzu entschlossen, nahm sich mein Mann vor, noch einen Zweck mit dieser Reise zu vereinigen und eine ihm sehr theure Schwester, die nur eine Tagereise noch weiter als Maria Zell in Steiermark lebte, zu besuchen. Auch dieser Vorschlag ward gern angenommen; meine Mutter, obwohl damals schon hoch in Jahren, erklärte, uns gern begleiten zu wollen, und so brachen wir denn an einem sehr schönen Ausgustage im Sommer 1804, nebst unserm damals sehr kleinen Vottchen, auf, und fuhrten über Nödling und Heiligenkreuz die etwas unbequemere, aber nach Pichler's richtiger Ansicht viel schönere Wallfahrtsstraße bis Lilienfeld.

Nur in meiner Kindheit, beinahe dreißig Jahre früher, hatte ich mit meinen Ältern dieselbe Reise, aber über St. Pölten gemacht, und außer den Leuchtkäserchen, welche auf dem Annaberg, den wir damals Abends erreichten, zu beiden Seiten der Straße in den Gebäuschen schimmerten, so, daß es mich bedünkte, als sei der gestirnte Himmel hier auf die Erde gesunken, hatte ich von jener ersten Fahrt kaum eine Erinnerung behalten. Daher war mir jetzt Alles neu und Alles wunderschön, und auch die Leuchtwürmchen fanden sich wieder ein und strickten das Ufer der Traisen, die uns hier rauschend durch die nächtliche Dunkelheit entgegenströmte, mit hellen grünlichen Funken. Wir fuhrten das Tust, das

in großen dunkeln Massen in der Nacht halb sichtbar da lag, verüber und in dem sogenannten Zieg-Wirthe-hause, das eine Viertelskunde aufwärts vom Zist am Ufer des Flusses lag. Freundliche Menschen, reinliche Zimmer und Betten, eine einfache aber schmackhafte Abendkost fanden wir hier, und blieben, weil es uns hier so wohl gefiel, auch noch den folgenden Tag, gingen in der Gegend spazieren, weideten uns an dem satten Grün der Wiesen und Wälder, an den tausend Blumen, die hinter jedem Baum hervoraufrachten, und tranken Abends im Schimmer der sinkenden Sonne im Garten des Wirthes, an dem die Traisen hinab-räuscht, einen deliciösen Kaffee — lauter Genüsse, die ich in der Stadt entbehren mußte und die ich allen Freuden des glänzenden Palles oder der reichschmeckenden Mahlzeiten in den elegantesten Zimmern vorzog. Mir war köstlich wohl zwischen diesen Bergen, an diesem hellen wilden Waldwasser, unter diesen einfachen Menschen und den Einwirkungen der großen freien Natur, die ich recht mit Lust in mein Innerstes dringen ließ.

Am andern Morgen fuhren wir dem Laufe der Traisen entgegen, tiefer in die immer höher steigenden Berge hinein. Ein wunderschöner Weg, der bald an den Seiten der Berge hoch über dem unter Fichten und Tannen dahin rauschenden Wasser fuhrte, bald sich durch enge wilde Thäler schlängelte, zwischen deren himmelanstrebenden Felsenwänden nur für diesen Weg und

den Zerem daneben Raum war; jetzt sich durch eine schöne grüne Gegend zog, wo die zurückweichenden Berge einen freundlichen Thalgrund mit ländlichen Hütten besetzt, einschlossen, und dann wieder an rauchenden Öfen und poehenden Hämmern und weißbeschäumten Wehren vorbeiging, wo das Eisen, welches diese Berge enthalten, zu allerlei dem Leben unentbehrlichen Geräthschaften verarbeitet wird.

So gelangten wir nach dem freundlichen Tirniz, wo den Wallfahrtern sogleich Frauen und Männer mit großen Körben voll niedlich aus verschiedenem Holze gedrehter Kleinigkeiten, Heiligenbilder und Rosenkränze entgegen kommen. Während die Pferde getränkt werden, kauft man allerlei solcher Spielsachen, Bilder u. s. w. und dann geht es wieder weiter durch eben solche Thäler, bis dahin, wo der Annaberg mit seinem ganzen mächtigen Umfang alles Weiterkommen, ausgenommen über seinen Rücken, versperrt. — Retroggen blakten wir hinan — da zeigten sich, halb im Lannenschatten versteckt, ein Kirchlein und ein paar Häuser auf dem Gipfel des Berges, und dahin richtete sich nun unser Weg, nachdem wir den Wagen verlassen hatten, von dem man unsere Pferde ausgespannt und andere, die schon zu diesem Vehuf stäts hier warten, vorgelegt hatte. Nicht ohne Zerge dachte ich an die Verschwerlichkeit, jetzt in der Mittagsstunde (es war elf Uhr) den nicht unbedeutenden Berg hinaanzuklimmen. Es ging viel besser al. ich gedacht. Bald nahmen uns

Waldesschatten auf, bald ruhten wir an einem kühlen Quell, und jeder Blick zurück auf die besonnten Saatsfelder, in denen ein frisches Lüfchen wühlte, das auch unsere erhigten Wangen kühlte, jedes Einathmen der reinen Bergluft bei kurzem Zittersehn, erquickte uns so sehr, daß wir nach einer guten Stunde zwar erhigt, aber durchaus nicht ermüdet, gerade unter dem heimlich klingenden Mittagsgelaute auf den kleinen Platz vor der Kirche traten, wo der Brunnen mit einem quellenden Wasser plätschert und ein einfaches aber reinliches Wirthshaus uns und unsern Thieren Erholung und Labung verheißt.

Zeit jenem Male haben wir in den folgenden Jahren diesen Weg noch öfters gemacht, und einmal kam mir der Wunsch, oder vielmehr meine Kleine bat darum, mit ein Pferd mit jenem bequemen Sattel, der wie ein kleines Bänkchen gestaltet, eigens für wallfahrtende Frauen bestimmt ist, zu mieten, und so den Berg hinauf zu reiten. Die Kleine hatte ich auf dem Schooß, und Pächler, der nicht reiten wollte, folgte zu Fuß. Da kamen einige junge wohlgekleidete Männer in bequemer Auswandereranzug, ihre Röcke an Stöcken über den Schultern tragend, den Berg herab, uns entgegen. Sie betrachteten uns und lachend riefen sie mir zu: „Grüß dich Gott, Maria!“ und wirklich mochte der Anblick einer jungen Frau mit einem Kinde auf dem Schooß, auf einem Thier, das durch seine Haltung dem Esel vielleicht mehr als einem Pferde gleich, und dem ein Mann, der Vater und Gatte, zu Fuß folgte — wohl

die Vorstellung einer Flucht nach Ägypten in den Wanderern erregt haben.

Einen hohen Berg hat man erstiegen, aber so wie man zu dem Brunnen hintritt, erhebt sich vor dem erstaunten Blick ein noch viel höherer Kiefe, der mächtige Orscher, der uns hier mit seiner seitwärts, wie an einer Männernachtmüße, geneigten Spitze gegenüber steht. Nun ist man recht in der Gebirgswelt darin, und immer folgen schönere Naturscenen.

Wir überstiegen nun auch den Joachims- und Josefshsberg; denn alle Bergspitzen tragen hier Namen aus der heiligen Zivvenschaft, und der letzte ist der höchste und schönste. Auf jedem Gipfel dieser Berge stehen Kapellen, und überall knien betende Wallfahrter und werden Heiligenbilder u. dgl. zum Verkauf ausgebaut.

Auf der Spitze des Josefshsberges findet man seine Kutsche und Pferde wieder, die Vorspann wird zurückgesandt, und nun geht es über noch zwei aber minder hohe Berge nach Maria Zell.

Durch Waldesschatten, an raschen Bächen, in engen Thälern, neben Eisenwerken führt auch dieser Theil des Weges hin, bis sich plötzlich das weite Thal öffnet, in welchem der Wallfahrtsort liegt.

Jetzt, nach dem großen Brande, der vor mehreren Jahren den ganzen Ort in Asche legte, soll Alles ganz anders seyn; aber wie mich manche Reisende versichern, zwar stattlicher und moderner, doch bei weitem nicht mehr so heimlich und ansprechend als ehemals

aussehen. Ich bin seit 16, 17 Jahren ungefähr nicht mehr dort gewesen, und schildere also bloß, wie ich es damals gefunden und empfunden.

Aus engen Wegen, die durch Waldesdunkel und Felsen führen, kommt man heraus — und nun liegt ein weites freundliches Thal vor uns, ringsumher von begrünten Bergen umschirmt, mit einzelnen Wohnungen besetzt, die hier und dort aus Büschen hervorschauen, und im Hintergrunde glänzt uns auf der halben Höhe des Berges die Wallfahrtskirche, das Ziel unserer Wanderung, im Abendschein, der an den Thürmen spielt, entgegen. Kann das nicht recht zum Bild der ganzen Reise dienen? Mühsam windet sich der Pilger, der Wüsthülle seiner geistigen oder körperlichen Schmerzen am Gnadenorte sucht, durch die engen Wege und beschwerlichen Berge, wie durch die Leiden, welche ihm Gott auferlegte, hindurch. — Der letzte Theil der Reise ist der beschwerlichste, so wie fortwährende Leiden dem Ermüdeten immer drückender werden. Aber nun hat er den Gnadenort erreicht, nun weichen die einengenden Wälder und Felsen zurück, nun ebnet sich der Pfad, der vorher mühevoll über Berge führte, Heiterkeit im weit offenen Thalgrund und Ruhe im Goldschimmer des Abends empfängt ihn, und der helle Schein glänzt von der Kirche her, woher er eben seinen Trost oder seine Heilung zu hoffen hat.

Das waren die Empfindungen und Betrachtungen, die sich in mir regten, während wir auf gutgebahnter

Straße in den reinlichen freundlichen Marktplätzen hineinfuhren, und an einem der vielen guten und mitunter stattlichen Wirthshäuser stille hielten. Während dessen war die Sonne längst hinab hinter die hohen Berge (es war in der ersten Hälfte des August, wo sie nach 7 Uhr unterzugehen pflegt), die Dämmerung lagerte bereits über den fernern tiefern Thälern, nur die Thürme der hochgelegenen Kirche saßen noch die letzten Strahlen, und als jetzt das Abendgeläute von ihnen herab zu erklingen begann, um die ganze, nach den Lasten des Tages in Stille und Frieden daliegende Gegend zum Gebet aufzufordern, da drängte es auch uns, in die stille einsame Kirche einzutreten, die übrigens, meinem Geschmack nach, gar nichts Schönes und Erhebendes in ihrem Außern hat, und wo bloß der kleine mittlere Thurm und ein altes Schnitzwerk über der ebenfalls alten laubenähnlichen Pforte, an jene längstverflossene Zeit erinnert, wo die beiden Fürsten Ludwig, König in Ungarn und Heinrich, Markgraf von Mähren, deren Statuen am Eingang der Kirche stehen, den Gnadenort entdeckten und begründeten. Desto überraschender und ergreifender wirkte das Innere der Kirche auf mich. Es war bereits dunkel in dem hohen geräumigen Gewölbe — nur wenige Väter knieten hier und da auf den Bänken oder lagen ausgestreckt auf der Erde. Aber tiefer darin, dort, wo mitten in der großen Kirche die kleine Felsenkapelle und in ihr das Bildniß der heiligen Jungfrau steht — dort strömte ein heller Lichtganz aus

und wir folgten dem Schimmer, der uns anzog und leitete. Er kam von diesem Bild oder eigentlich von dem hellerleuchteten Altar, dessen Lichter und Lampen sich in dem Glanz des Goldes und Silbers, der ihn schmückte, noch verdoppelten, und um die Kapelle her standen Engelgestalten aus Silber geformt auf hohen Fußstücken, deren jede eine Lampe trug und ihr Licht mit den blendenderen in der Kapelle vereinigten. So strömte also aller Glanz, alle Herrlichkeit gleichsam von der Hochgebenedeiten aus, und unwillkürlich ergriff ein erhebendes andächtiges Gefühl jedes Herz, das sich hier dem Heiligthum nahte.

Ich habe später die Empfindungen, welche auf dieser ganzen Reise und in der Kirche selbst mein Herz beschäftigten, in der *Romanze: Maria Zell*, welche der Legende gemäß den Ursprung des Gotteshauses erzählt, beschrieben.

Von Zell fuhren wir dann noch weiter in die Steiermark hinein, einen reizenden Weg durch's Mürz- und Murthal bis Leoben, wo eine Schwester meines Mannes mit ihrem Gatten, dem Konsistorialkanzler des Bisthums, und einer blühenden recht lebenswürdigen Tochter von 17—18 Jahren lebte. Auf's Liebevollste empfangen, brachten wir ein paar Tage dort zu und gewannen diese Nächte so lieb, daß wir beschloßen, die Ältern zu bitten, sie uns für einige Zeit nach Wien zu geben, was denn auch im nächsten Winter geschah, und

sehr zu der Annehmlichkeit unsers häuslichen und geselligen Lebens beitrug.

Der Winter von 1804 auf 1805 war auf die oben geschilderte Weise dahin gegangen. Im nächstfolgenden Sommer führten wir, ebenfalls über Maria Zell, das uns so sehr angezogen hatte, die gute Nichte, unsere liebe Charlotte (denn in unserm Hause regierte dieser Name vor Allen, und nebst meiner Mutter, Nichte, Tochter, hießen ich, Streckfuß und Kurländer, folglich alle Glieder des Hauses, Pichler allein ausgenommen, nach Einem Namen) wieder zu ihren Ältern zurück, nachdem sie beinahe ein Jahr mit uns gelebt hatte und uns Allen lieb geworden war. Nun sind nicht allein ihre beiden Ältern, sondern auch sie bereits lange todt, und nur in unsern Erinnerungen leben ihre Bilder noch.

Der Herbst von 1805 fing an sich wieder ernst und furchtbar zu gestalten. Der Krieg war auf's Neue ausgebrochen. Große Zurüstungen wurden gemacht, aber, was man allgemein gehofft und gewünscht hatte, geschah nicht. Dem Erzherzog Carl wurde das Kommando nicht übergeben, sondern dem General Mack, der freilich in frühern Feldzügen sich als einen verdienstvollen Feldherrn bewiesen, dennoch aber in dem italienischen Kriege und bei der Annäherung der Feinde im Jahre 1797, wo er zur Vertheidigung von Wien gerathen hatte, der Welt Ursache zu gerechtem Mißtrauen, nicht sowohl in seine Kenntnisse oder seine Bravour, als eigentlich in die Klarheit und Unbefangtheit seines Gei-

stet, gegeben hatte. Denn seine heftigen Nerven- und Kopfleiden erregten nicht ohne Grund die Muthmaßung, daß seiner Ansicht oder seinem Urtheil nicht allemal unbedingt zu vertrauen sei, und der Erfolg hat diese ängstliche Besorgniß nur zu sehr bestätigt.

Ein abscheuliches Herbstwetter, mit Kälte, Nebel und unaufhörlichem Regen, der den ausmarschirenden Truppen unendlich beschwerlich fiel, war schon das erste ungünstige Vorzeichen kommender Unglücksfälle. Des (damaligen) Churfürsten von Baiern Widerspruch, der unsern Truppen, dem Heere seines Kaisers, den Durchzug durch sein Land weigerte, unter dem Vorwand, daß sein Churprinz (der jetzige König) sich in der Macht der Franzosen, und folglich, wenn des Vaters Theilnahme an den Feindseligkeiten ihnen mißfiel, in Gefahr befände, war der zweite Schlag, und mit ängstlich besorgtem Gemüthe blickte man einer Zukunft und der Entscheidung eines Feldzuges entgegen, welcher schon unter so ungünstigen Umständen begann.

Napoleon hatte indessen schnell das Lager bei Boulogne aufgehoben, und seine Armee marschirte mit Sturmeseile nach Deutschland. Es fand die Affaire bei Ulm statt, Mack ergab sich mit der ganzen Armee, das Cavalleriecorps ausgenommen, mit welchem sich der Erzherzog Ferdinand mitten durch die französische Armee durchschlug, und nun war das Unglück des Feldzugs und Oesterreichs entschieden. Die Reste unserer Armee, die noch nicht ganz hinausgelangt waren, zogen sich mit der

größten Schnelligkeit zurück, verfolgt von dem siegreichen, ungestüm nachsetzenden Feind; denn was unsere Armee gethan hatte, um Baierns späterklärte Neutralität zu respektiren, thaten die Preußen nicht, oder Napoleon achtete nicht darauf, und so durchzog seine Armee das Anspachische Gebiet und drang bis nach Osterreich, bis Krems, wo der wackere General Schmidt ihnen noch mit der letzten Kraft tapfern Widerstand leistete und seinen Heldenmuth mit seinem Tode besiegelte.

Mit Angst, mit bangem Zweifel und peiniglicher Erwartung sah die Bevölkerung der Hauptstadt der Annäherung der Feinde entgegen. Wieder wie 1797 wogten die Gemüther im Sturme der Empfindungen auf und ab. — Dableiben oder Flüchten? nach Böhmen oder Ungarn? auf wie lange? mit welchen Mitteln? welche Vorkehrungen hier zu treffen? Vergraben der Habeeligkeiten? Absendung des Kostbarsten nach Ungarn? das waren die ängstlichen Fragen und Zweifel, welche sich der meisten Geister mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigt hatten, und sie wie auf empörten Wegen herum und oft gerade zum Widersinnigsten trieben, das sie dann mit Hast ergriffen und zu ihrem Schaden durchsetzten.

Von Tag zu Tage, ja von Stunde zu Stunde liefen beunruhigende Nachrichten ein, und im steten Hin- und Herschwanken zwischen Gehen und Bleiben und allen oft widersprechenden Maßregeln, die man zu treffen

dachte, vergingen einige höchst bange Tage. Wir theilten indeß diese große Unruhe nicht ganz, durch Erfahrungen Anderer, besonders sogenannter Reichsglieder, belehrt, und durch eigene Überlegung, hatten meine Mutter und wir bald die Überzeugung gewonnen, daß, selbst bei einer wirklichen Invasion des Feindes, da zu bleiben, wo unsere Häuser, unser ganzes Hab und Gut gelogen ist, gewiß das sicherste und räthlichste sei. Wir hatten also unsern Entschluß gefaßt und ließen nun mit Ergebung in den Willen der Vorsicht, über uns kommen, was kommen sollte, fest überzeugt, wie es denn auch der Erfolg bewies, daß Jene, welche sich von Wien entfernten, ohne durch ihre Dienst- oder andere Verhältnisse dazu bestimmt zu seyn, gewiß ein schlimmeres Loos erwählt hatten.

Es wurden also einige Vorräthe angeschafft, mit Möbeln und Zimmern die nöthige Einrichtung getroffen, um die ungebetenen Gäste aufzunehmen und bewirtheten zu können, und so vernahmen wir nach und nach mit Bangigkeit, aber ohne eigentlichen Schrecken, wie das gefürchtete Ungethüm des feindlichen Heeres sich uns immer näher wälzte. An eine Vertheidigung der Stadt wurde damals nicht gedacht, und nur der Übergang über die Donau sollte durch Abtrennen der Brücken dem Feinde erschwert werden; dazu war, durch Anhäufung brennbaren Stoffes auf denselben, alle Anstalt getroffen worden, und Fürst Auersperg war mit Vollziehung dieser Maßregel beauftragt. Der Hof und

die Diskasterien hatten die Stadt bereits verlassen und sich nach Ungarn begeben. Es lagen nur wenige Truppen mehr in Wien, und diese wenigen waren mit jeder Minute des Befehls zum Aufbruch gewärtig. Die Familie Richter lebte seit einiger Zeit in der Kaserne der Alservorstadt, nicht weit von uns, wo der Major das vierte Bataillon organisirte. Da aber, so wie dies den Befehl zum Ausmarsch erhalten würde, die Frauen keinen Augenblick länger in der Kaserne hätten bleiben können, welche sogleich von den feindlichen Truppen besetzt werden mußte, hatten diese sich eine Wohnung in der Nähe gemiethet und nach und nach alle Möbel, bis auf die allerunentbehrlichsten, dorthin bringen lassen. Sie selbst aber wollten den Gemahl und Schwager in diesem verhängnisvollen Momente nicht verlassen, und wir Übrigen wünschten denn auch die Abende in dem gewohnten Kreise zuzubringen, und in so kritischen Tagen, wo Jedes sich nach Mittheilung und Freundestrost sehn, des Umgangs der werthen Freunde nicht zu entbehren. Da also Richter die Kaserne nicht verließen, so brachten wir die Abende, auf Koffern und Packkörben sitzend, oder auf einigen Stühlen, die jede Familie sich von ihren Bedienten nachtragen ließ, bei ihnen zu, und gerade dies Zigeunerartige, Seltsame unseres Beisammenseins würzte die Abendunterhaltungen.

Damals auch trat Herr von Weingarten, der sich späterhin in unsern geselligen Kreisen und in der literarischen Welt bekannt machte, zu uns.

zischen Welt als ein zierlicher Dichter zeigte, mancherlei Aufmerksamkeit erregte, und vor ein paar Jahren als Major in einem traurigen Zustande starb, als ein Jüngling von 17—18 Jahren in's Militär, und zwar in dem vierten Bataillon des Baron Richler ein, und Niemand von uns ahnete die Auszeichnungen, die ihm einst von geistreichen Damen werden sollten.

Indessen waren die Feinde der Stadt ganz nahe gekommen. Die Truppen erhielten Befehl, schleunig auszumarschiren — der Augenblick der Trennung war da — das Bataillon und Alles, was sonst noch von Militär in Wien lag, eilte über die Brücken hinüber auf's andere Ufer; dem anrückenden Kaiser der Franzosen wurde eine Deputation des Magistrates und der Bürgerschaft entgegengeschickt (ich glaube bis Sieghartskirchen) und ihm die Schlüssel der Stadt und diese selbst seinem Schutze übergeben. Am 14. November, dem Vorabende des Schutzheiligen unsers Landes, rückten — ein bitteres Zusammentreffen! — die Feinde in die Stadt ein und eilten sogleich durch und um dieselbe an den Strom.

Hier, glaubte man allgemein, würden sie durch die Vernichtung der Brücken sich aufgehalten finden, und dieses Hinderniß, indem es ihren Zorn reizte, könnte vielleicht stürmische Ausbrüche wenigstens in jenen Theilen der Vorstädte veranlassen, welche der Donau zunächst lagen. — Ach! es lief Alles ganz und gar anders und sehr friedlich ab, denn die Brücke blieb ste-

hen! Ein Faktum, das man schwer begreifen kann, das aber leider doch wahr war. Fürst Auersperg hatte sich unbegreiflicher Weise vom General Murat (König von Neapel) täuschen lassen, als wäre das Nichtabbrennen der Brücke in den Bedingungen der Übergabe der Stadt mit eingeschlossen gewesen. Der Fürst nahm das Wort des feindlichen Befehlshabers als unbezweifelbare Wahrheit an; die französische Armee eilte mit Sturmeschnelligkeit auf das andere Ufer, und alle Familien, welche theure Angehörige unter den zuletzt entfernten Truppen hatten, zitterten mit Recht für diese, deren Gefangenschaft und vielleicht üble Behandlung sie bei der damaligen Sitte oder Unsitte der noch halbrepublikanischen Armee fürchteten. Einige Tage vergingen, während welcher die Feinde in Wien einrückten, sich in der Stadt und den Vorstädten ausbreiteten, und dann erst vernahm man, daß die zuletzt ausgerückten österreichischen Truppen in Sicherheit waren.

Es war Abend, der 15. November, eine heitere kalte Winternacht, als man uns, wie wir im kleinen Freundeskreise beisammen saßen, die erste französische Einquartirung meldete. Alles stand für ihre Ankunft vorbereitet, meine Mutter schickte mich hinab, sie an der Thüre zu empfangen. Unwillkürlich schüttelte mich ein krampfhafter Schauer — es war nicht Furcht, denn was hätte ich im menschenvollen Hause, wo sich viele Männer befanden, von ihnen zu

beforgen gehabt? es war die Vorstellung dieser schmerzlichen Lage, die Demüthigung meines Patriotismus, das gehässige Gefühl gegen diese Übermüthigen, die nun den Fuß auf unsern Nacken setzen durften! Zwei Offiziere, Männer von mittleren Jahren, deren einer Derüe, der andere Tremblay hieß, jener Kapitän, dieser Major war, von ihren Bedienten begleitet, welche vor der Thüre die Pferde hielten, standen vor mir. Ich begrüßte sie französisch und bemerkte sogleich, wie der heimatliche Klang günstig auf sie wirkte. Sie benahmen sich artig, der Major sogar mit Feinheit, und so lief denn die erste Bewillkommnung ziemlich gut ab. Beim Nachtressen erschienen die Offiziere, ein nicht unangenehmes recht lebhaftes Gespräch entspann sich. Sie kamen unmittelbar von Boulogne durch Deutschland in Eilmärschen und hatten kaum die nöthige Wäsche und Fußbekleidung, weil Alles auf dem sorgirten Marsche zu Grunde gegangen war. Derüe, ein Fünfziger, wahrscheinlich von gemeiner Abkunft, war mit Leib und Seele Republikaner. Der gebildete Major schien heller zu sehen. Jener nannte, als die Rede auf Napoleon kam, ihn: *notre premier magistrat*. — *Il a au moins de belles gages!* erwiderte der Major.

So hatten wir denn das Schmerzhche erlebt! Unsere Residenzstadt, der Wohnort der Kaiser, der zweimal den Angriffen der Türken widerstanden hatte, war in die Macht eines fremden Volkes gefallen, und diese Blauen, die Kinder einer Nation, gegen welche ich von

Kindheit an stets eine fast angeborene Abneigung empfunden hatte, waren nun unsere Sieger und Herren! Als ich ein paar Tage darauf in die Stadt kam — wie bitter war mir dieser Anblick! Zwar an den Stadtthoren stand kein französisches Militär, die Wachposten hier so wie überall waren dem Bürgerkorps, unserer Nationalwache, übergeben; aber diese verhassten Blauen schwärmten überall herum, und — ich muß es bekennen, wenn man es an einer Frau auch tadelnswerth finden würde, der Wunsch des Kaisers Nero, daß sie doch Alle nur Einen Hals haben und ich ihnen den abschlagen könnte, stieg in mir auf. Ich haßte sie auf's Bitterste. Man erzählte dann später, daß es sie sehr befremdet und ihnen zugleich imponirt habe, zu sehen, wie an dem Tage ihres Einmarsches, am 14., kein Kaufladen geschlossen, die Bürgerwachen überall auf ihrem Posten waren und die Einwohnerschaft still und gemessen, höchstens von Neugier sichtlich bewegt, dem Durchmarsch des fremden Heeres wie einem Spektakel zusah.

Unsere Einquartirten verließen uns nach einigen Tagen, um au delà du Danube, das heißt, nach Mähren zu eilen; denn bei der wirklich unbegreiflichen Unbekanntschaft der damaligen Franzosen mit der Geographie fremder Länder, hieß ihnen Kornenburg und Brünn, der Mauhartsborg und das Riesengebirge bloß au delà du Danube. Es kamen nun andere Truppen, und in unsere Vorstadt ein holländisches Regiment, des-

sen Oberster, mit Namen Bruce, bei uns einquartirt wurde. Nichts war auffallender als der Kontrast der französischen und holländischen Gestalten, so wie das Benehmen der Franzosen und Holländer selbst. Jene leichten, schlanken, dunklen Männer, mit dunklen lebhaften Augen und sprechenden Zügen, wenn gleich das, was diese Züge ausstrahlen, nicht immer etwas Gutes oder Vertrauenerweckendes war, hatten großen, starken Figuren mit blonden Haaren Platz gemacht, deren Ehrlichkeit und Phlegma, Wohlsein und Arglosigkeit aus den freundlichen Augen und den blühenden Gesichtern schaute. Wir waren wohl mit dem Tausche zufrieden, und hatten an dem Obersten einen bescheidenen ruhigen Hausgenossen und einen höchst gebildeten und artigen Gast bei Tische und in unserm Abendkreise gewonnen. Von ihm erfuhren wir, daß seine Familie ein Zweig des ehemaligen schottischen Königshauses war, der sich — per varios casus — in Holland, zu Leyden, niedergelassen; daß aber fortwährend ein Zusammenhang zwischen ihnen und den Bruce's in Schottland erhalten und jede Geburt eines Knaben dort gemeldet werden müsse. Wie oft sprach der rechtliche theilnehmende Mann über die Zeitumstände offen mit uns, und über den Druck, den er willenlos über ein fremdes Land bringen helfen müsse, indeß daheim in Holland derselbe Druck auf ihm und den Seinigen laste!

Gegen drei Wochen erfreuten wir uns seiner angenehmen Gesellschaft, während seine Leute mit großer

Bonhommie und Freundlichkeit unsern Dienstleuten überall hülfsreich an die Hand gingen. Endlich mußte auch er uns verlassen, die Schlacht von Austerlitz wurde inzwischen geschlagen, das Schicksal des Krieges und somit das unsers Vaterlandes war entschieden — Tirol, das edle treue Land, schnöde abgerissen und an Baiern, zum Lohne der Abtrünnigkeit, womit das Münchner Kabinet den Fürsten Schwarzenberg, der an dasselbe gesendet worden war, hingehalten, und den Truppen unsers Kaisers, des damaligen Reichsoberhauptes, den Durchzug verwehrt hatte, hingegeben.

Wehl erinnere ich mich noch mit bitterm und wehmüthigem Gefühl jener für Oesterreich und somit für uns Alle höchst traurigen Epoche. Es war an dem Tage, als die Nachricht von jener Unglückschlacht (bei Austerlitz) in Wien bekannt wurde, daß ich zu einer Freundin (eben jener Theresie W. d. M., die einst meines Bruders Frau hätte werden sollen) gebeten war, um mit zwei merkwürdigen Männern jener Zeit, mit dem Tonsetzer Cherubini und dem lieblichen Sänger des Romeo, Crescentini, bei ihr zu speisen. Die trübe Nachricht, welche sich allmählig in der Stadt verbreitete, verbitterte uns zwar alles Vergnügen einer geistreichen Unterhaltung, dennoch blieb mir die Erinnerung an die Persönlichkeit und das Betragen dieser beiden merkwürdigen Künstler lebhaft eingeprägt und sehr werth.

Cherubini war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren. Ein feiner Wuchs von mittlerer Größe und

geistreiche Züge, welche den Italiener kenntlich machten, zeichneten sein Äußeres vortheilhaft aus. Im Gespräch zeigte er Verstand und Bildung — mehr, wie gewöhnlich Kompositoren besitzen. Er erzählte uns viel von der Schreckenszeit in Frankreich, die er als sehr junger Mensch mit erlebt, und in Allem, was und wie er es sagte, zeigte sich ein richtiger Verstand und feines Gefühl. Aber viel mehr und tiefer fühlte ich mich von Crescentini's Wesen angesprochen. Auch sein Äußeres war vortheilhaft; etwas größer und bedeutend stärker als Cherubini, sprach sich in Allem, was und wie er es sagte, ein zartes Gefühl und ein tiefes Gemüth aus, dem ein Anstrich von Melancholie, welche über sein ganzes Wesen verbreitet war, noch mehr Reiz erteilte. Mit warmer Theilnahme äußerte er sich über das Unglück, welches Österreich bereits getroffen hatte und uns noch bevorstand, und wenn uns Cherubini nur als ein feinführender Mensch von der feindlichen Partei schonend und billig gegenüber stand, so schien Crescentini unsere Sache zu der seinigen gemacht zu haben, und mit uns tief und schmerzlich zu fühlen. Das gewann ihm denn ganz meine Dankbarkeit, und noch jetzt denke ich, nach dreißig langen Jahren, mit Vergnügen jener beiden interessanten Bekanntschaften.

Die Einquartirungen wechselten nun öfters in unserm Hause, in welches man, so wie überhaupt in die benachbarten Häuser, gern die Reconvalescenten

verlegte, welche in den Affairen verwundet, im nahen Spital geheilt, und nun zu besserer Pflege bei den Einwohnern einquartirt wurden — ein Verfahren, welches man auch im Jahre 1809 beobachtete. Nur Einer von diesen Blessirten, ein Stabsoffizier, Guy mit Namen, zeichnete sich unter den Übrigen durch ein feineres Betragen aus, und wurde denn auch, wie der holländische Oberst, in unsern Abendcirkeln einheimisch. Er war jung, wohlgebildet, artig; seine Verwundung am Arme, die ihm fremde Gefälligkeit nothwendig machte, und ein etwas düsterer Sinn, gaben ihm in den Augen unserer jungen Damen einen höheren Werth, und besonders zeichnete ihn Eine unter uns, die selbst durch Schönheit und Geist vor Allen strahlte, Frau von Kempelen, beifällig aus, indeß zu gleicher Zeit unser Freund und Hausgenosse Streckfuß ebenfalls von ihr angezogen wurde.

Ich besaß ein seltenes aber sehr vorzügliches Instrument, organisirtes Fortepiano genannt, das zugleich Klavier und Positiv war, und das man auf jede dieser Arten einzeln oder auch zusammen benützen konnte, was denn einen sehr angenehmen Effekt machte, wenn der melodische Hauch der Orgelpfeifen sich mit den Saitenklängen des Fortepiano verband. Frau v. Kempelen, die Gemahlin des Sohns jener alten Freunde unsers Hauses, welche schon lange in unserer Nähe lebten, spielte sehr schön Klavier; Streckfuß sang angenehm, noch einige Mitglieder unseres Kreises und ich selbst

waren musikalisch, es wurde also Abends die Zeit sehr oft mit Musik verkürzt: denn damals waren die Forderungen an die Leistungen der Dilettanten nicht so hoch gespannt als jetzt, und man konnte sich mit Beifall unter seinen Freunden hören lassen, wenn man auch nicht im Stande war, eine *Braveur-Arie* zu singen, oder sich im Theater auf dem Fortepiano zu produciren. Unser Franzose liebte Musik, er forderte uns oft auf, welche zu machen, und mancher Haden mag sich damals aus den Augen der schönen Frau und aus ihren Tönen um sein Herz geschlungen haben. Doch der Friede wurde in Presburg geschlossen — die feindlichen Truppen bekamen Befehl aufzubrechen — und eines Morgens war auf den Theaterassichen (vielleicht nur aus Zufall) eben der Tag der Erlösung! von Ziegler angekündigt, wo denn auch die Last der feindlichen Besatzung von uns genommen ward.

Allmählig kehrte wieder Alles in sein gewohntes Geleise zurück. Im Jänner des Jahres 1806 kam der Hof aus Ungarn zurück und der Kaiser hielt einen feierlichen Einzug in die wieder gewonnene Stadt. Die Bürgercorps, alle Diejenigen, welche sich während der feindlichen Besignahme als unsere natürlichen Beschützer erwiesen hatten, genossen auch der Ehre, den Monarchen zu empfangen. Ihre zahlreichen Schaaren waren bis in die Leopoldstadt aufgestellt, und ein herzliches

und lautes Jubelgeschrei verkündete und begleitete den Einzug des Monarchen, dessen erster Weg nach der St. Stephanuskirche zum Todeum war. Es war ein schöner Tag — dieser Tag der feierlichen Rückkehr! — Meinem Gefühle nach wurde er von einem ähnlichen, aber viel merkwürdigern, am 27. November 1809 weit übertroffen. Doch davon später. — Unser Leben gestaltete sich, seit die Feinde entfernt waren, wieder auf seine gewohnte Weise, aber im Innern einiger Gemüther waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Die Neigung, welche Frau v. K. zuerst für unsern lebenswürdigen Dichter gefühlt, hatte antwortende Flammen in seiner Brust entzündet. Zu seinem und ihrem Glück hatte diese Leidenschaft seine klare Besonnenheit und den redlichen Ernst seiner Gesinnung nicht überwältigen können. Er empfand die Gefahr, die ihm und ihr drohte, er ehrte ihr häusliches Glück, ihren Ruf, und er beschloß, sich loszureißen, Wien zu verlassen und nach seiner Vaterstadt Leitz zurückzukehren. Wer den jungen Mann so kannte, wie ich und einige Wenige in unserm Kreise, wer wußte, wie angenehm er hier in der großen Stadt in mannigfachen geselligen und literarischen Beziehungen, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten, so recht nach seinem Sinn gelebt hatte, der konnte die Größe des Opfers, das er dem anerkannten Rechte brachte, ermessen. Freilich, nach der damals beginnenden und jetzt allgemein gewordenen Mode war es nicht. Dann hätte er bleiben, die un-

überwindliche Leidenschaft hegen und pflegen, Scenen veranlassen, die Ehe zerreißen machen, und vielleicht am Ende durch einen Selbst- oder Wechselmord das moderne Trauerspiel beschließen sollen. Davon that nun freilich St. nichts; — aber er handelte als rechtlicher Mensch.

Uns Übrigen that sein Entschluß sehr wehe. Wir hatten uns mit Liebe an ihn gewöhnt; wir hatten gehofft, er sollte hier in Wien sich mit seinen bedeutenden Talenten eine ehrenvolle Bahn eröffnen, wie er es später in Dresden und Berlin wirklich gethan, und auf diese Weise bei seinen hiesigen Freunden bleiben. Aber Keines von uns konnte ihm seinen Entschluß verdenken, wir mußten ihn darum nur höher achten, und so sahen wir denn mit schmerzlichem Vorgefühl der nahen Abreise des werthen Freundes still gefaßt entgegen.

Es war der 11. April 1806, ein Freitag. Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen, da saßen wir Alle, die Freundinnen, welche uns täglich besuchten, und ich um meine Mutter her, neben deren Kanapé St. seinen gewöhnlichen Platz einnahm, in stiller langer Erwartung des kommenden Augenblicks, der uns, wie wir nicht mit Unrecht dachten, den Freund für immer zu entziehen bestimmt war. Es schlug 7 Uhr — da sprang St. auf — umarmte uns Alle mit einzelnen Lauten von Liebeswohl — und verschwand. Erst acht Jahre darauf sahen wir ihn ganz unvermuthet im Congresswinter wieder.

In unserm Kreise war nun eine große Lücke gelassen. Sie hat sich auf diese Art, in diesem Sinne nie mehr ausgefüllt, wie denn kein Mensch, und wäre er auch nicht so ausgezeichnet wie St., je ganz durch einen Andern ersetzt wird. Dieser Kemplagant kann manche bessere, angenehmere Eigenschaften haben, der Abgegangene ist er doch nicht. Hier fehlt Etwas — dort ist Etwas zu viel. Das merkt man im Anfange gleich und oft schmerzlich. Nach und nach gewöhnt man sich an diese neue Persönlichkeit, und beruhigt sich über das, was nicht mehr so ist, wie das früher Dagewesene. Ist aber der Entrissene ein Ausgezeichneter, sind uns seine trefflichen Eigenschaften im nähern Umgange recht klar geworden, haben wir uns mit Liebe an ihn gewöhnt, und sind wir versichert, daß auch er uns liebevoll in sein Herz geschlossen, dann handelt es sich beim Verluste nicht um die oder jene einzelne Eigenschaft, die der Freund besaß und die wir fortwährend vermissen, sondern die Lücke bleibt ganz unausfüllbar, und nach dreißig Jahren lebt in dem Entfernten wie in dem Zurückgebliebenen noch dieselbe Überzeugung, wie dieselbe Freundschaft fort.

Mein Mann hatte durch die Art seiner Geschäfte öfters Veranlassung, kleine Reisen in den Gebirgen von Unter-Oesterreich und Steiermark zu machen, wo er die Wälder zu besuchen, von Kreis- und Forstbeam-

ten begleitet, die Lokalitäten zum Fällen, und zur Transportation des Brennholzes für den Bedarf der Hauptstadt und die nöthigen Vorrichtungen und Vorkehrungen zu diesem Zwecke anzuordnen hatte. Auch in diesem Sommer von 1806 fiel eine solche etwas längere Reise vor, und diesmal nahm Pichler auch mich, meine Mutter, die sich nicht gern von uns trennen mochte, und für ihr Alter noch sehr rüstig war, und unser kleines Töchterchen mit. Auch eine liebenswürdige Freundin, Frau v. Z—l, die aus Oberösterreich gebürtig war, seit ihrer Verheirathung in Wien gelebt hatte, und im vergangenen Winter Witwe geworden war, wollte mit uns zu gleicher Zeit einen Theil dieser Reise machen. Eine Unpäßlichkeit hinderte unsere gleichzeitige Abreise, ich traf sie erst in Linz wieder, und wir hielten uns, während Pichler seine Excursionen machte, bei dem Lehrer meiner Jugend, jenem Bischof von Linz, den ich das erstemal 14 Jahre früher mit meinen Eltern und meinem Bruder besucht hatte, auf seinem Schlosse Gleink, unfern von Enns, auf. Ein stiller einsamer Aufenthalt, der uns ein gewisses wehwürdiges Gefühl gab. Bischof Gall war wohl noch ganz derselbe treue Freund und gütig aufmerksame Wirth für uns, der er in jener Epoche gewesen; aber seine Geistesheiterkeit und seine körperliche Gesundheit hatten durch die Zufälle, Schrecken und Befürchtungen der langen Kriegsjahre, welche früher seine Familie in Schwaben, und ihn nun selbst bei zwei Invasionen in Oberösterreich getroffen

hatten, so sehr gelitten, daß wir uns die traurige Überzeugung nicht verhehlen konnten, der verehrte Freund wanke dem Grabe zu, und wir sehen ihn — obwohl sein Alter noch Vieles hätte können hoffen lassen (er hatte die Fünfzig kaum überschritten) diesmal zum letzten Male. Diesem Manne hatte und habe ich viel zu verdanken. Er war mein Lehrer in der Religion und der nahe damit verwandten Naturlehre; er pflanzte Keime in mein Herz, die spät noch mir segensreiche Früchte der Gottergebenheit und Zufriedenheit trugen. Dort — wo er schon lange ist und ich ihm wohl bald nachfolgen werde, wird ihn Gott dafür belohnt haben; denn er hat nicht blos an mir, sondern an Vielen Gutes geübt, und das Land segnet noch sein Andenken.

Auf jener Reise kamen wir auch nach Stift Glorian, wo ich 14 Jahre früher ebenfalls gewesen war, als eben der Prälat Michael Ziegler, der uns jetzt 1806 wieder aufnahm, zu seiner Würde erhoben wurde. Hier lernte ich auch den nachmals durch seine historischen Forschungen so sehr ausgezeichneten Chorberrn Franz Kurz kennen, wie denn überhaupt in diesem Stifte Männer von hoher Geistesbildung und mannigfacher wissenschaftlicher Richtung lebten und zum Theil noch leben, so daß es mich oft bedünkte, ich befände mich nicht in einem Kloster, sondern in einer Akademie, in der mehrere Gelehrte oder sonst gebildete Männer sich in ihren Bestrebungen zu höhern literarischen Zwecken vereinigt hätten. Auch für die schönen Künste

geschah Manches — Dichtkunst und Musik wurde hier getrieben, und die Stiftsbibliothek hat vor andern ihresgleichen den Ruhm einer musterhaften Ordnung und eines steten Fortschreitens mit der Zeit. Mit Herrn Kurz, dessen lebhaft geistreiche Unterhaltung mich sehr anregte, war ich indessen in ewigem Streite, da seine klaren, aber wohl etwas nüchternen Ansichten vom Mittelalter und der Poesie überhaupt, den meinigen gerade entgegen gesetzt waren. Den würdigen Prälaten, einen eben so gelehrten als höchst verehrungswerthen Mann, belustigte unsere Opposition. Er veranlaßte daher fast bei jeder Mittagstafel eine solche Erörterung unter uns, und ging im Scherze so weit, zu fordern, ich sollte meinen Streit nach allen Regeln der Dialektik, nach den Schlussformeln des *Barbara clarant* u. s. w. führen. Das gab denn Allen vielen Spaß, und so verfloßen in geistreicher Unterhaltung, in musikalischen Genüssen, (jeden Abend nach dem Souper, das schon um 7 Uhr Statt hatte, wurde in unsern Zimmern Musik gemacht) und den einfachen Freuden des Landlebens, mir einige köstliche Tage.

Ich hatte damals eben angefangen, an meinem *Naarhofles* zu arbeiten. In Stift Florian erzählte man mir, daß der Schussparron desselben, jener geharnischte Heilige mit dem Wasserkrüge, den er über ein Haus in Flammen ausgießt, und sich so als ein Ketter in Feuergefahr kund gibt, und den man in Oesterreich besonders auf dem Lande vielfach abgebildet und verehrt

findet — daß dieser Heilige ein Römischer Centurio gewesen, und hier bei der Verfolgung unter Kaiser Diocletian in den Fluthen der Enns den Martertod erlitten habe. Das gefiel mir, mein Plan zum Agartholles war noch nicht ganz ausgearbeitet. Ich konnte die vaterländische Legende recht wohl in denselben verweben. Ich fragte also näher nach, und Herr Kurz hatte die Güte, mir Folgendes zu erzählen: Florianus stand bei einer der Römischen Legionen, die ihre Castelle an den Ufern der Donau hatten, und war wahrscheinlich in dem alten Laureacum — Vorch — das sich von dem heutigen Asten bis Enns erstreckt haben mag, stationirt. Seine Weigerung, den Gözen zu opfern, hatte ihm den Tod in den Fluthen der Enns zugezogen. Eine fromme, christliche Witwe, Valeria mit Namen, ließ den Körper aus dem Strom ziehen und auf einen Wagen legen, der, von Ochsen gezogen, die theuren Reste bis in diese waldigen Hügel, wo jetzt das Stift liegt, zur christlichen Beerdigung bringen sollte. Aber der Weg war weit. der Tag heiß, die müden Thiere, nach Wasser lechzend, erlagen fast der Erschöpfung. Da entsprang plötzlich am Eingang der Waldschlucht eine Quelle, die Ochsen wurden getränkt, und gelangten nun ohne weiteres Hinderniß bis an den bestimmten Ort. Hier wurde der christliche Held durch Valerien's fromme Sorge, und später auch sie begraben, und es erhob sich endlich ein bewohnter Ort und ein Stift daselbst, das noch jetzt keinen andern guten Brunnen, als den durch jenes Wun-

Winkler's Memoiren. II.

der entstandenen, unten im Markte besigt; denn für das Stift bringt eine künstliche und kostspielige Wasserleitung den Bedarf aus einem eine Viertelstunde entfernten Orte, Hehenbrunn genannt.

In den Katakomben des Klosters sind eine Menge Gebeine kunstvoll aufgeschichtet, und die Sage läßt glauben, daß es Gebeine der in dieser Christenverfolgung umgekommenen Märterer sind. Auch eine Statue der Valeria findet sich hier, und das Wunder des plötzlich entspringenden Wassers, welches dem Heiligen zugeschrieben wird, mag wohl die Veranlassung zu seiner Hinarufung in Feuergefahr gegeben haben; denn sonst kommt, wenigstens so viel mir bekannt wurde, nichts vom Feuerlöschten in dieser Erzählung vor.

Mit großem Vergnügen verfolgte ich nun den Vorgesag, diese Legende in den Stoff des Agathokles zu weben, und zugleich eine kleine Neckerei gegen eben den verehrten Mann, dem ich die Erzählung dankte, auszuführen, und gleichsam ihm zum Troste, der alle Vermischung der Poesie und Geschichte als strenger Wahrheitsfreund hasste, und der neueren Dichtkunst, Ossian ausgenommen, überhaupt abhold war, den Schutz heiligen seines Klosters und die Gegend umher als Episode in einen Roman zu verflechten.

Überhaupt war es oft, ja meistens etwas also Zufälliges, welches mir die erste Anregung zu irgend einer Ausübung meiner inneren Anlagen darbot; wie denn z. B. der ganze Agathokles durch die Lesung

Gibbon's und meinen Unwillen über dessen Gesinnung gegen das Christenthum, die Gestaltung desselben aber durch einen sehr schönen englischen Kupferstich, den Tod des heiligen Stephanus vorstellend, veranlaßt worden war. Auf diesem Bilde, das in dem damals von unserm berühmten Schreyvogel errichteten Industrie-comptoir zu sehen war, liegt der Märterer, ein Jüngling von der edelsten Bildung, todt im Kreise einiger trauernden Christen, die ihn umgeben, und die Schönheit dieser Gestalt, die selige Verklärung, welche seine Züge zeigten, und die ganze Idee, welche diesem Bilde zum Grunde lag, bestimmten mich, den Helden meines Romans einen christlichen Märterer seyn zu lassen, der aus einem erhabenen Begriff von der Würde und Gemeinnützigkeit seiner Religion sich für dieselbe aufopfert, und alle Güter des Lebens, selbst die, welche bessern Menschen ewig theuer bleiben, für diese Idee hingibt.

Wenn mich irgend ein Gedanke auf diese Art ergriffen hatte, ging es wunderbar in meinem Innern zu. Ich war mir keines eigentlichen Nachsinnens, keines Erfindens bewußt; ja ich möchte sagen, mein Denken, mein ganzer Zustand war etwas Passives. Es war mir stets, als läge das Ganze meines Planes oder künftigen Werkes bereits fertig in meiner Seele. Da bedurfte es denn nur des Wiedererkennens, des Deutlichmachens, und ich kann das, was in meiner Seele vorging, mit nichts passender, als mit der Wiederherstel-

lung eines alten Bildes vergleichen. Dies ist auch schon ganz vorhanden, und man hat nichts anders zu thun, als es durch zweckmäßige Mittel aufzufrischen, damit es erkennbar werde. Wie zuerst die Hauptmotive anschaulich werden, dann allmählig die kleinern Formen deutlich hervortreten, nach und nach sich die Farben sichtbar zeigen, bis endlich das ganze Bild in allen seinen Umrissen, in Zeichnung, Colorit u. s. w. vor unsern Augen steht, so enthüllte sich, ohne ein bewußtes ferneres Nachsinnen, das Ganze wie von selbst allmählig in meiner Seele, und es kam mir stets wie etwas Gegebenes, nie wie etwas Erfundenes vor.

Dieser Prozeß, der in der Seele jedes Künstlers — seine Idee mag nun „in Wort oder That, in Bild oder Schall“ ins Leben treten — in den Momenten der geistigen Empfängniß vergeht, hat für mich stets etwas Geheimnißvolles, Räthselhaftes gehabt, das mir auf die höhere Abkunft unserer Seele, auf ihren Zusammenhang mit der gesammten Geisterwelt zu deuten scheint. Jene Menschen, denen die Natur Anlagen anderer Art gegeben hat, können sich keine Vorstellung von dem machen, was in der Seele eines Dichters vorgeht, und es ist dem Ähnliches, was Fenelon in einer seiner Betrachtungen über das innerliche Leben einer frommen Seele sagt, daß nämlich die Weltmenschen das, was in derselben vorgeht, für einen Traum, einen Wahn halten werden. Es gibt viel solcher Räthsel, und eines derselben, vielleicht eines der wunderbarsten, ist

die Anlage zur Musik und Composition. In einem Aufsatze, den ich für irgend einen Almanach vor mehreren Jahren geschrieben, habe ich meine Ansichten darüber geäußert. Ich erinnere mich des genauern Details nicht, aber ich wiederhole im Allgemeinen, was ich damals darüber dachte, und was nachfolgende Erfahrungen bestätigt haben. Es liegt etwas Wunderbares, Geheimnißvolles in diesem Sinn für Harmonie, und noch mehr in der Fähigkeit, selbst Harmonien und Melodien zu schaffen. Sie findet sich oft bei Menschen, die außer dieser Himmelsgabe wenig geistige Fähigkeiten oder doch wenig Bildung besitzen. Sie selbst haben keine deutliche Vorstellung weder von ihren Anlagen, noch weniger von dem Prozesse, der in ihrem Innern vorgeht, wenn sie sich bestreben, die Schöpfungen, die in ihnen gähren, durch Töne deutlich zu machen, oder irgend ein fremdes poetisches Produkt in diesen Tönen auszusprechen. Mozart und Haydn, die ich wohl kannte, waren Menschen, in deren persönlichem Umgange sich durchaus keine andere hervorragende Geisteskraft und beinahe keinerlei Art von Geistesbildung, von wissenschaftlicher oder höherer Richtung zeigte. Alltägliche Sinnesart, platte Scherze, und bei dem Ersten ein leichtsinniges Leben, war Alles, wodurch sie sich im Umgange kund gaben, und welche Tiefen, welche Welten von Phantasie, Harmonie, Melodie und Gefühl lagen doch in dieser unscheinbaren Hülle verborgen! Durch welche innere Offenbarungen kam ihnen das Verstandniß, wie

sie es angreifen müßten, um so gewaltige Effekte hervorbringen, und Gefühle, Gedanken, Leidenschaften in Tönen auszudrücken, daß jeder Zuhörer dasselbe mit ihnen zu fühlen gezwungen, und auch in ihm das Gemüth aufs tiefste angesprochen wird?

Auch Schabert habe ich gekannt. — Auf ihn paßte, was seine übrigen Fähigkeiten betrifft, genau dasselbe, was ich von jenen beiden großen Genien sagte. Auch er brachte das Schöne, das Ergreifende seiner Kompositionen fast unbewußt hervor, ja, ich darf mich hier auf eine Anekdote berufen, die ich aus unsers berühmten Sängers Vogel eigenem Munde habe. — Das, was er vor einigen Wochen aus der Tiefe seines Gefühls hervorgeströmt hatte, ein sehr schön kompoirtes Lied, kannte er nicht mehr, als es ihm Vogel zeigte, und lobte den Satz, wie etwas aus einer fremden Seele Entsprungenes, ganz aufrichtig. So bewußtlos, so unwillkürlich sind diese Hervorbringungen, und man kann nicht umhin, hier an magnetische Zustände und jene geheimnißvollen Fähigkeiten der Psyche zu denken, die in ihr, wie die Schmetterlingsflügel in der Puppe verschlossen und zusammengewickelt liegen, bis sie sie einst, wenn die Puppe zerbrochen wird, entfalten darf. Hier in ihrem beengten Zustande ahnet sie nur in einzelnen Augenblicken, in Wahrnehmungen Etwas davon, und diese Augenblicke sind es wohl, von denen Geneleva spricht, und die der Weltmensch verliert, weil er sie nicht kennt.

Nachdem ich dies vor einigen Tagen geschrieben, gerieth ich in Eckermanns Gesprächen mit Goethe auf eine Äußerung dieses großen Mannes, daß nämlich »dem echten Dichter die Kenntniß der Welt angedehret sei, daß er selbst seinen Dämon geschrieben, ohne das, was er schilderte, erlebt oder gesehen zu haben, und daß er später über die Wahrheit dieser Darstellung erstaunt sei,« er müsse also diese Anschauungen durch Anticipation befaßt haben, ja er behauptete, daß, »hätte er nicht die Welt durch Anticipation in sich getragen, alle seine Erforschung und Erfahrung ein todttes vergebliches Bemühen gewesen wäre.« Sollte man, indem ein so mysteriöses Verfahren der Seele angedeutet wird, nicht lieber die Bezeichnungen aus der gewöhnlichen Welt mit denen aus einer höhern vertauschen dürfen, und, was Goethe klar und trocken — aber wie mir scheint, nicht erschöpfend Anticipation nennt, lieber mit Inspiration bezeichnen? Inspirirt sind diese Anschauungen, sie sind dem Dichter, ohne daß er weiß woher oder wozu gekommen, und auf ihrer Stärke, Deutlichkeit und ihrem Umfang beruht, wie ich glaube, die größere oder geringere Kraft des Dichters. Im Grunde ist es wohl gleichgültig, ob man nun diese geheimnißvolle Wirken in der Seele des Dichters zu bezeichnen, sich des Wortes Anticipation oder Inspiration bediene; aber selbstzufrieden und vergnügt war ich durch die Entdeckung, daß dieser große

Wann ähnliche Wahrnehmungen hatte und mit mir darin übereinstimmt.

Noch muß ich, bei Gelegenheit des Sinnes für Musik und Komposition eine Bemerkung anführen, die ich vor langer Zeit bereits gemacht, und auch manchen gebildeten Menschen mitgetheilt habe, ohne von ihnen eine genügende Erklärung über eine wie es mir scheint, sonderbare Erscheinung zu erhalten, diese nämlich, daß unter so vielen Frauenzimmern, die sich mit executiver Musik auf dem Klavier, auf andern Instrumenten, oder im Gesang mit vielem Glück beschäftigen, unter so vielen geistreichen Künstlerinnen, die sich in der Malerei oder Dichtkunst auszeichneten, auch nicht Eine ist, die mit bedeutendem Erfolg Etwas in der musikalischen Komposition geleistet hat. Nur Zwei habe ich in meinem langen Leben und bei, besonders in meiner Jugend häufigen Verührungen mit der musikalischen Welt gekannt, die sich mit Komposition beschäftigten, ein Fräulein von Martine, Schülerin des berühmten Metastasio, der bei ihrem Alter lebte und sich die Ausbildung dieses in vieler Hinsicht ausgezeichneten Frauenzimmers zum angenehmen Geschäft machte: und meine Freundin, das blinde Fräulein von Paradise. Beide leisteten Artiges, aber es erhebt sich nicht über — ja kaum an das Mittelmäßige, während doch in Malerei und Poesie Frauen, wenn auch nichts den Werken der ersten Meister in diesen Fächern zu Vergleich-

chendes, doch vieles auch an sich und ohne Rücksicht auf das Geschlecht Schäßbare hervorgebracht haben. Sollte man aber nicht glauben, daß gerade diese Bewußtlose, blos auf innern Regungen, auf Gefühl und Phantasie Beruhende der Musik, dem weiblichen Charakter besser zusagte, als die Leistungen im Gebiete der Malerei und Dichtkunst, welche Vorkenntnisse, deutliche Begriffe, technische Fertigkeiten u. s. w. voraussetzen? Es muß doch nicht also seyn, weil wir bis jetzt wohl eine Zirani, Rosalba, Angelica Kaufmann, Verbrun u. s. w. — aber keine nur einigermaßen bedeutende Singsängerin erlebt haben. Doch ich nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Im nächsten Winter wurden unsere gewöhnlichen Abendunterhaltungen fortgesetzt, und es fiel uns ein, uns doch einmal wieder im Komödienspielen zu versuchen. Zuerst wählten wir kleinere Stücke, Kogebue'sche, ein- oder zweiaktige Lustspiele: Den Mann von 40 Jahren, die Brandschagung u. s. w. Endlich schlug uns Hermaer vor, uns an ein bedeutendes Stück zu wagen. Der Mann von Wort, von Island, wurde gewählt, und auf eine Weise besetzt und gespielt, wie man es auf Haustheatern selten finden wird. Mein Mann, der überhaupt seine Rollen stets mit vieler Kraft und Würde und einem guten Anstande

gab, wobei ihm seine vortheilhafte Gestalt sehr zu stat-
ten kam, gab den Archivar Lesang, die Titelrolle,
vortreflich; der Verfasser des Regulus, Cellin — den
blödsinnigen Oheim; der Verfasser des Oesterrei-
chischen Plutarch, Hermant, den Hofrath Wall-
ner; Frau v. Kempelen, jene interessante und schöne
Gemahlin des Jugendfreundes von meinem seligen Bru-
der, welche schon dem dichterischen Freunde Et. so ge-
fährlich gewesen war, und in deren Nähe auch Her-
mant sich nicht gleichgültig erhalten konnte, hatte die
Rolle der Julia, der Pflegetochter des Hofraths; mir
ward die der Frau des Archivars zu Theil, und
auch die übrigen Personen machten ihre Sachen gut.
Wir hatten beschlossen, das Stück zum Namenstage
meiner Mutter zu geben, der auch der meinige und der
meines Töchterchens war, welche einen von unserm al-
ten Freund Haschka gedichteten Prolog sprach, und so
geschah es auch. Wer das Stück kennt, wird sich erin-
nern, daß jener blödsinnige Oheim seiner Nichte, der
Frau des Archivars, den Brillant schenken will, der
aus einer durch sieben Jahre eingesperrten Kreuzspinne
entstehen soll, und an dessen Existenz und Besitz er fe-
stiglich glaubt. Es ist dies eine wirklich rührende Sce-
ne, denn der gute Alte will sich seines vermeinten uner-
meßlichen Schatzes willig entäußern, um nur seine
Nichte zu vermögen, ihrem Manne die schuldige Treue
zu halten. Cellin hatte, wie gesagt, die Rolle des

Oheims, die er trefflich durchführte. Ich, als Frau seines Neffen, war mit ihm auf dem Theater, und er zog nun das Schächtelchen mit der kostbaren Spinne hervor, auf welches ich, wie es im Stücke angegeben ist, das Jahr und den Tag, wann sie eingefangen worden war, geschrieben hatte, um Cellin das Auswendiglernen dieser Worte zu ersparen. Man stelle sich meine Verwunderung und Verlegenheit vor, als der unvergessliche theure Freund nun statt des in dem Stücke benannten Tages, den vierten November nannte, und mit einer höchst verbindlichen Wendung einen Glückwunsch für drei Karolinen, Großmutter, Mutter und Enkelin sprach. Der Beifall war allgemein, und nie werde ich diese kleine Scene, in welcher sich die Freundschaft des theuern Mannes für uns Alle, und seine wahrhafte kindliche Verehrung für meine treffliche Mutter so deutlich aussprach, vergessen.

Dieser Winter und der nächstfolgende Sommer vergingen in gleich angenehmen Verhältnissen. Unter verschiedenen Fremden, welche bei uns eingeführt wurden, zeichnete sich bald, durch seinen innern Gehalt sowohl als seinen warmen Antheil an uns, ein Baron von Merian-Jalsbach aus, der in der Staatskanzlei angestellt und ein genauer Freund Hormayr's war, welcher ihn auch bei uns einführte. Dieser Mann war ganz klassische Literatur, scharfsinnig, gelehrt, wahrhaft freundschaftlich, aber auch höchst eigen, ja bis

zum Paraderen seltsam in seinen Ansichten, denen er übrigens im praktischen Leben nicht immer treu blieb. So war es sein Lieblingsthema, daß eine Frau nichts oder nicht viel lernen soll, weil ihre Liebenswürdigkeit, ihre Kindlichkeit u. s. w. darunter leiden würde; daß eine Frau ganz willenlos dem Geliebten anhängen und gleichsam nur durch seinen Geist denken, nur durch und für ihn leben solle. Er haßte deswegen weibliche Schriftsteller, ging aber vorzugsweise gern mit meiner Mutter, welche eine der geistreichsten und selbstständigsten Frauen war, die nur je vorgekommen, und mit mir, einer Schriftstellerin, um. Er gefiel sich überhaupt sehr in unserm Kreise, ward bald einheimisch darin, und blieb mir durch viele Jahre ein verlässlicher treuer Freund, dessen Wärme eine langjährige Abwesenheit (ich sah ihn, seit er uns 1810 verließ, nie wieder, und er starb erst vor einigen Jahren) nicht erkälten hatte, und die ein eifriger Briefwechsel, durch immerwährende Streitigkeiten belebt, stets aufrecht erhielt. Ihn band seit vielen Jahren ein zärtliches Verhältniß an eine Frau, von der er stets den Ausdruck *Petrarca's: Cho sola a me par donna*, brauchte. Ich kannte sie nicht, aber ihren Briefen nach zu urtheilen, womit sie mich auf Merians Veranlassung beehrte, mußte sie wenigstens eine sehr verständige, gebildete Person seyn. Im Jahre 1809 kam sie endlich nach Wien, und man denke sich unser Aller Ersinnen! Diese Laura, diese sola

Donna war eine — nicht sehr hübsche, nicht ganz junge Frau, von kleinem Wuchse, unendlicher Beweglichkeit und Lebendigkeit, eine wirklich sehr gebildete, aber auch so positive Frau, daß unser guter Merian zu unser Aller Verwunderung und Leidwesen ganz unter ihrem Pantoffel stand, und so lange sie in Wien war, es auch nicht Einmal wagen durfte, ohne sie bei uns zu erscheinen. So auffallend wie dies Beispiel sind freilich nicht viele; dennoch ist mir die Erscheinung zum öftern vorgekommen, daß gerade jene Männer, welche so viel von der Sanftmuth, Unterordnung, Hingebung des Weibes sprechen, wenn sie einmal wählen, ziemlich gehorsame Liebhaber und Ehemänner werden; ja, daß sie schon von vorn herein nicht leicht an einer Geschmack finden, welche nicht etwas Herrisches an sich hat. Im Gegentheile aber sind es gerade die Haus- oder Liebestyrannen, und die sich einer unumschränkten Herrschaft nicht bloß über die Handlungen, sondern über die Gedanken und Ansichten ihrer Geliebten oder Frauen bemächtigen, welche vor der Ehe die schmiegsamsten, ehrerbietigsten scheinen, und stets die sanfte Oberherrschaft der Frauen anzuerkennen bereit seyn wollen. Ich könnte Mehrere anführen, aber *Exempla sunt odiosa*.

Schon seit einigen Jahren kannten wir in Wien die Trauerspiele F. J. Werner's. Seine Söhne des Thales hatten ungeheures Aufsehen erregt, und Alles, was sich mit schöner Literatur beschäftigte, aufmerksam

auf den, wie es hieß, noch jungen Dichter gemacht. Es war die Zeitepoche, in welcher auch die Schlegel, Tieck u. A. aufgetreten waren, das sogenannte Romantische sich zuerst und zwar mit großem Beifalle zeigte, die poetische Poesie im Gegensatz der bisher geübten und geschätzten aufgestellt, und viele Autoritäten, die wir bisher verehrt hatten, durch: die neue Schule, wie sie genannt wurde, von ihren Altären herabgestürzt werden sollten. Gar Viele glaubten auch diesem neuen Evangelium; ungleich Mehrere aber ließen sich in ihrer billigen Verehrung für Schiller, Herder, Wieland, Klopstock u. s. w. nicht irre machen. Es gab Manche, die sogar behaupteten: Die Gebrüder Schlegel hätten gar zu gern eine große Rolle in der gelehrten Welt gespielt, da sie aber fühlten, und — weil sie wirklich treffliche Köpfe waren — auch deutlich einsahen, daß sie auf productivem Wege neben den schon bestehenden Matadoren in der schönen Literatur doch nur einen untergeordneten Platz einnehmen würden, hätten sie sich auf die Kritik geworfen, und indem sie das bisher Verehrte von seinem Standpunkt herabziehen bemüht waren, Raum für sich und ihre Anhänger zu gewinnen gesucht, wie das Wandeuvre sagt:

Les arbustes sont des chênes
Quand les chênes ne sont plus.

Nur Einen unter den Lebenden ließen sie gelten, Goethe, und indem sie ihn zu ihrem Cheriphaus wähl-

ten, und ihn mit einer ungeheuern Portion Weihrauch dazu gleichsam installirten, suchten sie sich durch seinen Ruhm, sein Ansehen in Deutschland, seine Autorität, zu schützen, sie flüchteten unter den Schatten seiner Flügel.

Zugleich mit diesen Bestrebungen, die neue Poesie und Ansicht auf Kosten alles Alten geltend zu machen, dämmerte auch ein gewisser hyperreligiöser Sinn in den neuen Erzeugnissen auf. Es war nicht eigentliche Frömmigkeit, Gottesfurcht, Hinblick auf's Ewige; es war ein krankhafte wundergläubiges Unterordnen unter veraltete Ansichten, das sich mit krasser Sinnlichkeit und unlautern Trieben ganz nachbarlich vertrug. Unlängst war die *Lucinde*, das berühmte Buch von Friedrich von Schlegel erschienen, ihm waren nicht so grelle, aber höchst seltsame Geburten: *Lacrymas* und *Marcos* gefolgt. Staunend betrachtete sie die Welt, und wußte nicht recht, ob sie sie bewundern oder belachen sollte. Zum ersten bekannten sich die Anhänger der neuen Schule; denn das Neue findet jederzeit geneigte Gemüther, die es gern in sich aufnehmen, um es nächstens mit etwas noch Neuerem zu vertauschen. Die Meisten, welche von diesen Werken Notiz nahmen, mißbilligten sie, und bedauerten einen reichbegabten Geist auf Irrwegen zu sehen.

Diese frömmelnde Tendenz griff immer mehr um sich. Das zweite Stück Werner's: *Die Tempel*

auf Cypern, trug schon in seiner ersten Form etwas Mystisches, Räthselhaftes in sich, und jene Erzählung oder Mythe von Phosphor ließ die Leser in Ungewissheit, ob hier ein tiefgeheimer wirklicher Sinn verborgen liege, oder der Verfasser der Welt nur ein schwer zu lösendes Räthsel habe aufgeben wollen. Das dritte Stück: Das Kreuz an der Ostsee, indem der heilige Adalbert, der bereits den Martertod erlitten hat, als Spielmann auftritt, auf dessen Haupt sich von Zeit zu Zeit eine Feuerflamme sehen läßt, und die Brautnacht zwischen Warnio und Malgona sprechen noch deutlicher den mystisch-ascetischen und dabei lüsternden Sinn aus, der in so vielen Werken jener Zeit auftauchte. Endlich erschien seine Weihe der Kraft. Daß der Protestantismus in seiner nüchternen Kälte den Künsten verderblich sei, ging wohl deutlich daraus hervor, und Werner's Lieblingsthema, daß die Liebe ein Blitzstrahl seyn müsse, der zugleich in zwei Herzen einschlägt und sie verzehrend reinigt, wurde sichtbar durch Katharina's freudiges Erschrecken, als ein dicker Augustiner vom Wagen steigt, und sie ihn als ihr Urbild erkennt. Ich gestehe, daß mir ein dicker Augustiner nicht eben sehr idealisch scheint, aber Fräulein von Bora war von anderm Geschmacks. Auch dieses Werk machte große Sensation und erregte viele widersprechende Urtheile. Nicht lange darnach verbreitete sich die Nachricht, daß der Verfasser aller dieser

genialischen Stücke nach Wien kommen solle, und wir hoffen dürfen, seine Bekanntschaft zu machen.

Der Tag, wo er kam und die Weise, wie er sich bei uns einführte, war gewiß merkwürdig, und mir daher sehr lebhaft im Gedächtnisse geblieben. Es war ein schöner Abend im Anfange des Sommers von 1807, wenn ich nicht irre, und ich hatte einen kleinen Kreis gebildeter Freundinnen und literarischer Freunde gebeten. Der Erwartete kam, von unserm Freunde Collin eingeführt — ein ziemlich junger wohlgebildeter Mann, damals Kammersekretär in Warschau oder Posen, und im Ganzen eine nicht unangenehme Erscheinung. Auch er schien sich nicht übel in der Gesellschaft zu gefallen, die ihn umgab, und in welcher sich einige hübsche junge Frauen befanden. Bald gingen wir zum Gouter, bei welchem denn nebst Thee und Backwerk nach der Jahreszeit auch Obst herumgeboden wurde. Werner protestirte höchlich gegen dies letztere, und versicherte uns laut — „die schönste Frau dürfte ihm, wenn sie zuvor einen Apfel oder anderes Obst gegessen hätte, keinen Kuß anbieten“ — eine Äußerung, die uns Allen etwas sonderbar und befremdend klang; denn obgleich Werner nicht eben häßlich war, hätte doch nur allenfalls sein Dichterruhm, wie in der alten Gellert'schen Erzählung, eine Frau, und zumal eine schöne Frau, bewegen können, ihm einen Kuß zu bieten.

Ubrigens benahm er sich in den gewöhnlichen For-

men, und außerdem, daß er ungeheuer viel und oft Tabak schnupfte, und mit einer eigenthümlichen Bewegung des Daumens den Tabak stets zuletzt auf die rechte Wange hinüberstrich, so, daß es bald wie ein Schnurbart ausfah, war nichts Außergewöhnliches an ihm zu bemerken. Als sich die Gesellschaft hierauf im Garten zerstreute, fand ich ihn mit einer unserer Bekannten in ein eifriges Gespräch über die Liebe vertieft. Ich trat hinzu, und bald wußte Werner mich so hineinzuziehen, daß Jene mich verließ und er nun mit mir auf- und abgehend, sein voriges Thema fortsetzte, und sich erklärte, daß er eigentlich den Beruf habe, über Liebe zu sprechen, sie zu suchen, zu verbreiten u. s. w., Reden, deren eigentlichen Sinn ich nicht ganz verstand. Von der Liebe geriethen wir auf den Glauben, auf Religion, auf sein letztes Werk: Die Weihe der Kraft. Auch hierüber sprach er viel, was ich nicht recht fassen konnte, doch schien mir der Hauptzinn dahin zu zielen, daß der Protestantismus die Künste todtgemacht habe, was er denn auch durch den Tod jener Theresie oder wie sie heißt, habe andeuten wollen. Zuletzt fragte er mich geradezu: was ich von der Transsubstantiation halte? Diese Frage kam mir höchst unerwartet. Ich wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte; denn es schien mir hier gar nicht der Ort, noch die Gelegenheit, um solche Dinge zu erörtern. Ich antwortete also bloß: Ich sei Katholikin, und folglich könnte er denken, daß ich über diesen

Punkt mich nicht von dem Daseinhalten meiner Kirche entfernen würde. Übrigens scheine mir der Gegenstand nicht geeignet, um in geselligen Kreisen abgehandelt zu werden. Er ließ darauf dies Gespräch fahren, aber er kam oft zu uns, las uns manche seiner Arbeiten vor, unter andern die sehr veränderte zweite Auflage seiner *Söhne des Thales*, in welchen ein Mädchen — Astralis — eine mystische Person, vorkommt, und der verstorbene Marschall Eudo, der in der ersten Auflage so unübertrefflich schön als Pilger eingeführt wurde — vielleicht die schönste und wirksamste Geistererscheinung, die mir in der neuen Literatur vorgekommen — nun als ein ziemlich materieller Geist auftritt, Brot bricht, Astralis unterrichtet u. s. w. Noch recht lebhaft erinnere ich mich, daß meine Mutter ihn fragte: Lebt denn der Marschall Eudo? weil dieser Geist sich gar so körperlich benimmt, und Werner ihr antwortete: Er lebt und er lebt nicht, wie man es nimmt. Dann fragt Eudo die Astralis, ob sie gebetet habe? und sie antwortet: Ja! geglückt für Robert (ihren Geliebten). Diese wenigen Züge bezeichnen, wie mich dünkt, die ganze mystische eraltirte seltsame Richtung, welche Werner's Geist damals schon genommen, und welche später solche Schöpfungen wie Kunigunde, Wanda, Artilla in's Leben rief, von denen meine Freundin Theresie Artner später sagte: „Es ist zu bedauern, daß ein solcher Geist sich also verirren konnte; aber er

wird zusehends mit jedem Stücke toller.“ Dennoch waren selbst in diesen Geburten einer verirrten Einbildungskraft große Schönheiten und offenbare Beweise von Genialität.

Diese Geistesrichtung erstreckte sich auch in sein Leben, er glaubte das, was er schrieb, selbst, und war ganz mit diesen Ideen erfüllt. Daher nahm auch meist das Gespräch, wenn er an unserem Abendkreise theilnahm, wieder dieselbe sonderbare Richtung nach seinen Lieblingsideen.

Späterhin zog sich Werner von unserm Kreise zurück; er hielt sich viel zu Stoll, dem jungen und ebenfalls exaltirten Dichter, und zu andern ähnlichen Geistern. Endlich bekam ich einen Brief von ihm, in welchem er mit sehr herzlichen Worten von mir, von meiner Familie, und von seinem lieben, lieben, lieben Wien Abschied nimmt. Er ging nach Italien, nach Rom, und kam erst nach mehreren Jahren als Katholik und Priester von dorthier zurück. Sein zweites Auftreten unter uns, in den letztgenannten Eigenschaften, erregte beinahe mehr Sensation, als das erste; aber wir sahen ihn sehr selten unter uns. Er lebte bald in diesem, bald in jenem Kloster; bei den Serviten, Vigorlianern, Franziskanern und zuletzt bei den Augustinern, wo er bis an seinen Tod verblieb. Sein Wirken als Prediger werden wir später zu schildern Gelegenheit haben.

Die Gestaltung der damaligen Zeit, in welcher das deutsche Reich zusammengestürzt war, Napoleon durch den Rheinbund in's Herz aller deutschen Staaten, in's Herz der ganzen Nation mit eisernen Händen griff, das Schwankende, Unsichere aller politischen und somit auch aller socialen Verhältnisse, das stets kühnere und gewaltsamere Ausbreiten der französischen Macht: dies Alles drängte die Geister aus der freudenlosen zerütteten Gegenwart in die feststehende Vergangenheit zurück, an der wenigstens ein Eroberer und Unterdrücker aller politischen wie aller literarischen Freiheit nichts mehr ändern konnte, so gern er auch in den römischen Classikern die Stellen, welche die Sache der Freiheit gegen Anmaßungen der Gewalt vertheidigen, weggewünscht hätte. Das Studium der Geschichte fing an bei der damaligen Generation ein lebhaftes Interesse zu erregen. Viele Gelehrte verlegten sich darauf, und man suchte Halt und Trost in der Betrachtung der Vergangenheit. Diese allgemeine Stimmung und der häufige Umgang mit Hornayr, Rüdler, Wierthaler regten auch in mir eine lebhaftestheilnahme für die Geschichte im Allgemeinen und besonders für die meines Vaterlandes auf. Oesterreichs Plutarch erschien damals, und erregte lebhaftestheilnahme. Mit Grund und überzeugenden Nachweisungen ward von Sachverständigen Vieles an dem Werke getadelt, insofern erreichte es den Einen Zweck, den sich der Verfasser viel-

leicht vergesetzt hatte, es weckte bei Vielen, wie bei mir, den Sinn für vaterländische Geschichte und sprach Phantasie und Gefühl an, weil es mit Wärme und dichterischer Auffassung geschrieben war. Auch sonst noch suchte Hermann auf seine Freunde und durch sie auf's Publikum nach dieser Richtung zu wirken. Er wusste die beiden Cellin für seine Absicht, Dichtung und Künste mit vaterländischen Gegenständen zu beschäftigen, zu gewinnen, er regte noch mehrere andere Geister an, die sich um ihn willig sammelten; er suchte Künstlern denselben Sinn einzulösen, und Vieles geschah damals und auch später für die österreichische Geschichte, was den ersten Impuls durch Hermann erhielt. Dies Verdienst muß man ihm zugestehen, obgleich er zwanzig Jahre später dieser Gesinnung in der Hauptsache ungetreu wurde.

Im Herbst des Jahres 1807, in der Nacht des Michaelistages, erhob sich jener denkwürdige Orkan, der in Wien Häuser abdeckte, den Thurm der Augustinerkirche herabwarf — glücklicher Weise ohne Jemand zu beschädigen — Fenster eindrückte und im Augarten und in der Brigittenau die größten Bäume entwurzelte und niederwarf, so daß der Garten und die Au am folgenden Tage einem großen Verhaue glichen, durch den man kaum durchkommen konnte.

Mein Name fing damals an, durch die Gleichnisse, Olivier, Leonore u. s. w. in Deutschland

bekannt zu werden. Ich erhielt Aufforderungen von Buchhändlern, ihnen Beiträge zu Almanachen, Journalen u. s. w. zu liefern. Die beachtenswertheften Aufforderungen der Art waren die von Fleischer in Leipzig für die *Minerva*, eines der besten damals erscheinenden Taschenbücher, und von Cotta in Stuttgart für den *Damenkalender* mitzuarbeiten. Der Erste wies sich durch seine Briefe an mich, durch sehr hübsche Geschenke an Büchern, die er theils meiner Tochter, theils mir selbst noch über das sehr bedeutende Honorar verehrte, als ein wohlwollender Freund, und zeigte sich auch im Umgang so, als er 1810 eine Weile in Wien war und uns oft besuchte. Später scheinen häusliche Misshandlungen und eine wie mich dünkte, etwas zu jugendliche Neigung zu einem Schweizer-Landmädchen, das er heirathete, ihn bewogen zu haben, Leipzig und seine Geschäfte zu verlassen und sich in die Schweiz zu begeben. Seitdem habe ich nichts mehr gehört und dies aufrichtig bedauert; denn Fleischer war mir sehr würdig und wohlwollend zugleich erschienen.

Cotta's Aufforderungen brachten mich in ein noch wertheres Verhältniß; Madame Huber, Heine's Tochter und Witwe von zwei ausgezeichneten Gelehrten: W. Forster und Huber, redigirte damals das *Morgenblatt*. Sie schrieb mir bei Gelegenheit einer Sendung für den *Damenkalender*. Von da entspann sich zwischen uns ein fleißiger und nach und nach

so herzlichster zusagender Briefwechsel, daß wir zwei Matronen, die sich nie gesehen hatten und auch nie sahen, uns unsere häuslichen und innersten Angelegenheiten mittheilten, und dies währte bis an Therese Huber's Tod im Jahre 1829. So hat mir meine literarische Bekanntschaft manches sehr angenehme Verhältniß, manches Wohlwollen und herzliche Theilnahme von unbekannten Menschen, und nur äußerst selten etwas Unangenehmes gebracht. Wohl aber hütete ich mich stets auf's Sorgfältigste, mich ja nie zu Redaktionen, Recensionen u. s. w. gebrauchen zu lassen, und mit den gelehrten Herren in eine nähere Beziehung zu kommen. Therese Huber, der ihre finanziellen Verhältnisse vermuthlich jene Redaction aufgedrungen haben mochten, hat dadurch, und namentlich mit dem Verfasser der *Schuld*, Müllner, Verdruß genug gehabt.

Mit dem Herbst dieses Jahres begann eine lebhafteste interessante Zeit. Unser geliebter Kaiser wollte sich das dritte Mal mit Marie Louise von Este, seiner Consine, vermählen, und die Vorbereitungen, so wie die Vermählungsfeierlichkeiten dieser höchst anmuthigen Prinzessin gaben Veranlassung zu allerlei Festen und rührigem Leben. Auch traf die Ankunft der berühmten Frau von Staël, welche mit A. W. v. Schlegel aus Weimar nach Wien kam, gerade auf diesen Herbst. Die Statue des Kaisers Joseph, von Zauner in Erz gegossen, war auch eben fertig und auf-

gestellt worden. Die Enthüllung derselben wurde eine Art von Feier und Festlichkeit, welche das kindlich dankbare Gemüth des Neffen seinem großen Oheim zu Ehren veranstaltet hatte.

Es war ein milder Herbsttag zu Ende Oktobers oder Anfang Novembers. Auf dem Josephsplatze, wo die kolossale Bildsäule unter ihren Umhüllungen wie ein kleiner Berg dastand, waren in freier Luft Tribunen errichtet, auf welchen man mittelst Billeten Platz erhielt. Frau von Staël war ebenfalls zugegen, ich sah oder kannte sie wenigstens damals nicht, und uebst ihr eine große Menge elegant geklugter Damen und Herren, die dem Schauspiel entgegen harrten. Um die angesetzte Stunde (wenn ich nicht irre 12 Uhr Mittags) donnerte das erste Geschütz auf dem Walle der Stadt, ihm folgten bald die andern ringsherum auf den Bastionen, denn — so wollte es des Monarchen liebevolle Dankbarkeit — seines väterlichen Oheims Bild sollte auf dieselbe feierliche Weise, wie die persönliche Ankunft eines regierenden Herrn bei seinen Unterthanen, empfangen und begrüßt werden. Durch eine geschickte Vorrichtung fielen plötzlich die Decken, welche die Statue verhüllt hatten, das majestätische Bild ward sichtbar, und fast in demselben Augenblick zerriß auch, wahrscheinlich durch die Kanonenschüsse zertheilt, die Nebeldecke, welche den Himmel umhüllte hatte. Rein und blau lächelte er hernieder auf das Bild des großen Joseph's, der mitten im Kreise der Pöbler's Memotren. II.

Seinen erschien, und die mildesten Sonnenstrahlen spielten auf dem glänzenden Metall und auf den edlen Zügen. Es war ein schöner erhebender Augenblick, in welchem der Himmel selbst an dem Dankbarkeitsgefühl unsers Monarchen und an unser Aller Freude segnend Antheil nahm.

Die Anwesenheit der Frau von Staël, was sie that, sagte, wie sie aussah, sich kleidete u. s. w. war von nun an das allgemeine Gespräch in den Salons. Man hatte sich eine Menge von ihr zu erzählen, wovon Vieles, ja das Meiste, ungünstig war. Wenn ihr Einige nicht vergeben konnten, daß sie eine Femme supérieure war (und das war sie denn doch gewiß!), so beleidigte Andere ihr Umgang mit dem höchsten Adel, zu dem eigentlich ihre Geburt sie nicht berechtigte; Andere fanden zu viel Anmaßung in ihrem Betragen, und wieder Andere hielten sich an die übelgewählte Toilette, welche denn auch wirklich bei ihren vorgerückten Jahren (sie war damals schon jenseits der Vierzig) und einer unvortheilhaften Gestalt oft zu anspruchsvoll war, und eine Meinung von ihrer Schönheit voraussetzte, welche doch jeder Spiegel hätte Lügen strafen sollen. Ich hatte sie damals noch nicht gesehen, aber ich hatte kurz vorher einen kleinen Aufsatz in's Morgenblatt einrücken lassen, in welchem ich, ohne der großen Achtung Abbruch zu thun, die ihr außerordentliches Talent mit wie

jedem ihrer Leser einflößte, meine Verwunderung darüber äußerte, daß sie sowohl in der Corinne als in der Delphine ihre Helden so schwach, inconsequent und leicht beweglich geschildert habe, indeß ihr doch selbst ein wahrhaft weibliches Gefühl an mehreren Stellen das Verständniß entlockt hat, daß ein Weib sich nur in einer gewissen Unterordnung unter den kräftigen Mann recht wohl und glücklich fühlen könne. Ich wußte nicht, ob sie diesen Aufsatz kannte, aber ich scheute mich nicht, das, was ich schriftlich geäußert, auch in ihrer Gegenwart zu behaupten. Ich hätte sie gern kennen gelernt, aber ich glaubte es nicht schicklich, daß ich, die Einheimische, zuerst zu ihr ginge, und mich gleichsam bei ihr einführen ließe. Unsere gelehrten Freunde hatten dies zwar gethan — aber Collin, Steigentesch, Hornmayer waren Männer, und daher konnten sie, ohne sich etwas zu vergeben, der fremden Dame ihre Aufmerksamkeit machen. H. W. von Schlegel, der die berühmte Frau auf ihrer Reise begleitete, hatte sich bei uns vorstellen lassen. Er kam öfter zu uns und schien ein sehr eleganter Gelehrter, der im Gegensatz zu den meisten seines Gleichen, sich höchst fashionable kleidete, aber auch im Gegensatz zu Jenen, mit seiner Toilette selbst in Gesellschaft beschäftigt war, und wenn ihm, wie es bei uns ein paarmal der Fall gewesen, Andere etwas von ihren Werken vorlasen (ich nicht, wie ich denn überhaupt dies nur höchst selten und unter sehr guten Freunden that), während der ganzen Lesung am

Busenstreif, am coup de vent und den Schleifen seiner Unterkleider zu zupfen und zu richten hatte. Man hat mir, zwanzig Jahre nach jener Zeit, erzählt, daß er diese Zierlichkeit und Sorgfalt für sein Äußeres auch jetzt noch als Greis beibehalten habe. Damals war er ein Mann von mittleren Jahren und wirklich angenehmer Gestalt, dennoch hätte ich um sein selbst und seines verdienten literarischen Ruhmes willen gewünscht, daß er diese Schwäche nicht an sich gehabt hätte. Im Umgange war er sehr artig, sehr geistreich, aber nicht ohne eine merkliche Beimischung von Selbstgefühl, die sich oft geltend machte, und mit allen diesen Eigenschaften und einem angenehmen Äußern, das durch einen vortheilhaften Anzug gehoben war, der Liebling vieler geistvollen gebildeten Frauen, sowohl einheimischer als fremder, mit denen ich damals umging. Man erzählte, und ich selbst hatte später Gelegenheit, es zu bemerken, daß er von Frau von Staël nicht mit der Achtung und Auszeichnung behandelt wurde, die sie wohl einem Manne seines Talentes schuldig gewesen wäre. Es erschien öfters ein befehlender Ton wie gegen einen Untergeordneten in ihrem Betragen ihm gegenüber, und das erregte nur bei jenen Damen seiner Verehrung das tiefste Mitleid. Man war aufgebracht über Frau von Staël, man wollte in Schlegel's ganzem Wesen einen Schatten von Gedrücktheit, von Melancholie bemerken, den man auf die Rechnung jener Behandlung schrieb, und der den interessanten Unglücklichen

nur noch theurer machte. Mir erschien die Sache anders, und ich erklärte mich dahin, daß Herrn v. Schlegel die Existenz im glänzenden Hause der reichen und berühmten Frau doch angenehm seyn müsse, weil es einem Manne von seinem Rufe, von seinen ausgezeichneten Gaben nicht fehlen könne, auf jeder deutschen Universität durch eine Professorsstelle, durch Privatvorlesungen, literarische Arbeiten u. s. w. sich eine zwar nicht so bequeme, aber unabhängige Existenz zu verschaffen, und daß also, weil er dies nicht thue, jenes Verhältniß ihm nicht so gar drückend erscheinen könne. Damit fand ich nun freilich vielen Widerspruch, es war aber schon einmal meine Weise, die Poesie von der Wirklichkeit stets scharf zu scheiden, jene in Büchern und Kunstwerken hoch zu verehren, im gewöhnlichen Leben aber die Dinge so klar als möglich zu betrachten und so einfach als möglich zu behandeln.

Ich hatte gegen A. W. von Schlegel mehrmal den Wunsch geäußert, Frau von Staël persönlich kennen zu lernen. Er forderte mich auf, zu ihr zu gehen. Das wollte ich nicht, und so ging einige Zeit hin. — Endlich übernahm es eine gemeinschaftliche Bekannte, die Sache vermittelnd einzuleiten. Frau von Muzs, eine geistreiche artige Frau aus Bremen, welche unter uns nur die schöne Grossmama hieß, weil sie bereits einen Enkel von ihrer Tochter hatte, und noch immer nicht bloß beaux restes, sondern wirkliche Schönheit besaß, übernahm es, Frau von Staël mit mir, mich mit der

hochberühmten Frau bekannt zu machen. Wir wurden Beide zu einem Thee bei ihr gebeten, und ich konnte, da es gerade der Wochentag war, an welchem meine Mutter selbst Gesellschaft zu empfangen pflegte, erst spät abkommen. Als ich eintrat, war der Kreis schon eine Weile versammelt, und ich sah neben einer meiner Freundinnen, die eine große Künstlerin auf dem Klavier war, am Fortepiano eine Frau sitzen, welche ich nach Allem, was ich bereits gehört — für die berühmte Dichterin erkennen mußte. Ich werde den Eindruck nicht vergessen, den mir ihre Gestalt machte. Sie war eine ziemlich große starke Frau, über alle Jugend hinaus, mit bedeutenden aber nicht angenehmen Zügen, deren Ausdruck — in dem vortretenden Mund und Rinne, in der ganzen etwas mohrischen Bildung mir eine überwiegende Sinnlichkeit zu verkünden schien, und deren auffallender, ich möchte sagen gewagter Auszug Ansprache anzeigte, welchen sowohl die Jahre als die ganze unanmuthige Erscheinung nicht entsprachen.

Ich grüßte allseitig aber flüchtig, wurde der Frau von Staël eben so flüchtig genannt, und ging in's Nebenzimmer, weil kein Vorzimmer vorhanden war, wo man die Überkleider ablegen konnte, um Shawl und Überrock auszuziehen. Gleich darauf kam Frau von Staël mir nach, trat vor einen Spiegel, der sich hier befand, fing an ihren Kopfschmuck zu ordnen, und richtete aus dem Spiegel die Rede über jenen Aufsatz im Morgenblatt an mich. Ich antwortete freimüthig aber

bescheiden; das Gespräch dauerte nicht lange, Andere traten dazwischen, die Unterhaltung wurde allgemein, und Frau v. Staël verließ die Gesellschaft bald in Begleitung ihres Cavaliere servente, des Herrn v. Schlegel. Die Art, wie sie ihn fragte, ob ihre Leute da wären? und ihm mit einer bloßen Kopfneigung andeutete, sich darnach umzusehen, mißfiel mir um sein- und ihr-willen gleich sehr. Sie erregte bei den Verehrerinnen des anziehenden Unglücklichen auf's Neue einiges Bedauern, worin ich nun freilich nicht einstimmen konnte; aber sie diente nicht dazu, den Eindruck zu mildern, den die ganze Persönlichkeit seiner Prinzipalin auf mich gemacht hatte.

Wald darauf wurde ich von ihr zu Tische gebeten. Der Kreis war klein und bestand nur aus unserm würdigen Freund Heinrich von Collin, dem Baron Steigentesch, der Frau vom Hause, ihrem jüngeren Sohn, einem bildschönen Knaben von etwa 12 Jahren, ihrer noch etwas jüngeren und ebenfalls sehr hübschen Tochter (der verstorbenen Duchesse de Broglie), aus Schlegel und mir. Hier aber, gleichsam im häuslichen Kreise, wo keine Präension, keine Absicht zu glänzen, keine Coquetterie sie zu einem Betragen verleitete, das sie nicht wohl kleidete, kam sie mir ganz anders und viel liebenswürdiger vor. Vor Allem bestach mich der ungemein schöne weiche Ton ihrer Stimme; und diese Stimme trug so geistreiche Dinge mit so gewähltem Ausdruck vor, daß ich wenigstens ihr mit dem größten

Vergnügen zuhörte, und nur einen Stenographen in's Nebenzimmer wünschte, um schnell zu Papier zu bringen und so der Vergessenheit zu entreißen, was sie so bedeutend als schön sagte. Nach Tisch mußte Collin ihr etwas von seiner Arbeit deklamiren — sie überlas es vorher, denn sie las und verstand das Deutsche wohl, nur sprach sie es nicht geläufig. Sie hörte dem Dichter mit sichtbarem Antheil zu, und sagte lebendig jede Schönheit auf. Dann holte sie ein französisches Gedicht, das eine schweizerische Dame gedichtet und das wirklich voll tiefer Empfindung war, und las es uns mit innigem und lebendigem Ausdruck vor, indem sie mit liebenswürdiger Wärme uns jede schöne Stelle bemerklich machte. So wußte sie fremdes Verdienst freundlich geltend zu machen, und erschien mir in diesem Verfahren und in ihrer einfacheren Natürlichkeit weit angenehmer als in der anmaßenden Rolle einer hochberühmten Frau, der Alles huldigen soll, in welcher ich sie bei Frau von Nups gesehen hatte.

Nun kam der Fasching und mit ihm eine glänzende Reihe von Festen und Unterhaltungen, denn unser Kaiser feierte seine Vermählung mit der anmuthigen Marie Louise von Este. Diese Prinzessin war von ihrer Mutter früher, wie man sagte, zum Kloster bestimmt (welche Bestimmung ihre bald nachher sich äuffernde Kränklichkeit wohl zu rechtfertigen schien); aber sie hatte eine so sorgfältige Erziehung genossen, und fand in ihrem Geiste so viel Verwandtheit und Kraft, daß sie so-

gleich bei ihrem ersten Auftreten am Hofe sich mit eben so viel Majestät als Humuth in die neue Herrlichkeit und die Rolle einer hochgestellten Monarchin zu finden wußte. Der Kaiser hatte sie aus wirklicher Liebe gewählt, er hatte gesagt: Seine erste Frau, Elisabeth von Württemberg, habe ihm sein Oheim gegeben; die zweite, Theresie von Neapel, sein Vater; diese dritte nehme er sich selbst, und er schien auch, wenigstens im Anfange, sehr vergnügt. Späterhin soll sie ihm zu viel Elegance, und zu sehr den Ton der großen Welt angenommen und ihn daher nicht so glücklich gemacht haben, als er es wünschte und hoffte. Denn er liebte ein hausväterlich bürgerliches Leben, und wußte, wie es sich im Congress-Winter zeigte, sehr wohl den Patriarchen seiner zahlreichen Familie mit der Majestät und Würde eines der ersten europäischen Monarchen zu vereinigen.

In jenem Falsching 1808 dauerten indessen noch die Glitterwochen dieser Ehe, und Alles bestrebte sich, der jungen, reizenden und liebenswürdigen Monarchin zu huldigen. Auf einer glänzenden Freireboute, in welcher Alles in möglichster Pracht erschien, zeigte sich auch ein überaus herrlicher Maskenzug, die Huldigung oder ich weiß nicht welche Feierlichkeit eines indostanischen Sultans vorstellend. Personen des höchsten Adels bildeten den Zug und Alles strahlte von Gold und Edelsteinen. Die verstorbene Fürstin Colloredo-Mannsfeld, eine sehr edle Gestalt, welche die Rolle der Sultain-

Mutter hatte, war ganz mit Diamanten bedeckt, ja es schien, als wäre ihr das Trügen auf eine ihrer Begleiterinnen nicht bloß des Anstands, sondern der Last von Diamanten wegen, nothwendig, unter welcher sie kaum das Haupt gerade tragen konnte. Der Sultan selbst war, ich weiß nicht warum, noch ein Kind, und wurde von dem damals bildschönen und kaum zehn- oder zwölfjährigen Grafen Arthur Weyna vorgestellt, der auf einem Palankin getragen, vor welchem die Mutter herging, in seiner kindlichen Schönheit und asiatischen Herrscherpracht den interessantesten Theil des Zuges bildete.

Dieser Maskenzug (aber ohne Larven) schritt langsam zum großen Vergnügen der versammelten Menge durch die Säle bis an den Platz, wo der Hof sich befand, und hier überreichte der Sultan oder seine Mutter der neuvermählten Kaiserin einen Strauß aus Blumen nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens gewunden und ein Gedicht unsers Heinrich Cellen dazu, das die Blumen auf eine eben so sinnreiche als schmeichelhafte Weise erklärte.

Diesem öffentlichen Feste folgten noch mehrere; es war, wie gesagt, eine glänzende Zeit, und als sie zu Ende war, dachte Frau von Stael, der man sich alle Ehre zu erweisen und sie an allem Lebenswürdigen Antheil nehmen zu lassen bemühte, auch daran, mir einen Gegenbesuch — den ersten und letzten — am Aschermittwoch zu machen, und die Weise, wie sie mich im

Zirkel meiner gewöhnlichen Abendbesuche fand, so wie die Zeit und ganze Art ihrer Erscheinung war darnach, um ihr und mir deutlich zu zeigen, wie wenig Zusammenstimmendes sich zwischen uns fand. Als die zahlreichen Damen, welche die gewöhnliche Abendgesellschaft meiner Mutter ausmachten, vernahmen, daß Frau von Staël an jenem Mittwoch Abends kommen würde, wollte jede sie sehen, wie man etwa ein fremdes Thier ansieht; denn nur wenige unter ihnen waren gebildet genug; um sich in eine Conversation mit dieser Frau einzulassen, und unter diesen, welchen es wohl nicht an Geistescultur und Artigkeit mangelte, war doch keine der französischen Sprache so mächtig, um ein Gespräch mit Frau von Staël hinlänglich gewandt zu führen.

Auch ich fühlte mich in diesem Punkte geübt, obgleich ich mich ziemlich geläufig auszudrücken geübt war; aber es ist ganz etwas Anderes, eine Sprache zu reden, in der man zu denken gewohnt ist, und sich eines Idioms bedienen zu müssen, dessen Ausdrücke sich nicht freiwillig und sogleich unserm Geiste darbieten. Am schwersten ist es dann, sich über Gedanken, Meinungen, literarische Gegenstände u. s. w. auszusprechen, besonders einem so brillanten Geiste wie Frau von Staël gegenüber, welche, wie sie sich in ihren später erschienenen *Lettres sur l'Allemagne* äußert, unsere Conversation stets unbeholfen und zu langsam fand, und die Ursache sogar in dem Genius unserer Sprache sieht, weil wir stets das Zeitwort zuletzt setzen, und es daher unmöglich sei,

Jemand nach den ersten Worten zu unterbrechen. In dieser Hinsicht hat ihr Frau v. Fouqué sehr richtig in einer kleinen Schrift, die bald nach jenem Buche *sur l'Allemagne* erschien, geantwortet: daß Frau von Staël nie vergessen sollte, wenn sie über den Mangel an lebhafter Conversation in Deutschland klagt, daß die Deutschen so artig waren, als sie sich unter uns befand, ihre Sprache mit ihr zu sprechen, in welcher wir freilich ihr an Leichtigkeit und Reichthum des Ausdrucks nicht gleich kommen konnten; daß sie aber bei einem nochmaligen Besuche die Gefälligkeit haben möchte, sich im Gespräch mit uns unserer Sprache zu bedienen; dann würde man erkennen, auf welcher Seite der Vortheil sei.

Doch wieder auf jenen Aschermittwoch zu kommen, an den ich nach fast 30 Jahren nicht ohne Verlegenheit denken kann, so lassen denn unsere Damen, — unter welchen sich leider Viele befanden, von denen ich noch nicht begreife, wie meine so geistvolle hochgebildete Mutter sie fast täglich um sich dalden konnte — in dicht gedrängter Reihe um den Theerisch, jede mit einem Stricktrumpf bewaffnet, jede fest entschlossen, und Viele wohl auch, wie ich oben sagte, bemißthät, eine stumme Rolle zu spielen. Es wurde sieben (die damals gewöhnliche Versammlungsstunde), es wurde halb 8 Uhr, die Erwartete erschien nicht. — Von Männern, welche man Frau v. Staël mit Ehren vorstellen konnte, hatte ich nur Herrn v. Hammer und unsern Collin für diesen

Abend bekommen, und dies waren nebst meiner Mutter, die vortrefflich französisch sprach, die einzigen Personen, auf die ich zählen konnte, um Frau v. Staël zu unterhalten, wenn sie käme. Dieß geschah denn endlich um 8 oder nach 8 Uhr, wo sie von der Gräfin Wróba, ganz nahe bei uns, auf eine kurze Zeit zu mir herüber kam. Sie trat ein, und Aller Blicke wendeten sich nach ihr. Ein Kleid von silbergrauem Atlas und ein Shawl oder Tuch von schwarzen Spitzen darüber, war ein recht passender Anzug für eine Frau von ihren Jahren, aber ein auf orientalische Art gewundener Wulst von schwarzem Sammt mit hochrothen Grains d'Inde vielfach umschlungen, gab ihr etwas Höchst auffallendes, Kühnes, und kleidete sie, meiner Meinung nach, bei ihren starken männlichen Zügen und braunem Teint durchaus nicht.

Sie saß neben meiner Mutter auf dem Kanapé, ich nahm meinen Platz an ihrer Seite, Schlegel, Hammer und Collin näherten sich ebenfalls, die Frauen rings um den Tisch hatten ehrerbietig gegrüßt und sich jetzt wieder niedergesetzt, um — zu stricken, wie das altenglische Lied sagt:

Phillis, ohne Sprach und Wort,
Sah und strickte ruhig fort.

Mich überfiel eine Art von Bangigkeit, so oft ich auf diese schweigsame Gesellschaft sah, die die hochberühmte Frau lautlos umgab, sie nur dann und wann mit neugierigen Blicken musternd, und mir dachte, welche

Vorstellung sich Frau v. Staël wohl nach diesem Abend von dem Kreis machen möchte, in dem ich lebte. Daß es nicht eigentlich meine, sondern meiner Mutter Bekannte waren, konnte ich nicht sagen und sie nicht erfahren, da ich, so lange meine Mutter lebte, in diesen wie in so manchen andern Stücken mich gänzlich nach ihr richten mußte.

Indeß unterhielten eben meine Mutter und die Herren, welche waren, das Gespräch mit Frau von Staël sehr lebhaft und angenehm; sie schien wenigstens sich nicht zu ennüßiren, sie sprach äußerst geistreich, und sagte unter Andern von Chateaubriand: *il est croyant par imagination* — eine wie mich dünkt sehr passende Bezeichnung. Dann forderte sie mich auf, sie mein organisirtes Fortepiano hören zu lassen. Ich spielte ihr etwas vor, das Instrument gefiel ihr wohl, wie es denn auch wirklich, manche kleine Gebrechen abgerechnet, vielen Genuß gewährte. Sie berührte es hierauf selbst, aber ich kann nicht sagen, daß sie eigentlich gespielt hätte, und bald darauf ging sie weg. Ich fühlte mich völlig erleichtert, als sie fort und diese so heterogene Erscheinung aus dem Gesellschaftskreise, für den sie und der nicht für sie paßte, verschwunden war. Nun war das Siegel von dem Munde der Damen gelöst, und sie ahneten wohl nicht, wie sie so nach ihrer Art diese Frau beurtheilten, daß sie, zwei Häuser weit von uns, bei der Gräfin v. Wrba,

zu der sie wieder von uns ging, sie die *Tricoteuses de la tribune* genannt hatte.

Die Visite war denn also abgethan, und ich froh, daß sie nicht wiederholt wurde. Indesß blieb Frau von Staël sehr artig gegen mich, und lud mich durch ein freundschaftliches Billet bald darauf zu einer theatralischen Vorstellung ein, welche bei der Gräfin Zamoiska statthaben, und wo Frau v. Staël in einem von ihr selbst gedichteten kleinen Schauspiel *Hagar*, und dann in einer kleinen Komödie: *Le legs* auftreten sollte. Die Versammlung war sehr glänzend, es war die *Crème de la Société*, obwohl sie damals noch nicht so genannt wurde; das Apartment, nach dem damaligen Geschmack auf griechische Art drappirt, von den ebenfalls unlängst modegewordenen Argantischen Lampen erhellt, und eine Menge kleinerer oder größerer Etablissements mitten im Salon, so daß die Gesellschaft ohne allen eigentlichen Mittelpunkt nach allen Richtungen, wie es gerade Jedem beliebte, saß, stand, ging, lehnte u. s. w. Mir war dies damals etwas Neues, denn in den Gesellschaften des Mittelstandes herrschte noch die ältere Sitte; aber ich fand das Neue nicht hübsch, doch bequem, und jetzt ist es wohl schon überall verbreitet, wo man auf Eleganz Anspruch macht.

Endlich begann die Vorstellung. Wir wurden in einen andern Salon geführt, wo ein kleines Theater aufgeschlagen war. Das erste Stück, *Hagar*, war von

Frau v. Staël selbst. Die Scene stellte die Wüste vor. Frau v. Staël, in sehr einfachem orientalisirenden Kostum, trat, ihre Tochter (die Herzogin v. Broglie, damals ein zehnjähriges Kind) als Ismael an der Hand, auf, und gab wirklich mit vieler Wahrheit und Lebhaftigkeit die Rolle dieser leidenschaftlichen unglücklichen Mutter, wobei ihr ihre ausdrucksvolle Physiognomie und ihre schöne Stimme sehr zu Statten kam. Mich und vermuthlich alle meine gegenwärtigen Landsleute befreundete wohl das sehr heftige tragische Spiel der französischen Schule, aber nie werde ich des Jones vergessen, der ihren bebenden Lippen entfloß, als sie in ihrer ungestümen Hefigkeit den Wasserkrug, in dem sich ihr letzter Vorrath und das letzte Mittel, des verschmachtenden Kindes Leben zu fristen, befand — umgestoßen hatte, und sie nun den Inhalt desselben gleichsam mit dem Leben des Kindes verrinnen sah. Es war kein Schrei, kein Ruf, aber es war ein unartikulirter Naturlaut, der, tief aus der Seele kommend, wieder in die Seele drang, und den ich gern mit jenem ebenfalls halbblauen Schmerzenden Crescentini's vergleichen möchte, wenn der Zargendeckel abgehoben wurde, und er nun Juliens Gestalt als Leiche vor sich erblickte.

Doch nun erschien der Engel — der jüngere Sohn der Frau von Staël — ein Knabe von zwölf bis vierzehn Jahren, weiß gekleidet und mit himmelblauem Krepp trappirt, wirklich einem Engel an Schönheit gleich, obwohl sein Spiel, wie das bei Knaben in sol-

chen Jahren gewöhnlich ist, ziemlich steif und unbedeutend war, und das Stück endete froh und trostvoll unter lebhaften Beifallsbezeugungen der Menge.

Hierauf folgte das französische Lustspiel *Le legs*. Ein Testament verbindet einen jungen Cavalier, seine Hand der Erbin eines großen Vermögens zu geben, wenn er dessen theilhaftig werden will. Aber er liebt eine Andere und zieht diese der reichen Erbin vor. Ein fataler Zufall wollte, daß das Frauenzimmer, eine nicht ganz junge Person, wie man sagte, welche die verschmähte Erbin hätte machen sollen, denselben Tag krank wurde, und nun die Frau vom Hause, Gräfin Zamoiska selbst, eine junge und sehr hübsche Dame, aus Gefälligkeit und um die Darstellung möglich zu machen, die Rolle der Verschmähten übernahm. Freilich las sie selbe nur aus der Schrift herab, aber sie stand doch lebhaft in ihrer Jugend und Schönheit vor uns, während Fürst Clary, der den jungen Mann mit eben so viel Anstand als Lebhaftigkeit gab, ihr die Frau von Staël, die jetzt in modernem Costume, weiß angezogen und das Überkleid mit einem ungeheuern Bouquet am Knie trussirt, nichts weniger als schön aussah, vorziehen sollte. Es lag etwas gar zu Widersprechendes und daher Störendes in dieser Rollenbesetzung, die denn auch zu manchem Witzworte über die ohnedieß nicht beliebte Schriftstellerin Anlasi gab, so wie man ihre Hagar, in justification d'Abraham nannte.

Nicht lange darnach wurde bei Fürst Liechtenstein auf seinem Haustheater im Pallast in der Herrngasse ein zweites Stück von Frau v. Staël: *Généviève de Brabant*, gegeben. Sie war Genovefa; Fürst Elary Sigefroy, ihr Gemahl; Schlegel ein Eremit des Ardennenwaldes; Albertine (ihre Tochter) hatte die Rolle des Schmerzreich (l'enfant de la douleur) und ihr Sohn gab einen von ihr hinzugebildeten älteren Sohn Genovefens und Siegfrieds, der seinen Vater auf die Jagd begleitet. Von Wolk und allen Begebenheiten, die ihrer Verstorben vorausgehen, wurde nur gesprochen, und das Stück begann in ihrer Höhle, in der sie schon sieben Jahre mit ihrem Knaben lebt. Auch in diesem Stücke zeigte sie sich als eine sehr geschickte Schauspielerin; aber ihre Gestalt nahm sich durchaus unvertheilhaft in der Kleidung von Thierfellen mit herabhängenden Haaren, ohne allen Putz, aus, ihr Spiel war zu heftig, und die Dichtung selbst nicht sehr bedeutend.

In der nächstfolgenden Fastenzeit hielt uns H. W. Schlegel im Jantischen Saale Vorlesungen über Dramaturgie. Diese Collegien, in den Vormittagsstunden gehalten, und von Allen besucht, welche mit Recht oder Unrecht Anspruch auf Geistesbildung oder Eleganz machten, boten eine recht angenehme Versammlung interessanter Personen dar. Frau v. Staël erschien fleißig, man war sicher, viele Bekannte und ausgezeichnete Menschen zu treffen oder kennen zu lernen; was Schlegel sagte oder las, hatte natürlicher Weise viel Gehalt,

wenn es gleich zuweilen Paradoxen enthielt und sein Vortrag nicht gerade hinreißend war. So bildeten diese Vorlesungen eine sehr angenehme Unterhaltung und einen Vereinigungspunkt für die schöne Welt auch nach dem Carnaval.

Eine Freundin meiner Ältern, Frau v. Blies, Schwester des Baron v. Eskeles, war nach einer langen Abwesenheit im Jahre 1802 oder 1803 wieder nach Wien zurückgekommen. Sie war Witwe und bejahrt, aber ein reger Geist, eine Liebe zu höheren geistigen Genüssen und eine unendliche Gutmüthigkeit und Freundlichkeit machten ihr Haus, so klein es war, zu einem angenehmen Sammelplatz für einen beschränkten aber gewählten Kreis gebildeter Menschen. Man versammelte sich an einem bestimmten Wochentage, und Manche, die schon zu den Auserwählten gehörten, blieben nach der Soirée bei einem mäßigen, aber niedlichen Souper. Mich hatte Frau v. Blies lieb gewonnen, ich war die Tochter langbewährter Freunde, sie hatte mich als halbgewachsenes Mädchen verlassen, und fand mich als Frau von mittleren Jahren, als Schriftstellerin, die schon einigen Namen erworben hatte, wieder; so war ich ihr werth, und ich achtete sie als eine mütterliche Freundin. Viele angenehme Stunden habe ich in ihrem Hause verlebt, viele anziehende Bekanntschaften dort gemacht; durch sie ward unsere Familie dem Arnstein'schen Hause, mit dem schon meine Ältern wohl bekannt waren, dem mich aber, wie vielen andern, die Entfernung meiner Woh-

nung entfremdet hatte, wieder genähert, und ich kam nun sehr oft in diese glänzenden Häuser von Arnstein, Pereira und Eskes. Doch am meisten fühlte ich mich verpflichtet, Frau v. Wlisch für ihr Wohlwollen und ihren herzlichen Antheil an mir zu danken.

Bei ihr sah ich denn auch H. W. v. Schlegel, die schöne Grossmutter und viele bedeutende Fremde. Schlegel las uns Uebersetzungen aus Calderon und andere Gedichte theils von ihm selbst, theils von seinem Bruder Friedrich vor, dessen Ankunft in Wien man für's nächste Jahr erwartete, und auf welchen, so wie auf den schon anwesenden Bruder, ihre Hefden mit Kegehue und Merkel, so wie ihre Vergötterung Weihe's und die neuen Theorien von Poesie höchst aufmerksam gemacht hatten. Jene Abende bei Frau v. Wlisch waren mir sehr angenehm, und in solchen lebhaften geselligen Verbindungen ging der Winter von 1807 auf 1808 genussreich hin.

Im Frühjahr dieses Jahres erschien mein Naagthekles, an dem ich fast drei Jahre gearbeitet hatte, und erregte im Anfange wenig Theilnahme. Auf mich stürmte in derselben Periode manches häusliche Leiden ein, und wurde mir zum Prüfstein meiner innerlichen Kraft. Ich ertrug und ich kann sagen, ich überwand es. Waren doch meine Lieben, mein Mann, mein Kind, meine Mutter mir geblieben. Ich war an manchem Schönen, mancher jugendlichen Täuschung ärmer, aber an Muth, Erfahrung und Geduld reicher geworden.

Im nächsten Herbst traf also Friedrich v. Schlegel mit seiner Frau, einer gebornen Mendelssohn, in Wien ein. Alles war sehr gespannt auf dieses Paar; denn nächst dem wohlverdienten literarischen Ruhm, der Friedrich v. Schlegel voranging und ihm schon längst die Achtung der Gelehrtenwelt erworben hatte, gesellte sich noch ein piquanterer Reiz dazu. Man freute sich, den streifertigen Gegner Merkel's und Kogebue's, den Mann, der als Gründer einer neuen poetischen Schule so viele langverehrte Autoritäten von ihren Altären stürzen wollte, und in Vieler leicht beweglicher Meinung auch gestürzt hatte — endlich auch den Verfasser der viel berühmten Lucinde von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Dieses Buch, so wie das Meiste, was ungefähr 5 — 6 Jahre früher aus der Feder dieser beiden Brüder geflossen war, hatte Deutschland in Erstaunen gesetzt; war aber doch von den Meisten zwar mit Anerkennung der großen Gelehrsamkeit, im Ganzen aber mit Mißbilligung aufgenommen worden. Ueberdies erwartete man in Frau v. Schlegel das Urbild der Lucinde zu erblicken, und so sah man ihrer beiderseitigen Erscheinung begierig entgegen.

Hatte aber schon A. W. Schlegel durch sein zierliches, fashionables und fast übertrieben sorgfältiges Äußeres die allgemeine Erwartung getäuscht, welche auf einen tüchtigen Kenner und rauen scharfen Kritiker, dessen Sitten der Umgang mit den schönen Künsten nicht gemildert hatte, vorbereitet war, so fand

sich bei seinem Bruder noch weniger von diesem durch die Fantasie entworfenen Bilde. Friedrich Schlegel war ein Mann gegen Vierzig — mit einer ziemlich angenehmen Bildung, der aber in Buchs, Gesicht und Benehmen viel eher einem einfachen, redlichen Bürgermann, als einem schlag- und streitsüchtigen Gelehrten gleich. Noch auffallender war der Contrast zwischen dem Bilde, das wir uns hier von seiner Frau entwerfen, in der Jedermann das Urbild der schönen, lüsteruen, freien Lucinde zu finden dachte, und dem Eindrucke, den die wirkliche Erscheinung dieser Frau machte. Es war eine längst über alle Jugend und alle Schönheit — wenn je eine da gewesen war — hinausgerückte Gestalt, von mittlerem etwas starkem Wuchse mit geistreichen aber beinahe männlichen Zügen, wie denn Manche, die ihren berühmten Vater gekannt, behaupteten, sie lähe ihm ganz ähnlich. Dennoch war in diesen nicht reizenden Formen ein solcher Ausdruck von Geist und höherer Natur, in diesen wirklich schönen schwarzen Augen so viel Leben, Feuer und Güte, in dieser ganzen Persönlichkeit so viel echt weibliche Würde, stiller und sterner Anstand, daß es unmöglich war, auch nur einen Augenblick länger an jenes schlüpfrige, unsäuberer Welt zu denken, und daß man sich mit mächtigen Banden der Achtung und des Wohlwillens zu dieser merkwürdigen, geistvollen und doch so anspruchlosen, zu dieser vielbesprochenen, vielgeprüften und doch so einfachen Frau hingezogen fühlte. Wenigstens ging es mir so, und die

allgemeine Achtung, deren sie während eines vieljährigen Aufenthaltes in Wien so wie später in Frankfurt genoß, die warme Freundschaft, mit welcher Alle, die sie näher kennen gelernt, an ihr hingen, beweiset, daß diese meine Empfindung, welche mich nun auch schon seit beinahe dreißig Jahren für diese Frau belebt, keine individuelle Ansicht oder wohl gar Täuschung gewesen sei.

Genug, die Schlegel waren nun in Wien. Bald erhielt Friedrich eine diplomatische Anstellung, die ihn an Oesterreich band, und ihr Haus ward ein Vereinigungspunkt für höher gebildete Menschen, interessante Fremde und Künstler. Sehr angenehm verfloßen dann die Abende in diesem Kreise, und gerade die Beschränkung der Glücksumstände, welche der Familie keinen Aufwand, keine oft lästige Eleganz und prätentiose Fashionabilität erlaubte, gab diesen Zusammenkünften einen eigenthümlichen Reiz von hausväterlichem Ton und herzlichem Wohlwollen. Man fühlte, daß man wirklich willkommen war, und daß das einfache aber schmackhafte Goutier uns mit aufrichtiger Wohlmeinung geboten wurde. Ich war ungemein gern da, und zähle jene Stunden, bei Frau v. Schlegel zugebracht, zu den angenehmsten meines Lebens.

So verging das Jahr 1808 unter wechselnden aber bedeutenden Ereignissen, und das ungleich wichtigere 1809 brach an.

Schlegel hatte eine Zeitung begonnen. Es war der Oesterreichische Beobachter, der damals zuerst er-

sahen, und so wie jetzt unter der Ägide und mithin unter der Aufsicht der Staatskanzlei oder eigentlich des Fürsten (damals Grafen) Metternich stand. Große Bewegungen schienen sich vorzubereiten und auf noch größere Ereignisse hinzudeuten. Napoleon dehnte in Krieg und Frieden seine Macht immer weiter aus. Er eroberte durch seine Armeen und seine überraschende Taktik, die damals noch immer das Erstaunen und eben deswegen auch den Kummer der feindlichen Armeen verursachte, große Länderstrecken. Was er erobert, behielt er beim Friedensschlusse, und wußte nach dem Frieden, oder eigentlich während des Friedens unter allerlei der wichtigsten Vorwände, wem er der Welt gleichsam spottete, mehr Länder zu besetzen, zu behalten, und als direkte und indirekte Staaten seinem bereits nach der Universalmonarchie strebenden Reiche einzuverleiden, als ihm das Glück der Waffen verschafft hatte. Die Freiheit der Presse war durch ihn vernichtet, ein ungeheures Censursystem in den Zeitungen eingeführt, und in der Absicht, den englischen Handel zu zerstören, kam Europa mit der Continentsperre unter dem unerträglichsten Drucke gehalten. Alles senkte unter diesem Joch, die alten Thronen wankten, und mit Verzweiflung sahen Völker und Einzelne dem Loos ihrer künftigen Tage entgegen, dessen Bestimmung einzig und allein von dem Willen eines Mannes, dieses Napoleon, abhängig war, den jetzt so Viele mit unbegreiflicher Vergessenheit

alles einst Geschehenen als einen Verfechter der Völkereifreiheit und liberaler Ideen betrachten.

In ganz Deutschland, besonders nach dem Unglücke Preussens, gährte und kochte Haß gegen diesen — jetzt so gerühmten Freiheitshelden, und geheime Verbindungen knüpften sich an, um wo möglich eine Reaction hervorzubringen. Es mag nun wohl seyn, daß englisches Gold unter der Hand zu diesem Zwecke thätig gewesen war, so viel aber ist gewiß, und jeder Zeitgenosse, der jene Epoche mit erlebt, wird es zugeben müssen, daß ganz Deutschland, so wie Oesterreich, die Last jener Verhältnisse mit Schmerzen fühlte, und einer Möglichkeit, sie abzuschütteln, mit banger Sehnsucht entgegen sah.

Ein schönerer Geist fing an sich zu regen. Durch Bücher, durch Dichtungen, durch die Richtung, welche Kunst und Literatur auf vaterländische Gegenstände nahmen, bekamen diese höheren Werth für Jeden, als sie vormalig gehabt hatten. Die Idee des Vaterlandes, der Nationallehre erwachte in den durch lange Gewohnheit und bequemes Hinleben im behaglichen Friedensstande der letzten Decennien erschlafften Geistern, und es ist nicht zu läugnen, daß auch die romantische Poesie, indem sie eine bis dahin unbeachtete Vergangenheit aus ihren Gräbern aufrief, und die alten Schätze deutscher Dichtkunst uns vor Augen führte, diesen Geist erhöhte und verstärkte. Man fing an das alte Deutschland zu lieben, man studierte seine Sitten, man erwärmte sich

an dem ritterlichen frommen Sinne des Mittelalters, und gewann das Land und die Landsleute lieber, denen man früher gern alles Ausländische vorgezogen hatte.

So war die allgemeine Stimmung, als Österreich den Krieg an Frankreich erklärte. Unser Freund Collin dichtete für diesen Zweck seine Landwehrlieder, welche, mit Musik von Weigl, am Ostersonntag vor einer gedrängten Versammlung von mehreren tausend Menschen im Redoutensaal gesungen wurden, und in welche das Publikum, wo es anging, mit voller Seele und unter allgemeinem Jubel einstimmt. Welch ein Tag war das! Welche Stimmung unter meinen Mitbürgern, und wie — — doch ich will mir nicht selbst vergeifen.

Die Regimenter fingen an sich zu rühren. Die sechs Landwehr-Bataillone von Wien wurden organisirt. Viele angesehenere junge Leute nahmen Dienste, darunter B. Steigentesch, und andere ausgezeichnete Offiziere schäfteten es sich zur Ehre, sich an die Spitze eines der Bataillone zu stellen, Graf Hoyos (der Oberstjägermeister) bewaffnete seine Bergbewohner, die Unterthanen seiner Güter, und zog selbst als ihr Oberst mit ihnen aus, jedes Ungemach, jede Entbehrung, jede Gefahr mit ihnen theilend. Sie begleitete als Feldkaplan ein ausgezeichnete Geistlicher, Baron Sommerau-Beck, ein Jugendbekannter von mir, mit dem ich mehr als zwanzig Jahre früher manchen Walzer getanzt hatte. Damals dachte wohl Niemand an eine solche Umstaltung

seiner Laufbahn; denn aus jenem fröhlichen Studentenleben trat Sommerau ins Militär, und es vergingen mehrere Jahre, während welcher Niemand — kaum seine Mutter und Schwester — etwas von ihm wußten. Plötzlich, kurz vor meiner Verheirathung verbreitete sich das Gerücht, Baron Sommerau habe sich dem geistlichen Stande gewidmet, und bald darauf kam er nach Wien, besuchte uns freundlich, zeichnete sich sofort in seiner neugewählten Laufbahn als Seelsorger und Prediger aus, war Kaplan in mehreren Pfarren nach einander, zog dann mit der Landwehr aus, der er als ehemaliger Militär von großem Nutzen war; erwarb sich auch in dieser Laufbahn Ehre und Achtung, wurde dann Domherr in Ollmütz, und ist jetzt (ich schreibe dieß im Dezember 1836) erwählter Fürst-Erzbischof von Ollmütz! *Per tot discrimina rerum!* Nicht ohne stilles Vergnügen weist mein Geist bei den Erinnerungen an diesen Mann, dessen Laufbahn so sonderbar, dessen Geist und Gemüth stets ausgezeichnet waren, dessen endliche Erhebung auf den Fürstenthron für seinen gediegenen Werth beweiset, und ich denke gern an die längstvergangene Zeit, zwischen die und jetzt sich ein halbes Jahrhundert drängt, wo ich mit ihm jugendliche Freuden theilte, oder zehn Jahre später, als er schon Priester war, mich an seinem geistreichen Umgang ergötzte oder an seinen Predigten erbaute, die wirklich sehr gut waren und ein zahlreiches Publikum hatten.

Das berühmte cuirassier-Regiment Hohenzollern (vor 200 Jahren Dampierre, später Großfürst Constantin, oder wie es jetzt heißen mag) marschirte durch Wien, und wie es sich dies Vorrecht durch die Befreiung Kaisers Ferdinand II. im Jahre 1619 verdient, zog es durch die Stadt, durch die kaiserliche Burg, und schlug sein Werbgezel auf dem Burgarlage auf, wo sich sogleich zwei Fürsten Liechtenstein anwerben ließen. Mich regte das Alles ungemein auf, und ich dichtete eine Romanze, deren Inhalt diese Rettung des Kaisers und das von diesem Regimente erworbene Vorrecht waren. Die Romanze erschien, wenn ich nicht irre, an dem Tage selbst, wo der Einmarsch Statt hatte, und ich sah die ganze Ceremonie mit wahrhaft klopfendem Herzen und unter frommen aber zitternden Wünschen für den glücklichen Ausgang aller dieser Bestrebungen, aus den Fenstern des k. k. Archivs an Hormayr's Seite an, der voll stolzer Hoffnungen war, und sich anschickte, als General-Intendant nach Tyrol zu gehen, und dort den Landsturm gegen die Bayern und Franzosen zu organisiren. Es war wohl nur Zufall, aber doch ein böses Omen, daß er gerade am Chorfreitag zu dieser Mission von hier abging.

Die Würfel waren geworfen, die Regimenter marschirten gegen den Feind. In unserm Kreise befanden sich mehrere Familien von Offizieren; die Frauen, die Verwandten sahen mit noch bangereim Gefühl als wir Übrigen dem Schicksale der kommenden Tage entgegen; denn manche traurige Erfahrung von 1797, 1800, 1805,

Preußens Schicksal in d. J. 1805—7 hatten uns die frohe Zuversicht in das Glück der Österreichischen Waffen im Conflict mit jenen bis dahin unüberwindlichen Armeen sehr geschwächt. Jedoch lebte noch manche freundliche Hoffnung in uns, gestützt auf die Größe und Wirksamkeit der Anstalten, auf den Ruhm des Erzherzogs Carl, der zum Generalissimus ernannt war, und den neuen patriotischen Geist, der die ganze Nation beseelte.

So vergingen einige Tage. Es waren, um den Schuß des Himmels für unsere wirklich gerechte Sache anzusehen, Bittgänge angeordnet, an denen der Hof und die ganze Stadt Theil nahmen. Ehe der Tag zu diesen Prozessionen erschien, ereilten uns schon trübe, unglückverkündende Botschaften. Der Unfall bei Regensburg war eingetreten. Von einem Vorrücken oder Angreifen keine Rede mehr. Die Armee des Erzherzogs zog sich nach Böhmen. Mit welchen Gefühlen der Angst und inbrünstiger Andacht um Abwendung der abermals drohenden Gefahr wurde diese Prozession begangen! Mit welchen schmerzlichen Gefühlen betrachtete ich den Dom von St. Stephan, während die Prozessionen der Vorstädte laut bethend und den Herrn der Könige, der ihre Herzen wie Wasserbäche lenkt, um Schutz und Segen für den Monarchen, für das Vaterland, für jeden Einzelnen anrufend, in denselben einzogen! Ach, dieser Dom! welche Schicksale hatte er nicht schon gesehen, was hatte er nicht mit Österreich mitgemacht! Ruhm und Glanz, Noth und Gefahr,

Elementar-Stürme und Belagerungen! Es kam mir in dem Augenblick das ehrwürdige Gebäude mit seinen kolossalen Dimensionen, mit seiner alterthümlichen Pracht, mit seinen durch fünf Jahrhunderte dauernden Mauern wie ein Symbol, wie ein Repräsentant von Oesterreich und von seinem Kaiserhause vor. Waren es denn nicht einige der ersten Herzoge aus diesem Hause, welche den von den Babenbergern gegründeten kleinen Bau nach einem größern Plan erweitert und in der Pracht hergestellt hatten, in der wir ihn noch sehen? Gerade wie auch das Haus Habsburg die Anfangs kleine Macht der Ostmärk endlich zu der Größe von Bedeutenheit und Gewalt gebracht hat, deren sich Oesterreich jetzt erfreuen durfte.

Durch unsern werthen Freund, Baron, jetzt Graf Rothkirch, der als Major vom Generalstabe mit der Armee fortgezogen war, bekam ich die erste ausführlichere Nachricht von jenen Unglücksfällen. Sein Brief, in sehr düsterm Ton geschrieben, war aus einem kleinen Flecken an der böhmischen Grenze datirt. Er schickte mir durch einen vertrauten Menschen einen Theil seiner Baarschaft, seine Karten, und eine Kassette mit Papieren, um es zu verwahren. Während aber jene Truppe sich nach Böhmen gezogen hatte, war die feindliche Armee uns schon ganz nahe gekommen. Der Hof, die Kanzelleien gingen fort, die kaiserlichen Schätze, Gallerien u. s. w. wurden eingepackt und entweder fortgesandt, oder an verläßlichen Orten verborgen. Zum

vierten Male hatten wir eine Invasion des Feindes mit allen ihren Schrecken zu befürchten, zum zweiten Male sollte sie wirklich über uns kommen, und um so fürchterlicher, da man nicht bloß wie Anno 1797 daran dachte, die Stadt zu vertheidigen, sondern wirklich alles Ernstes die Anstalten dazu getroffen, die Bastionen mit Kanonen besetzt, die Zugbrücken an den Stadthoren in Gang gesetzt wurden, und die Vorstädte folglich dem Feinde oder dem Pöbel preisgegeben werden sollten.

Das war keine freundliche Aussicht, zumal für uns, die die Verheerender Bevölkerung von der ersten Hand zu erwarten hatten. Meine Mutter, damals schon hochbetagt, überlegte, was zu thun sey. Viele ratheten uns, von hier wegzugehen und thaten es selbst; Andere zogen, der persönlichen Sicherheit wegen vor, sich lieber in die zu belagernde Stadt einschließen zu lassen. Unter diesen war eine Familie, welche aus einer hochbetagten Mutter, zwei verheiratheten aber von ihren Männern getrennten Töchtern und deren Kindern bestand. Diese trieb die Angst vor Volksaufständen in die Stadt hinein, und es war auch wirklich zu verwundern, wie man, da eine Belagerung bevorstand, so viel unnützes Volk in den Umkreis der Stadt aufnehmen mochte. Doch die Eine der Töchter, Frau v. K., entschied sich, in der Vorstadt zu bleiben, und wenn wir sie aufnehmen wollten, die Tage der Gefahr mit uns und unsern Hausgenossen zu theilen. Meine Mutter hatte schon früher, theils aus eigener Ansicht, theils

auf den Rath eines sehr würdigen Freundes, des Waisenhaus-Direktors Bierthaler, sich entschlossen, in ihrem Hause zu bleiben. Bierthaler hatte ihr nämlich gesagt: wo Gott sie hingestellt habe, wo ihr liegendes Eigenthum sei, das sie ohne großen Schaden nicht verlassen könne, dort sei auch ihr Platz bei Gefahren: und so blieb sie denn, und wir fingen an, für die ersten Tage der Unruhe und Verwirrung einige Vorräthe an Mehl, Hülsenfrüchten, geräuchertem Fleisch, Schmalz u. s. w. einzuschaffen und einstweilen auf dem Hausboden zu verwahren. Komisch war es bei aller Angst und Besorgniß, die uns drückten, das Benehmen mancher von den alten Frauen, den Gesellschafterinnen meiner Mutter, zu beobachten, und ich habe einige Züge aus jener Zeit in dem Charakter der Frau v. Volkersdorf in meinem Roman: Die Belagerung Wiens, aufbewahrt, wie sie von jeder Höckerin, jeder Magd sich Nachrichten holten, an die sie fest wie an offizielle Berichte glaubten; wie jedes ungewöhnliche Geräusch sie in Angst versetzte, weil sie es für Schüsse hielten, und als die Feinde noch bei Linz standen, das Holzabladen in einer nahen Straße für fernem Kanonendonner gehalten wurde.

Zum Glück für mich waren aber auch klügere Frauen in unserem Kreise, welche doch selbst, als Offiziersfrauen, eher ein Recht gehabt hätten, ängstlich zu seyn. Die Baronin Rüdler mit ihren beiden Schwestern, deren Mann an der Spitze eines Landwehrbatails

lons ausgezogen war, und die Baronin v. Engelhardt sammt einer Schwester, die für den Mann, den Sohn und den Bruder zu zittern hatten, welche beim Regiment Deutschmeister standen. Und gerade diese waren die Ruhigsten, die Vernünftigsten, an deren Haltung und Fassung ich mich oft aufrichtete. Es war eine schöne Frühlingszeit im Anfange des Mais, und unser stiller Garten in der Alservorstadt jeden Abend und oft auch während des Tages der Sammelplatz des kleinen Kreises der Freundinnen und einiger hiergebliebener Freunde, welche die Nachrichten, die Jedes vernommen, ihre Muthmaßungen, düstern Besorgnisse oder geringen Hoffnungen einander mittheilten.

Indessen rückten die Feinde immer näher heran, und drangen endlich bis in die Vorstädte. Jetzt hörte man wirklich ihre Schüsse ziemlich nahe; die Thore der Stadt wurden gesperrt, unsere Bürgerregimenter marschirten auf die Wälle und bedienten das Geschütz. Wie in der letzten türkischen Belagerung geschah der Angriff von Seite der ungarischen Garde und der k. k. Stellungen gegen die Burghastei und den kaiserlichen Pallast. Hier stand einer unserer Freunde, der Hauptmann beim zweiten Bürgerregiment, Barchetti, ein schöner junger Mann mit seiner Compagnie. Eine französische Kugel riß ihm den Schenkel weg, er wurde in die Stadt hinabtransportirt, sein Bruder (der jezige Gubernialrath) geholt; er starb aber noch diese Nacht — vielleicht nebst wenigen Unbekannten, das einzige Opfer

von Bedeutung, welches diese Beschießung gekostet hatte; denn er war ein hoffnungsvoller Mann in der Blüthe seiner Jahre und Vater von mehreren Kindern.

Am Abend wurde das Schießen von beiden Seiten stärker. Lange bewahrten die Mauern der k. k. Stellungen die Spuren mancher Kugeln, welche von der befreundeten Stadt hinaus auf die Vorstädte flogen. Mit dem Einbruch der Nacht schien die Beschießung der Stadt ernstlich zu werden, und in dem Maße, wie die Schüsse näher, dichter fielen, wuchsen natürlicher Weise unsere Besorgnisse. Man berichtete uns, daß wir vom Garten aus die Richtung und den Weg der Kugeln sehen könnten. — Wir eilten in das Zimmer, welches in den Garten sieht, und das uns, freilich hinter Bäumen und von andern nähern Gebäuden verdeckt, dennoch ziemlich richtig die Lage der Vorstädte, in denen die Franzosen mit ihrem Geschütze standen, und die Gegend der Stadt beurtheilen ließ, wohin sie ihre Schüsse richteten, und woher die der Unserigen kamen. Mit bangem Muthen standen wir, Frau von S*, der jüngere Kurländer, ich und mein Mann, am Gartenseiter da, und sahen von der rechten Seite herein (von der Gegend des Zwittelberges) die Handen der Franzosen als weißglänzende zitternde Schlangen in fast horizontaler Bewegung gegen die Stadt hinfiegen — furchtbare Vögel, die Graus und Flammen dahintrugen, wo sie hintrafen, während aus der Stadt links herüber in majestätischem Bogen rothloodernde Bomben

sich erhoben und sich auf die vom Feinde besetzte Gegend herabsenkten. Das Krachen, der Donner des eifrig spielenden Geschüßes, das in solcher Nähe auch bald uns selbst zu erreichen drohte, hatte schon an und für sich etwas sehr Beängstigendes; noch beängstigender aber war es für uns, als wir rechts hinüber, also in der befreundeten Stadt, eine Lohe um die andere auflodern sahen und unsere Phantasie freien Spielraum hatte, sich Jeden oder Jede unserer liebsten Freunde jetzt in Feuers- oder Lebensgefahr zu denken! Es war eine furchtbare Nacht — durch die Menschen dazu gemacht! während der Garten mit seinen Blumen und Bäumen, vom hellen Monde beglänzt, im tiefsten Frieden der Natur vor uns lag!

Pichler ging mit einer Seelenruhe, die ich mir wohl wünschen, aber nicht erlangen konnte, gegen zwölf Uhr von uns weg, legte sich zu Bette und schlief richtig während des Kanonendonners, der bis gegen drei Uhr Morgens währte, ruhig ein. Wir Übrigen brachten diese Stunden wach und in großer Unruhe zu, und ich stieg mehr als einmal zu meiner verehrten Nachbarin, der Baronin von Engelhardt hinauf, um bei ihr, die als sehr geschickte Frau, als Gemahlin eines Militärs, und welche die Belagerung von Mainz mitgemacht hatte, mir gänzlich Unerfahrenen zu Rath und Trost seyn konnte. Aber Trost gaben mir ihre Reden nicht, vielmehr gingen aus denselben größere Besorgnisse hervor; denn es wurde mir klar, daß die heutige

Nacht nur erst der Anfang bedrängterer Tage seyn könne. Endlich hörte der Kanonendonner auf, ich legte mich zu Bette und schlief ein paar Stunden. Als ich nach sechs Uhr in den Garten hinabging, und unserm alten Gärtner, der in seiner Jugend Kanonier gewesen war, von den Schrecken dieser Nacht sprechen wollte, sagte der alte Soldat ganz ruhig: Gnädige Frau! das wird und muß noch ganz anders kommen. Jetzt werden die Franzosen die Dächer der nächsten Häuser am Glacis abdecken und die Kanonen dert hinaufpflanzen, dann wird das Schießen erst recht angehen. Des Mannes Meinung traf zu genau mit dem zusammen, was meine Freundin mir in der Nacht gesagt hatte, um mir nicht die lebhafteste Angst einzuslößen.

Indessen — kein Schuß ließ sich mehr weder aus der Stadt noch aus der Vorstadt vernehmen, und wie wir uns auf der Gasse umsahen, bemerkten wir zu unserer Beruhigung, daß auf den Dächern des Universalspitals, Findelhauses u. s. w. schwarze Sicherheitskugeln aufgesteckt waren, um diese frommen Anstalten vor den feindlichen sowohl als freundlichen Kugeln zu schützen; denn das durften wir unsern Siegern wohl zutrauen, daß sie solche Häuser, welche der leidenden oder der hilflosen Menschheit gewidmet waren, respektiren würden. Und sie thaten es auch bei jeder Gelegenheit, so wie sie sich, als sie später die Stadt schon besetzt hatten, bei Unordnungen willig und gehorsam von unserer Bürgergarde arretiren ließen, und so man-

den „Staberl“ als das Organ der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ehrten. Das sind eben die, zwar selten aber erfreulichen Züge, an denen der unpartheiiſche Beobachter das langſame aber ſichere Vorrücken der echten Sittigung wahrnehmen kann.

Gegen 8 Uhr überrafchte uns, und wahrlich nicht ganz angenehm, die unerwartete Nachricht, daß die Stadt übergeben ſei und die Franzoſen ſogleich Beſitz davon nehmen würden. So waren denn alle die Anſtrengungen, ſo manches Leben, welches für die Idee der Stadtvertheidigung gefallen war, ſo viele Vorbereitungen und Entſchlüſſe vergeblich — und das ganze eigentlich eine leere Oſtentation geweſen! Da hätte man nicht bedurft, die Einwohner zu ſchrecken, ſie ſo manchen Plackereien zu unterwerfen, ſo manches Haus den Flammen zu überliefern, ſo vieler Menſchen Geſundheit und Leben, die in der Nacht des Bombardements gelitten, auf's Spiel zu ſetzen, wenn der Widerſtand nicht länger als 24 Stunden dauern ſollte. Wohl hatte die Vorſtellung einer längern Belagerung und deſſen, was die Vorſtädte hätte betreffen können, viel Furchtbares für uns; aber Vieles, was nur im erſten Augenblick ſchreckte, war ſchon überwunden, Vieles hätte die Nothwendigkeit ertragen gelehrt, zu Vielem war ja jeder Öſterreicher freudig entſchloſſen, wenn es das Wohl des Vaterlandes galt, um den Feind aufzuhalten und dem geliebten Erzherzog Carl die Möglichkeit zu verſchaffen, ſich mit ſeiner Armee von der

Nordseite her der Donau zu nähern und vielleicht der bedrängten Stadt glorreichen Entsatz zu bringen. Was hätte man nicht gern dafür ausgestanden?

Das war nun Alles vorbei! Von dem Bombardement, von dem Abdecken unserer Häuser und dem Auführen des Geschüzes — waren wir befreit. Kein Bürgerblut brauchte mehr vergossen zu werden; aber das Ganze, so wohlthätig und schonend es ausfiel, mißfiel doch den Meisten.

Die Verbindung mit der innern Stadt war nun eröffnet, die feindlichen Truppen zeigten sich hier und dort und wurden nicht auf's Beste empfangen, wie denn Einer ihrer Offiziere, und was die Sache schlimmer machte, ein Parlamentär oder sonst Beauftragter, auf der Laingrube vom Pöbel mißhandelt und schwer verwundet wurde; denn der Haß gegen die Franzosen war ungemein groß unter dem Volke, und früher gesüßentlich genährt worden.

Nun rückten die feindlichen Schaaren förmlich ein, und die Einquartirungen nahmen ihren Anfang. Der erste Versuch derselben im Jahre 1805 hatte uns mit der Idee, dergleichen Wälle aufnehmen zu müssen, vertrauter, und ihr anständiges Betragen sie erträglicher gemacht. Aber nun trat eine andere Bedrängniß ein. Der Hof hatte sich sammt allen Kanzleien, Schätzen, Kassen u. s. w. nach Ungarn begeben, und mit Oesterreich, als einer vom Feinde besetzten Lande, sollte aller Verkehr aufhören. Wir wurden also von Ungarn, wo-

her die Hauptstadt den größten Theil ihres Lebensunterhaltes bezogen hatte und noch bezieht, abgesperrt. — Nun brach der Mangel an Brod, Fleisch u. s. w. sogleich aus. An den Bäckerladen standen die Kunden oft halbe Nächte lang, um am Morgen, so wie geöffnet wurde, wenn auch selten ihren ganzen Bedarf, doch wenigstens einen Theil davon zu erhalten, und bei diesen drückenden Umständen hatte jede Haushaltung beinahe noch einige fremde und oft sehr fordernde Gäste an ihren Einquartirten zu bewirthen. Noch schmerzlicher indeß als diese leiblichen Entbehrungen drückte uns Alle der Mangel an zuverlässigen Nachrichten von dem öffentlichen Stande der Dinge, von dem, was unsere Armeen machten, wo sie standen, wie es den beiden Erzherzogen Carl und Johann erging, was wir für unser Geschick in diesen so wichtigen Verhältnissen zu hoffen oder zu fürchten hatten? Mit eifersüchtiger Strenge wußten die Feinde, die uns unter ihren eisernen Krallen hielten, jede Nachricht abzuhalten, und was unter der Hand Einer dem Andern mittheilte, hatte keine Autorität, und erwies sich auch früher oder später als unwahr. Das wußte man, daß der Erzherzog Carl am jenseitigen Donauufer lagerte, und Erzherzog Johann in Eilmärschen nach der Schlacht von Caldiero über die steirischen Gebirge heranzog, um dem Feinde von hier entweder in den Rücken zu fallen, oder den Umweg durch Ungarn nehmend, sich mit seinem Bruder auf dem jenseitigen Lande zu vereinigen. —

So dauerte unsere bängliche Lage einige Tage fort, während welchen unser einquartirter Offizier, ein ar- tiger, selbst ein schöner, übrigens aber unbedeutender Mann, uns benachrichtigte, daß wir ihren Kaiser in Schönbrunn bei einer Revue, die auf der Schmelz (den weiten Feldern zwischen Schönbrunn und der Porchensfelder-Linie) gehalten würde, sehr gut sehen könnten.

Ich fuhr also mit meinem Schwager Kurländer und Frau von K** nach Schönbrunn. Hier, so wie wir uns durch die Allee dem Schlosse näherten, war Alles voll Menschen, Wagen und Pferden, herb gegen wie wir, durch die Neugier, den ausgezeichnetsten Mann von ganz Europa zu sehen. Mir war schmerzlich zu Muthe, ich kann es nicht läugnen, denn mein Gemüth er- trug nur mit Widerstreben das Gefühl des Fremdlinges- jesses, und meine Erinnerungen führten mich in die Zeiten meiner schönen Kindheit und Jugend zurück, wo ich oft mit meinen Ältern hieher gekommen war, und die edlen Gestalten der Glieder unsers Herrscherhauses in diesem Schlosse, in diesen Gärten gesehen hatte. Jetzt wimmelte es im Schloßhof und vor demselben von den kaiserlich französischen Garden in den geschmackvoll- sten reichsten Costumen — obwohl etwas von den ge- wöhnlichen Formen unsers Militärs abweichend — Zu- saren z. B. in Pantalons; nie aber hatte ich auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum so viele schöne Männer- gestalten gesehen, als sich hier bei jedem Blicke zeigten,

und es hatte das Ansehen, als wäre die Wahl bei der Aufnahme in diese Corps nach den Vorschriften eines Winkelmann oder solcher Meister bestimmt worden.

Eine gute Weile mußten wir mit unserm Wagen in der Allee halten und warten. — Endlich kam Bewegung in die überall verstreute Menge der Zuseher sowohl als des französischen Militärs, und nun erschien eine große Schaar prächtig gekleideter Offiziere zu Pferde, die aus dem Schloßhofe über die Brücke sich der Allee näherten. Sie kamen uns nahe — Gold- und Silberstickereien bedeckten die dunkeln Uniformen, Federbüsche von allen Farben schwannten auf den reichgallonirten Hüten, Mützen, Tschakko's u. s. w. Es war die französische Generalität, und in der Mitte der glänzenden Schaar — der kleine Mann in schlichter grüner Uniform, mit dem dreieckigen kleinen Hütchen auf dem Kopfe!! Er war es — ich sah ihn ziemlich nahe, und kann mir seine Gestalt, seine Züge noch jetzt vergegenwärtigen. Da ritt er, der fremde Eroberer — der Usurpator, der Feind unserer Nation — aus demselben Schlosse, über dieselbe Brücke, wo so oft die verklarte Theresia, der Kaiser Joseph, unser Kaiser Franz herausgefahren oder geritten waren! Mein Herz wandte sich mir in der Brust um bei diesem Anblicke mit diesen Erinnerungen vergesellschaftet, und ich konnte mich in jener tiefempörten Stimmung des Wunsches nicht erwehren, daß doch auf irgend einem Baume dieser Allee ein Tiroler Scharfschütze verbergen sigen, und einen

Zell schuß auf diesen mehr als Geßler thun möchte. —

Wieder vergingen einige schwergefühlte Tage auf die vorige Weise, und ein trübes Ereigniß in unserm Hause diente nur dazu, den Eindruck, den unsere ganze Lage auf die Gemüther übte, zu verstärken. Ich habe schon öfters meiner verehrten Freundin und Hausgenossin, der Baronin Engelhardt erwähnt. Ihr Gemahl war Oberst vom Regiment Deutschmeister. Bei Ebersberg an der Traun, wo ein heftiges Gefecht verfallen war, wurde er, wie es schien nicht gefährlich unter dem Ruie verwundet. Er ließ sich nach Wien zu seiner Frau bringen, obwohl er hierdurch, da die Feinde sogleich einrückten, ihr Kriegsgefangener wurde. Niemand glaubte hier an Gefahr für den Verwundeten, er war vielmehr sehr heiter, und seine Frau nährte schöne Hoffnungen einer frohen Zukunft. Da trat plötzlich der Sturmfuß ein, und keine Rettung war möglich! Seine Frau hatte ihn unendlich geliebt, ihr Schmerz war grenzenlos, dennoch wußte sie ihn mit einer Kraft zu beherrschen, die uns Alle in Erstaunen setzte, und meine hohe Achtung für die Unglückliche sehr vermehrte. Die Anwesenheit der Feinde, die bänalichen äußern Verhältnisse machten es uns unmöglich, dem Verstorbenen die Ehre eines seinem Range angemessenen Leichenzuges zu verschaffen, und er mußte in der Stille begraben werden, was uns Alle, besonders in jenen betrübten Tagen, noch eine Vermehrung unserer Leiden schien.

Indessen war Pfingsten herangekommen (die Franzosen waren am Christi Himmelfahrtstage eingerückt). Es war ein wunderschöner Frühlingssonntag (21. Mai), als plötzlich ferner und doch lauter Kanonendonner an unsre Ohren schlug — das Kanoniren dauerte fort, wurde immer stärker, häufiger — es war eine Schlacht — es war die unvergeßliche Schlacht von Aspern, in der unser Erzherzog Carl zuerst den bisher Unbesiegten zum Weichen zwang. Zwar wußten wir von nichts mit Zuverlässigkeit, und Alles, was man sich von Nachrichten zu verschaffen vermochte, bestand in der Bespähung jener Donaugegend, woher die Schüsse ertönten, nämlich bei der Insel Lobau, deren Namen man bei dieser Gelegenheit erst kennen lernte, von den Thürmen der Stadt. Was uns aber noch mehr als der ununterbrochene Donner der Kanonen von der Wichtigkeit des Gefechtes, welches in unserer Nähe vorging, und dessen Entscheidung so viel Einfluß auf unser Schicksal haben konnte, überzeugte, waren die ungeheure Anzahl blessirter Franzosen, welche in den beiden Schlachttagen 21. und 22. Mai und noch mehrere Tage nachher zu Fuß oder auf Wagen durch die St. Marrer-Linie und bei der Leopoldstadt herein kamen.

Sie Alle aber verriethen wenig oder gar nichts von dem was jenseits der Brücken vorgegangen. Sei es, daß strenge Gebote ihrer Vorgesetzten, sei es, daß eigene Nationalneugier sie an Bekanntmachung ihrer mißlichen Lage hinderte.

Den zweiten Tag dauerte die Schlacht fort bis gegen Abend, wo endlich das Geschütz verstummte; aber erst spät oder vielleicht (ich erinnere mich dessen nicht mehr) am andern Tage verbreitete sich heimlich und flüsternd das Gerücht von der Niederlage der Feinde, von der gesprengten Brücke, von dem zahlreichen Corps der Franzosen, das auf der Lobau abgeschnitten stand, von der heimlichen und einsamen Rückfahrt des mächtigen Heeresführers in demselben Kahne mit einem unserer kriegsgefangenen Generale (Weber) und nun erst wagte man, sich zu Hause und unbelauscht von seiner Einquartirung, angenehmen Hoffnungen und tröstlichen Erwartungen hinzugeben. Es ward uns mehr als wahrscheinlich, daß der Erzherzog einen mehr als glänzenden Sieg über unsere Unterdrücker erröthen hatte, und was im seinsollenden Spotte vom General Danube in den französischen Blättern stand, bestätigte eben, statt sie zu entkräften, unsere Vermuthungen. Nun fingen wir an, auf nahe gänzliche Befreiung zu hoffen, und das Betragen der Feinde selbst half diese Hoffnungen vermehren. Da man hat später erzählt, daß General Andreeff, der Kommandant der Stadt (vorher hier Gesandter) schon Befehl hatte, mit aller Mannschaft, die hier lag, die Stadt zu räumen und den Rückweg nach Oberösterreich anzutreten.

Aber es verging ein Tag nach dem andern, und es geschah nichts. Noch immer liegt ein undurchdringliches Dunkel über den wahren aber geheimen Be-

weggründen, welche damals den Erzherzog abhielten, seinen Sieg zu verfolgen, über die Donau zu setzen und unsere Peiniger aus Wien zu verjagen. Eben so unaufgehebt sind auch die eigentlichen Ursachen des spätern Unglückes bei Wagram, und was die Veranlassung der nicht erfolgten Ankunft des Erzherzogs Johann mit seiner Armee aus Steiermark war. Doch hiervon an seinem Orte.

Wir hatten indeß unaufhörlich französische Einquartirung, die denn, wie das erste Mal i. J. 1805, mit uns wenigstens zu Mittag an einem Tische aß. Im Ganzen durften wir uns nicht beschweren. Es waren meist artige bescheidene Leute, und Manche darunter, wie z. B. ein sogenannter aide-major und Chirurg, Mercier geheißen, sehr gebildete Leute, mit denen man ganz angenehm hätte umgehen können, wenn der Gedanke, in welchen Verhältnissen sie zu uns standen, mich wenigstens nicht immer gewaltig von dem Franzosen, dem Feinde abgestoßen hätte. Zu unserer großen Erleichterung wurde endlich die Sperre zwischen Ungarn und Oesterreich aufgehoben. Es kamen wieder ungehindert Lebensmittel nach Wien, die Noth und das Gedränge an den Bäckerladen hörte auf, und unsere Lage war dadurch merklich gebessert. Ubrigens glich unsere Alservorstadt einem großen Spital. Sowohl in der Kaserne als im eigentlichen Civil- und Militärspitale lag Alles voll Blessirter, und wenn sie so weit genesen waren, daß sie auf seyn konnten, schlichen oder humpelten

sie auf den Straßen umher und wurden bis zu ihrer völligen Heilung in die Privathäuser verlegt. So bekamen wir einen Halkranken nach dem andern, konnten uns aber mit Grund über keinen beschweren, und die stark vermehrten Ausgaben, die Beschränkung in wenige Zimmer ausgenommen, da wir z. B. einmal 17 Personen im Hause hatten, hatten wir im Einzelnen wenig Verdruß; nur litt wohl Jeder, der Gefühl für das allgemeine Wohl hatte, durch die Vorstellung von dem, was uns Alle als Österreicher noch bedrohte.

So kam der Monat Julius und mit ihm die Schlacht von Wagram heran. Kanonendonner, obwohl ferner als bei der ersten Schlacht, verkündete uns abermal einen wichtigen Tag der Entscheidung. Aber diesmal war es unsern Mitbürgern nicht mehr gegönnt, von Kirchtürmen oder andern hohen Plätzen, ferne Zeugen des Kampfes zu seyn. Die Franzosen hielten alle diese Orte mit Wachen besetzt, die Niemand hinaufsteigen erlaubten, und nur, wenn sich hier und da in einem Privathause zufälliger Weise ein solcher hochgelegener Raum, ein Thurm, ein Belvedere u. s. w. befand, war es einigen Personen möglich, Etwas zu beobachten. Aber schon das Gehör belehrte uns, wie oben gesagt, daß diesmal der Schauplatz des Geschehens viel weiter entlegen sei. — Dennoch horchten wir mit banger Erwartung, ob der Schall des Geschüßes sich näherte oder entferne. Das Erste wäre uns ein günstiges Zeichen vom Zurückweichen der Feinde und dem Vordringen des Erz-

herzogs gewesen. Wirklich hörten wir mit unaussprechlicher Freude den Kanonendonner sich nähern. Man fing an zu hoffen — da sandte Napoleon den baierischen Truppen, die denn wie alle abtrünnigen Rheinbündler ihre Schwerter gegen ihre Landsleute gezogen hatten, und in der Gegend herumlagen, Befehl, über die Donau hinüber, der französischen Armee, die der Erzherzog zum Weichen gebracht hatte, zu Hilfe zu eilen. Gegen 11 Uhr marschirten die Baiern unter demselben Fürst Brede, der nun eine so schöne Besizung in unserm guten Oesterreich inne hat, über die Brücken hinaus, und nicht lange darnach entfernte sich der Schall des Geschüzes wieder. Mit trüber Ahnung sahen wir, was geschehen würde — die gehoffte Vereinigung des Erzherzogs Johann mit dem Heere seines Bruders erfolgte nicht. — Auch über diesem Factum ruht jetzt noch, nach beinahe 30 Jahren, ein undurchdringliches Dunkel, aus welchem Verschiedene, je nachdem sie zur einen oder andern Partei gehören, eine Schuld auf der Seite Eines der beiden hohen Brüder herausdeuteln wollen, das aber vielleicht erst die Folgezeit, wenn ira et studium aufgehört haben, richtig enträthseln wird. Genug, die Schlacht ging, trotz ungeheuren Anstrengungen von Seite unserer Armeen, verloren. Unzählige Blessirte wurden wieder nach Wien und in die umliegenden Ortschaften verlegt, von wannen sie, wenn sie ein Bißchen hergestellt waren, wieder in die Privathäuser einquartirt wurden. Auch wir ver-

loren in dieser Schlacht einen Verwandten. Der Hauptmann Kurländer, Schwager meines verstorbenen Bruders, blieb in dieser Schlacht, und es war uns bei diesem Verlust eine Art von Trost, daß eine Kanonenkugel seinem Leben und seinen Leiden ein schnelles Ende gemacht hatte.

Nun gab es wieder halbgenesene Offiziere bei uns, und überhaupt war die Stadt angefüllter als je. Alles wimmelte von kranken und gesunden Franzosen, und jetzt kam auch der unangenehme Nachtrab einer Armee — eine zahllose Menge sogenannter *Employés*, welche weit schlimmere Gäste waren als die eigentlichen Combattants. Unter diesen aber erwiesen sich im Ganzen — Ausnahmen gibt es überall — meiner Erfahrung nach die Unteroffiziere, Serjeants majors u. dgl. größtentheils als bescheidene ordentliche Leute, bei denen man noch den Vortheil hatte, daß man ihnen das Essen auf ihre Zimmer schicken, und sie nicht gerade an dem Familientisch haben durfte. Sie waren meistens Bürgerkinder, Söhne stiller achtbarer Familien, und nicht selten Diejenigen, welche ihre wilderen Offiziere zu beschwichtigen und Ruhe und Ordnung im Hause zu erhalten verstanden. Mit freundlicher Empfindung erinnere ich mich eines Reiterunteroffiziers — Brigadier du logis war sein Titel — eines hochgewachsenen Mannes von gesetztem Jahren und würdigem Aussehen, der, als meine Mutter ihn nebst seinen drei Gefährten nicht aufnehmen wollte, weil das Haus schon überlegt

war, sagte: *Gardez nous toujours Madame, nous sommes des bons enfans.* Und wirklich erwiesen sie sich als solche. Sie führten z. B. Morgens ihre Pferde, wenn sie zur Revue sollten, am Zügel über den Hof und saßen erst vor dem Thore auf, um uns durch das Gerappel auf dem Hofpflaster nicht im Schlaf zu stören, und verhielten sich überhaupt sehr ausländig. Wer weiß, auf welchen Schlachtfeldern sie nun begraben liegen? Ob sie von denen sind:

Und die im kalten Norden,
 Wohl unter Schnee und Eis,
 Und die in Belschland liegen,
 Wo ihnen die Erde so heiß.

(Nächtliche Heerschau.)

Noch eines Einquartirten muß ich gedenken, der uns merkwürdig war. Ein sehr junger Lieutenant, Raymond mit Namen, ein Zögling der polytechnischen Schule, ein wahres Kind der Revolution. Mit einem erstaunenswürdigen Wissen in den meisten Fächern, und einer umfassenden Belesenheit in den alten Klassikern und in denen der neueren Zeit, verband er eine Gleichgültigkeit gegen alle äußern Formen und eine stoische Kälte gegen Alles, was ihn umgab. So bin ich überzeugt, daß er beinahe nie wußte, was er aß, weil er stäts und über lauter interessante Dinge mit uns stritt, und den Disput, wenn wir ihm nur ausgehalten hätten, bis zum Nachteffen fortgeführt haben würde. Als meine damals zwölfjährige Tochter, mit

der er sonst jeden Mittag gegessen hatte, freilich ohne an sie einmal ein Wort zu adressiren, an der Ruhr erkrankte, welche damals, der vielen Soldaten wegen, epidemisch war, fragte er nie nach dem Kinde, ja ich glaube, er hatte gar nicht bemerkt, daß sie durch viele Tage nicht am Tisch erschienen war. Auch dieser Mensch lebt wahrscheinlich nicht mehr; denn ihm standen noch die Tage an der Bereczina, bei Leipzig und Hanau bevor. Friede seiner Asche! Vielleicht hätte er ihn mit seiner Gemüthsart auf Erden ohnedieß nicht gefunden.

Eines Tages muß ich an dieser Stelle erwähnen, der in seiner Art merkwürdig eminens und höchst unangenehm war: Napoleon's Geburtsfestes am 15. August, an welchem allen Bewohnern Wien's geboten wurde, in der Stadt und in den Vorstädten Abends ihre Fenster zu illuminiren. Eine befohlene Freudenbezeugung, die sonst gewiß unterblieben wäre, und uns ahnen ließ, daß gar manchmal die Zeitungen uns ein ähnliches Fest als Ausdruck der allgemeinen Volksfreude berichtet haben mochten, das ähnlichen gebotenen Ursprunges war. Schon am Tage zuvor ereignete sich ein schreckender Zufall, herbeigeführt durch die Präparativen zu dem sehr brillanten Feuerwerk, das den folgenden Abend in den Donauinseln stattfinden sollte, und zwar durch den Leichtsinne der Franzosen. Auf der Schottenbastei, nicht weit von dem kaiserlichen Zeughaufe, hatten sie eine Hütte errichtet, in welcher sie die

Zubehör zu dem Feuerwerk bereiteten, und so wie uns unsere einquartirten Offiziere selbst erzählten, mit dem Pulver höchst unvorsichtig umgingen. Da geschah nun am Vormittag des Vorabends eine heftige Explosion, die Hütte sprang in die Luft, mehrere Arbeiter wurden getödtet, und nicht ohne Grund fürchtete man Gefahr für das Zeughaus, in dem viele gefüllte Bomben lagen, und somit für die ganze Stadt.

Ominös schien uns Wienern diese Vorbereitung zur Feier des Geburtstages unsers Drängers, aber es war uns befohlen, uns zu freuen, und so stellte denn Jedermann einige Kerzen vor die Fenster. In der Stadt waren selbst einige Transparente mit — ich erinnere mich nicht mehr — welchen Vorstellungen oder Sinnbildern zu schauen. Nur Eines schien mir sehr merkwürdig, das sich, wenn ich nicht irre, in einer von den in die Kärnthner- oder Bischofsstraße ausmündenden Gassen bei einem kleinen Krämer fand. Es war ein mäßig großes Transparent mit folgenden Zeilen:

Zur
Weiße
An
Napoleons
Geburts
FEST.

und hieß eigentlich, wenn man die großen, mit anderer Farbe gezeichneten Buchstaben zusammenlas:
ZWANGSFEST. — Ein köstlicher Einfall! Er ent-

hielt keine Schmähung über den Dränger, und drückte doch die Stimmung dieses Mannes, welche wohl die allermeisten Bewohner Wien's mit ihm theilten, auf sehr sinnreiche Weise aus.

Eine Marter eigener Art begann nun für uns Österreicher, die mit warmen Herzen an unserm Kaiserhaus und Vaterland hingen, und das waren die successiven Nachrichten und Erzählungen von den Friedensartikeln, welche jetzt, da nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram, Waffenstillstand geschlossen werden, zwischen Champagny und dem damaligen Grafen Metternich abgehandelt wurden. Da uns alle verlässlichen Nachrichten unmittelbar von unsern Leuten fehlten, so mußten oder sollten wir Alles glauben, was die Franzosen aus eigener Ansicht oder Niedementade uns aufheften wollten. Dazu kam noch, daß gar Viele hier lebten, die es im Herzen mit den Feinden hielten, und Alles, was uns nachtheilig klang, als das Wahrscheinlichste begierig auffaßten und eifrig verbreiteten. Daß Tirol, das edle treue Land, nachdem es durch unsägliche eigene Anstrengungen sich selbst vom Joch der Feinde befreit hatte, doch wieder an Bayern, das sich so undeutsch in jeder Rücksicht gegen Österreich bewiesen hatte, verloren werden sollte, war schon ausgemacht, und erregte den tiefsten unwilligsten Schmerz bei allen echt österreichischen Herzen; aber die Gränzlinie der abzutretenden Länder wurde im Anfange, wenigstens durch das Gerücht, so nahe gezogen, daß man

hätte darüber verzweifeln können. Allmählig erweiterte sich aber diese Schranke, ging über die Steiermark hinaus und über Ungarn, und schloß sich zuletzt an dem illyrischen Königreiche. Ich will auch glauben, daß dies nicht bloß Gerücht, sondern wirklich der Gang der Unterhandlungen war, und daß der Sieger im Beginne seine Forderungen nicht hoch genug spannen zu können glaubte. Haben es seine Leute doch mit allen ihren Forderungen also gemacht, und wenn sie schrieben: *Je vous invite* (das war der Ausdruck) *de nous fournir 10,000 rations de pain oder de soix u. s. w.* so waren sie zuletzt mit 4000 oder 3000 auch zufrieden.

So kam endlich der Herbst heran, und mit ihm ein Anfang des geselligen Lebens. Bei meiner treuen mütterlichen Freundin Elise lernte ich zwei sehr ausgezeichnete Männer kennen, welche dem französischen Kaiser nach Wien gefolgt waren, den berühmten Reisenden Denon und den Grafen Alexandre De la Borde. Der erste war wahrscheinlich jetzt während der Unterhandlungen berufen worden, um sich hier in Bibliotheken und Kunstsammlungen umzusehen und zu nehmen, was ihm und seinem Kaiser gefiel; der Zweite, De la Borde, war mit der Direction der kaiserlichen Domainen beauftragt, und der Thiergarten wurde damals ziemlich von Bäumen entblößt, welche die Franzosen fällen und verkaufen ließen.

Denon, ein ansehnlicher Mann von sechzig Jahren ungefähr, dessen bedeutende Züge und halbkahler

Eheitel an die Darstellungen des Apostels Petrus erinnerten, war im Umgange höchst angenehm, und ganz so, wie ein echter Gelehrter, der zugleich Welt hat, seyn sollte. Sein vieles Wissen, seine zahlreichen Kenntnisse traten in der Gesellschaft nie ungerufen hervor. Nur ihr Resultat, eine geistreiche Unterhaltung und ein gebildetes gründliches Urtheil über jeden vorkommenden Gegenstand, gab sich im Gespräche kund. Brachte man ihn aber gesüßentlich auf irgend eine Sache, eine Begebenheit, die in sein Fach einschlug, fragte man ihn geradezu um irgend etwas der Art, dann gab er auch mit Redseligkeit Bescheid, und wußte die Gesellschaft mit Anekdoten und einzelnen Zügen seiner Erlebnisse geistreich und belehrend zu unterhalten. Er ließ sich auch bei uns vorstellen, zeichnete meine Mutter sehr aus, und lieferte mir durch seine Erzählungen Stoff zu ein paar Novellen, um deren Bearbeitung er sich höchlich interessirte. Meine Tochter, damals noch fast ein Kind, spielte schon ziemlich artig Fortepiano, in welcher Kunst ich sie selbst unterrichtet hatte. Es kam die Rede darauf; Denon hätte gern das organisirte Piano, das ich damals noch besaß, gehört: Vottchen wurde aufgefordert, zu spielen, und machte es recht artig, wofür ihr denn der galante Denon die Hand küßte. — Das war dem Mädchen noch nie wiederfahren, und es war komisch anzusehen, wie Freude und Verwirrung, Respekt vor dem übergelehrten Herrn, den sie als etwas Außergewöhnliches betrachten gelernt hatte,

und Gefühl der eignen Wichtigkeit, die ihr dieser Hand-
 lufz zu geben schien, sich in dem lieblichen Gesichtchen
 masten.

Wenn nun Denon durch Geist und Kenntnisse so
 wie durch sein von aller Pedanterie entferntes Betra-
 gen einen vortheilhaften Eindruck auf die Gesellschaft
 machte, so flözte De la Borde ein Interesse ganz verschie-
 dener Art ein. Ohne Anspruch auf Schönheit zu ma-
 chen, waren Figur und Züge dieses Mannes, der kaum
 sein vierzigstes Jahr erreicht haben mochte, sehr ange-
 nehm. Vor Allem hatte der ernste, beinahe düstere
 Ausdruck seiner blauen Augen etwas Anziehendes, so
 wie überhaupt sein ganzes Wesen durch diesen Ernst und
 eine gewisse ruhige Würde mehr etwas Deutsches als
 Französisches verkündigte. Auch hatte er früher, wie ich
 erfuhr, während der Revolution, in der sein Vater und
 seine Brüder unter der Guillotine starben, eine Weile
 in Osterreichischen Kriegsdiensten als Rittmeister unter
 Kinsky Cheraurlegers gestanden, und während seines
 damaligen Aufenthaltes in Wien sich viel auf der kai-
 serlichen Bibliothek aufgehalten, wo er sich wissenschaft-
 lich beschäftigte und Deutsch erlernte, was er denn auch
 ziemlich geläufig sprach. Ich habe De la Borde viel sel-
 tener gesehen als Denon, und eben deswegen, so wie
 auch seines ernstern, weniger mittheilenden Sinnes
 wegen nicht so viel mit ihm als mit Jenem gespro-
 chen, aber die Erinnerung an ihn wird mir stets wer-
 ther bleiben, weil in dem, was und wie er sprach,

1. B. in seinen Äußerungen über Chateaubriand, den er seinen Freund nannte und mit schöner Wärme von ihm redete, sich mir ein viel tieferes Gemüth und ein ernsterer Geist zeigte, als bei dem zwar liebenswürdigen, aber durchaus französischen Denon. Später las ich den Roman der Frau v. Renqué: „Das Mädchen aus der Vendée“, und in diesem ist ein Franzose, Zombreuil (wenn ich nicht irre) geschildert, von dem ich immer dachte, er müsse ausgehen und sich gezeigt haben, wie Graf De la Borde.

Allmählig kam es nun zum Friedensschluß, und wie ungünstig dieser für Oesterreich ausfiel, wie das theure Tyrol, die Lombardie, Venedig, Dalmatien, Kärnten mit Krain, Salzburg u. s. w. verloren gingen, weiß die Welt ohnedieß. — Es war eine schmerzliche Zeit für Jeden, dem sein Vaterland theuer war.

Der französische Kaiser hielt sich nun meistens in Schönbrunn auf, wohin er abwechselnd das deutsche Schauspiel und die Oper kommen ließ, um dort auf dem kleinen Theater des Pallastes zu spielen. Denen hatte versprochen, uns einmal Billetten zu verschaffen und er hielt Wort. Mit Frau v. Blies fuhr ich in einem Postzug mit vier Maulthieren bespannt, nach Schönbrunn. Die Equipage gehörte einem ihrer Bekannten, einem französischen General, und ich fand zu meinem Erstaunen, daß diese vier sehr wohlgebildeten braunen Thiere mit uns so schnell davon liefen, als wären

es englische Hengste gewesen, und also durch nichts als die längeren Ohren an ihre Zwitterabkunft erinnerten.

Im Theater, das sehr niedlich und wohlgebaut ist, angekommen, fanden wir die Gallerien mit lauter französischer Generalität in strahlenden Uniformen besetzt, und Frau v. Blies nannte mir Einige ihrer Bekannten. Der Vorhang war noch zugezogen, man wartete auf den Kaiser. Nachdem dieselbe eine feine Weile gedauert und mir Zeit gelassen hatte, einen vergleichenden Rückblick auf unsern väterlichen Monarchen zu werfen, der stets die Ordnung selbst war, pünktlich die Stunden einhielt, und nie das Publikum oder die Behörden warten ließ, erschallte plötzlich gegen 8 Uhr ein gähel und lauter Trommelwirbel, der die Ankunft des Kaisers verkündete, und ich konnte abermal nicht umhin, dieselbe unfreundliche Getöse mit dem unheimlichen Gerölle zu vergleichen, womit bei uns eine Feuersbrunst, folglich ein Unglück angekündigt zu werden pflegt. Ach ein Unglück und ein großes für uns war ja die Anwesenheit dieses Mannes im Lustschloß unserer Monarchen!

Er kam und setzte sich, ein Komödienduch in der Hand, in der Loge nieder; hinter ihm standen seine Adjutanten oder wer die Herren waren, Einen darunter, General Duroc, nannte mir meine Freundin. Da war er nun, der Erderschütterer, der Mensch, der an allen Thronen Europa's gerüttelt, manchen schon umgestürzt, manchen seiner besten Grundfesten beraubt hatte! Was konnte er noch thun wollen, er, dem, wie

es schien, nichts unmöglich war, und in dessen absoluten Willen unser Aller Geschick gegeben schien?

Das waren meine Gedanken, während ein Act des Zargines, und dann ein kleines Divertissement vor uns aufgeführt wurde, auf welches meine Seele viel weniger achtete, als auf den Furchtbaren da oben in der Loge — den ein Schuß von geschickter Hand, so wie er sorglos da saß, herabstürzen und somit allen seinen welterobernden Plänen und dem Elend, das er über die Menschheit gebracht hatte und noch bringen konnte, ein Ende hätte machen können. Jener Erfurter, der bald darauf bei einer Revue in Schönbrunn ergriffen wurde, mochte Ähnliches gedacht haben. — Viele — viele Menschen in Deutschland dachten damals eben so, und jetzt — wo dies unheilbringende Meteor schon lange vor seinem wirklichen Tode einsam erloschen ist, jetzt sehen so Viele einen Verfechter der Freiheit, einen Helden der Humanität in ihm, und scheinen Alles vergessen zu haben, was sie selbst oder ihre Ältern durch ihn gelitten. Wohl mag sein tragisches Geschick viel zu dieser versöhnenden mildern Ansicht beigetragen haben. Auch bin ich weit entfernt, das Mitgefühl zu tadeln, das jeden wohlgesinnten Menschen ergreifen muß, wenn er sich diesen Mann, dem einst ganz Europa gehorchte, der

nutu tremefecit olympum,

dessen Willen durch 12 — 13 Jahre das Gesetz der Welt war, als Gefangenen, und als hartgehal-

tenen, despotisch behandelten Gefangenen seiner erbittertsten Feinde, dort auf dem einsamen Eiland, von Weib und Kind getrennt denkt. — Niemand hat wohl dieß sein Geschick und sein Ende mit echterm christlich philosophischem Blick erschaut und geschildert, als Manzoni in seinem *Cinque maggio*. — Eben so wenig konnte oder kann ich in das Urtheil Derjenigen einstimmen, welche in Napoleon einen grausamen Tyrannen, einen süßlosen Krieger sahen. Jene Befehle *de halayer le pont* (nämlich von den Donaubrücken die Verwundeten mit den Todten ins Wasser zu werfen), jene Vergiftung der Pestkranken in St. Jean d'Acree u. s. w. müssen — wenn sie je wahr waren — ihm gewiß nur durch eine zwingende Nothwendigkeit, die sein militärisches Genie als solche erkannte, aufgedrungen worden seyn. Aber große unbeschränkte Macht ist eine der gefährlichsten Gaben für den Menschen, und die Klippe, an der meist sein sittliches Gefühl scheitert. Wer thun kann, was er will, thut selten, was er soll — pflegte meine sehr verständige Mutter zu sagen. Das war Napoleon's Sünde, und er machte sich ihrer im vollen Maße schuldig; obwohl Manche mit dem geistreichen Franzosen Villers glauben, daß er noch mehr wegen des Guten, was er hätte thun können und sollen, und aus selbstsüchtigen Rücksichten zu thun unterließ, anzuklagen sei.

Wie immer diese Beschuldigungen gestellt werden mögen — so viel ist sicher, daß sein Übermuth ihn lei-

tete und endlich verleitete, Rußland in seinem furchtbaren Klima aufzusuchen und bezwingen zu wollen. Damals, wie ich ihn so im Theater in der Loge unserer Kaiser sitzen sah, faßte wohl weder ich noch sonst Jemand die Möglichkeit, daß es dahin kommen sollte, und ich betrachtete ihn, so lange ich dort war, immer mit dem Gefühl innerlichen Hasses. Im Ganzen war auch seine Erscheinung nicht ansehnlich. Zu klein und zu stämmig, um für gutgewachsen zu gelten, hatte seine Gestalt auch nichts Edles oder Imposantes. Seine Züge — das was eigentlich die Physiognomie bildet, Augen, Stirn, Nase und Mund — waren regelmäßig, das Kinn besonders schön, ganz antik aufgebogen wie an einem Antinous-Kopfe. Aber diese edlen Lineamente verloren durch die breite Fleischmasse des allzuvollen Gesichts, die sie umgab, und nicht einmal durch einen Backen- oder andern Bart begrenzt wurde, den größten Theil ihres Adels und ihrer Bedeutung. So bekam das Ganze — Gesicht und Figur zusammen — nach meinem Gefühle etwas Gemeines, und ich bedauerte, daß ich die Idee der tiefen und düstern Züge auf dem Kupferstiche, wie er in der Schlacht von Arcole die Fahne ergreift, gegen dieses wohlgenährte Prälaten-antlig vertauschen mußte.

Der Friede war abgeschlossen, die Feinde sollten nun bald abziehen, und schon begann ein obgleich noch seltener Verkehr zwischen der Stadt und der noch fernern Armee.

Eines Abends trat ich bei Frau v. Bließ ein. — Welche Freude! Eine österreichische Offizierschärpe hing über die Lehne des Sopha, und ein kaiserlicher Degen mit dem goldenen und schwarzen Port d'épée lehnte daneben. Mir ging das Herz in wehmüthiger Freude auf. Wie lange hatte mein Auge diese eben durch die Entfernung so werth gewordenen Abzeichen nicht gesehen! Ohne zu wissen wem sie gehörte, drückte ich, da ich mich allein im Zimmer befand, die vaterländische Schärpe an meine Lippen, und begrüßte so im Geist das befreundete tapfere Heer in dem unbekannten Einzelwesen.

Ins Kabinet der Frau vom Hause getreten, erblickte ich dieses bald in voller Uniform, und erfuhr, daß es ein als Schriftsteller so wie überhaupt als geistreicher Mann ausgezeichnetes Preussie, Herr Wurnhagen war, der, wie so manche seiner Landsleute, österreichische Dienste genommen und den gegenwärtigen Feldzug mitgemacht hatte, wie denn auch ein Aufsatz von ihm über die Vorfälle desselben erst neuerlich in einem historischen Taschenbuche erschienen ist. Damals war er ein junger Mann, und noch nicht durch seine eigenen und seiner nicht minder berühmten Frau geistprühende Schriften merkwürdig geworden; aber schon damals war seine Unterhaltung sehr lebhaft und geistvoll, und schon damals sprach sich sein eminentes Talent, Charaktere zu schildern, freilich nur erst in höchst charakteristisch aus Papier ausgeschnittenen Figürchen aus. Denselben Abend waren auch De la

Werde und Denon zugegen, und die Stunden verflossen angenehm im Kreise so hochgebildeter Personen.

Endlich verließen die fremden Truppen die Stadt und das Land, und nur Wenige blieben in Wien, welche durch irgend ein noch zu berichtendes Geschäft hier aufgehalten wurden. Nun durften wir endlich der Ankunft unsers Kaisers, des Hofes und der langabwesenden Freunde entgegen sehen. Welches Wiedersehen nach so vielen Leiden, nach so viel Unglück und Verlust im Vaterlande! Und wie geschah es so ganz anders, als wohl Jedermann geglaubt hatte!

Es war am 27. November 1809 an einem trüben Herbstabend, wie sie in dieser Jahreszeit zu seyn pflegen, als unser geliebter Kaiser, vermuthlich um auf keine Weise Aufsehen zu erregen, in der Husaren-Uniform seines Regimentes, wie man ihn hier nicht gewöhnlich zu sehen pflegte, nur vom einzigen Grafen Wrubna begleitet, in einer unscheinbaren und wie man erzählte sogar gepackten Chaise zum Stubenthor, etwa um vier Uhr Nachmittag, in die Stadt hereinfuhr. Aber sein Volk erkannte auf der Stelle den geliebten Vater. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Straßen. — Alles lief zusammen, bald ward der Wagen umringt, und unter lautem Vivatrufen und dem Freudenjubiläum des Volkes in die Burg begleitet. Ein Franzose von den wenigen Zurückgebliebenen, der am Stephansplatz auf einem Eckstein stehend, dieses Schauspiel mit ansah, soll sich nicht haben

enthalten können, auszurufen, indem er einem Bürger auf die Achsel klopfte: *Braves Volk!*

In der Burg angelangt, wo sich schon eine zahllose Menschenmenge zusammengefunden hatte, war das Gedränge an und auf der Treppe so groß, daß sie ihren geliebten Monarchen, wenn er es nur gestattet hätte, auf den Schultern bis in seine Gemächer getragen hätten. Binnen einer Stunde wußte man im ganzen Umkreis der weiten Vorstädte die frohe Kunde, und so wie es ganz dunkel ward, entbrannte — wie in allen Herzen — so auch in allen Fenstern der Stadt und Vorstädte eine — nicht geboothene, nicht vorbereitete, eine wahrhaft aus Liebe und Treue improvisirte Illumination. — Die Leute waren ganz freudetrunken — der Kaiser war wieder da! die Feinde abgezogen — das alte Österreich konnte wieder ins Leben treten! Schwärmer und Raketen, Pöller und Freudenschüsse knallten den ganzen Abend und die Nacht durch die dunkle Luft! Es war ein großer, ein herrlicher Tag — um so größer, um so herrlicher, weil er nicht auf Sieg und Triumph folgte, sondern im Unglück, nach Verlust und Schmerzen die alte Liebe und Treue nur desto glänzender sich erwies.

Das unglückliche und doch für Österreich in so vielem Sinne ehrenvolle Jahr 1809 war nun vorüber. Unsers geliebten Kaisers heldenmüthiger Bruder hatte

den bisher Unbesiegten in einer großen Schlacht überwunden, und unser Oesterreich hatte, wie Körner in der Schlacht von Aspern bald darauf sang:

Einen Tag und Einen Mann!

Es hatte sich starkmüthig und kräftig gegen den Feind, in rührender Treue gegen sein Herrscherhaus, und mitten in Bedrängnissen mildthätig und menschenfreundlich auch gegen leidende Feinde gezeigt; es hatte endlich den unerforschlichen Reichtum seines von Gott gesegneten Bodens durch die Menge von Lebensmitteln bewiesen, welche trotz allem den Sommer über nothwendig gewordenen Verbräuche, bei so zahlreichen Heeren, die in Oesterreich lagen, und bei der nicht zu vermeidenden Verschwendung, welche dabei Statt hatte, jetzt, da die Feinde abgezogen waren, auf unsern Märkten erschienen, gleich als wären gar keine ungebetenen Gäste da gewesen. Aber aller dieser tröstlichen Betrachtungen ungeachtet, blutete es aus zu vielen Wunden, als daß seine Bewohner sich nicht gebeugt, entmuthigt, und von gerechter Furcht und Sorge für die nächste Zukunft in Rücksicht des Allgemeinen, und somit auch des Einzelnen hätten erfüllt seyn sollen. Was war nicht schon geschehen! Tyrol — das nie zu verschmerzende Tyrol — die Lombardie und Venedig, Triest, das Vitorale und sogar auch Innerösterreich waren vom Staatskörper abgerissen, und der übriggebliebene Theil mußte bei jedem eroberungslustigen Einfall, der den Uermächtigen und Uermüthigen anwandelte, um seine direkten

und indirekten Staaten zu vermehren, gewärtig seyn, früher oder später in diesen Abgrund einer Universalmonarchie verschlungen, und Gott weiß welchem Rheinbündischen Fürsten, oder welchem Napoleoniden als leichte Beute zugeworfen zu werden? Das waren unsere Aussichten, das waren wenigstens die Möglichkeiten, die — was wohl Niemand mit Grund bestreiten konnte — nächstens zu Wahrscheinlichkeiten und dann auch zu Gewissheiten werden konnten. Das war das Schicksal, welches der alten durch 500 Jahre langsam aus kleinem Anfange aufgekeimten, und durch lauter rechtlichen Erwerb, nicht durch blutige Eroberungen zu solcher Größe und Macht emporgewachsenen Monarchie, wie sie unter Maria Theresia und Kaiser Joseph und bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, bevorstand.

Wie das Alles in mein Herz eingriff, wie es mir alle menschliche Größe und Hoheit, alles menschliche Glück überhaupt als unstät, nichtig und durchaus ungenügend darstellte, kann ich nicht mit Worten ganz erklären. Es war ein tiefes elegisches Gefühl, das sich nach und nach meiner bemächtigte, mich die Welt mit allen ihren Hoffnungen, Freuden und Bestrebungen wie ein Schattenspiel betrachten machte, und an gar kein bleibendes Glück mehr glauben ließ.

Dazu kam noch eine andere Bemerkung, welche jenen Betrachtungen einen Tropfen Bitterkeit mehr beimischte. Obgleich selbst nicht von altadeliger Geburt, hatte doch diese Institution — die Idee des Adels, für

mich immer etwas sehr Poetisches und Würdiges gehabt. Gerade weil eine altadelige Geburt etwas war, was keine Industrie, kein merkantilisches Bestreben, keine noch so hochsteigende Eitelkeit den Ringenden geben konnte; weil sie — wie man gewöhnlich zu sagen pflegt — vom Zufall, eigentlich aber von der Hand der Vorsicht jenen geschenkt und diesen auf ewig verweigert wurde, erschien sie mir wie die Günst der Muses, von der Tasso sagt:

— das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets un erreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erringen kann.

Auch fand ich für die Nachkommen etwas Erhebendes, Anregendes in der Betrachtung der Verdienste ihrer Ahnen. Es schien mir begeisternd zum Guten, so in einem Saale, in dem die Familiengemälde dem Enkel von den Wänden herab entgegenblickten, und er gleichsam vor den Augen seiner Väter wandelte, sich die Beispiele würdiger Menschen, deren Blut auch in des Enkels Adern wallt, zur Nachahmung vorzustellen.

Und wenn von unsrer Marmersäule Wänden
Die Ahnenbilder auf uns niederschau'n,
Wie könnten wir ihr Angedenken schanden? — — —

Daß es dennoch oft geschieht, daß so viele Nachkommen großer oder wenigstens würdiger Väter unwür-

dig und klein handeln, weiß ich wohl, auch daß nicht alle die Herren in Harnischen und Allongeperrücken, welche hier und dort in solchen Gallerien abgemalt sind, ehrenwerthe Männer und nachahmungswürdige Beispiele gewesen; aber das ändert nichts an der allgemeinen Idee des Adels, und benimmt ihm nach meinem Gefühl nichts von dem Poetischen, was er von jeher für mich hatte. Es ging mir in der Römischen Geschichte eben so, und sei es nun die Darstellungsart des Livius, oder eine angeborne Weise zu empfinden — bei mir hatten die Patricier immer Recht gegen die Plebejer. Ich konnte jener Schwester einer Consulsfrau ihren bürgerlichen Hochmuth nicht verzeihen, der im Grunde kein besserer war als der Adelsstolz ihrer Schwester, und welcher die Veranlassung gab, daß künftig der eine Consul stets aus den Plebejern gewählt werden mußte. Auch sah und sehe ich noch nicht ein, daß das stets mehr aufkommende demokratische Princip, welches allmählig in Rom immer mächtiger wurde, dem Staate oder der Stadt *par excellence* (Urbi) zu großem Nutzen gewesen wäre. Es war eben der Gang der Vorzeit mit dem Menschengeschlechte, es mußte so kommen, weil der Zeitgeist sich allmählig mehr entfaltete; aber besser, schöner wenigstens ist es, glaube ich, nicht dadurch geworden.

Es war eben auch dieser Zeitgeist, der bei uns in Oesterreich durch die langen Kriege, durch die ungeheure Menge des Papiergeldes, durch die Verluste,

welche viele höhergestellte Familien an Gütern und Einkünften erlitten, diese bewog, ja zwang, das Übrigbleibende zu veräußern, das dann in die Hände der Industrie, des Handelsstandes, des Gewerbsfleißes kam. Besonders fiel mir dies in Oberösterreich, das ich vor nicht langer Zeit besucht hatte, unangenehm auf. Jenes stattliche Haus, das zur Zeit meiner ersten Reise dahin mit meinen Ältern, irgend einer hochangesehenen Familie gehört hatte, war jetzt das Eigenthum eines Gewerbsmannes geworden. Der Herr Fleischer oder Tischlermeister bewohnte nun die prächtigen Gemächer, in welchen früher Freiherrn oder Grafen gehaust hatten, und etalirte einen gewiß nicht geringern Stolz als Diese. Jenes gräfliche Schloß gehörte nun einem reichen Kaufmanne, ein anderes war zu einer Fabrik eingerichtet. Aus den Treibhäusern waren die freilich nutzlosen aber lieblichen Orangenbäume und seltenen Pflanzen verschwunden, und ihre Räume hatten Zuckersiedereien oder Spinnmaschinen aufgenommen. In den Gärten, wo keine mannigfaltigen Blumen mehr das Auge müßig ergöhten, lagen allenfalls die bedruckten Kartonsstücke zum Ausbleichen der Krappfarbe am Boden hingebreitet u. s. w. Alles hatte seinen Zweck, seinen Nutzen, Alles trug Etwas ein. Aber — das Schöne war hinweg aus diesem Leben!

Zu diesen trüben Betrachtungen, welche die am Schönen und Edeln verarmte Gegenwart mir aufdrang, gesellte sich auch noch manches andere Trübe. Werthe

Freunde, welche sehr oft unser Haus besuchten, wie Herr v. Kirchstetter, Vater vieler Kinder, die er in dieser bedrängten Zeit nur kummervoll ernährte, übrigen ein gebildeter rechtlicher Mann, den eine lange gegenseitige Achtung mit uns verband, starb um diese Zeit, wohl mitunter aus Sorge und Gram. Bald darauf erfuhren wir aus Ungarn, wohin er mit dem Kriegsarchiv dem Hofe gefolgt war, den Tod des General Gomej, eines sehr würdigen und gelehrten Mannes, der in Wien unser naher Nachbar gewesen war, dessen Haus wir oft besuchten. Noch tiefer aber kränkte uns Alle der Verlust eines gar werthen, vielseitig gebildeten und unserm ganzen Kreise mit Liebe und Achtung zugewendeten Mannes, eines gewissen Herrn Köderl, der in dem Bücher-Revisionsamte angestellt, durch seine rechtliche Gesinnung, durch seinen vielfach gebildeten Geist, durch seine heitere Unbefangenheit, und selbst durch seine offizielle Stellung, die ihn au courant der neuesten Literatur erhielt, uns ungemein werth geworden war, und dessen frühzeitiger Tod, er hatte kaum das dreißigste Jahr überschritten, in unserm ganzen Kreise schmerzlich gefühlt wurde. Endlich noch erhielt Baron Merian, dessen ich schon öfters erwähnt, eine diplomatische Anstellung am Dresdner Hofe, und kam daher nicht mehr nach Wien zurück. Ich vermisse seinen so angenehmen als lehrreichen Umgang schwer, und kurz — dieß Alles trug bei, meine trübe Stimmung zu vermehren.

Dieser Abstand zwischen dem Einst und Jetzt, dies Umsichgreifen und der Übermuth der niedrigeren Stände, die wachsende Macht ihres eigentlichen Hebels, des Geldes, fing in jener Zeit zuerst an, recht bemerklich zu werden, und hat sich seit diesen fünf und zwanzig Jahren noch unendlich vermehrt. Für meine Art zu denken und zu empfinden hatte dies Alles etwas sehr Niederschlagendes, und diese Stimmung gab sich in meinen damals entstehenden Schriften kund. In dieser Stimmung entwarf ich den Plan zu den „Grafen von Hohenberg“ wozu ich die Scenerie auf vielfältigen Reisen in Ober- und Unterösterreich gesammelt hatte. Pichler hatte nämlich in dieser Epoche fast jährlich eine größere oder kleinere Geschäftsreise in die Gebirge und Wälder unseres Vaterlandes zu machen, er nahm uns Alle, meine Mutter, mich und unser Töchterchen mit, und wir genossen so sehr oft das heitere Landleben in den schönsten Gegenden. So sah ich St. Florian, Kremsmünster, den Albensee, Scharnstein, Spital am Pyhrn, Maria Zell, Lilienfeld, Hohenberg, Guttenstein u. s. w. und die Bilder dieser Gegenden hatten sich meiner Seele tief eingedrückt. Sie wurden nun der Schauplatz, auf welchem sich die von mir theils selbstgeschaffenen, theils der vaterländischen Geschichte entnommenen Gestalten sowohl in den Grafen von Hohenberg als in andern meiner Novellen bewegten, und wozu eben diese Geschichte den Hintergrund bildete. Eine unglücksvolle Epoche hatte ich mit Fleiß gewählt, die Zeit, wo die

Kinder R. Albrecht des Ersten, vor Allen die Ungarische Königin Agnes Blutrache wegen der Ermordung ihres Vaters an vielen edlen Familien nahmen, und diese düstere Färbung, so wie sie über jener Epoche und jetzt auch in meiner Seele waltete, verbreitete sich über das ganze Gedicht. Keine Neigung blieb verschont, kein noch so zufriedenes Verhältniß ungestört. Es hatte sich mir aus den Erfahrungen jener traurigen Zeit der Glauben aufgedrungen, daß es hiernieden kein wahres Glück gebe; daß unsere edelsten Freuden nur Täuschungen seien, und Alles uns auf Jenseits hinweise. Dieses Glaubensbekenntniß sprach sich am vollständigsten in dem Liede aus, welches Agnes singt:

Was weinst du Pilger dieser Erden,
Drückt dich des heißen Tages Last?
— — O blick' auf dich, auf deine Brüder,
Wer ist denn glücklich? frag' ich dich. — —
— — Und dennoch schwebt im Sonnenscheine
Ein reizend Bild vor unserm Blick. — —

In der Gestalt der schönsten Triebe
Schwebt es der heitern Jugend vor,
Es zeigt als Freundschaft sich, als Liebe,
Es lockt uns noch durch heiße Triebe,
Und zieht uns von der Erd' empor.
Wie muthig folgen wir den Winken,
Wie reich an inn'rer Seligkeit!
Wir sehn im Thau die Blume blinken,
Wir pflücken sie — die Blätter sinken
Zerstört vom Hauch der Wirklichkeit.

Verblühen ist die Glut der Farben,
Entflehn des Duftes zarter Geist —

O murre nicht — nicht zum Genießen
Sind wir in diese Welt gesandt. —

Dorthin, dorthin geht das Verlangen,
Dort wird uns unser Wünschen klar,
Dort sehn wir unsre Blumen prangen,
Dort wird kein Hoffen hintergangen,
Wo Alles ewig ist und wahr.

In diesem Liede sprach sich mein damaliges innerstes Gefühl aus, und es ist der rechte Schlüssel zu dem ganzen Roman.

Ähnliche Ansichten, nur in einer etwas veränderten Richtung, gaben mir die Idee zur Erzählung: Alt und neuer Sinn. Es war der grelle Kontrast zwischen der treuerherzigen, frommen, einfachen Vorzeit und der rastlos strebenden, wiggläubigen, nie gesättigten Gegenwart. Die wirklichen Ereignisse, daß so Manche unserer Güterbesitzer bei dem Aufrufe der Landwehr ihre Unterthanen bewaffnet und sich an ihre Spitze gestellt hatten, boten mir willkommenen Versprechungen. So entstand jene Erzählung, in welcher Cécilie die neue Sinnesart, gegenüber der alten Plankenwerth's, darstellte, und Beide in dem Konflikt zu Grunde gehen, wo denn zuletzt Gewerbleiß und Fabrikswesen sich das Besizthum ritterlicher Vorgänger aneignen. Ohne es zu ahnen, hatte ich mit dieser Novelle das Wohlwollen

und höhere Interesse einer verdienstvollen Dame, der Gräfin C**y, gewonnen. Ihr Gemahl, ein schöner, jugendlicher und zufälligerweise wie Wankenwerth blonder Mann, dessen Besitzungen tief im Gebirge lagen, war ebenfalls in jenem verhängnißvollen Jahre 1809 zur Landwehr gegangen, hatte sich sehr wacker gehalten, und war bei Raab geblieben. Als ich ein paar Jahre darauf nach Völsfeld und Maria Zell reisete, lernte ich diese Frau kennen, welche in jener Erzählung eine Art Verklärung ihres tapfern Gemahls gefunden hatte, und mir darum recht gut geworden war.

Auf diese und ähnliche Weise hatten mir meine Schriften manches wohlgecignete Herz in der Nähe und Ferne gewonnen, und was mich stets am meisten freute, es war sehr oft nicht sowohl die Schriftstellerin als das weibliche Gemüth, die Frau selbst, was man in meinen Schriften achtete und mit Wohlwollen auffasste. Das war und ist ein schöner Gewinn, der mir durch Gottes Gnade, nebst dem unsäglichen Vergnügen, welches mir die Ausübung meines Talentes gewährte, noch darüber zu Theil ward.

Während ich noch, zwischen Wehmuth über die Vergangenheit und Sorge für die Zukunft besangen, an den Grafen von Hohenberg arbeitete, und eine schweremüthige Freude darin fand, mich in die Leiden und Schmerzen, Entsagungen und Enttäuschungen dieser Geschöpfe meiner Einbildungskraft zu versenken, zugleich die Bilder jener himmlisch schönen Gegenden

von Guttenstein, Scharnstein, Tiliensfeld, dem Alben-
see u. s. w. wieder lebhaft zurückzurufen, und den Ein-
druck zu schildern, mit dem ihre halbwilden, halb dü-
stern Reize mich selbst berührt hatten, als ich sie das
erste Mal sah, erschütterte plötzlich eine eben so folgen-
reiche als unerwartete Neuigkeit ganz Wien, ganz
Österreich, ja wohl ganz Europa. Napoleon ließ um
die Töchter unsers Kaisers werben. Marechal Berthier
war auf dem Wege nach Wien, und mit Erstaunen, mit
ängstlicher Freude und furchtsamer Hoffnung sah Je-
dermann diesem Ereignisse und seinen möglichen Fol-
gen entgegen.

General Berthier kam an — die Werbung geschah
in aller Form. Feste folgten bei Feste auf Feste. Die
damalige Kaiserin Maria Ludovica wußte durch ihren
Geist, ihre Anmuth und durch die sorgfältigsten Zer-
setten den Marechal so zu bezaubern und zu stimmen,
daß er bei seiner Abreise soll gesagt haben: Es sei Zeit,
daß er von Wien wegkomme. In der Augustinerkirche
geschah die feierliche Trauung, wobei unser hochverehr-
ter Erzhertzog Carl statt des entfernten Bräutigams,
die Hand der Braut, seiner Nichte, empfing. — Er,
der Sieger von Apery, der zuerst den Nieüberwunde-
nen zum Weichen gezwungen hatte, sollte nun das Band
besiegeln helfen, was jenen Gewaltigen an das Erzhaus
binden, und diesem entweder Frieden und Glück, oder
noch ärgere Sklaverei bereiten konnte!!

Vergeblich würde ich es versuchen, die gemischten, streitenden, ja peinlichen Empfindungen zu schildern, welche mich ergriffen, als ich bei dem freien Ballfeste, das bei dieser Gelegenheit in den k. k. Redoutensälen mit größter Pracht gegeben wurde, zuerst wieder in diesen Saal trat, wo vor zehn, elf Monaten, vor dem Ausbruch des unseligen Krieges, die Landwehrlieder unsers Freundes Collin bei gedrängt vollem Hause waren gesungen, und in jeder österreichischen, jeder deutschen Brust Hasi und muthiger Widerstand gegen Frankreichs Übermacht und Übermuth war entflammt worden. Jetzt war eben dieser Saal auf einer Seite mit Fahnen und Drapperien in Österreichs Farben, auf der andern Seite mit Trikolor verziert. Dieses Zeichen, das Erfahrung, Nachdenken und jeder Blick um uns her uns seit Jahren als das Unglückbringendste für uns und die ganze Welt hatte ansehen gelehrt! Nun schwebten diese Farben über unsern Häuptern, dicht neben den verehrten vaterländischen, und wie lange? — wie lange? — wird uns, so konnte man wohl, ohne eben allzu große Furchtsamkeit, mit Recht denken, wie lange wird uns der Allgewaltige wohl noch gestatten, diese Farben zu verehren, und als das Palladium des Volksglücks unter dem Scepter unserer angestammten Fürsten zu behalten? Daß solche Betrachtungen nicht sehr geeignet waren, um jene fröhliche Stimmung zu erzeugen, die sich für einen Ball schickte, ist wohl natürlich. Indessen, so wie ich bereits über die Jahre hinaus war, in denen

man zu tanzen pflegt, so war auch überhaupt das Tanzen auf der Redoute nicht mehr Sitte, und man betrachtete ein solches Fest nur als eine große Reunion, wo man in zierlich geschmückten und erleuchteten Sälen während einer Tanzmusik, auf die übrigens Niemand oder nur Wenige achteten, herumspazierte, seine Bekannten sah, Anzüge betrachtete und musterte, Glossen machte, und sich gut oder nicht gut unterhielt, je nachdem es sich traf. Eine der besten Unterhaltungen bot bei solchen Gelegenheiten die Erscheinung des kaiserlichen Hofes mit seinem Gefolge von Cavalieren und Damen. Diesmal führte unser geliebter Kaiser den Zug an, an seinem Arme die jugendliche Braut des Helden der Zeit; ihnen folgte an Erzherzog Carl's Arme die Kaiserin Maria Ludovica; hinter diesen die übrigen Prinzen des Hauses, den Patriarchen desselben, Herzog Albrecht von Sachsen-Teichen, mitten unter ihnen. Auch diesmal war, wie ich es schon bei der ersten Vermählung unsers Kaisers mit der Prinzessin Elisabeth von Württemberg bemerkt hatte, die Braut, welche doch an diesem Tage die größte Aufmerksamkeit erregen mußte, durchaus nicht die anziehendste Gestalt. Damals verdunkelte die zwar nicht mehr jugendliche, aber durch ihre edlen Formen und den geistvollen Ausdruck derselben, so wie durch einen sehr wohlgewählten Anzug, noch immer sehr schöne Erzherzogin Christina, die blasser und viel unscheinbarere Braut. Bei dem gegenwärtigen Fest übertraf die Kaiserin, obwohl nicht regel-

mäßig schön und älter, kränklicher als die blühende Braut, diese doch durch Anmuth der Bewegungen, vortheilhaften Anzug und eine Majestät der Haltung, welche bei dieser nicht großen Gestalt doppelt überraschend war. Daß der mindere Glanz der Braut größtentheils von einer unvortheilhaften Art sich zu kleiden und ihrer Schüchternheit herrührte, erwies sich später. Man erzählte allgemein, daß wie sie in Braunau, wo das ihr entgegengesandte französische Gefolge sie erwartet hatte und sie von den französischen Josen in einem Nebengemach umgekleidet worden war, in dem von Paris mitgebrachten Anzug und Schmuck wieder heraustrat, sie als eine ganz andere Person erschien. Wohl mochte die innere Sicherheit, der Gedanke: nun die erste und höchste Monarchin in Europa zu seyn, viel beitragen, die jugendliche Gestalt zu erheben und den blühenden Kopf aufzurichten; daß aber an der Wahl und Umsicht beim Anzug gar viel gelegen ist, wird keine Frau bestreiten. Später — nach dem Zusammensturz ihres so blendenden Glückes — sah ich diese Prinzessin in Silienfeld wieder, und mußte gestehen, daß sie in Haltung und Anstand ungemein gewonnen hatte.

Doch ich kehre zu dem Faden der Erzählung zurück. Unser Vaterland war also mit Frankreich verbündet — die Tochter unsers Kaisers fast an des mächtigsten Monarchen, an Napoleon's Seite, auf dem Throne dieses Reiches, und nach den gewöhnlichen Berechnun-

gen hätten wir uns nun Ruhe und ungestörten Genuß, im Besiz dessen, was dem österreichischen Kaiserthume nach so vielen Losreisungen geblieben, und allerdings eine bedeutende Macht zu nennen war, versprechen können. Aber war sich bei Napoleon's rastlosstrebendem Eroberungsgeist, bei dem militärischen Genie, das er besaß und welches ihm das Kriegsführen und Überwinden zu einer Lieblingsbeschäftigung machen mußte, und bei den ungeheuern Mitteln, die ihm zu Gebote standen, wohl Ruhe und bleibende Sicherheit zu versprechen!

Unglück verkündend und im Rückblick auf das traurige Geschick der Königin Antoinette höchst ominös, war der Brand des Tanzsaales bei dem Fest, das unser Gesandter Fürst Carl von Schwarzenberg dem kaiserlichen Paare mit großer Pracht und ausgesuchtem Geschmack gab. Schon bei Gelegenheit jener Hochzeitsfeierlichkeiten unter Ludwig XVI. war ein ähnliches Unglück entstanden, und diese Wiederholung desselben Zufalls bei gleicher Veranlassung warf ahnungsvolle Besorgnisse in manche Herzen. Sehr lebendig und schön geschildert hat eben jener Herr Warnhagen, dessen weiter oben Meldung geschehen, dieses Fest mit allen seinen Schrecken und einzelnen erhebenden Momenten im Raumer'schen Taschenbuch. Warnhagen war damals Adjutant des Fürsten, daher ein glaubwürdiger Augenzeuge all dieser Ausstritte. Nicht ohne erhebendes Gefühl liest man in dieser Schilderung neben allen den entsezt-

lichen Ereignissen, die einzelnen Beweise von Muth, Ausforderung, Pflichtgefühl — das Schicksal der Fürstin von Schwarzenberg, die ein Opfer ihrer Mutterliebe ward, und das Betragen des Kaisers Napoleon selbst, das sich eben so besonnen und würdig, als voll Rücksicht auf seine eben angetraute Gemahlin aussprach.

Der folgende Sommer verging wie mancher frühere, für mich in stillem Genuß häuslicher Zufriedenheit, im Umgang mit werthen Freunden, und kleinen Reisen in die schönen Gebirgsgegenden. So waren wir noch im Anfange des Octobers zum zweiten Mal in Guttenstein, und ich sah mit Vergnügen die Plätze wieder, die ich schon ein paar Jahre früher besucht und wo ich einen großen Schrecken bei dem Muggendorfer Wasserfall erlebt hatte. Dieser Auftritt, bei welchem nur Gottes sichtbar einwirkende Gnade mich vor dem furchtbaren Jammer, Gemahl und Kind in einem Augenblicke zu verlieren, bewahrt hatte, ist mir von jeher zu entsetzlich, zu ergreifend gewesen, als daß ich auch jetzt noch, nach mehr als dreißig Jahren im Stande wäre, ihn in diesen Blättern zu schildern. Erzählen konnte ich ihn nur mit der größten Erschütterung des Gemüthes, that es daher fast nie, und nur meine innige Freundin, die mir nun auch schon lange in's bessere Leben vorangegangen ist, Fräulein Therese v. Artnert, hat in einer schönen Romanze, welche ihr die Liebe für mich eingegeben, diesen entsetzlichen Vorfall geschildert.

Man hat — wenn es erlaubt ist, so Kleines, wie meine Erlebnisse, mit den Ereignissen in dem Leben eines der glänzendsten Monarchen in Vergleich zu stellen — man hat öfters schon die Rettungsgeschichte unsers Kaisers Mar I. auf der Martinswand für ein Märchen, eine poetische Sage u. s. w. erklären wollen, weil sie sich unter den Abenteuern des Kaisers, welche er selbst im Teuerdank erzählt, und in welchem seine bösen Gefellen, der Reidhart Fürwittig und Unfalo ihn in allerlei Gefahren bringen, nicht vorfindet. Dies ist wahr; aber ist es wohl erlaubt, aus der Nichtberührung dieses Abenteuers auf das Nichtvorhandensein desselben nothwendig zu schließen? Kann nicht ein Schauer, der den höchst gemüthsreichen letzten Ritter bei der Erinnerung an jene Gefahr ergriff, die Ursache dieses Verschweigens seyn? Kann nicht — ich glaube, Baron Hormayr hat Ähnliches irgendwo geäußert — eine Art heiliger Schen ihn abgehalten haben, dies geheimnißvolle Begegniß profanen, vielleicht ungläubigen Ohren mitzutheilen; es möge nun jenes rettende Wesen ein wirklicher von Gott gesendeter Engel — denn die Erhaltung dieses Fürsten war allerdings dignus vindice nodus — oder ein auf wunderbare Weise auftretender Bergknappe gewesen seyn. Wie gesagt, ich glaube in meiner Schen von dem Erzählen jenes Vorfalls am Muggendorfer Wasserfall, eine natürliche Erklärung von Kaiser Marens's Schwei-

gen über den so ungleich wichtigern und verhängnißvollern Vorfall an der Martinswand zu erkennen.

Aber unsere Zeit ist so über alle Maßen skeptisch und nüchtern, hat so ausschließend nur für das Reelle, Handgreifliche, Nutzbare Sinn, daß Alles, was sich nicht in diese Kategorien bringen läßt, für sie nicht allein keinen Werth hat, ja, daß es von ihr gar nicht mehr erfaßt werden kann. In dieser Tendenz zum Realen übt sich nun auch die historische Kritik mit schonungsloser Schärfe, verdächtigt Überlieferungen, an deren erhebendem, menschlich schönen Inhalt seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden die Welt mit Liebe und Glauben hing, z. B. in den ersten Büchern der römischen Geschichte, oder zieht den trojanischen Krieg — wie ich aus einer Recension in den „Blättern für Literar. Unterhaltung, December 1836“ gesehen — von seiner glanzvollen Höhe, auf der er der Welt geleuchtet, herunter, und sucht ihn zu einer unbedeutenden, halb wahren, halb erlogenen Expedition einer oder einiger kleinen griechischen Völkerschaften zu machen. Eben so, nur weit verderblicher und darum verabscheuungswürdiger mag auch das jetzt in vielen kritischen Blättern besprochene Leben Jesu von Strauss seyn. Ich habe es so wenig als Usshold's trojanischen Krieg oder Herrn von Niebuhr's römische Geschichte gelesen. Aber ich habe in meiner Jugend das Buch des berühmten oder berühmigten Dr. Bahrdt's: Die Bibel im Volkston, wohl gekannt, welches sich mit vielem Scharfsinn und

Pichler's Memoiren. II.

großer Anstrengung Mühe gibt, alles Wunderbare, Göttliche aus der Person und den Thaten Jesu Christi hinweg zu deuten und Alles ganz natürlich zu erklären. Zu welchen abenteuerlichen, theils lächerlichen, theils ganz unstatthaften Voraussetzungen und Erfindungen Wahrdt deßhalb seine Zuflucht nehmen mußte, leuchtet wohl jedem unbefangenen und christlich gesinnten Menschen ein; aber das Buch machte gewaltig viel Aufsehen. Mir schien es aber schon damals, daß jene sogenannten Erklärungen und Vernatürlichungen der Wunder etwas noch viel Wunderbareres als die wirklichen Mirakel, nämlich ein ganz unwahrscheinliches Zusammentreffen der seltsamsten Umstände, eine unbegreifliche Verhörung und Befangenheit der Zuseher, und endlich einen Grad von Geistesgewandtheit, Schlaueit und Bildung voraussetzen, der sich bei einfachen Fischern und Leuten aus den niedrigsten Ständen gar nicht denken läßt. Es ist — so dünkt es mich — mit diesem Wegerklären des Wunderbaren wie mit der Beobachtung der drei dramatischen Einheiten auf der Bühne, wo denn auch, um ja dem Zuseher keine Verlegung seiner Gedanken an einen andern Ort, oder keinen Glauben an eine längere vergangene Zeit zuzumuthen, man ihm aufbürdet, zu glauben, daß z. B. eine Verschwörung auf öffentlicher Strafe entsponnen werde, der Vater sich über die innersten Angelegenheiten seiner Familie in einem Vorsaale aussprechen, oder die totale

Sinnesänderung eines verkehrten Menschen binnen 24 Stunden Statt finden könne.

So ging denn das Jahr 1810 zu Ende, und das in so vieler Hinsicht merkwürdige von 1811 brach an. Schon im März ward es durch ein merkwürdiges Ereigniß bezeichnet, die Geburt des damaligen Königs von Rom, bei uns später Herzog von Reichstadt genannt.

Bei Hofe und überall war bedeutende Freude über die Geburt jenes Prinzen, und Baron Lettenborn, der im forgyrten Kurierritt diese frohe Nachricht in 8 oder 9 Tagen von Paris nach Wien brachte, war mit seiner Neuigkeit und dem Erstaunen über seine kühne Reise durch mehrere Tage der Gegenstand aller Gespräche.

Der heiße Sommer kam nun und brachte mir allerlei Angenehmes und Unangenehmes, ja Schmerzliches. Die innig von mir verehrte Frau von Schlegel hatte sich für den Sommer eine Gartenwohnung in unserer Nachbarschaft genommen; wir sahen uns oft, und unsere Kinder, Philipp Weit, damals ein hübscher Junge von etwa 16—17 Jahren, und meine Tochter, ungefähr 13 oder 14 Jahre alt, trieben sich im Garten spielend und scherzend umher. Welche Veränderung bis jetzt! Weit ist ein berühmter Maler geworden und ist Vater von sechs Kindern — meine Tochter ist Witwe und Mutter von fünf Kindern, von

denen ihr Gott drei ließ, welche unser Alter verschönern. —

Unsere Freundinnen, Baronin Richter und ihre Schwestern, brachten den Sommer in Döbling zu. Die Jüngste, Nanette, hatte schon lange gekränkelt — als Folge einer schwächlichen Konstitution und mancher geheimen Kränkung, welche ihr die Untreue eines Mannes verursacht, der um mehrere Jahre jünger als sie, sie im Anfang mit jugendlicher Leidenschaft umfaßt, und endlich um einer jüngeren und sehr schönen genauen Freundin Nanetten's willen verlassen hatte. — Es war eben auch eine Sappho-Geschichte, wie sie nur zu gewöhnlich vorkommen; wo die Verirrung einer jugendlichen Phantasie mit der Zeit der natürlichen Wirkung der Jugend und Wohlgestalt weichen muß. Noch während Nanette mit ziemlich schnellen Schritten dem Grabe zu-eilte, entriß ganz unvermuthet eine heftige plötzliche Krankheit uns einen guden bewährten und unvergeßlichen Freund, Heinrich von Collin, der seit seinem ersten Auftreten in der literarischen Welt in dieser sowohl als in seinen ämtlichen Beziehungen eine glänzende Carrière gemacht hatte, Hofrath und Leopold's-Ordensritter geworden war. Der ämtliche Fleiß, die Geistesanstrengung, welche durch doppelte Richtung — als Dichter und Geschäftsmann — seine Kräfte in zu großen Anspruch nahm, hatten seine Natur erschüttert, und einer gefährlichen Krankheit, einem Nervenfieber, das ihn im Julius dieses Jahres befiel, nur zu leichtes

Spiel gemacht. Es war ein heißer Sommernachmittag, als er von Schlegel zu uns herüber kam und sich Wasser in einem gewissen gläsernen Krüge, den er wohl kannte und öfters bei uns daraus zu trinken pflegte, ausbat. Ich goß es ihm mit Himbeersaft ab, er ruhte eine Weile bei uns, erfrischt sich mit dem Tranke, klagte aber sehr über Unbehaglichkeit und Mattigkeit. Es war das letzte Mal, daß wir ihn sahen. In einigen Tagen ergriff ihn die Krankheit mit voller Macht, und am 29., wenn ich nicht irre, trat die gute Schlegel mit sehr ernster Miene Nachmittag in mein Zimmer, und bereitete mich schonend und vorsichtig auf die schmerzliche Nachricht seines Todes vor. So hatte ich, wie Alle, das Vaterland den trefflichen Mann, den ausgezeichneten Dichter, den tüchtigen Staatsbeamten, den theilnehmenden, treuen, rechtlichen Freund verloren! Er wurde allgemein bedauert; die Lücke, welche er in unserm Kreise gelassen, ist nicht mehr ausgefüllt worden, wie denn überhaupt nie ein Mensch durch einen andern, der an seine Stelle tritt, im rechten Sinne ersetzt werden kann.

Bald nach Collin's Tode endete denn auch Nannette Porta, und hinterließ ihre beiden ältern Schwestern in tiefer Trauer und uns Alle in Wehmuth um sie. Es war ein ausgezeichnetes Mädchen, voll Geist und Lebhaftigkeit, und ihr Verlust in unserm geselligen Kreise sehr empfunden.

Indessen ging die Welt draußen um uns her ihren vielbewegten stürmischen Gang fort; denn an ihrer Spitze stand der gewaltigste und unruhigste Geist dieses Jahrhunderts, Napoleon, der Alles mit der Macht seines Genies und Ehrgeizes aufregte und durcheinander trieb. Mit Recht sah man täglich neuen Gewittern und Stürmen entgegen, die zwar noch nicht an unserm Horizonte aufgestiegen waren, auf die aber Jeder, der die Zeit kannte und nur etwas Voraussicht hatte, sich mit der größten Wahrscheinlichkeit vorbereiten durfte, und vor welchen — so glaubten auch die Vernünftigsten — uns selbst weder die Vermählung mit der Tochter der Cäsaren, noch die Geburt des Enkels unsers Monarchen schützen würde, wenn es dem gewaltigen Geiste gefiele, Oesterreich zu einem seiner direkten oder indirekten Staaten zu machen. In Einem Sinne hatten diese Propheten richtig gerathen; daß es gerade der entgegengesetzte war, ließ damals in Oesterreich, ja in Europa sich kein Mensch träumen, vielleicht selbst Talleyrand nicht, der den Marsch nach Rußland im folgenden Jahre: *Le commencement de la fin* genannt haben soll.

In diesem Sommer, der uns so manchen Verlust gebracht und in Rücksicht der unausbleiblichen Hitze so manche Freude verdorben hatte, fehlte es doch an kleinen Unterhaltungen nicht. Ich hatte Gelegenheit,

interessante Fremde kennen zu lernen — Wilhelm v. Humboldt mit seiner Frau, einer höchst geistreichen Dame, die ich bei Schlegel kennen lernte, die sich aber, weiß Gott warum? gegen mich äußerst schroff benahm, und, so wie auch ihr Mann, in dem übrigen sehr kleinen Kreise desselben Abends, unter höchstens 8—10 Personen, mich auf eine auffallende Art ignoriren zu wollen das Ansehen hatte. Nie habe ich erfahren, woher diese übersehende, ja ganz unfreundliche Behandlung kam, da ich sonst (ich darf das sagen, ohne daß man es mir als Ruhmredigkeit auslege) gewohnt war, wenigstens, wenn man mich nicht kannte, mit der gegen Unbekannte gewöhnlichen Höflichkeit, und wenn ich genannt wurde, mit Auszeichnung behandelt zu werden. Diesmal war es anders, und vergebens habe ich nachgedacht, was wohl die Ursache davon habe seyn können, da ich Herrn und Frau von Humboldt jenen Abend zum ersten Mal in meinem Leben gesehen hatte.

Zur selben Zeit wohnte auch eine Freundin der Frau von Schlegel, eine Madame Herz aus Berlin, auf einige Zeit bei ihr, eine sehr majestätische, und hätte man sie durch ein Verkleinerungsglas betrachten können, wirklich schöne, dabei geistvolle freundliche gebildete Frau, mit der ich manche vergnügte Stunde zugebracht. Durch sie erfuhren wir eine sehr komische Anekdote von dem berühmten Romanendichter *La Fontaine*, der auch dazumal im Sommer

1811 nach Wien gekommen war, den wir aber, Schlegel und ich, nicht kennen lernten, weil er sich bei keinem von uns aufführen ließ. Seine Lieblingsbeschäftigung war es, sich im sogenannten Wurstelprater bei den Schenken, Schaukeln, Pulcinellen u. s. w. herumzutreiben, das Volk in seiner Fröhlichkeit dort zu betrachten, und vielleicht manche psychologische Bemerkung zu machen. In die feinen Gesellschaften ging er nicht, in keinem von allen mir bekannten Häusern hatte er Zutritt gesucht. Aber ein paar Damen, welche seine Romane mit großer Erhebung und Rührung (wie mehr oder minder wohl wir Alle vor 30–40 Jahren) gelesen hatten, und nach ihrem Ton und ihrer Tendenz in dem Autor einen zarten, feinen, vielleicht zierlichen, gewiß aber sehr anziehenden Gesellschafter zu finden glaubten, ließen ihn zum Thee bitten, und freuten sich schon sehr auf den genussreichen Abend mit dem Verfasser so rührender zärtlicher Dichtungen. Es war ein heißer Tag in Mitte des heißen Sommers — es wurde 7, halb 8, 8 Uhr — eine für jene Zeit viel zu späte Stunde, um zum Thee zu erscheinen. — Lafontaine ließ sich noch immer erwarten. Endlich um halb 9 Uhr trat ein mittelgroßer, sehr korpulenter, sehr abgeschwipster Herr ein, es war der erwartete Dichter, der sich in einemfort den Schweiß abtrocknete, über die Hitze klagte, sich statt des Thees und der Confituren — ein Glas Bier ausbat, und mit großer Lust statt von zarten und erhabenen Dingen, wie wohl erwartet worden war,

von dem Vergnügen sprach, das ihm der obengenannte Wurstelyrater geboten. Wie waren die Damen von ihrer ätherischen Höhe herabgestürzt!

Bald darauf erschien, nicht hier auf Erden, aber am nordwestlichen Himmel, ein schimmernder und merkwürdiger Fremdling, der große Komet von 1811 — und eine übermäßige Hitze ging seiner Erscheinung bevor, begleitete sie und dauerte mit verhältnißmäßiger Abstufung bis gegen den November. Viele Brunnen versiegten, die Ernte war mittelmäßig, der Wein aber trefflich. Mir war die Hitze peinlich, übrigens aber der Anblick des fremdartigen und schönen Gestirns, das seinen lichthellen Schweif über einen bedeutenden Theil des Abendhimmels erstreckte, und das ich aus meinem Fenster oft mit Vergnügen betrachtete, anziehend und angenehm zugleich. Nicht alle Menschen theilten dies Vergnügen mit mir. Es gab ihrer, und sehr geistreiche, welchen der Anblick des Sternes Unglück weissagend erschien, und die sich daher vor ihm fürchteten. Zu streiten ist über solche Ansichten nicht, denn Gründe finden hier keinen Eingang. — Hätte aber jener Himmelskörper wirklich ein allgemeines Unglück bedeuten sollen, so waren wenigstens wir Deutsche es nicht; denn die Schrecken des bald darauf unternommenen Feldzugs von 1812 trafen uns nur in wenigen Einzelnen, welche sich eben unter der französischen Armee befanden, und vielmehr wurde das Unglück jener Campagne der Grund

und die Wurzel, aus welchen sich die Befreiung unsers Vaterlandes im Jahre 1813 entwickelte.

Im Anfang dieses Winters erhielt ich von unserm Freunde Merian in Dresden, mit dem ich fleißig korrespondirte, einen Brief, welcher mir die baldige Ankunft eines jungen und sehr bedeutenden, sehr hoffnungsvollen Dichters, Herrn Theodor Körner's, verhiess, und mich mit vielem Lobe auf diese neue Erscheinung aufmerksam machte. Körner sollte sich mittelst eines andern Briefes von ihm bei mir einführen; aber er kam nicht. — Ich hörte von andern Leuten, daß er hier und sehr viel mit Schauspielern sei, wie denn auch einige kleine Stücke von ihm: *Die Braut*, *der grüne Domino* u. s. w. aufgeführt wurden. Ich hatte ihn noch nicht gesehen, so sehr ich es wünschte, und nur in einer der Vorlesungen über die neuere Geschichte, welche Friedrich Schlegel damals im Saale beim „römischen Kaiser“ hielt, zeigte mir ihn Frau von Weiffenthurn von weitem. Es war eine hohe, schlanke, kräftige Jünglingsgestalt, nicht eben mit schönen aber sehr bedeutenden Zügen, lebhaften blauen Augen bei ganz dunkeln Haar und in einem etwas vernachlässigten Anzug. Nicht lange darauf erzählte man sich, daß er ein zärtliches Verhältniß mit einer unserer damaligen ersten Schauspielerinnen, *Mlle.*

Adamberger habe, welche mit einer schönen Gestalt, einem liebenswürdigen heitern Umgang und einem großen theatralischen Talent, eine so strenge Eittlichkeit, eine so höchst vorsichtige Aufführung verband, daß man sie allgemein eben so sehr bewunderte als hochachtete; ja die jungen Herren, welche sich ihr, als einer Schauspielerin, ohne große Umsicht nähern zu dürfen glaubten, wurden auf eine Art von ihrer Tante, bei der sie mit ihren Geschwistern lebte, empfangen, daß man ihr den Titel: le dragon de vertu gab.

Dieses Mädchen nun, das in so vieler Rücksicht glänzend vor den Bewohnern Wiens dastand, liebte der junge Mann, der ebenfalls eine leuchtende Erscheinung in seiner Art, nun zum erstenmal so bedeutend im Publikum auftrat. Hedwig wurde gegeben — Toni (Fräulein Adamberger) gab diese Hauptrolle, und man konnte wohl erkennen, daß die Liebe des Dichters diesen Charakter mit einer Verklärung von Kraft, weiblicher Würde, Geist und Edelmuth umgeben hatte, die eigentlich das Werk seiner Leidenschaft und Phantasie war; dennoch aber mit dem Charakter Antonien's viele ähnliche Grundzüge hatte.

Das Stück, etwas grell und ans Schauerhafte streifend — welcher Geschmack schon zu jener Zeit sich hier und dort in Dichterwerken wie die Schuld, der vierundzwanzigste Februar u. s. w. zu zeigen anfang — fand sehr viel Beifall, und Antonie erntete

für ihr Spiel wohl eben so viel Lob, als ihr Dichter für sein Werk.

Alles dies hatte mich denn eben so gespannt auf die persönliche Bekanntschaft des jungen Mannes, als wirklich ungehalten auf seine Vernachlässigung meiner gemacht. So ließ ich ihm denn einmal durch Kurländer, der als Theaterdichter in mannigfachen Verührungen mit Körner stand, sagen: Wenn er mich nicht besuchen wolle — so müßte ich es mir gefallen lassen; aber ich bäthe ihn nur, mir durch Kurländer den Brief meines Freundes Merian zu schicken, den ich nicht missen wollte. Das wirkte endlich — und an einem regnerischen Frühlingssnachmittag, wo ich mit meiner Tochter und noch einem jungen Mädchen, das ich damals als ein Mittelding zwischen Gesellschafterin und Kammerjungfer ins Haus genommen hatte, beisammen saß, meldete man mir Herrn Körner. Die Mädchen, welche einem Gelehrten nicht gern begegneten, flohen ins andere Zimmer, und ließen mich allein den Besuch eines Mannes annehmen, von dessen Dichtergeist ich wohl eine günstige Vorstellung, dafür aber eine geringere von seiner Lebensart überhaupt, oder wenigstens von seiner Achtung für mich hatte. Dennoch kam es ganz anders, und nur selten in meinem langen Leben hatte die erste Stunde des Beisammenseins mit einem vorher ganz Unbekannten so schnell alles Fremde von beiden Zeiten abgestreift, eine sehr gemüthliche Annäherung bewirkt, wie zwischen Körner und mir, ungeach-

tet des großen Unterschiedes im Alter. Er blieb lange, er erzählte mir eine Menge aus seinem Leben, seinen häuslichen Verhältnissen; er brachte komische Anekdoten vor, ich mußte herzlich lachen, Körner lachte mit, und die Mädchen im Nebenzimmer verwunderten sich über den seltsamen Besuch, bei dem es so viel zu lachen gab.

Von nun an war er heimisch bei uns geworden. Er kam oft, er blieb lange bei den kleinen Mädchen in der Alservorstadt, wie er Lotte und Theresen nannte, und sagte später einmal zu einer gemeinschaftlichen Bekannten, daß auch er bei seinem ersten Besuche gleich so viel Wohlwollen und Vertrauen zu mir empfunden habe, daß er mir alle seine Geheimnisse gesagt haben würde, wenn ich darnach gefragt hätte. Ja, es war eine verwandte Seele, die diesen jungen Mann belebte, und die auch später mich seiner Familie, die im nächsten Sommer nach Wien kam, und sie mir schnell und bleibend befreundete.

Körner las uns nun jedesmal seine neuen Schöpfungen vor, und mit großem Erstaunen konnte ich die Leichtigkeit und Sicherheit seiner Arbeiten an dem von Korrekturen reinen Koncepte bemerken, wo oft auf einer ganzen Folienseite kaum ein Gedanke zurückgenommen oder ein Paar Verse gestrichen waren. So floß es ihm aus der reichen Seele, und so strömte es aufs Papier, obwohl ich nicht zweifelte, daß, hätte er länger gelebt, er manches damals Geschriebene geän-

dert, verbessert — vielleicht Manches vertilgt haben würde.

Lebhaft erinnere ich mich der Lesung der Kosamunde. Er hatte zu Mittag bei uns gegessen, und las uns nach Tische das Trauerspiel vor, das voll höchst effektreicher Szenen war, und den nicht ganz züchtigen Gegenstand mit einer Zartheit und Rücksicht für seine Geliebte, welcher die Titelrolle bestimmt war, behandelte, wie sie nur in einem reinen Jünglingsherzen wohnen konnte. Auch bei diesem Stücke waren oft auf Einer Seite kaum drei oder vier Korrekturen — und sowohl meine Mutter als ich ganz erhoben und entzückt von dem Werke. Am andern Tage schrieb ich ihm mütterlich dankend für die Freude, welche mir gestern nicht bloß sein Dichtertalent, sondern der Blick in sein schönes Gemüth gegeben. Ein allerliebstes Sonett, in dem er mich, wohl etwas zu hoch, als eine Priesterin im Tempel des Ruhmes gestellt hatte, erhielt ich dafür; bewahrte es — es war das einzige Blatt von seiner Hand — als kostbares Andenken, und habe es dennoch nicht mehr! Verloren im eigentlichen Sinn kann ich es nicht haben; denn es hatte seinen angewiesenen Platz bei ähnlichen Gedichten und Briefen an mich; aber wahrscheinlich wurde es mir abgeborgt unter irgend einem Vorwande, und nicht mehr zurückgegeben oder aus der Sammlung entwendet.

Früh las er bei Frau v. Weiffenthurn, mit der ich damals häufiger als jetzt umging, da unsere Töchter

sich herzlich gut waren und duften. Meine Mutter war ebenfalls gegenwärtig, und wir Alle, auch die Mädchen hörten mit dem größten Interesse zu; als er an die Scene kam, wo Turanitsch seine Helene ohne weiters ersticht, schrie meine Mutter auf, und sie sowohl als Frau v. Weiffenthurn wollten ihn bereden, die Scene zu ändern, weil dieser kaltblütige Mord gar zu gräßlich, zu unnatürlich sei, sagte meine Mutter. Unnatürlich? erwiderte Körner mit seiner Naivität — Es hat mir eben so in der Hand gelegen. Wir mußten Alle über diese Antwort lachen; er aber ließ die Scene stehen, und bei der ersten Aufführung, bei der ich zugegen war, bestätigte sich die Richtigkeit der Empfindung meiner Mutter, denn die Zuschauer waren eben so empört wie sie durch diesen Auftritt; ein allgemeines Zischen bezeugte das allgemeine Mißfallen, und hätte, ohne den höchst effektvollen fünften Akt, besonders bei der ungebührlichen Länge des Stücks, diesem beinahe den Untergang gebracht.

Mit seiner Liebe zu Toni nahm auch Körner's Thätigkeit für das Theater zu. Fürst Lobkowitz, der damalige Direktor des Theaters, der Körner's schätzte und Toni sehr wohl wollte, bestimmte ihm mit der Zeit die Stelle eines Theatersekretärs, und eröffnete ihm somit die Aussicht, sich dann vermählen und in Wien etabliren zu können. Man sprach davon, daß seine Ältern den nächsten Sommer ebenfalls nach Wien kommen sollten, um diese Stadt und die Geliebte ihres

Sohnes kennen zu lernen, und so dauerte ein lebhaft bewegtes Leben in literarischen, geselligen und politischen Verhältnissen — so angenehm und so ungestört als es die damaligen Zeitereignisse gestatteten, noch eine Weile fort.

Körner's Ältern, Fräulein Stock, die Schwester seiner Mutter, und Emma seine Schwester, kamen diesen Sommer von 1812 nach Wien. Er führte sie sogleich zu uns, und nun sahen wir diese würdige Familie sehr oft. Mancher Abend an den Tagen, wo wir ehedies Besuch erwarteten, der oft sehr zahlreich ausfiel, ging auf's angenehmste hin, wenn die jungen Leute entweder tanzten oder Körner's verehrter Vater am Klavier den Gesang seiner beiden vortrefflich unterrichteten Kinder und meiner Tochter begleitete. Das waren sehr schöne Stunden! — Wo sind die Menschen hin, welche sie mir so genussreich verfließen machten? Wie viele leben noch? Solche wehmüthige Betrachtungen mischen sich nur zu oft in die Erinnerungen an jene Zeit.

Wald sollte ich auch damals einen empfindlichen Verlust dieser Art haben. Frau v. Bließ, die mir mit einer Art von mütterlichem Wohlwollen zugethan war, erkrankte mit sehr bedenklichen Zufällen, welche auf eine Brustentzündung oder so etwas schließen ließen. Ich besuchte sie den dritten oder vierten Tag, und fand sie zwar sehr angegriffen und leidend (sie klagte hauptsächlich über Mangel an Athem), doch hegte sie selbst keine

Vorstellung von Gefahr. Sie hatte sich vielmehr für denselben Abend eine Spielpartie bestellt, und redete mit mir über eine projektirte Fahrt nach Hieging, zu ihrer Schwägerin Baronin Eskeles, welche nächsten Sonntag hätte Statt haben sollen, und wo wir mit Körner zusammen geberthen waren. Voll guter Hoffnung für ihre Besserung, verließ ich sie um Ein Uhr Mittags — um drei Uhr machte ein Schlagfluß ihrem Leben ein Ende, und in ihr verlor ich — was Jedermann gewiß als einen bedeutenden Verlust anerkennen wird — eine theilnehmende, verständige und warme Freundin. Friede sei mit ihrer Asche!

Wenige Wochen nach ihrem Tode kam ein Brief Göthe's an die Verstorbene an, der eigentlich mich betraf, und den ihre Schwägerin, die nun auch verstorbene Baronin Eskeles, mir mit vieler Güte zusandte. Früher schon hatte ich durch die Vermittelung eben dieser Freundin, der Frau v. Bliß, einen Brief von dem Hochbewunderten erhalten, der direkte an mich lautete. Er sammelte nämlich Handschriften, gab Frau v. Bliß, mit der er fast jährlich in Carlsbad zusammentraf, den Auftrag, ihm deren in Wien zu verschaffen, und sie, die gern Jedermann verpflichtete, und in ihrer isolirten Stellung als kinderlose Witwe hierin einen Lebensweck fand, nahm denn Göthe's Auftrag willig an, gab auch mir die weitere Weisung, mich um Autographen bedeutender Menschen in Wien umzusehen, und als ich Einige, namentlich von Mozart und Haydn,

Pichler's Memoiren. II.

erhalten hatte, rieth sie mir, sie Herrn v. Göthe mit einem Briefe selbst zu übersenden. Dies geschah denn Alles, wie meine mütterliche Freundin in ihrer liebevollen Geschäftigkeit angeordnet hatte, und ich erhielt durch sie Göthe's sehr höfliche, aber diplomatisch steife, umsichtige Antwort, in der er sich, wie es schien, vorgesetzt hatte, ja nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig zu sagen, und die mich darum sehr wenig freute.

Ganz anders war der zweite — jener Brief an meine bereits verstorbene Freundin. Hier hatte er sich gehen lassen, und war eben dadurch recht liebenswürdig erschienen. Der ganze Brief betraf meinen Agathokles. — Er hatte ihn gelesen, das Buch hatte ihm gefallen, aber — sehr begreiflicher Weise hatte ihn Calpurnia viel mehr als Parissa angesprochen, so daß er sich versucht fühlte, den Roman so umzuarbeiten, daß Jene, nicht Agathokles die Hauptperson seyn sollte — und, schrieb er, die Pichler kann es mir als Verdienst anrechnen, daß mir ihr Buch so wohl gefiel, obwol die Grundsätze, welche darin triumphirend auftreten, nicht die meinigen sind, und meiner heidnischen Zipsenschaft im Kaiser Hadrian übel mitgespielt wird. Kurz, der Brief freute mich sehr, denn er sprach ein unaufgefordertes unparteiisches Lob über ein Buch aus, das denn auch nun allmählig bekannt zu werden, und sich in Deutschland und Frankreich, in dem es Frau v. Montelieu

durch ihre Übersetzung einführte, Bahn zu machen anfang.

Viel Ehre und Auszeichnung hat mir dies Werk erworben, mehr noch, als jedes folgende Einzelne, es war gleichsam die Ehrenpforte, durch welche die übrigen in die Welt einzogen. Aber mehr als alle diese Auszeichnung und Aufmerksamkeit hat mich jederzeit die gute Meinung, das Zutrauen, das Wohlwollen so vieler mir ganz unbekannter, in entfernten Ländern lebender Menschen erfreut, die durch den Agathokles und meine andern Schriften, hauptsächlich aber durch jenen bewogen — sich entweder brieflich oder auf Reisen persönlich an mich gewendet, und öfters mich um Rath, Empfehlungen, Trost oder Beruhigung angesprochen haben. Wie manches edle Herz wurde mir auf diese Weise zugewendet, wie manches Gute gewirkt oder Nützliche verbreitet! Das Alles erkenne ich nun freilich mit dankbarer Demuth als ein Geschenk und gnädige Fügung Gottes, welche nicht allein jene Gabe der Dichtkunst in meine Seele gelegt, sondern auch mein Geschick durch edle Ältern und würdige Freunde so geleitet hat, daß dies Talent sich auf's Rechte und Gute gelenkt, und mir so jene Freuden erworben hat, aber ich muß mit Tasso's *Sanvitale* sagen:

Am Ende bist du's doch, und hast es doch —

es kam mir doch vielfältig zu Guten und ebnete und verschönte meinen Lebensweg.

In der Mitte des Sommers hatte Pichler abermals eine Reise in die Gebirge hinter Lilienfeld bis Maria Zell u. s. w. zu machen. Er ging allein, denn meiner Mutter Jahre erlaubten ihr nicht mehr, so wie früher geschehen, wo sie mit uns in Steiermark und Oberösterreich gewesen war, uns durch mehrere Wochen zu begleiten, und ich durfte auch nicht daran denken, sie auf so lange Zeit zu verlassen; aber fünf, sechs oder acht Tage konnte ich mich doch entfernen, da ich damals jenes junge Mädchen, ein Fräulein Kirchstättern, nach dem Tode ihres Vaters ins Haus genommen hatte, welche meiner Mutter Gesellschaft leisten, ihr vorlesen, und im Hause an die Hand gehen konnte. So wurde denn verabredet, daß ich Pichler in St. Pölten abholte, und mit ihm einen mir noch ganz neuen Weg über Waidhofen, Gmünd und Lunz nach Maria Zell machte, und von dort über Lilienfeld nach Hause kehren sollte. Ein sehr werther, nun auch schon vorausgegangener Freund, der Regierungsrath Rüdler, ein Mann, der als Gelehrter und Mensch mir gleich schätzbar, und ein Liebhaber von Berggegenden war, entschloß sich, uns zu begleiten, und die kleine Tour mit uns zu machen, da er die Lunzerseen noch nicht gesehen hatte. Schon ehe wir abreisten, schrieb mir mein Mann aus Lilienfeld sehr viel von einem Geistlichen daselbst, dem damaligen Prior P. Ladislaus, den wir mehrere Jahre früher als Bibliothekar dort getroffen, und schon damals eine Geistesbildung, wie sie in den Klöstern nicht sehr

gewöhnlich ist, in ihm erkannt hatten. Dieser Mann, der jetzt, wie gesagt, Prior, und bei der bevorstehenden Prälatenwahl nahe daran war, diese Würde zu erlangen, hatte sich meinem Manne als ein sehr werthvoller Dichter gezeigt, und Pichler mir einige seiner Gedichte in Briefen mitgetheilt. Ihn näher kennen zu lernen, war mir daher eine angenehme Aussicht, und so trafen wir denn, Ridler, meine Tochter und ich mit Pichler, der von ein Paar Kreisbeamten begleitet war, an einem schönen Sommerabend in St. Pölten zusammen, und freuten uns herzlich des Wiedersehens nach einer Trennung von mehreren Wochen.

Sogleich den andern Tag traten wir unsern fernern Weg an, aber das Wetter begünstigte uns nicht. Regenströme stürzten nieder, und nur immer durch wenige heitere Stunden konnten wir uns des Anblicks der wunderschönen Gebirgsketten erfreuen. So kamen wir nach Gaming, eine jetzt zerstörte Kartause in einem eng umschlossenen stillen, melancholischen Thale, eine Stiftung Albrecht des Lahmen oder Weisen von Oesterreich, aus dem vierzehnten Jahrhundert; gegründet wie man sagt, in Folge eines Gelübdes, welches Albrecht für die Befreiung seines unglücklichen Bruders Friedrich aus der Haft zu Trausnitz gemacht hatte. Das Porträt Albrechts war hier zu sehen — eine edle Gestalt mit sehr angenehmen Zügen, da aber das Gemälde offenbar einer spätern Zeit angehört, so läßt sich über die Treue nichts sagen, als daß Albrecht der Weise, der als

Fürst und Mensch die Achtung seiner Zeitgenossen besaß, wohl so ausgesehen haben konnte, und die Habsburgische Familienähnlichkeit auch zu bemerken war. In dieser Hinsicht war es mir auffallend, als 1809, während der Anwesenheit der Franzosen, Professor Fischer (der damals noch lebende berühmte Bildhauer) auf Befehl des Kronprinzen von Bayern (jetzt König Ludwig) die Büste eben jenes unglücklichen Friedrich des Schönen, nach noch vorhandenen Denkmälern arbeiten mußte, daß diese Züge besonders um den Mund herum, einige Ähnlichkeit mit denen unsers hochverehrten Erzherzogs Karl trugen.

Unter Regenströmen fuhren wir von Gailing nach Lunz. Auf dem Wege, noch voll von den Bildern und Empfindungen, welche Gailing und die Geschichte der beiden edlen Brüder in mir erregt hatte, dichtete ich die Romanze: Gailing, welche jene Geschichte besingt und so beginnt:

Der Regen strömt, die Wälder brausen,
Die Nebel hängen tief ins Thal —

Ein einsamer Wanderer kommt in diesem Unwetter in das stille Gailing — er ist unglücklich — er findet hier Frieden, und vernimmt von einem der Klosterbrüder, der das Gelübde des Schweigens zuweilen brechen darf, die Geschichte Albrechts und Friedrichs.

Über Lunz, den Zellerrain und noch manche andere sehr hohe Berge setzten wir, theils im Wagen, theils zu Fuß, wie es die Witterung erlaubte, unsern Weg

fort, und gelangten endlich nach Neuhaus, das ganz auf der Spitze eines Berges liegt, zu Fußse dritthalb Stunden abwärts steigend nach Maria Zell, das mir auch dieß: wie alle übrigen Male, so oft ich es betreten, wie ein Hafen der Ruhe und stillen Freude in Gott erschien.

Am zweiten Tage kamen wir nach Lilienfeld, das ich nun schon mehrere Jahre nicht gesehen hatte, und wo eine gewaltige Überschwemmung das schöne Thal indessen verheert, die blühenden Wiesen mit Schutt bedeckt, und eine eben so zerstörende Feuersbrunst das Gebäude größtentheils in Asche gelegt hatte; das Dormitorium, dieses schöne Überbleibsel des Mittelalters, war vernichtet, und somit die meisten Urbilder aus dieser Gegend, welche mir bei der Dichtung der Hohenberge vorgeschwebt, verändert oder ganz zerstört worden.

Der Herr Prior, eben jener Dichter, und ein paar andere Geistliche, deren ich mich aus früheren Besuchen erinnerte, empfingen uns gastfreundlich. Die Unglücksfälle, welche das Stift indessen getroffen, und die nahe bevorstehende Prälatenwahl waren die Gegenstände unserer lebhaften Gespräche, und mir schien immer, wenn ich P. Ladislaus betrachtete, als sähe ich schon die goldene Kette mit dem Kreuze an seiner Gestalt, welche durch einen feinen Anstand und ein sehr gebildetes Benehmen sich gar wohl dazu qualificirte.

Was wir damals dachten, geschah auch bald — und noch denselben Herbst besuchte uns der neue Herr

Prälat, der seitdem noch ganz andere Stufen geistlicher Würden erstiegen hat, in Wien, und von dieser Zeit an besuchten auch wir ihn öfters in seinem Stifte, dessen romantische Lage sehr einladend ist, und wo wir von ihm immer mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen wurden.

Pichler hatte stets warmen Antheil an allen meinen literarischen Arbeiten genommen, sie immer zuerst gelesen, wie ich sie am Morgen niedergeschrieben und oft selbst noch nicht überschaut hatte. Nun hatte er schon seit längerer Zeit den Wunsch geäußert, daß ich mich einmal im Dramatischen versuchen, und Etwas für das Theater schreiben sollte. Ich that es nicht gern. Meine ganze Geistesrichtung war nicht für das Lebhaftre, Anschauliche, welches eine wichtige Handlung mit allen ihren Motiven und Folgen in schneller Entwicklung vor Augen stellt. Ich liebte es vielmehr, langsam und wohlberechnet die Fortschritte der Empfindungen, die unmerklichen Übergänge in den menschlichen Gemüthern mit beobachtendem Auge zu verfolgen und darzustellen, wozu sich denn der Roman, vorzüglich der in Briefen, ganz besonders eignet. Doch wollte ich Pichler's Wunsch nicht abweisen, und so fing ich denn an, mich nach einem Stoff zu einer Tragödie (denn daß ich kein Lustspiel schreiben konnte, war ich überzeugt) in der Geschichte umzusehen. Unseres verewigten Freundes Collin Weispiels leuchtete mir hell vor, die ganze Richtung meiner Bildung, die eigentlich das war, was man jetzt,

im Gegensatz mit dem Romantischen Classisch nennt, stimmte dazu. — Tacitus war stets ein mir sehr zusagender Autor gewesen, und Germanicus' Charakter und Schicksal vor vielen Helden des Alterthums würdig, edel und hochtragisch erschienen. Ueberdies lag in diesem Geschick und Charakter noch eine nahe und geheime Beziehung, welche mich diesen Helden vor vielen Andern zu wählen bestimmte. Ich fand nämlich in der militärischen Größe desselben, in seiner menschlichen Würde, und in manchen antiken und vom bösen Willen Anderer herrührenden Verfolgungen viel Ähnlichkeit mit unserm von mir stets so innig geachteten Erzherzog Carl. Dieß machte mir den Neffen des Liberius noch theurer — und mein Stoff war gewählt.

Nun sah ich mich noch in der römischen Geschichte etwas genauer nach der Epoche um, in welche ich meine Handlung verlegen wollte, und so trat denn allmählig aus dem Dunkel meiner Seele der fertige Plan zu dem Stücke hervor, und die Liebesgeschichte, welche ich hineinverweben zu müssen glaubte, schien mir damals anziehend, passend, und ein glücklicher Gedanke. Viele Ausdrücke im Tacitus weisen darauf hin, daß Agrippinens Charakter ernst, würdig aber nicht angenehm gewesen seyn mußte. Leidenschaftliche Hefigkeit und unweibliche Schärfe mögen sie oft über die zarten Schranken gerissen haben, die Sitte und Pflicht der Frau vorschreiben. Ihr Gemahl selbst warnt sie noch auf dem Todtbette davor, und empfiehlt ihr, ihr Rache-

Pichler's Memoiren. II.

gefühl zu bemeistern. Dieser achtungs- aber nicht liebenswürdigen Frau mußte nun — so entwarf ich, wie ich jetzt wohl einsehe mit zu modernem Sinn, den Plan — Germanicus nur aus Familienrücksichten die Hand gereicht, doch auf jeden Fall eine zufriedene und von der Welt geachtete Ehe mit ihr geführt haben. Seine schönern Jugendempfindungen waren seiner ersten Liebe, eben jener Plamina zugewendet, die er in Asien nach langer, ganz hoffnungsloser Trennung als die unglückliche Gattin seines bittersten Feindes, des Proconsul Calpurnius Piso wieder findet. Plamina hat ebenfalls den Jugendgeliebten nicht vergessen, und da ihr die Rachepläne ihres Gemahls bekannt werden, wagt sie es, als Sklave verkleidet, den Feldherrn zu warnen. Er erkennt sie — ihre Herzen öffnen sich gegeneinander; aber die Pflicht gebietet, sie sind getrennt und bleiben es, bis der Tod durch Gift, den Calpurnius dem Germanicus bereitet, und ihm Plamina aus Eifersucht oder Rache voraussendet, sie vereinigt. Das zu Moderne, und daher der Würde der Tragödie nicht Entsprechende, leuchtete mir später wohl ein, aber es stand nicht mehr zu ändern; denn das hätte ein ganzliches Umarbeiten des Planes erfordert, und da ich wohl berechnen konnte, daß das Stück auch dann kein großes Glück machen würde, so ließ ich es, wie es war.

Das Stück wurde ohne meinen Namen aufgeführt. Es mißfiel eben nicht, aber es erlebte — was vorauszu sehen war — nur wenige Vorstellungen. Ich verstand

das Theater, und das, was man theatralischen Effect nennt, zu wenig, und ich glaube, daß überhaupt die heroische Tragödie etwas ist, dessen glückliche Bearbeitung über den Horizont weiblicher Kräfte geht.

Indessen mein hauptsächlichster Zweck, Pichler's Wunsch zu erfüllen, und ihm Freude zu machen, war erreicht. Er war zufrieden auch mit dem wenigen Success, den dieser erste Versuch seines Weibes erlangt, und feuerte mich an, ferner auf dieser Bahn fortzuschreiten.

Es war dies im Winter von 12 auf 13 geschehen. In dieser Zeit, die überhaupt sehr angenehm war, kam ich auch oft in das Haus des Fürsten von Lobkowitz, der sich, so wie seine vortreffliche Gattin (sie sind Beide auch längst dahingegangen) lebhaft für meine Arbeiten interessirte, und bei dessen Abendgesellschaften, theatralischen Vorstellungen oder Concerten ich mich sehr oft mitten unter dem höchsten Adel, ja in Gegenwart eines oder des andern unserer kaiserlichen Prinzen fand. Nie aber, ich müßte unwahr seyn, wenn ich es anders behaupten wollte, wurde ich durch irgend eine Uaart oder Zurückweisung von Seite der Damen an den Unterschied unsers Standes in der Gesellschaft erinnert. Sei es nun, daß meine Stellung als Schriftstellerin, die mich gleichsam mit Künstlern in eine Reihe zu ordnen schien, oder ein bescheidenes, zurückhaltendes Betragen von meiner Seite, welches stets darnach eingerichtet war, diesen Damen zu zeigen, daß ich mich eben so wenig

als ihres Gleichen betrachtete, als ich fern davon war, mir ihre Artigkeiten als Gnaden anzurechnen — mir diese recht angenehme Stellung zu der haute volée verschaffte, genug, ich hatte sie, und die Erinnerung an die genussreichen Abende, die ich in diesem Hause zubrachte, und wo ich auch den seligen Erzherzog Rudolph mit seltener Fertigkeit Beethoven'sche Tonstücke auf dem Fortepiano vortragen hörte, wird mir stets werth bleiben.

Es war eine lebhaft bewegte Zeit damals — eine Zeit, in der die Geister großer Begebenheiten ihnen schon ahnungsvoll in Deutschland vorangingen, und dadurch eine Stimmung erzeugten, welche auch auf die Literatur großen Einfluß hatte. Im J. 1811 war unser Hof in Dresden mit Napoleon zusammen gekommen und der Feldzug gegen Rußland verabredet worden, wozu unser Kaiser ein Hülfskorps unter dem Kommando des Fürsten von Schwarzenberg zu geben versprochen hatte. Im Jahre 1812 fand dieser Feldzug Statt, und seine Geschichte, der Brand von Moskau, der Untergang des französischen Heeres, und das Non plus ultra, welches die göttliche Vorsicht auf Rußlands Eisfeldern dem kühnen Eroberer setzte, sind noch lebhaft in Jedermanns Gedächtnisse. Wohl erinnere ich mich der sehr verschiedenen Sensation noch, welche die Nachricht jenes Brandes in Wien erregte. Mir brachte sie eines Morgens meine in diesem wie in vielen andern Dingen gleichgesinnte Freundin, Frau von Schle-

gel, und ich fühlte mich so wie sie begeistert, erhoben von diesem zwar grausamen, aber heldenmüthigen und nothwendigen Entschlusse Kotschschin's. — Wir gaben uns die Hände, wir dachten an Sagunt, Numantia, Saragossa — und freuten uns, in unsern Tagen noch solche wahre, antike Größe zu erleben. Andere, z. B. meine Mutter, unser Freund Hofrath Büel, ein sonst durchaus deutschgesinnter Mann, schauderten darob, und nannten diesen Brand eine gräßliche, barbarische That. Eben so verschieden fielen auch die Urtheile der Menge aus; aber wir, die gleich vom Anfange dafür gestimmt hatten, erlebten die Genugthuung, daß der Erfolg die Zweckmäßigkeit dieses Mittels vollkommen gerechtfertigt hat.

In der Literatur, auf welche der Zeitgeist jedesmal einen unausweichlichen Einfluß übt, hatten der Fremdendruck, die Unsicherheit aller Lebensstellungen, die stäts erneuerten Stürme, denen auch der ruhigste, unbefangenste Bürger nicht zu entgehen im Stande war, eine Ansicht des Lebens hervorgerufen, welche dem Fatalismus sehr ähnelte, und mir nach meinem Dafürhalten, obwol der erste Impuls dazu von dem christlichen, ja katholischen J. Werner in seinem vierundzwanzigsten Februar ausgegangen war, sehr unchristlich schien. Dies waren die sogenannten Schicksalsdichtungen: Die Schuld, jener vierundzwanzigste, und der neunundzwanzigste Februar u. a., und diese Richtung verbreitete, wie jede Mode,

sich schnell und weit. Es erschienen Novellen, Theaterstücke, Gedichte, alle in diese trüben Schleier gehüllt, wo der — oft willenlos, oft im Sturm der Leidenschaft ausgesprochene Fluch des Schwergereizten — oft eine Familiensage, ein unschuldiges Werkzeug, an welches sich Unglück knüpfte, hinreichte, um das Lebensglück guter harmloser Menschen zu zerstören, und wo also die Vorlesung, dieser Ansicht nach, zur Wellstreckerin des Willens und Ausspruchs der Rache, des Hasses, oft der Dummheit gemacht wurde. Wie gänzlich dies der christlichen Moral zuwiderläuft, leuchtet wohl Jedem ein, der es unparteiisch betrachtet; damals aber fanden, durch die Modetendenz hingerissen, auch die Besten und Frömmsten keinen Anstoß daran. Was mich betrifft, so verfehlte wohl die Aufführung der Schuld ihres gewaltigen dramatischen oder eigentlich theatralischen Eindrucks auf mich nicht. Ich war sehr ergriffen, besonders von der Scene, wo Hugo und Elvire sich über Carlo's Tod, ihre früher schon genährte Leidenschaft mit geheimen Schauern besprechen, das Theater sich allmählig verdunkelt, und nun plötzlich, von dem Lichte, das der Knabe vorträgt, hell beleuchtet, ihnen das Bild des Verrathenen, Ermordeten in der Gestalt und den Zügen seines Vaters entgegentritt. Im Traume der folgenden Nacht quälten mich Trimmerungen an die Schreckensscenen, die ich angesehen, dennoch erkannte ich das höchst Unmoralische, ja Antichristliche dieses Stückes, und mußte dem Urtheil eines sehr verständigen

alten Herrn, des Grafen von Chotel beipslichten, der mir beim Herausgehen sagte, es sei ein gottloses Stück.

Körner's reine gesunde Seele wurde von dem Hauche der Modetheorie nur leicht gestreift. In seinen Stücken ist wenig Spur davon, wenn nicht vielleicht ein kleines, nicht eben sehr glückliches Trauerspiel in einem Akte: Die Sühne, zu dieser Gattung zu rechnen ist. Ihn bewahrte Schiller's — des Freundes seiner Ältern — Genius, und es ist klar zu erkennen, wie großen Einfluß dieser überhaupt auf des jungen Mannes Geist hatte.

Unter solchen Beschäftigungen, Ansichten, Lektüren und mitunter sehr trüben Aussichten in die nächste Zukunft für das Allgemeine, ging das Jahr 1812 zu Ende, und mit dem folgenden traten wir und ganz Europa in eine Periode des Umschwungs, der Veränderung, der Umgestaltung darfst man wohl sagen, von der noch ein Jahr vorher wohl Niemand Etwas geahnet, und selbst als die ersten Zeichen der kommenden Dinge sich sehen ließen, noch Niemand das Ende vorhersehen oder sich versprechen konnte, das wirklich erfolgte.

Die französische Armee war durch den Winter auf russischen Eisfeldern, durch die Affairen an der Beresina, durch den Brand von Moskau so gut wie vernichtet, und so wie die letzten Reste dieser Unglücklichen durch die preussischen und deutschen Lande ihrer Hei-

mat zuzogen, schien es, als richtete, dicht hinter ihnen, der deutsche Geist, der deutsche Muth, die Hoffnung besserer Tage sich empor. Man sprach von den Rüstungen der Preußen. Hier und da ließen sich Stimmen hören, die einen frischen kriegerischen Klang hatten, und bei dem Worte empor denkt man gleichsam unwillkürlich an Rückert's geharnischte Sonette, worunter eines die Etymologie des Wortes Empörung eben von Empor, vom Aufrichten unterm Druck, vom Erheben des Geistes aus der Schmach, eben so wahr als sinnig herleitet. Auch Körner ließ seine Saiten erklingen, und eines Abends wurde, trotz der Anwesenheit des übrigens sehr liebenswürdigen und uns Allen werthen Freiherrn von der Malsburg — damals bei der westphälischen Gesandtschaft angestellt — Körner's Jägerlied nach Schubert's Melodie: Auf, auf, ihr Brüder und seid stark! beinahe im Chorus bei uns gesungen. Solchen Anklang, solchen tiefempfindenden Wiederhall fanden die Worte des Liedes.

Bald darauf war es entschieden, daß Preußen die Waffen gegen Frankreich ergreifen, sich, wie es Napoleon nannte, empören würde, und Muth und Todesverachtung, Vaterlandsgefühl und bange Sorge, Hoffnung und Furcht regte sich in allen Theilen Deutschlands, und so auch bei uns. Was unser Hof beschließen würde, war unbekannt. War doch die Kaisertochter mit dem allgemein Gefürchteten, Gehaßten, aber Allmächt-

tigen vermählt, und ein Kind — ein Sohn hatte dies Band fester gezogen und heiliger geknüpft. Dies Band, das Napoleon, der Wahrheit zur Steuer muß es gesagt werden, selbst sehr zart und treu hielt, seiner Gemahlin mit Liebe und Achtung begegnete, und als bei ihrer schweren Entbindung die Ärzte einige Augenblicke zweifelhaft waren, ob sie Mutter oder Kind retten sollten — schnell entschied, daß man die Mutter erhalten solle, obwohl ihm unendlich viel an der Geburt eines Kindes, das eigentlich seine neue Dynastie gründen und besiegeln sollte, gelegen seyn mußte.

Immer lebhafter ward die Bewegung um uns her. In jungen Leuten regte sich kriegerischer Sinn, und Körner war einer der Ersten, welcher sich erklärte, preussische Dienste nehmen zu wollen. Dieser rasche Entschluß befremdete in vieler Hinsicht das Publikum, dem der junge Mann durch sein schönes Talent und besonders durch dessen Anwendung auf die Bühne schon gleichsam angehörte. Noch war, trotz des drückenden Gefühles der Unterjochung und des glühenden Franzosenhasses, der fast in jedem Herzen lebte, und trotz des lebhaften Wunsches vieler Bessern, das schmählische Joch auch mit großen Aufopferungen abzuschütteln, die Zuversicht auf einen glücklichen Erfolg dieses Versuches nur gering. Es war mehr ein begeisterndes Ehr- und Nationalgefühl, als eine klare Vorstellung von dem möglichen Gang der Dinge, was die Meisten aufregte. Ueberdies waren Körner's Ältern in Dresden angese-

delt, und der Vater stand im Dienste des Königs von Sachsen, der sich fest an die französische Partei angeschlossen hatte. Des Sohnes Schritt konnte und mußte also den Vater compromittiren. Dazu kam noch das allbekannte Verhältniß Körner's zu Gräulein Adamberger, welches seinen Entschluß, die Waffen in einer Zeit zu ergreifen, wo ihm das Glück der Liebe und Häuslichkeit an der Seite eines ausgezeichneten Mädchens winkte, sehr überraschend machte, da Körner hier sehr geachtet war, und bei den trüben Ausichten, der in jeder Hinsicht so achtungswerthe Jüngling doch Allen viel zu gut für Kanonenfutter dünkte. Dies war nämlich der Gesichtspunkt, aus dem damals die Meisten seinen Entschluß und den wahrscheinlichen Erfolg des Unternehmens der Preußen betrachteten.

Allmählig änderte sich diese Stimmung. Die Furcht, die Verzagtheit, erzeugt durch ein Unglück vieler Jahre und durch die niederschlagenden Erfahrungen, wie übel uns Oesterreichern in den Jahren 1805 und 1809, so wie Preußen 1806 der Versuch bekommen war, sich der Kiesenmacht Napoleon's entgegen zu setzen — fing nach und nach an, sich aus den allzu gedrückten Gemüthern zu verlieren. Sicher war nach den Ereignissen des Winters 1812 die französische Armee nicht mehr das, was sie vor dieser Epoche gewesen. Und hatten wir Oesterreicher nicht die erhebende Erfahrung gemacht, daß jene Armee in ihrer ganzen frühern Stärke und Macht im Angesicht unserer Vaterstadt 1809 durch den Erzher-

zog Carl war geschlagen und in eine Lage versetzt worden, welche, wenn die Umstände — oder andere uns verborgene Triebfedern nicht entgegengewirkt, und die Verfolgung dieses glänzenden Sieges gehindert hätten, den furchtbaren Feind vielleicht von seiner bis dahin glänzenden Siegesbahn schon damals zurückgedrängt haben würde? Diese Erfahrung hatten wir für unsere beginnenden Hoffnungen, und so manches historische Beispiel, wo ernster Entschluß und verzweifelter Muth Unglaubliches bewirkt, und kleine Haufen zu Siegern über große Heere gemacht hatten, konnte jeder sich selbst ins Gedächtniß rufen. Sie wurden uns aber auch in Gedichten und andern Schriften in Erinnerung gebracht, und trugen das Ihrige bei, um die Hoffnung auf glücklichen Ausgang zu erheben, oder im schlimmern Fall den muthigen Entschluß zum letzten entscheidenden Kampf zu stählen.

Von verschiedenen Seiten kamen nun insgeheim oder mehr öffentlich Nachrichten von Bewegungen, die sich an mehreren Punkten zu gestalten anfangen, ähnlich den ersten Tropfen des schmelzenden Eises, nach der starren stummen Winternacht, wenn der erste noch schwache Strahl der Sonne es berührt, und das leise Geräusch, das die fallenden machen, auch der erste Lebenslaut der bis dahin todten erstarrten Natur scheint. Man flüsterte sich von Tirol, von einigen deutschen Fürsten zu, und die Hoffnung regte die jungen Flügel stärker.

In den geselligen Kreisen waren diese Hoffnungen sehr oft der Gegenstand der Gespräche und die Dichtungen unserer vorzüglichsten Geister — Schiller's, Col-
lin's, Rauppach's — dessen Name dazumal genannt zu werden begann — deren ganzer Geist ernst, würdig und dahin gerichtet war, den Kampf der Freiheit mit der Naturnothwendigkeit zu begünstigen, machten sehr oft, von Einem oder mehreren, nach den Rollen vertheilt, vorgelesen, ein Hauptvergnügen unserer Abendunterhaltungen aus. Längst schon hatten wir in unserm Hause Göthe's, Schiller's und Anderer Stücke auf diese Weise mit großem Genuße vorgetragen. Jetzt — im März 1813 — war es beschlossen worden, bei der Baronin von Matt, einer sehr gebildeten, sogar gelehrten Dame, welche sich mit Astronomie beschäftigte und eine Sternwarte in ihrem Hause hatte errichten lassen, die Braut von Messina vorzulesen. Bei dieser Frau hatte sich wöchentlich einmal derselbe Kreis von gemeinschaftlichen Freunden, worunter sich sehr gebildete Frauen und mehrere ausgezeichnete Gelehrte, wie Hammer, Schlegel, Adam Müller u. s. w. befanden, versammelt, der früher im Hause meiner verstorbenen Freundin Blies zusammen kam. Baron Hormayr und ein Herr Ruypprecht, der selbst ein artiger Dichter war, hatten die Rollen der beiden Söhne übernommen; eine sehr hübsche Frau, der man ein sehr lebhaftes Interesse für den einen dieser Herren zuschrieb, sollte die Beatrice, und ich die Rolle der Mutter lesen. Ich war

in jener Zeitepoche sehr oft unwohl und litt häufig an aufgeregten Nerven, an Migraine, Krämpfen u. s. w. eine sehr begreifliche Folge der Zeitenstürme, die seit ungefähr zehn, zwölf Jahren über uns Alle ergangen waren, und vielleicht auch meiner Beschäftigung mit Poesie. Eben an dem Montag, wo jene Vorlesung Statt haben sollte, es war der 7. März, und wenn ich nicht irre, der Geburtstag von Hormayr's älterer Tochter, der sehr verdienstvollen jetzigen Baronin v. Krees, überfiel mich eine so heftige Migraine, daß ich unmöglich außer dem Bette bleiben, Toilette machen und vorlesen hätte können. Sehr unzufrieden, die verabredete Unterhaltung stören zu müssen, blieb mir dennoch nichts übrig, als zur Baronin Matt zu senden und mich entschuldigen zu lassen. Weder ich noch sonst Jemand von uns Allen hatte auch nur von fern eine Ahnung von der Katastrophe, welche, auch wenn ich gesund geblieben und bei Matt gewesen wäre, unsere projektirte Lesung auf eine schreckhafte Art zu nichte gemacht haben würde.

Es war noch früh am andern Morgen, als man mir, die an nichts so Schreckendes, und überhaupt für den gegenwärtigen Augenblick an nichts Arges dachte, einen — Sekretär, oder was der Mann eigentlich war, des Grafen von Szecheny meldete, dieses ausgezeichneten Mannes, in dessen Hause ich eben mit Hormayr, der (wenn ich nicht irre) den Grafen bei mir eingeführt hatte, oft zusammen getroffen und genußreiche Stun-

den im Kreise höchst würdiger und gebildeter Menschen, wie es die ganze Tscherny'sche Familie war, genossen hatte.

Dieser Beamte des Grafen trat ein, und erkundigte sich mit verlegener bestürzter Miene, ob ich den vorigen Abend bei der Baronin von Matt gewesen, und welche Auskunft ich dem Grafen über die beunruhigende Nachricht geben könne, daß gestern Abend Baron Hermayr in seiner Wohnung arretirt und von Wien weggeführt worden sei?

Ich war aufs höchste erstaunt und zugleich bestürzt. Hermayr gehörte zu den nähern Freunden unsers Hauses; ihm verdankte ich manche genussreiche Unterhaltung, manche belehrende Nachweisung in der Geschichte meines Vaterlandes, in welche ich durch ihn eigentlich eingeführt worden war, so wie in die Geschichte überhaupt, und manche bedeutende Gefälligkeit, die er mir und den Meinigen, denen er Allen werth war, erwiesen hatte. Noch gestern Abend sollte ich mit dem verehrten Freund eine gemeinschaftliche Lesung unternehmen; wie wenig dachte ich, wie wenig mag wohl er selbst an die Möglichkeit gedacht haben, daß unser Projekt auf diese Art gestört werden sollte! Bevor er sich zur Lesung einzufinden wollte, beging er mit einigen Freunden zu Hause den Geburtstag seines Kindes, und hier ereilte ihn sein Schicksal! Ich war unaussprechlich von diesem Ereigniß ergriffen, dessen mögliche Folgen

mir schauerhaft in jenem ersten Augenblicke des Schreckens vorschwebten.

Da ich gänzlich unwissend über Alles war, konnte ich auch dem Grafen Szecheny nichts antworten lassen, was das verworrene Dunkel dieser Gefangennehmung erklärt hätte; bald darauf vernahm ich, daß ein dumpfes Gerücht von dem, was in jenem Augenblicke mit Baron von Hormayr geschehen war, sich schon gestern bei der Baronin von Mats verbreitet hatte, daß Alle bestürzt waren, vorzüglich aber der damals als Diplomat und Gelehrter, als eifriger Freund des deutschen Vaterlandes bekannte und gerühmte Freiherr von Gagern. Dieser ausgezeichnete Mann war ein Freund Hormayr's und mit ihm von einerlei Gesinnung, einerlei Streben, den niedergedrückten Geist seiner Landsleute aufzurütteln und sie zu muthigen Entschlüssen zu begeistern. Zu diesem Behufe hatte er damals die Nationalgeschichte der Deutschen zu schreiben begonnen, wovon der erste Band, mit typographischer Eleganz ausgestattet in Quarto zu Wien noch im J. 1813 herauskam. Sie war in ernstem, edlem Geiste, aber in einem Style geschrieben, der fast zu sehr an Tacitus und Johannes Müller erinnerte. Baron Gagern besuchte auch unser Haus, wie denn damals die in der Literatur ausgezeichneten Männer häufig und gern die Gesellschaften suchten, wo gebildete Personen verschiedener Stände, Geschlechter und Lebensbedingungen sich zu heiterm Gespräch, oder Lektüre, oder andern geselligen Vergnügen

gen zusammenfanden. So war es von meiner Kindheit an in meiner Ältern und später in meinem Hause gewesen, so waren die Abende bei Frau von Bließ und Baronin Matt, bei Baronin Pereira, bei den trefflichen Piquet und bei Andern: für mich eine Quelle stiller aber tiefempfunderer geistiger Genüsse. Das ist nun jetzt anders geworden; aber ich glaube nicht, daß das gesellige Leben dadurch gewonnen hat.

An jenem verhängnißvollen Abend wollten nun die bei Baronin Matt Gegenwärtigen eine unverkennbare Bestroffenheit an Baron Gagern bemerkt haben, und durchaus nicht unwahrscheinlich ist es wohl, daß er entweder im Ganzen für die Erfüllung seiner patriotischen Wünsche viel von Hermayr's Thätigkeit erwartet hatte, die nun, wie durch einen Blitzstrahl, plötzlich gelähmt war, oder daß er vielleicht nicht ganz fremd in den Plänen und Unternehmungen war, welche seinem Freunde diese erschütternde Katastrophe zuzogen.

Vergebens bemühte man sich, zu errathen, von welcher Art diese Unternehmung gewesen, oder welche Verrätherhand sie mitten im Entstehen schon vereitelt. Wage Gerüchte und Muthmassungen wiesen auf Unterhandlungen mit den Tirolern hin, die i. J. 1809, nachdem ihre Tapferkeit allein sie von der Knechtschaft der Franzosen befreit hatte, dennoch im Friedensschluß abermals abgetreten werden mußten. Man erzählte sich, daß Mehrere dieser seiner unglücklichen Landsleute Umgang und Verkehr mit Hermayr gepflogen, daß neuerdings

Entwürfe zur Abschüttelung des fremden Joches gemacht worden, und daß Hormayr hier im Stillen thätig gewesen seyn sollte. Andere erzählten Unglaublicheres, das an Rittermährchen gränzte, und das mir und Vielen allzu romantisch, gewagt und — daß ich es freisage — zu unrecht und thöricht schien, um vernünftige und sogar sehr hochgestellte Männer, die die Lage der Dinge und die Menschen kennen mußten, solcher chimärischen Pläne fähig zu halten.

Wie dem immer gewesen seyn mag, Hormayr ward gefangen von hier weggeführt, Niemand wußte warum? und wohin? bis es nach einiger Zeit bekannt wurde, daß man ihn nach Munkatsch gebracht, und seine Freunde waren voll Trauer um ihn besorgt, ohne Etwas für ihn thun zu können.

Indessen hatte der Gang der allgemeinen Ereignisse manche ausgezeichnete Menschen nach Wien geführt, mit welchen ich in nähere oder fernere Berührungen kam. Mein Zusammentreffen mit Alexander von Humboldt bei Schlegel, wo ich schon dessen Bruder und Schwägerin längere Zeit vorher getroffen, hatte mir wohl den bedeutendsten Genuß gewährt, wenn es etwas mehr als ein bloßes von Gesicht Kennenlernen gewesen wäre. Aber er theilte — und noch weiß ich durchaus nicht warum? — die Nichtachtung, ich möchte sagen Geringschätzung gegen mich, welche mir seine Verwandten bewiesen hatten, so daß, da der Kreis, in dem wir uns bei Schlegel befanden, sehr wenig zahlreich war, ich bald ohne

alle Ansprache, wie verloren, da geseßen hätte, indeß Herr und Frau vom Hause mit ihren ausgezeichneten Gästen beschäftigt waren, wenn nicht ein sehr schönes und interessantes Mädchen, Fräulein Nina, die Nichte des Heiraths von Hartel, nachmalige Frau von Overbeck, sich meiner angenommen, und ein Gespräch mit mir angeknüpft hätte. Eine zweite, gegen mich viel freundlicher gesinnte Erscheinung war der damalige österreichische Hauptmann, jetzt, wie ich glaube, General Baron von Pfuhl in preussischen Diensten. Ihn hatte, so wie Wernhagen und Andere, der Zeitensturm nach dem Unglück seines Vaterlandes in den J. 1806—1807 nach Oesterreich geführt, das ja auf dem Festlande, Spanien vielleicht ausgenommen, allein noch in Waffen gegen den allgemeinen Unterdrücker stand. Baron Pfuhl war der erste Errichter oder Einrichter der nachher durch ihre Nützlichkeit so bewährten Schwimmschulen hier und in Prag. Bei nicht angenehmen fast häßlichen Gesichtszügen machte ihn eine schöne Figur und ungemeiner Anstand, eine Klarheit des Geistes, die ganz auf's Praktische zu gehen schien, und dennoch das Uebersinnliche, das Unbegreifliche mit großer Gewalt erfaßte, so wie ausgebreitete Kenntnisse und der feinste Ton im Umgang, zu einer höchst bedeutenden Persönlichkeit. Bei Frau von Bließ und auch in unserm Hause sah und sprach ich ihn oft, und eine homogene Art über die allgemeinen Ereignisse zu denken und zu empfinden, machte ihn uns Allen werth.

Ein anderer ausgezeichneter Mann war Adam von Müller, später österreichischer Consul in Leipzig und zuletzt Hofrath in der Staatskanzlei. Er war mit seiner sehr angenehmen Frau und zwei damals kleinen Mädchen nach Wien gekommen, um, wie es schien und sich auch bewährte, hier Dienste zu suchen. Er schrieb politische Aufsätze für ein Journal, welches Schlegel damals herausgab, und hielt in den Seitenzimmern der Redoute Vorlesungen über „die schönen Redekünste.“

Bei diesen Vorlesungen zeigte er sich wahrlich als einen Redekünstler. Sein Vortrag war gewählt, stätig, zuweilen kräftig, ja ergreifend. So z. B. als er jene berühmte Parlamentssitzung schilderte, in der Fox und Burke, die sonst Freunde gewesen waren, um ihrer verschiedenen, ja entgegengesetzten politischen Ansichten willen, sich öffentlich und auf immerdar trennten. Mit Vergnügen und Erschütterung hörte man diese Schilderung, indeß will ich nicht behaupten, daß Jene nicht Recht hatten, welche Müller'n einige Coquetterie im Vortrage verwarfen. Sichtlich war er viel mehr als Friedrich von Schlegel bei seinen Vorlesungen bemüht, sie angenehm zu machen. Er las mit gemäßigter, nicht ganz von Manier freier Stimme, zusammenhängend, in geregelter Flusse aus seinem Manuscripte, das vollkommen vor der Lesung geordnet zu seyn schien. Schlegel hingegen, obwohl sein Vortrag lebendig und natürlicher als der Müller's war, mußte oft in seinen Blättern den Zusammenhang nachsuchen,

die Einschießel nachholen, manchen Satz wiederholen. Das war nun freilich etwas störend, und dies wußte Müller zu vermeiden.

Doch war Manches, worin ich mit Müller durchaus nicht übereinstimmen konnte. Auch er nannte Schiller — nach der Weise der neuen Schule — einen rhetorischen Dichter, oder vielmehr eigentlich gar keinen Dichter, sondern bloß einen Rhetor. Er erzählte uns in einer Gesellschaft die Geschichte des gräflichen Kleinf'schen Wechselfurdes auf eine Art, welche mir genugsam zu zeigen schien, daß ihm das Verbrecherische, Verkehrte, ja Widersinnige einer solchen Handlung vor dem sogenannten Grandiosen der Gefinnung, welche sich über alle bisher gewohnten und anerkannten Schranken hinauszusetzen wagt, verschwand. —

Überhaupt schien sich, seitdem diese neue oder romantische Schule ihre Lehren verbreitet, so manche früher verehrte Autorität in der literarischen Welt vom Altare gestoßen, so manches früher allgemein anerkannte Verdienst zu bezweifeln und zu bezagen angefangen hatte, dieser Geist der Neuerung, dies Herabziehen alles früher Verehrten, dieser Kampf gegen so viele conventionelle Schranken — auch auf die gesellige Welt und die sittlichen Begriffe zu erstrecken. Man schalt Rameau und Lafontaine als unsittlich, weil sie das Laster oder die Sinnlichkeit in täuschende Hülle und unter versöhnenden Formen in ihren Werken einführ-

ten, und man hatte hierin Recht; obgleich man mit diesem allerdings gerechten Tadel das übrige Verdienst dieser beiden Literatoren nicht ganz niederschlagen konnte, wie man wohl gewollt; denn Kozebue's Stücke erhalten sich nach 40—50 Jahren noch auf unsern Bühnen, eben so viele von Jffland, über dessen spießbürgerliche Charaktere, über dessen beschränkte, allzuhausbackene Ansichten man sich ebenfalls zu lachen und zu spotten erlaubte. Was wollte denn die neue Schule nun eigentlich, da ihr der Eine zu locker, der Andere zu beschränkt war? Das, glaube ich, wußte Niemand, selbst die Koriphaen derselben nicht. Sie rissen nur ein, ohne aufzubauen, sie brachten nur eine Verwirrung der Begriffe hervor, und nannten Worte oder Darstellungen, oder auch wohl Handlungen sittlich, schön, erhaben, welche gegen alle bisher bekannten Vorschriften der Sittlichkeit und Würde stritten. Eheliche Treue, Gehorsam gegen Ältern, Zügel in häusliche Verhältnisse, Achtung für eingeführte Sitte u. s. w. wurden als beengende Schranken, die einen starken und unabhängigen Geist nicht abhalten dürfen, dargestellt, und das Hinwegsetzen darüber war eben jenes Grand iöse, wie das damals in Mode gekommene Wort hieß, womit man jeden Verstoß gegen hergebrachte Formen, jedes Auslehnen gegen Pflicht, ja jede Übertretung derselben beschönigen zu können glaubte. So verwirrten sich die Begriffe von Recht und Unrecht, von Erlaubt und Verboten, ja von Wahrheit und Lüge, und es lassen sich vielleicht

in den Grundsätzen und Beispielen, welche diese Schule in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts aufzustellen begann, die Keime und ersten Wurzeln der widrigen und verderblichen Geistesrichtungen nachweisen, die in der literarischen und geselligen Welt zu Extravaganzen, Zerrüttung der Familien, Untergang schöner Talente, ja oft zum Selbstmorde führten.

Damals fielen diese Ungewöhnlichkeiten wohl auch auf, aber wichtigere, auf's Allgemeine — von dem doch das Einzelne stets abhängt — gerichtete Sorgen ließen jene kleinen Ereignisse aus unsern Blicken verschwinden. Preußen erhob sich mächtig und laut, und es blieb kein Zweifel mehr, daß es das Joch zerbrechen wolle, unter dem Frankreich es gefangen hielt. Auf Rußlands thätige Mitwirkung war seit den Ereignissen von 1812 und dem Brand von Moskau zu zählen; was die deutschen Rheinbundsfürsten thun würden, oder eigentlich was sie thun durften, war ungewiß. In vielen edlen Herzen, wie z. B. in dem des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Baiern, regte sich die deutsche Gesinnung, der Wunsch, das fremde Joch abzuwürgen, mit Macht; aber Keiner wollte oder durfte einzeln hervortreten. So richteten sich Vieler Augen schalküchtig und gesaunt auf Oesterreich, welches durch enge Verwandtschaftsbande an Napoleon gebunden, und von den deutschen Fürsten mehr als einmal im Strich gelassen, allein zu bluten und zu weichen gezwungen worden war. Aber nichts verlautete von seinen Gesinnungen,

und trüb und ängstlich standen wir, mitten in der frisch aufblühenden Natur des Frühlings von 1813, unruhig in die so nahe und so dichtverhangene Zukunft blickend.

Preußen hatte den Krieg offen erklärt. Die Feindseligkeiten begannen; die Schlachten von Püßen und Baugen waren vorüber. Mit welcher Spannung hatte man diese Nachricht erwartet, und wie wenig war sie geeignet, unsere Hoffnungen aufzurichten. O, ich erinnere mich noch wohl eines wunderschönen Abends, wo wir im Garten mit einer sehr werthen Freundin Henriette Ephraim und der liebenswürdigen Marianne Selling unter Blüthen und Blumen beisammensaßen, die trüben Ereignisse der Gegenwart, die noch düstere Zukunft mit schwerem Herzen erwägend, und wie gerade das unaufgehaltene Entwickeln der Natur in ihren festgezeichneten Kreisen, während in der moralischen Welt solche Stürme tobten, mir so schmerzlich erschien: diese frommen Blüthen, diese stillen Lenzesfreunden, welche uns Segen und Fülle verhießen, gegenüber gegenwärtigen Schwertern, angeschlagenen Feurgewehren und erbittertem Haß!

Um diese Zeit führte sich der berühmte Bruder einer später noch viel berühmtern Schwester, Herr Clemens von Brentano, mittelst eines Briefes von Tieck, wenn ich mich recht entsinne, bei mir ein. Tieck war im Jahre 1808 oder 1809 mit seiner Schwester öfter bei uns gewesen, und ich darf wohl nicht erst sagen, daß

diese Bekanntschaft für mich sehr großen Werth hatte und noch hat, und daß ich stol; darauf bin, daß Tief meiner noch öfter freundlich gedacht, und mir die Bekanntschaft bedeutender Personen, wie z. B. noch viel später, des edlen unvergeßlichen Carl Maria von Weber verschaffte. Damals, wie ich ihn sah, war Tief ein hübscher, schlank, obwohl nicht hochgewachsener Mann von etwa 30 oder 32 Jahren, an dessen gefälliges Äußere mich ebenfalls im Äußerlichen der Dichter Nikolaus Lenau, den ich erst vor Kurzem kennen gelernt, lebhaft erinnert hat. Seine Schwester war als Frau viel weniger hübsch, aber sie war eine Dichterin, eine geniale Frau, die ihrem Gemahl Bernardi, wie man sagte, davon gegangen war, und mit einem Herrn von Knorring, den sie später auch heirathete, herumreiste. Das war so damals die Art, wie geistreiche Frauen die Lehren der romantischen Schule auf's Leben anwandten.

Dech ich kehre zum Faden der Geschichte im Jahre 1813 und Herrn von Brentano zurück. Auch er gehörte dieser neuen Geistesrichtung an, und obwohl seine sehr markirte Originalität, sein poetisches Talent und seine geistreiche Unterhaltung mir manche angenehme Stunden machte, so fand ich doch auch Vieles so heterogen in unserer beiderseitigen Denkart, daß ich ihn oft mit Erstaunen sprechen hörte, und eben so oft ganz und gar nicht begriff, was er meinte und sagte. Dies Nichtbe-

greifen der Reden und Schriften Anderer, oft sehr gelehrter oder sinnreicher Männer, begegnete mir damals schon zuweilen, seitdem aber immer öfter. Ich habe mich schriftlich darüber ausgesprochen, und erlaube mir nun die Frage zu wiederholen, ob denn nur an mir — die auch früher ernste Bücher gelesen und verstanden hatte — oder nicht vielmehr an der Vortragsweise dieser Schriftsteller die Schuld davon liege? —

Brentano las uns in drei Abenden sein großes dramatisches Gedicht: Die Gründung von Prag, das bei vielen einzelnen Schönheiten sehr barocke, sehr grelle Auftritte und Redensarten und manches mir eben auch Unverständliche hatte; wie ich denn über eine mystische Person, ein Mädchen, Trinitas, wenn ich mich recht erinnere, genannt, nicht recht in's Klare und zu dem eigentlichen Verständniß des Dichters gelangen konnte.

Indessen verbreitete sich die lange und ängstlich ersehnte Nachricht: Oesterreich sei den andern gegen Frankreich oder vielmehr gegen Napoleon verbündeten Mächten beigetreten. Unser edler Kaiser hatte sein Vatergefühl das zweite Mal bezwungen, wie es bei der Vermählung seiner Tochter zum ersten Mal geschah, und ihrem Gemahl und dem Lande, dem sie nun angehörte, den Krieg erklärt. — Am 17. August wurde der Waffenstillstand aufgekündigt und die Furie des Krieges entfesselt.

Schon früher hatten Dichter und andere Schrift-
Pichler's Memoiren. II.

steller, gedrängt von der traurigen Lage des gemeinsamen Vaterlands, sich erheben und glühende Wünsche ausgesprochen, daß die Deutschen sich ermannen, den alten Zwiespalt vergessen, sich vereinigen und mit gesammten Kräften das fremde Joch abschütteln möchten. So hatte der kräftige Rückert seine „geharnischten Sennette“ gedichtet. So rief der edle Schenkendorf den Deutschen zu, sich unter ihrem ehemaligen Haupte zu sammeln, in dem schönen Gedichte:

Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!
 Komm zu rächen, Komm zu retten,
 Löse deines Volkes Ketten,
 Nimm den Kranz, dir zugebacht! u. s. w.

Veinathe noch schöner und in ganz prophetischem Geiste gesungen war sein anderes Gedicht: Die Preußen an der kaiserlichen Gränze.

Wir grüßen dich mit Woffentänzen,
 Wir neigen uns an deinen Gränzen,
 Du klangreich Böhmerland!
 O Herr! im Schmuck der grünen Reiser,
 Wir rufen: Heil und Sieg dem Kaiser!
 Der deinen Sinn erkannt.

— — — — —
 Der Geißter Zorn versank in Aschen,
 Des Rächers Hand hat abgewaschen,
 Was widers Recht geschahn.
 Nicht mehr nun trennt uns Süd und Norden,
 Ein Lied, Ein Herz, Ein Gott, Ein Orden!
 Ein Deutschland stark und schön.

Und dann in der fünften so wie in der letzten Strophe
die genau erfüllte prophetische Vorempfindung:

Wo halten wir die Siegesfeier?

Wo wir die Lese halten heuer,

Dort, bei des Rheines Kraft. —

Im Herbst kamen die verbündeten Heere an den Rhein,
und später nach Frankreich und der Schweiz, an's
Ufer der Rhone.

Wir sprengen Kette Löhn auf Kette,

Und hängen an des Kobans Bette

Den deutschen Eichenkranz.

Pünktlich erfüllte sich diese Voraussicht, und bestätigte
in mir den Gedanken oder das Gefühl, das manche
Sprachen auch durch das Wort bezeichnen, daß im ech-
ten Dichter etwas Prophetisches lebe; so nennt ihn der
Römer: *Vates*.

Ich hatte einen schätzbaren Freund, den schon er-
wähnten Baron von Merian, der in früherer Zeit auch
Hormayr's Freund gewesen, und von diesem bei uns
eingeführt worden war. Seit 1810 hatte er Wien ver-
lassen, und war in Dresden bei der kaiserlichen Ge-
sandschaft angestellt. Wir wechselten fleißig Briefe,
und Merian, der ebenfalls Deutschland und seine Frei-
heit mit warmem Herzen umfaßt hatte, und dem es
sehr leid that, daß Oesterreich i. J. 1812 ein Hilfs-
korps zu der französischen Armee gestellt hatte, verließ

die kaiserlichen Dienste und nahm eine russische Anstellung an, weil er, wie er mir schrieb, von Seythen und Gelonen das hoffte, was ihm die Deutschen nicht thun zu wollen schienen. Jetzt war auch er zufrieden gestellt, und da der Kurierwechsel in jener Periode sehr lebhaft zwischen Wien und Dresden war, hatte ich sehr oft, ja in manchen Perioden täglich einen Brief von Merian; aber auch manchmal was für wunderliche! Eines Morgens z. B. weckte man uns zeitig, und überreichte uns ein ziemlich konsiderables Paket, das ein russischer Kurier gebracht hatte. Pichler, den natürlich jeder Nachricht aus Dresden in jenem Zeitpunkte interessirte, erbrach schnell den Brief. — Was enthielt er? Einen kurzen, ziemlich gleichgültigen Brief und einen sorgfältig zusammengelegten Bogen Löschpapier, auf dem von Merians Hand das Wort »Ballast« geschrieben stand. Merian hatte, wie er später schrieb, nicht Zeit gehabt, mir ausführlich zu schreiben; wollte doch ein Lebenszeichen, und dem Kurier nicht ein bloßes Billet mitgeben; so versiel er auf jenen wunderlichen Gedanken des Ballast's, der aber im Ganzen nicht wunderlicher war, als mancher andere, den er in seinen Briefen, und wohl auch in seinem Leben ausgeführt. Wie oft bekam ich, eben auf dem Kurierwege, dicke Pakete, die denn kaum in einigen Zeilen Nachricht von dem fernen Freunde, hingegen große Auszüge oder Notaten aus Büchern enthielten, wie sie Merian eben damals las. Bei allen diesen Sonderbarkeiten waren

mir seine Briefe oder Blätter stets eine erwünschte Erscheinung, und mit warmen Andenken ruf ich dem Vangedahingegangenen einen herzlichen Scheidegruß in jene Welt nach, in welcher wir uns bald begegnen werden.

Es war im August 1813, schon gegen das Ende des Monats, und ich hatte mit einer Pünktlichkeit, die ich mancher Offiziersfrau an meiner Stelle gewünscht hätte, beinahe täglich einen Brief von Merian aus Dresden erhalten. Nicht als ob diese Nachrichten von dem fernen Freund mir nicht erwünscht gewesen wären, aber weil ich sie doch mit sehr großer Ruhe erwartete, und wenn sie einmal ausblieben, ohne lebhaftere Unruhe vermissen konnte. Auch war bis gegen Ende des Monats noch nichts Entscheidendes vorgegangen, und nur von Kleinern Gefechten Nachricht gekommen, bei deren einem schon etwas früher Körner verwundet worden war, und sein so frommergebenes, so heldenkräftiges Sonett:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben —
gedichtet hatte; worauf er sich zu seiner Heilung nach Carlsbad begab, wo damals sich seine Ältern aufhielten; dann aber wieder zu seinem Korps stieß, um mit dem Schwerte zu streiten, wie er es früher mit der Peier gegen den allgemeinen Feind gethan. Eines Tages gingen wir eben zu Tische, und ich fand, wie es damals fast jeden Tag der Fall war, einen Brief von Merian auf meinem Teller. Es war ein kurzer Zettel — wie gewöhnlich. Ohne weitere Aufschrift oder Einleitung enthielt er ein

Gedicht auf Körner's Tod, von Appel — und unten bei Körner's Namen die Note: Geblieben in einem Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburg'schen den 26. August 1813.

Das war die Weise, wie der sonderbare und nur zu originelle Mann einer Frau, die er gewiß achtete und der er wohl wollte, den Tod eines Jünglings verkündete, den er selbst vor anderthalb Jahren mit warmer Empfehlung an sie gewiesen, und die sich seitdem in ihren Briefen so oft und mit so herzlichster Theilnahme über den talentvollen edlen Theodor ausgesprochen hatte. Ich war auf's Äußerste betroffen, doch hatte ich die Gewalt über mich, meiner Mutter und meinem Manne, denen der Verstorbene ebenfalls sehr werth gewesen, und die mich nach dem Inhalt von Merriam's Briefe befragten, weil diese Nachrichten unter uns Gemeingut waren, die trostlose Botschaft zu verschweigen, um ihnen nicht das Mittagsmahl zu verderben, wie es mir verdorben war. Ubrigens glaube ich, daß ich ziemlich die Erste in Wien war, die diesen großen Verlust erfuhr — aber auch auf welche unpassende Weise!

Bald verbreitete sich die Kunde durch die ganze Stadt, und das bedeutende Opfer, das in Theodor's Person, auf welchen ganz Deutschland mit Achtung blickte, der guten Sache ohne Müß und Förderung bis dahin gefallen war, diente nicht dazu, unsere Hoffnungen zu beleben oder unsern Muth zu erhöhen.

Brentano führte in diesen Tagen oder etwas früher, bald nach der Kriegserklärung, ein paar fremde Damen aus Breslau, wenn ich nicht irre, bei mir ein. Es war vor dem beginnenden Kriege, von unsern Aussichten, Anstrengungen u. s. w. die Rede. Mit jener liebenswürdigen Naivetät, mit welcher West- und Norddeutsche (diese ganz vorzüglich) sich berechtigt glaubten, Österreich nicht allein tief unter sich zu sehen, sondern es uns bei jeder Gelegenheit in's Gesicht zu sagen, rief Brentano in seiner Lebhaftigkeit aus: Mein Gott! wie können sich die Wiener Hoffnung machen, Napoleon zu schlagen, da sie so viel Wohlgefallen an . . . (ich weiß nicht mehr welchen mittelmäßigen Schauspieler er hier nannte) finden! Dann begannen die Damen mit derselben Ungenirtheit mit ihre Ansichten zu demonstrieren; denn natürlich war aller in Deutschland vorhandene Verstand das Erbtheil der Preußen und Norddeutschen, und für uns arme Österreicher und Katholiken nichts übrig geblieben. Derlei Verbindlichkeiten erlaubten sich die Fremden sehr oft uns in's Gesicht zu sagen; aber wir berechtigen sie auch dazu durch den gar zu großen Mangel an allem Nationalgefühl, den wir leider mit allen Deutschen theilen, aber sie in diesem Stücke noch übertreffen. Wäre ich so unart gewesen, wie diese Personen, so hätte ich mit Zug und Recht diese Preussinnen an den totalen Sturz ihrer Monarchie im Jahre 1806 erinnern können, und wie doch Österreich noch viel respektabler im Jahre 1809 aus

dem Kampfe geschieden war. Aber das hätte mir unwürdig geschienen, und so ließ ich sie reden. Vielleicht aber hätte ich es rügen sollen, und vielleicht wäre mancher solche Übermuth der Fremden gegen uns unterblieben, wenn wir ihnen die Zähne gezeigt hätten, so wie Bürger singt:

Viel Klagen hör' ich stäts erheben,
Dem Hochmuth, den der Große übt.
Der Großen Hochmuth wird sich geben,
Wenn uns're Kriecherei sich gibt.

Indessen hatten doch Preußen und Rußland dem Beitritt Oesterreichs zu ihrem Bunde mit Verlangen entgegen gesehen, und nur davon sich Heil und das Gelingen ihrer Pläne versprochen. Mein Herz jauchzte auf über diesen Beitritt, und wie immer auch die Schicksale sich gestalten sollten, es schien mir ehrenvoller, mit dem ganzen deutschen Vaterland zu Grund zu gehen, als allein ruhig stehen zu bleiben, wenn die Ubrigen kämpften, bluteten — eine Rolle, die Preußen früher beim Basler Traktat, wenn ich nicht irre, und im Jahre 1805 nicht verschmäht hatte, zu spielen. Es war ihnen 1806 schrecklich heimgekommen und darum nichts mehr davon! Schenkendorf sprach es ja aus: Nicht mehr nun trennt uns Süd und Norden. — Damals galten wir auch für Deutsche, eine Benennung, die man uns früher, und auch jetzt

wieder in so mancher Beziehung vom Norden und Westen aus nicht immer zugestehen will.

Österreich erhob also den Schild — und wahrlich, es schien mir in diesem Kampfe, in dem zwar jede der drei Mächte mit allen ihren Waffen im Felde erschien, als ob Preußen das Schwert, Rußland die ferntreffende Lanze und Österreich der Schild war, der sich vor die übrigen noch unversehrten Gaue Deutschlands stellte, um die Schrecken des Krieges von ihnen abzuhalten.

Alle diese Hoffnungen, Befürchtungen, Erwartungen und Zweifel hatten mein Innerstes lebhaft erregt, und allerlei Entwürfe, das, was mich bewegte, in poetischer Gestaltung auszusprechen, stiegen und sanken wechselweise in mir auf und nieder. Meines Mannes Wunsch entschied endlich für ein dramatisches Gedicht, und ich erinnere mich nicht mehr bestimmt, welche Veranlassung mich auf einen Punkt der deutschen Geschichte führte, wo ein (zwar deutscher Kaiser, aber von un- deutscher Geburt) nämlich Friedrich II., der wohl oft das Glück Deutschlands seinen italienischen Bestrebungen unterordnete, eben (nach der Meinung einiger Geschichtschreiber) mit seinem Sohne Heinrich in Kampf gerieth, weil dieser sich seines Vaters Planen, Italien zu unterjochen, und sich dazu der Kräfte Deutschlands zu bedienen, entgegensetzte. Es gibt viele Geschichtschreiber, die diese Begebenheit anders berichten, und bei denen Heinrich's, des römischen Königs Unrecht gegen seinen Vater deutlicher hervortritt. Nur muß man

nicht vergessen, daß, da seit der Reformation bis ganz nahe an unsere Zeit die Geschichtsschreibung meist in den Händen der Protestanten war, schon der unglückliche und mit so viel Kraft geführte Kampf gegen die Macht des Papstes, Friedrich II. in den Augen dieser Historiker einen Glanz verlieh, der vor dem unparteiischen Richterstuhl der Wahrheit vielleicht nicht ganz anerkannt werden dürfte, indem dieses Monarchen Charakter italienische Schlaueit, Härte, Irreligiosität und Nichtachtung der öffentlichen Meinung (wie seine sarracenische Leibwache in jener Zeit des kindlichsten Glaubens bewies), eine Mischung von Elementen zeigt, die ihn, nach meiner Meinung, tief unter seinen edleren und echten deutschen Ahn Barbarossa stellen.

War diese meine Ansicht ein Irrthum, so war es doch ein unfreiwilliger, entstanden — wie jede Ansicht pflegt — aus den angeborenen Neigungen, aus den Eindrücken meiner Erziehung und der Einwirkung der Zeitumstände. Genug, ich entwarf den Plan zu meinem „Heinrich von Hohenstauffen,“ in dessen Verschlingungen ich passenden Raum für Vieles, was damals mich und Tausende mit mir bewegte, zu finden dachte. Es war Deutschland, welches von einem kräftigen aber nicht wohlgesinnten Fürsten und Kriegshelden seinen anderweitigen Plänen für Größe und Ehre aufgeopfert werden soll; es waren deutsche Fürsten, die, uneins unter sich, nur ihren eigenen Vortheil, nicht den des gesammten Vaterlandes im Auge hatten; es war endlich

Österreich, welches in der Person seines letzten (Babenbergischen) Herzogs Friedrich und dessen Schwester Margaretha, Gemahlin des unglücklichen Kaisersohnes Heinrich, vermittelnd und schützend in der gewaltigen Zerrwürfniß zwischen Vater und Sohn auftritt.

Jetzt sehe ich die großen Fehler, die auch dieses Stück an sich hat, vollkommen ein, und bin durch eigene Erfahrung von dem oft gehörten Sage überzeugt worden, daß Frauenzimmer sich nicht auf den Rothurn wagen sollen. Schon damals hatte ich eine warnende Ahnung davon gehabt, und ich kann nichts zu meiner Rechtfertigung sagen, als daß es meines Mannes deutlich ausgesprochener Wunsch und seine herzlichste Freude an diesen meinen Arbeiten war, was mich bestimmte, mich zuweilen auf dieser gefährlichen Bahn zu versuchen.

Unter schweren Sorgen für das Gelingen des großen Kampfes um die allgemeine Freiheit des deutschen Vaterlandes, und wie oft unter Thränen arbeitete ich an diesem Heinrich von Hohenstauffen, und das lebendige Gefühl dieser Sorge sprach sich in den vielen Anspielungen auf die damaligen Zeitumstände aus, wozu der Stoff Veranlassung bot und welche dies Stück, als es späterhin aufgeführt wurde, für ein Gelegenheitsstück, das eigends zu der Feier des 18. Oktobers gedichtet worden sei, halten machten. Dem war aber nicht so. Ich arbeitete fast den ganzen Sommer daran, und

Gott sah meine und Millionen Anderer Sorgen und Thränen an. Er erhörte die brünstigen Bitten, und so konnte ich, als das Stück aufgeführt wurde, wohl mit innigem Dankgefühl sagen: Die mit Thränen säen, werden mit Frohlocken ernten.

Begeisterung für die Sache des Vaterlandes hatte alle Stände, alle Alter in allen Theilen Deutschlands ergriffen. Freiwillig eilten Jünglinge aus jenen Reihen der Staatsbürger, die nie zum Kriegsdienste verpflichtet gewesen wären, zu den Waffen. Beamte verließen ihre Bureaux, um Theil an dem Kampfe zu nehmen, und vor Vielen dünkte mich der Entschluß junger Ärzte lobenswerth, sich dem Dienste der Kranken und Verwundeten in den Feldspitälern zu weihen. Unser Haus besuchten damals zwei solche junge Männer, wovon der eine Dr. Ed. Pohl aus Sachsen gebürtig, seine Studien hier vollendete, und erst kürzlich als geschätzter Arzt und verehrter Familienvater hier gestorben ist. Der andere war ein junger Pief- oder Esthländer, Gust. Ad. Fichtner genannt, der sich durch seltene Bildung und durch seines Betragens vortheilhaft auszeichnete, dessen Herkunft und übrige Lebensverhältnisse aber in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt waren. Wir nannten ihn auch unter uns im Scherze: das Kind der Dürre. Diese beiden Jünglinge nun entschlossen sich, zur Armee nach Böhmen abzugehen, und Dienst in den Feldspitälern zu nehmen. Fichtner hatte, eben so wie Körner es in seinen Gedichten gethan, in den Gesprächen mit uns

seine Todesahnung ausgesprochen. Er hatte mich beim Abschiede gebeten, wenn er — wie er nicht zweifelte — sterben würde, seine kleine Büchersammlung als Andenken anzunehmen. Ich theilte, wie natürlich, diese seine düstere Ahnung nicht, und so nahm ich, als er, der lebensvolle blühende Mann, nebst Dr. Pohl gerade an den denkwürdigen Tagen des 25. und 26. August (an welchen nämlich unter unaufhörlichen Regengüssen, die auch in Wien herrschten, die Linien bei Dresden gestürmt wurden, der unglückliche Moreau seinen unpatriotischen Entschluß mit dem Leben büßte, die Schlacht an der Katzbach geschlagen worden, und der theure Körner bei Gadebusch gefallen war) sich von uns beurlaubte — mit herzlichsten Segenswünschen für Beider Wohl und mit der festen Hoffnung, sie Beide wieder in Wien zu sehen, von ihnen Abschied.

Kurz darnach kamen alle jene Nachrichten an, und ich beeilte mich, Pohl und Fichtner von dem traurigen Verlust des ausgezeichneten Dichters und werthen Freundes von Beiden auf eine schonende Art zu unterrichten, ehe sie denselben durch Zeitungen erfuhren. Ach! noch reut mich, daß ich es gethan; denn diese Nachricht war es, die vielleicht den letzten Ausschlag bei dem frühen Tode des guten Fichtner's gab, so wie eben ein letzter Tropfen das zu volle Glas überfließen macht. Mein Brief war an Dr. Pohl gerichtet, mit dem ich in nähern freundschaftlichen Verhältnissen als mit Fichtner stand. Indessen theilten

sich die jungen Leute gern die Nachrichten mit, die ihnen aus Wien und dem gewohnten Kreise, in dem sie heimisch gewesen waren, zukamen. Damals standen Beide bei einem kaiserlichen Spital in Böhmen, und wenn wir den Muth der Kämpfer ehren, welche im Schlachtgewühl ihr Leben auf's Spiel setzen, wo der Lärm des Kampfes, der Donner des Geschüßes, die Menge der Mitstreiter und Zeugen, die Töne der Kriegsmusik, endlich die Begeisterung der Sympathie das Gemüth erweitert, und dem Tode seine meisten Schrecken nimmt: so muß auf der andern Seite die Aufopferung eines Arztes, der im Spital vielleicht einem eben so gewissen Tode, nur einsam, unbeachtet, unter entmuthigenden Umständen, und bloß von dem Gedanken seines nützlichen Wirkens für Andere gestärkt, entgegengeht, nicht minder gepriesen werden. Es hat ein junger Arzt und Dichter, Dr. Friedländer, den ich später kennen gelernt, über diese Aufopferung der Ärzte in den Feldspitälern, welchem Dienst auch er sich in dieser denkwürdigen Epoche weihete, ein schönes Gedicht verfaßt: Die Askleviaden des Heeres, welches mit sehr poetischer Empfindung die Stellung dieser stillen unbeachteten Helden schildert, und ich bedaure nur, dies Gedicht nicht bei der Hand zu haben, um einige seiner schönen Stellen hier mittheilen zu können.

Fichtner war schon unwohl gewesen, er war aber noch außer dem Bette, als mein Brief mit der

Nachricht von Körner's Tode ankam. Pohl, an den er gerichtet war, las ihn ihm vor; diese Nachricht ergriff den ohnedieß Kranken heftig; ein starkes Fieber trat ein, er mußte sich niederlegen, und — er stand nicht wieder auf. Seine Ahnung hatte ihn eben so wenig als Körner'n getäuscht, und es ist mir stets seltsam und wehmüthig aufgefallen, daß des Einen Tod auf gewisse Weise den des Andern nach sich gezogen hat.

Indessen waren der August und die ersten Tage des Septembers vergangen. Ängstlich wurde auf jede Nachricht von der Armee gewartet, die nicht, wie man glaubte, dem Befehl des Erzherzogs Carl, sondern dem des Fürsten Schwarzenberg untergeordnet war, und der nun, sammt den vereinigten Schaaren der Preussen, Russen und sogar der Schweden, der Armee Napoleon's gegenüber stand, so daß man täglich einer entscheidenden Schlacht mit der höchsten Spannung entgegen sah.

Mit welcher freudigen Überraschung erfüllte uns in Wien nun eines Tages die Siegesnachricht von der Schlacht bei Kulm, welche Fürst Paar brachte, und mit welchem Jubel umringte das Volk seinen Wagen, auf dem er die erbeuteten Fahnen führte. Nach so viel Angst, nach so viel vereitelten Hoffnungen, nach so viel düstern Vorzeichen nun endlich ein Sieg, und welcher! der ganz Böhmen vor dem Einbruch der Armee des Wandamme rettete, und wo Ostermann mit den vereinten russischen und österrei-

chischen Truppen, wie ein Cherub mit dem Flammenschwerte, sich vor das bedrängte Vaterland gestellt hatte!

Nest, nach mehr als 25 Jahren erinnere ich mich der Zeitfolge der Begebenheiten nicht ganz genau — nur das weiß ich, daß die frohen Nachrichten von der Schlacht an der Kappach, von der bei Kulm, bei Dennewitz u. s. w. sich bald folgten und die gesunkenen Gemüther mächtig aufrichteten, indem jeder Theil der verbündeten Nationen sich mit eben der herzlichsten Empfindung der Siege ihrer Aüirten, so wie der eigenen freute, und wirklich Schenkendorff's Worte:

Ein Lied, Ein Herz, Ein Gott, Ein Orden,
Ein Deutschland hoch und frei!

und Körner's:

Denn Brüder sind wir allzumal!

wenigstens bei uns in Wien, in den warmen, arglosen Herzen meiner Landsleute in schöne Erfüllung gingen.

So kam denn unter abwechselnden aber meist freudigen, erhebenden Nachrichten von den verbündeten Armeen, die alle nur Eine gute und gerechte Sache vertheidigten, der Oktober heran. Napoleon stand noch immer bei Leipzig und sah, wie es schien ruhig, den Kreis, den die verbündeten Heere um ihn herzogen, immer enger werden, und ganz Deutschland blickte mit unruhiger Erwartung dem Ausgang, oder wenigstens einer entscheidenden Krisis des großen Kampfes entgegen. —

Endlich brach der Morgen des 18. Oktobers an, dieser für alle Zeiten merkwürdige Tag, an dem Deutschland seine lange und schmähsch getragenen Ketten zerbrach, die so Viele von uns wund gedrückt, so Viele erdrückt hatten: Gott hatte uns den Sieg gegeben!

Wenige Tage darauf erscholl die frohe Nachricht in Wien. Graf Neipperg brachte sie, und sein Einzug mit dieser Alle beglückenden Botschaft war ein Freudenfest für Wien. Einen Zug der Größe und erhabenen Vergessens seiner Selbst über dem Wohl des Vaterlandes von unserm angebeteten Erzherzog Carl, den man sich damals erzählte, will ich hier wiederholen. Als der Kurier des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg vor dem Pallast des Erzherzogs vorbei ritt, eilte der Fürst in seiner edlen Freude über die Rettung des Vaterlandes alle persönliche Rücksicht vergessend, die Treppe herab, um den Siegesboten zu begrüßen, und sich Näheres von ihm berichten zu lassen.

Nachricht,
betreffend die übrigen Werke
von
Caroline Pichler.

(Wien 1820 bis 1844.)

Die **Oktav-Ausgabe** endet mit dem kürzlich erschienenen 53. Bande (Zerstreute Blätter, neue Folge). In dieser Ausgabe ist jeder Band nett broschirt und mit einem schönen Kupfer geziert. Den ermäßigten Partie-Preis für fünf beliebig zu wählende Bände à 5 fl. C. M. lassen wir noch fortbestehen (bei Abnahme von weniger als fünf Bänden bleibt der frühere Preis von 2 fl. pr. Bd.), und fügen hier den gesammten Inhalt dieser Werke bei:

Leonore, 2 Bde. — Agathekles, 3 Bde. — Die Grafen von Pechenberg, 2 Bde. — Olivier, 1 Bd. — Die Nebenbuhler, 2 Bde. — Die Frauenwürde, 4 Bde. — Adellen, 1 Bd. — Gedichte, 1 Bd. — Prosaische Aufsätze, 2 Bde. — Dramatische Dichtungen, 3 Bde. — Kleine Erzählungen, 12 Bde. — Die Belagerung Adiens, 3 Bde. — Die Schweden in Prag, 3 Bde. — Die Wiedereroberung von Ofen, 2 Bde. — Friedrich der Streitbare, 4 Bde. — Henriette v. England, 1 Bd. — Elisabeth von Gutenstein, 3 Bde. — Zerstreute Blätter, 1 Bd. — Zeitbilder, 2 Bde. — Zerstreute Blätter (Neue Folge), 1 Bd.

Den Besitzern der Taschen-Ausgabe,

von welcher bis jetzt 55 Bändchen erschienen sind, melden wir ergebenst, daß nächstens die zwölfte oder letzte Lieferung (Bändchen 55—60) erscheinen werde und darin sodann alle obgenannten nun sämtlichen Schriften (jedoch in geänderter Reihenfolge und Bändezahl als in der Oktav-Ausgabe) enthalten seyn werden.

Diese Ausgabe ist ohne Kupfern und bloß mit dem Porträt der Verfasserin versehen. Der Preis der bisher erschienenen 55 Bändchen ist 30 fl. 15 kr. C. M. ungebunden und 33 fl. broschirt.

Ohne uns in ein weiteres Detail über diese so bekannten Schriften einzulassen, fügen wir nur einige neuere Äußerungen von geachteten Kritikern über Caroline Fichler und ihre Werke hier bei:

„Was Reiz der Sprache, Humanität, garte Weiblichkeit, Sittengefühl, eine gesunde Weltweisheit, echte Gottesverehrung, der Genius klassischer Vorwelt und gegenwärtiger Kultur vermögen, dieß alles hat ihren literarischen Schöpfungen, mit denen sie das deutsche Vaterland beglückte, den Stempel aufgedrückt. Sie beschränkte uns in ihren Gleichnissen mit einer neuen Dichtungsart, und entwickelte in ihren lyrischen, idyllischen und dramatischen Kunstwerken einen klassisch-gebildeten, durch keine Mode irre geleiteten Geist, der sich nicht minder über ihre größeren Werke erzählender Gattung verbreitete. So weit die deutsche Zunge reicht, wird wohl keine Frau, kein Mädchen Ansprüche auf die Ehre höherer Bildung wagen, wenn ihnen „Agathekles“ und die „Frauenwürde“ fremd geblieben sind. Die Frau Verfasserin, in ihrem Leben selbst

ein Vorbild dieser Würde, hat sie auch in ihren übrigen Schriften nicht verlegt, so daß der zarteren Menschenhälfte eine überaus lehrreiche und gefahrlose Bildungs- und Sittenschule in denselben eröffnet wurde.“

In einem Nekrologe der am 9. Juli dieses Jahres verbliebenen Dichterin heißt es unter Anderm:

„Ihre klassischen Werke, die meisten Zweige der Dichtkunst berührend, haben ihren Ruhm nach allen Ländern getragen, und die allgemeine Verehrung, welche ihrem glänzenden Talente gezollt wurde, ist als ein Denkmal zu betrachten, das jedes Grabesmonument lange überdauert. Die Hülle der Verbliebenen wurde der Erde übergeben, aber ihr Geist weilt noch unter den Lebenden, und wird daselbst verbleiben, so lange nicht die Empfänglichkeit für das Schöne, Wahre und Gute stirbt.“

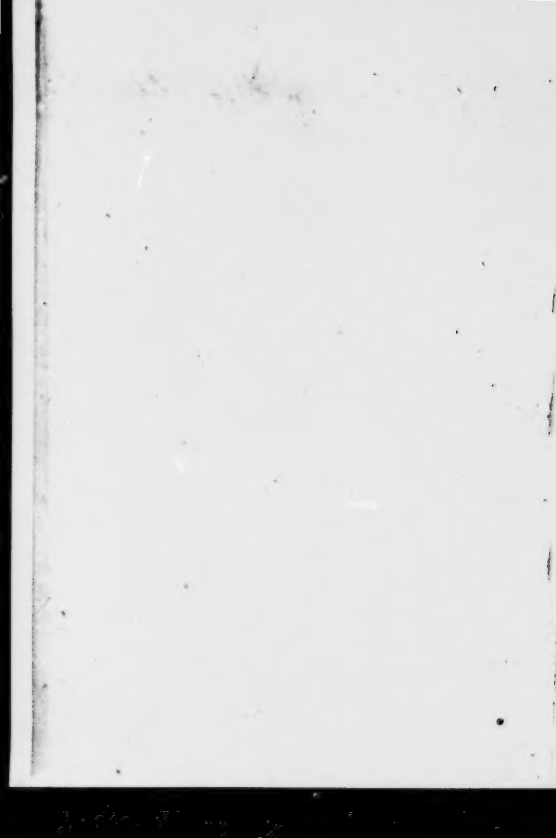
Wien, Jänner 1844.

M. Pichler's sel. Witwe

Verlagsbuchhandlung

in Wien, Stadt, Plantengasse Nr. 1061.





Gedenkwürdigkeiten

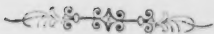
aus meinem Leben.

V o n

Caroline Pichler,

geboren von Greiner.

Dritter Band, 1814 bis 1822.



W I E N.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

1844.



Denkwürdigkeiten
aus meinem Leben.

von

Caroline Pichler.



Dritter Band.



Neben diesen großen Ereignissen von weltgeschichtlicher Wichtigkeit, gingen denn auch die kleinen Angelegenheiten der Einzelnen ihren stillen Gang fort und wirkten, von den großen bedingt und geleitet, auch auf die Einzelnen verschiedentlich ein. Und so verdanke man es mir nicht, wenn ich unmittelbar nach jenen merkwürdigen Austritten meiner selbst und meines Stückes, Heinrich von Hohenstaufen, das auf eine gewisse Weise nahe damit zusammenhängt, erwähne.

Ich hatte es während jener Zeit banger Erwartung vollendet. Es wurde der Theaterdirection überreicht, und die Rollen, so wie ich gebeten, ausgetheilt. Nur bei Rudolph von Habsburg, der als Page Friedrich's II. in demselben erscheint, musite ich mit einiger Festigkeit darauf bestehen, daß Herr Wethe, damals ein junger hoffnungsvoller Schauspieler, diese Rolle spielen solle, und nicht ein Frauenzimmer, wie Manche meinten. Ich hätte es höchst unschicklich gefunden, den glorwürdigen Ahnherrn des Hauses Habsburg durch ein Weib vorstellen zu lassen, und Wethe, dessen Gestalt sich sehr wohl zu einem ritterlichen Edelknaben schickte, rechtfertigte durch sein Spiel meine Ansicht.

Das Stück wurde einstudiert, wann es aber gegeben werden würde, war ungewiß.

Jetzt kam die Nachricht von dem Siege bei Leipzig, und nun sollte meinem Stücke und mir selbst eine große und wirklich unverdiente Ehre widerfahren. Wenige Tage nach Graf Reipperg's Ankunft sollte dieser „Heinrich von Hohenstaufen“ als Benefice-Vorstellung für die in der Leipziger Schlacht Verwundeten mit großer Feierlichkeit und „Beleuchtung des äußern Schauplazes“ vorgestellt werden. Die Direction ließ mich ersuchen, einen Prolog zu dichten, der die Absicht des Festes erkläre, und Herr Noose (Manfred in dem Trauerspiel) schlug mir vor, ihn durch Frau von Weissen-thurn sprechen zu lassen. Es gab Leute, die nachher meinten, diesen Prolog hätte ein Mann mit mehr Schicklichkeit bei solcher Gelegenheit vorgetragen, als eine Frau. Das ist möglich, aber ich hätte Frau von Weissen-thurn durch eine solche Weigerung vielleicht beleidigen können, und das hätte ich durchaus nicht gewollt, da diese Frau in freundschaftlichen Verhältnissen zu uns Allen stand, und wegen vieler ausgezeichneten Eigenschaften Achtung verdient.

Die Direction hatte mir eine Lage geschickt; da ich es aber, bei dem stets ungewissen Schicksal einer ersten Aufführung gerathener fand, mich verbergen zu halten, so nahm ich dankbar den Antrag des Fürsten von Odescalchi an, der durch meinen Schwager Franz von Aurländer mir ein freundlicher Gönner gewor-

den war, mich in der Loge desselben wenigstens während der ersten Akte aufzuhalten, wo man mich nicht vermuthen, und weil ich im Fond saß, auch nicht sehen konnte. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, der gesammte Hof erschien in den kaiserlichen Logen, und wurde mit allgemeinem Klatschen empfangen, als man ihn zum erstenmal nach jenem denkwürdigen Siege erblickte. Nun rollte der Vorhang auf — das Bild unsers geliebten väterlichen Monarchen stand vor den Augen der Menge, die Schauspieler reiheten sich zu beiden Seiten, die Volkshymne wurde angestimmt, und ein Sturm des Jubels brach los. O ich werde dieses und noch manches andern wichtigen Momentes, den jene unvergeßliche Zeit von 1805 bis 1815 unter Leiden und Hoffen, Verzagen und mächtigem Erheben uns brachte — nicht vergessen!

Als der Gesang unter der Theilnahme des ganzen Publikums geendet war, trat Frau von Weisenthurn hervor, und sprach den ganz kurzen Prolog, der aber natürlicher Weise durch die Hindeutung auf den edlen Zweck der heutigen Vorstellung die Pflicht der Dankbarkeit gegen Jene, die unsre Freiheit und unsern Ruhm mit ihrem Blut bezahlt hatten, große Sensation machte. Nun begann das Stück — und es hätte viel schlechter seyn dürfen, als es war — denn ungeachtet seiner Mängel, die ich später sehr wohl erkannte, halte ich es nicht für schlecht — um an einem solchen Tage, eines glänzenden Erfolges nicht zu verfehlen. Gespielt wurde es auch

im Ganzen trefflich, und bei dem erhöhten Gefühl des Publikums wurde jede Stelle, die sich — und auch oft ohne meine Absicht — auf die Lage Deutschlands und seine Stellung gegen den gewaltigen Eroberer deuten ließ, mit lautem Beifall aufgenommen; und diese Stimmung erhielt sich bis zu Ende. Von besonderem Effekt war die Erzählung des Traumes, die Herr Koberwein (Friedrich II.) vortrefflich gab, und Rudolph's (Goethe's) Eintreten, das diese Erzählung hervorrufte. Eben so wurde die Scene zwischen Vater und Sohn (Koberwein und Korn) und die zwischen diesem Heinrich von Hohenstaufen und seiner Gattin, Margarethe von Österreich (Dem. Adamberger, jetzt Frau Arnerth) mit Beifall aufgenommen.

Am Schlusse des Stückes wurde heftig applaudirt und die Dichterin gerufen, die aber wohlweislich sich im Hintergrund der Loge verborgen hielt. Es gab Personen, welche meinten, ich hätte mich in der Direktions-Loge, bei Fürst Lobkowitz, der mir sehr wohl wollte, zeigen sollen, aber ich hätte das unerträglich anmaßend gefunden. Ueberhaupt war es mir — und ich glaube, ich habe dieß schon in diesen Blättern erwähnt — nicht möglich, mich so wie andre Dichter mit ihren Werken zu identificiren und von den Schicksalen derselben, guten oder widrigen, so lebhaft ergriffen zu werden. Mit großer Lust und Liebe entwarf ich meine Pläne, arbeitete fleißig und mit wahrer Seelenfreude daran; waren sie aber einmal vollendet, so waren sie auch

gleichsam aus mir herausgeworfen, und mir fremd geworden. Ihr Gelingen freute mich, besonders weil es mir sehr oft Theilnahme, Dank und warmes Wohlwollen von Unbekannten, oder in weiter Ferne ein freundschaftliches Band erwarb; gefiel eins oder das andere nicht, so kränkte es mich durchaus nicht, und erregte mir höchstens jene unangenehme Empfindung, die man etwa hat, wenn man in einer großen Gesellschaft mit einer nicht ganz passenden Toilette erscheint.

Bei dieser Gesinnung freute mich daher der allgemeine Beifallsturm; aber ich war mir wohl bewußt — was mir hauptsächlich durch die Aufführung klar geworden war, denn ich hatte den Proben nie beigewohnt — daß das Stück in dramatischer Hinsicht viele Fehler hatte, und daß es hauptsächlich der Gelegenheit, bei welcher, und den Umständen, der Stimmung des ganzen Publikums, unter welchen es aufgeführt wurde, zuzuschreiben war, daß ein an sich mittelmäßiges Product so vielen Applaus erhielt.

Am andern Morgen kamen Viele meiner Bekannten und Freunde mir Glück zu wünschen, die Recensionen ließen sich günstig vernehmen; doch sprachen einige deutlich die Ansicht, welcher ich schon früher erwähnte, aus, daß es nämlich ein Gelegenheitsstück, eigens für diesen Tag verfertigt, sei. Nur, hätten diese Recensenten Recht gehabt, mußte es dann auf jeden Fall schon früher in Hoffnung des Erfolgs geschrieben seyn, weil es doch kaum ins Reich der Möglichkeiten gehört, daß ein fünf-

aktiges Stück in vier Tagen gemacht und einstudirt werde.

Im Gange der Weltbegebenheiten folgte nun Fortschritt auf Fortschritt, Sieg auf Sieg. Baiern, Württemberg und andre Rheinbündner, fielen von Napoleon ab, wie das Glück von ihm abgefallen war. Man sagte freilich, sie hätten es nicht wagen können, früher mit ihrer deutschen Gesinnung hervorzutreten. Meines Bedünkens nach, war aber dieses Verfahren nicht edel, nicht loyal und der unglückliche König von Sachsen, der treu bei seinem französischen Allirten oder eigentlich indirektem Souverain aushielt, schien mir achtungswerther gehandelt zu haben. Fürst Brade, der lange an unsern Gränzen mit einer bayerischen Armee gestanden hatte, und dem eine österreichische hatte entgegengestellt werden müssen, um ihn in Schach zu halten, brach nun mit seinen Truppen auf, um das französische Heer, das von Leipzig zurück gegen den Rhein eilte, seinerseits zu verfolgen und die Schlacht bei Hanau wurde geschlagen, von welcher abermals die Siegesnachricht mit großer Freude in Wien empfangen wurde. — »Die Fese war, nach Zhenkendorf's Gesang, am Rhein gehalten worden.« Die verbündeten Armeen rückten in Frankreich ein, und die Schmach, welche wir Deutsche dadurch erfahren, daß die Gallier unsere innersten Provinzen betraten, ward nun glorreich wett gemacht.

Hier in Wien war alles freudig und in begeistert-

ter Stimmung. Man dachte daran, die frohen Ergebnisse auf alle Weise zu feiern, und mir wurde der Antrag gemacht, eine Cantate: »das befreite Deutschland« zu dichten, welche Spohr in Musik setzen sollte, was er, nachdem ich meine Aufgabe nach besten Kräften zu lösen gesucht hatte, auch wirklich mit großem Beifall ausführte. Schon früher hatte ich meine Trauer über Th. Körner's Verlust, der einer für ganz Deutschland war, und meine Anerkennung seines Verdienstes in einem kleinen Gedichte ausgesprochen, das ich durch Dr. Merian den unglücklichen mit so werthen Ältern des Verstorbenen geschickt hatte. In diesem »befreiten Deutschland« fand ich es nun der billigen Anerkennung von Theodor's Verdienst ums Vaterland, für dessen Freiheit er einer der Ersten das Schwert gezogen, und der Befriedigung meines eignen Gefühls entsprechend, wenn ich seiner auch gedachte. Und so legte ich einer Person der Cantate, dem Mädchen, welches den Tod ihres in der Schlacht gefallenen Liebhabers beklagt, folgendes Akrostichen in den Mund:

A — eine Freude kenn' ich mehr

D — d' ist alles um mich her

M — eizlos was ich sonst geliebet habe u. s. w.

Es war mir eine wehmüthige Freude, in den Worten, welche der Jüngling selbst im ersten Theil der Cantate spricht, und in der Klage des Mädchens um ihn den edlen Gefallenen mit inniger Achtung zu feiern. Ueberhaupt war mein Gefühl und meine Phantasie da-

mal sehr angeregt, und ich dichtete viel. Ich erinnere mich der Veranlassung nicht mehr, welche mich bestimmte, aus dem schönen und damals viel gelesenen Roman der Mad. Cottin *Mathilde ou les Croisades* eine Oper zu dichten. Ich ließ sie hierlich abschreiben und dem Erzherzog Rudolph, der sich mir stets als theilnehmender Gönner gezeigt hatte, überreichen. Beethoven sah und las sie bei dem Prinzen. Eine stolze Hoffnung fing an sich in mir zu regen: wenn dieser Genius sich entschloße, meine Oper zu componiren! Aber es blieb bei der Hoffnung; doch erfuhr ich viele Jahre später durch den unvergeßlichen C. M. Weber, daß sie zweimal in Deutschland in Muß war gesetzt worden. Leider bekam ich nichts davon zu sehen oder eigentlich zu hören.

Hefrath von Mosel wünschte ebenfalls einen Operntext von mir, und zwar über das Sujet: Rudolph von Habsburg. Nun ist es schon lange mit ästhetischen Gründen dargethan worden, daß dieser Gegenstand sich viel mehr zu epischer als dramatischer Behandlung eigne, daß Rudolph's Charakter und Handlungsweise zu ruhig, zu klug, zu weise gewesen war, um jene rasche Bewegung und leidenschaftliche Entwicklung zu gestatten, welche eigentlich das Leben im Drama charakterisirt. Es hat sich auch gezeigt in einem Stücke von einem gewissen Meintrach oder wie jener angenommene Name hieß, welches an der Wien um jene Zeit aufgeführt wurde, und worin der damals sehr beliebte Schau-

spieler Grüner den Rudolph spielte, und selbst in Grillparzer's mit so vielen Schönheiten ausgestattetem Trauerspiel: Ottokar's Glück und Ende, daß Rudolph in diesem Konflikte mit dem leidenschaftlichen, kühnen, durchgreifenden Böhmenkönig, nur als zweiter Held des Dramas gelten könne. Indessen Hofrath von Mosel wünschte es, und der Success einer Oper hängt ja immer viel mehr von der Musik als dem Texte ab. — Ich übernahm es also, that mein Möglichstes, richtete mich (was jeder Dichter, der Ähnliches unternommen, für eine mißliche Aufgabe erkennen wird) nach den Fähigkeiten oder Wünschen der Sänger, welche damals zur Aufführung vorhanden waren, schaltete hier eine Arie, dort ein Duett nach Begehren ein, und — sei es nun, daß Mosel'n die Arbeit mißfiel, oder was für andre Hindernisse dazwischen traten — genug, nachdem ich mich ziemlich mit dieser Oper gequält hatte, ward sie mir unter einem höflichen Vorwande, den ich vergessen habe — zurückgegeben.

Über diesen poetischen Arbeiten war der Winter größtentheils hingegangen. Die Art dieser Beschäftigung, vielleicht auch die vielen Anregungen des Gefühls und des Geistes, die jene Zeitepoche für Jedermann mit sich brachte, die aber natürlicher Weise noch stärker auf eine lebhaftes Phantasie wirkten, mochten mein Nervensystem, das stets reizbar war, zu

sehr aufgeregt haben. Es fanden sich Migräne und Krämpfe, an welchen ich sonst nur selten gelitten, nun sehr oft ein. Dessen ungeachtet fuhr ich fleißig in meinen Arbeiten fort, und überzeugte mich aus eigener Erfahrung, wie viel Fertigkeit und Leichtigkeit eine anhaltende Übung nicht blos in mechanischen, sondern auch in geistigen Arbeiten gibt. Das Schreiben in gebundener Rede, ja in Reimen ward mir so geläufig, daß ich bei prosaischen Aufsätzen, Briefen v. s. w. mich völlig vor Zamben und Reimen in Acht nehmen mußte, welche sich mir unwillkürlich darbieten. Die Ursache dieser Erscheinung und anderer ihr ähnlicher, worin eine Verrichtung unsers geistigen Vermögens wie nach einer mechanischen Regel geschehend sich darstellt, wird von Jenen, welche dem Materialismus huldigen, und in jeder Proccedur unserer Seele nur mechanische oder dynamische Kräfte und Bewegungen zu sehen meinen, vielleicht in eben solchen Bewegungen gesucht werden. Ich, wenn ich, wie oft geschah, darüber nachdachte, sah in dieser Erscheinung nichts als eine Bestätigung der alten Erfahrung, daß die Vorsicht uns Sterblichen gar hülfreiche Gefährten in der Gewohnheit und Übung auf dem Wege des oft mühsamen Erdenwallens beigegeben hat, die uns treulich begleiten, das anfangs Beschwerliche allmählig erträglich, dann leicht und endlich so homogen machen, daß wir dessen Abgang zuletzt empfindlich vermerken.

Die Schlachten von La Ferté, von Troyes u. s. w. waren vorüber; die verbündeten Heere rückten auf die Hauptstadt Frankreichs los; und am 31. März langte Graf Friedrich von Fürstenberg, der Schwager des Feldmarschalls Schwarzenberg, mit der Nachricht von der Eroberung von Paris an. Auch diese Botschaft erregte großen Jubel; und jeder Wiener fühlte sich durch den Gedanken befriedigt, daß nun die Franzosen auch erfahren mußten, was sie uns zweimal, und den Berlinern einmal zu fühlen gegeben hatten, an welches Gefühl sich unmittelbar die Aussicht auf einen wahren Frieden und endliche Ruhe knüpfte. Doch ward meine unbefangene Freude an diesem Ereignisse einigermaßen durch die Betrachtung gestört, daß nicht Napoleon, nun in seine gehörigen Schranken, das ehemalige Frankreich, zurückgewiesen, dies Reich, das er aus den Wirren der Anarchie mit Energie und Klugheit gerissen hatte, künftig regieren sollte, wie es Viele gemeint, sondern daß man ihn zwingen würde zu abdiciren, daß die Bourbons zurückkehrten, und Monsieur mit dem Namen Louis dix-huit auf den Thron gesetzt werden würde. Diese Bourbons, von denen sich vor, während und nach der Revolution so manche ungünstige Meinungen in ganz Europa verbreitet hatten und von deren sehr vorgerückten Jahren sich wenigstens die Kraft und der Geist nicht erwarten ließen, welche nöthig schienen, um ein so durch und durch

aufgeregetes und bis in seine untersten Hefen aufgerütteltes Volk zu regieren!

Es zeigte sich bald nachher, daß es nicht ganz so ging, wie Viele gleich mit gefürchtet hatten, wenn jene Menschen die, wie das Zorichwort lautete „nichts gelernt und nichts vergessen hatten,“ über eine Nation herrschen sollten, in der vom Kleinsten bis zum Größten seit 30 Jahren Alles ganz anders geworden war, als es je gewesen. Ludwig XVIII. regierte mit vieler Klugheit, Sanftmuth und der nöthigen Kraft. Leider war er ein Greis als er den Thron seiner Väter bestieg, und sein Nachfolger verkannte seine Stellung, sein Volk und den Zeitgeist. Doch das gehört nicht ins Jahr 1814, es steht auch nur darum da, um die Befürchtungen Derjenigen zu entschuldigen und auch wohl zu rechtfertigen, welche sich von dieser wiedergekehrten Dynastie kein dauerndes Heil für Frankreich versprachen. Ubrigens möchten sich wohl auch Jene getäuscht haben, welche es für möglich hielten, daß Napoleon aus dem ungeheuren Wirkungskreis, den sein Heldengemein ihm geschaffen, zurückgedrängt in engere Schranken, obwohl noch stets in einer beneidenswerthen Stellung, als Herrscher von Frankreich, sich mit dem innerlichen Glücke seines Volkes beschäftigt und fernern Eroberungsplänen entsagt haben würde. Dieß, behaupteten Viele, wäre nicht zu erwarten gestanden, und des Kaisers Feuergeist würde, sobald der Friede die geschlagenen Wunden geheilt hätte, wieder auf die alte,

ihm von der Natur und seinem Genius gleichsam vorgezeichnete Bahn des Helden und Eroberers zurück gefehrt seyn, die ihn einengenden Schranken durchbrochen und noch einmal die Welt mit Krieg, Jammer und Blut erfüllt haben.

Dies behaupteten Viele; da es aber nicht möglich ist, daß ein Ding und folglich auch eine Weltlage zugleich seyn und nicht seyn könne; so bleibt das was Napoleon gethan oder nicht gethan haben würde, wenn er Kaiser von Frankreich geblieben und die Bourbons nicht mehr auf den Thron gelangt wären, ein Problem, welches jeder nach seinen psychologischen, philosophischen und politischen Grundsätzen und Ansichten lösen kann, ohne daß man ihm sein Unrecht apodiktisch beweisen könnte. Das sind politische Träume, in die eine Frau sich am wenigsten einlassen soll. Ich breche daher hier ab und fahre in der Schilderung meiner individuellen häuslichen oder mich zunächst berührenden Ereignisse fort.

Baron Hormayr hatte mich ein paar Jahre früher mit einem unser vorzüglichsten Kavaliers, dem Grafen Franz von Szecheny bekannt gemacht, dessen schon erwähnt worden. Diesem vaterländisch gesinnten Manne verdankt Ungarn die Stiftung der Nationalbibliothek und des Museums. Er war mit der alten sowohl als der neuen Literatur vertraut, und sein Haus ein Sammelplatz für gebildete und wohlgesinnte Menschen. Er lebte mit seiner ebenfalls sehr geistreichen

Frau, im Kreise seiner zahlreichen Familie, zweier verheiratheten Töchter und dreier Söhne, von denen zwei ebenfalls Frauen und Kinder hatten. In diesem Hause, in welchem der Geist, der diese Familie belebte, patriarchalische Zitte und Einfachheit mit dem Glanz und der Würde, der ihrer äußern Stellung in der Welt ziemte, auf eine Weise zu vereinigen wußte, die Jeden, der es betrat, mit Ruhe und Wohlbehagen erfüllte — in diesem würdigen und mir unvergeßlichen Hause hatte ich viele angenehme Stunden zugebracht. Jetzt als der Frühling herannahte, lud mich Graf Szecheny sehr gütig ein, ein paar Wochen auf seinem, nur eine Stunde von Odenburg gelegenen Gute »Sinkendorf« bei ihm und seiner Familie zuzubringen. Ich und meine Tochter, die mich begleiten sollte, damals ein blühendes Mädchen von etwa 13 — 16 Jahren, freuten uns sehr auf diese kleine Reise. Pichler konnte seiner Geschäfte wegen Wien nicht verlassen, und so blieb er mit meiner Mutter, der ich für diese wenigen Tage ein Fräulein aus unsrer Bekanntschaft zur Gesellschafterin gesucht und gefunden hatte, zurück, als wir endlich gegen Ende des Mai's an einem schönen Morgen über Larenburg, Windpassing und neben Eisenstadt hin das erstemal nach dem benachbarten Ungarn reiseten. Der Graf hatte es so veranstaltet, daß wir mittelst eines Kela's schon zu Mittag in Odenburg in seinem schönen Hause eintrafen. Dort zeigte er uns seine Bibliothek, seine Sammlungen, das ganze

höchst zweckmäßig und edel eingerichtete Haus. Nach Tische fuhren wir nach dem, nur eine kleine Stunde entfernten Zinkendorf. Dienächste Gegend um das kleine Städtchen Odenburg ist freundlich, lachende Hügel mit Weinreben besetzt umgeben es, gegen Zinkendorf zu wird die Gegend flacher. Mitten in schön gepflanzten Gärten liegt das Schloß, und wie wir durch die Avenue hinfuhren, ertönte aus allen Gebüsch der Gesang zahlloser Nachtigallen, die der Graf in dieser Zeit ihrer Liebe und ihres Gesanges mit besonderer Sorgfalt hegen und pflegen ließ; so wie er stets für den Ankauf neuer und die Erhaltung der schon vorhandenen Vögel bemüht war. Wenn die Brutzeit begann, wurden im Schloß und rings um dasselbe alle Kägen eingefangen und indeß nach Odenburg in des Grafen Haus gebracht, wo sie wohl gefüttert und gehalten, und wenn die Brutzeit vorüber war, wieder nach Zinkendorf geführt wurden. Wirklich war auch den ganzen Tag ein unaufhörliches Konzert in den Gebüsch, welche das Schloß umgaben, und die ganze Sommernacht durch wirbelte, seufzte und schlug es in denselben seinen tiefaufflötenden Laut und bezauberte Ohr und Herz der Bewohner.

Die Familie des Grafen brachte den Sommer in diesem lieblichen Aufenthalte zu, und die verheiratheten Kinder besuchten hier zuweilen die Ältern, wie denn die eine Tochter, Gräfin Batthiany, sich für längere Zeit hier befand. Es war ein patriarchalisches schönes,

stilles und doch so genußreiches Leben, erhöhet und erheitert durch die jüngst vergangenen glücklichen politischen Ereignisse und die Aussicht auf die nahe Wiederkehr des geliebten Landesvaters, der nach den verhängnißvollen Begebenheiten des glorreich beendigten Krieges nun mit den Segnungen des Friedens und der Ruhe nach so langen, so verderblichen Stürmen in die Mitte seiner Kinder zurückkehrte.

Unsere Lebensweise war still, aber mir sehr zusa-
gend. Am Morgen frühstückte jedes in seinem Zimmer, dann versammelte die tägliche h. Messe alle Bewohner des Schlosses in der Kapelle, worauf wieder Jedermann an seine Geschäfte, oder spazieren ging, bis die Eßglocke um 1 Uhr in den Speisesaal zu ebener Erde rief, der mit Gartengewächsen geziert war und soviel ich mich erinnere, wohl im Winter eine Art Glashaus seyn mochte. Nach Tische stiegen wir wieder hinauf in den Salon der Gräfin, wo bei ungünstigem Wetter die Zeit auf's angenehmste mit Musik oder Lesen verging, indem Gräfin Barthian, meine Tochter oder wer sonst musikalisch war, sich am Piano unterhielt und die Ubrigen, mit Handarbeit beschäftigt, zuhörten; wenn es aber schön war, wurde ausgegangen oder in die Umgegend ausgefahren. Um halb 9 oder 9 Uhr rief abermals die Eßglocke in den Gartensaal, und nun ging der Zug der Gäste von einer Thür zur andern, um Jeden in sein Schlafzimmer zu begleiten, und meistens kehrten die zuerst hingeführten wieder mit um, die letz-

tern zu convoyiren und es wurde noch lange geplaudert, gelacht, bis man endlich die Ruhe suchte, und nun in die still gewordenen Gemächer der Gesang von tausend Nachtigallen aus den Büschen des Gartens drang und die Müden in Schlaf lullte.

So waren einige Tage vergnügt hingegangen, als eines Morgens Besuch aus dem nahen Odenburg kam. Es war die Familie des Barons (jetzt Grafen) von Zay — und ich verweile mit wehmüthiger Lust bei diesem Punkte meines Lebens, der mit so weitreichenden als sanften erfreulichen Wirkungen in meine künftigen Tage eingriff. Der Baron war ein heiterer, anspruchsloser Mann zwischen 40 und 50 Jahren; seine Frau eine schlanke, nur etwas zu hagere Gestalt, an der man trotz ihrer Kränklichkeit Spuren ehemaliger Schönheit sah. Sie begleiteten ihr einziger Sohn, damals ein Knabe von 14 — 15 Jahren, sein Mentor, Fräulein Therese von Artner, mir schon früher zwar nicht persönlich, aber unter ihrem dichterischen Namen *Theone* aufs vortheilhafteste bekannt, und ihre jüngere Schwester Wilhelmine von Artner. Alle diese Personen zeichneten sich durch eine echte Geistesbildung, welche diesen Namen nach meiner Ansicht nur dann verdient, wenn durch sie auch das Gemüth, der Charakter gebildet wird, und die einzelnen Kenntnisse, „in Saft und Blut verwandelt,“ nur ein schönes untrennbares Ganzes ausmachen, so wie durch seinen Ton und jene wohlwollende Höflichkeit aus, die nicht bloß von

guter Erziehung, sondern aus gutem Herzen und natürlicher Bescheidenheit kommt.

Mir ward sogleich wohl unter diesen Menschen. Lebhaft und bedeutende Gespräche knüpften sich zwischen den Fremden und mir an, wir fühlten uns einander nahe, obwohl wir uns an diesem Tage zum erstenmal sahen, und ein herzliches Freundschaftsband, das den ganzen Kreis umschloß und wovon einige noch innigere Empfindungen hegten, vereinte uns durch ein nun verflossenes Viertel Jahrhundert, und bewahrt auch den leider! Vielen, die seit dem schon aus dieser Zahl hinübergangen sind, über den Gräbern ein lebhaftes, dankbares Andenken.

Eines Nachmittags wurde eine Spazierfahrt ins Julienthal bestimmt. Auf der weiten Fläche, die das Schloß rings umgab, konnte ich mir nicht vorstellen, wo denn dies Thal, das doch Berge oder mindestens Hügel voraussetzte, liegen sollte, wenn wir nicht vielleicht bis nach Odenburg fahren würden. Aber es zeigte sich bald ganz anders. — Nicht sehr lange fuhren wir über die Ebene hin, als sich plötzlich eine überraschende Ansicht darbot. Am Ende des Plateau's, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf, auf dem Zinkendorf liegt, senkt sich plötzlich der Grund. Schön begrünte und bebüschte Hügel ziehen sich rechter Hand an der Höhe hinab, eben solche werden an der linken Seite sichtbar, und unten breitet sich auf einmal eine ungeheure Wasserfläche aus. Das war der Neusiedler See, den

hier von der Seite, wo wir uns befanden, jene lieblich grünen Hügel umsäumten, die sich auf der linken Seite noch eine Strecke hin am Ufer zogen, während die rechte Seite flach auslief, und gegenüber der weite Wasserspiegel ohne erkennbare Ufer das Bild eines Meeres darbot. Mich überraschte und ergriff diese scheinbare Unendlichkeit, und überhaupt das ganze so unerwartete Landschaftsbild, und mit sehr regem Gefühl für diese Schönheiten und für den Umtausch lebendiger Gedanken und Empfindungen stieg ich mit der Gesellschaft, die nun allesammt die Bögen verlassen hatte, auf angenehmem Pfade durch dies Zulenthal hinab, das der Graf zu einem kleinen englischen Garten hatte umschaffen und nach dem Namen seiner Frau nennen lassen. Auch ein hübscher Pavillon in Tempelform stand auf einer der Anhöhen und trug den Namen des Erzherzogs Palatins, der, wenn ich mich recht erinnere, dies Thal einst mit seiner Gegenwart beehrt hatte. Die Übrigen zerstreuten sich hier und dort in den Schattengängen, ich fand mich bald mit Theresen (Theonon) allein, zu welcher mich von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an ein innerer Hang gezogen und mich hier eine gleichgestimmte Seele hatte ahnen lassen. Theresen war nicht mehr jung — nur um wenige Jahre jünger als ich — sie war nicht schön, eine kaum mittelgroße etwas gedrungene Gestalt, mit feinen aber höchst einfachen Manieren, bei der die talentvolle Dichterin ganz hinter der anspruchslosen häuslichen Frau

verborgen, und nur dann sichtbar ward, wenn im vertrauten Gespräche die angeregte Seele jene einfache Hülle durchbrach und sich in ihrer wirklich hohen und klaren Schönheit zeigte. So zeigte sie sich auch mir an jenem unvergeßlichen Tage im Julienthal, da erkannten sich unsere Geister, da hatten beide die irdische Hülle durchstrahlend, einander schvesterlich und liebend umfaßt, und den Bund treuer Anhänglichkeit und Freundschaft geschlossen, der über Theresen's nun lange schon begrüntes Grab hinaus gewiß noch zwischen unsern Seelen in Gott besteht. Auch sie — und noch so viele andere Theure habe ich überlebt, und wohl kann ich, ohne den meinem Herzen nahestehenden Umgebungen, in deren Besiz ich jetzt mein Glück finde, zu nahe zu treten, in so mancher Beziehung sagen:

Aber meine Welt ist todt!

Die Welt, deren Bildung mit der meinigen einerlei Richtung hatte, einerlei Schritt mit mir hielt, die meine Geistesbedürfnisse kannte, nur solche hatte wie ich, die mich verstand, in der meine Gedanken Anklang und Wiederhall fanden — diese Welt ist nicht mehr da, und ich fühle das recht oft und recht wehmüthig.

Doch ich kehre zu dem Faden meiner Erzählung zurück. Theresen und ich hatten uns in einem Gespräche über Poesie, und über das was in unserer Beider Seelen vorging, wenn die Stunde der Weihe über uns

kam, warm, innig, offen ausgesprochen. Da fand jede Empfindung ihr Echo, jede Äußerung ihr Gegenbild im Geiste der Freundin, unsre Seelen, möchte ich sagen, berührten sich unmittelbar, und in solchen Augenblicken, deren es freilich im Leben nur wenige gibt, dringt gleichsam durch eine Spalte in unserer dichten Erdenatmosphäre, ein Strahl des Himmels herein, und wir lernen die Möglichkeit fassen und glauben, wie entkörpernte Geister sich einander ohne Worte, durch bloße Anschauung erkennen.

Noch einige Tage verweilte dieser angenehme Besuch in Zinkendorf, und da gerade während dieser Anwesenheit die Nachrichten aus Wien einliefen, daß der Kaiser an einem bestimmten und ziemlich nahen Tage in seiner Hauptstadt eintreffen und feierlich einziehen werde, beschloß die gesammte Gesellschaft wie sie hier beisammen war, uns mit eingeschlossen, nächstens aufzubrechen und nach Wien zu eilen, um jenen schönen Tag mit zu feiern. Die Baronin Jay, welche eben so wie ihre Jugendfreundin Theresie, sich mir mit herzlichster Freundlichkeit genähert hatte, lud mich und meine Tochter ein, an dem zu unserer Abreise bestimmten Tage bei ihr in Odenburg, durch welches uns unser Weg führte, das Frühstück einzunehmen. Hier lernten wir noch die beiden verheiratheten Artner'schen Schwestern, Frau von Witte und von Torkas, kennen, fanden uns in einem Kreise trefflicher, guter, gebildeter Menschen aufs herzlichste aufgenommen, und bald so

heimisch, als ob wir uns seit langen Jahren gekannt hätten. Nur selten in meinem langen Leben war es mir auf diese Art mit neuen Bekanntschaften so wohl geworden. Ich begreife auch, daß das seiner Natur nach nicht anders seyn kann und in spätern Jahren sich immer mehr verliert, wie sich die Empfänglichkeit für neue Eindrücke und die Möglichkeit, sich unbedingt hinzugeben, mit der nähern Kenntniß der Menschen und manchen unangenehmen Erfahrungen ebenfalls aus unserm Gemüthe entfernen.

Der Aufenthalt in Zinkendorf war zu Ende. Alles eilte nach Wien. Die nahe Ankunft des Kaisers, die Begebenheiten der jüngstvergangenen Tage, Napoleon's Abdankung, seine Verbannung nach Elba, die Wiedereinsetzung der Bourbons, die Aussichten in die Zukunft, die Erwartung des Kongresses, der in wenigen Monaten in Wien eröffnet werden und eine Menge europäischer hoher Häupter hier versammeln sollte, hielten die ganze Welt in reger Spannung. Alles bereitete sich zum Empfange des Kaisers vor. — Eine Illumination sollte statt haben, Gedichte überreicht werden u. s. w. Auch die Taubstummen, bei deren Institut der Zug des Monarchen von der Favoriten-Linie hereingehen sollte, wollten ihre Gefühle in einem Gedichte aussprechen, und ich wurde ersucht, es zu machen. Ich that es, und in Zinkendorf wurde es vollendet, während ich in den Schattengängen des Gartens unter dem Gesäthe der Nachtgallen herumwandelte.

Endlich erschien der Tag der Ankunft, wenn ich nicht irre, so war es der 14. Juni. Unser lieber Hausgenosse Carl von Kurländer, der sich auch für die Abfassung jenes Gedichtes für die Taubstummen interessirte hatte, war so gefällig gewesen, uns in eben diesem Hause, von dem man den Zug sehr gut sehen konnte, bei Herrn Direktor Mey Plätze an einem Fenster zu verschaffen, und so wanderten wir vier, Pichler, Carl, meine Tochter und ich, recht früh am Morgen auf die Wieden hinüber; denn zu fahren, wenigstens bis dort hin, war an einem solchen Tage nicht möglich. Aber damals war mir solch ein Gang auch nur eine Kleinigkeit. Die Straßen waren mit Menschen bedeckt. — Endlich verkündete fernes Vivatrufen die Annäherung des Hofes. Die gedrängten Massen bewegten sich unruhig; es erschienen in langem Zuge Oesterreichische und Ungarische Große zu Pferde in höchster Gala; wobei sich freilich die letztern in ihrer Nationaltracht, welche einen großen Aufwand von Gold und Silber gestattet, und im Ganzen viel Kleidender ist als unser Männeranzug, weit besser ausnahmen, obwohl damals noch jene malerische Verschönerungen der ungarischen Tracht, diese *Attiás*'s und wie sie sonst heißen, noch nicht üblich waren. Sonderbar, und wenn man die eigentliche Bedeutung dieser Erscheinung nicht wußte, höchst unpassend mußten die Herren von der sogenannten böhmischen Legion auffallen, die in ihren von Sonne, Wetter und Strapazen heruntergebrachten Anzügen, so wie sie im

Felde ihren Monarchen begleitet hatten, jetzt mitten unter den von Gold und Silber schimmernden Ungarn und Deutschen erschienen. Wie man aber die Ursache dieses Kontrastes wußte, verschwand das Ungehörige und machte der Achtung für die Anstrengungen dieser Offiziere Platz; aber es wäre nicht unpassend gewesen, wenn man vorher darauf vorbereitet gewesen wäre.

Unendlich war der Jubel, als jetzt der Kaiser selbst an der Seite seines Bruders, des damaligen Großherzogs von Florenz, von der Generalität umgeben erschien. Rührend, freudenvoll und erhebend war dieser Moment durch seine eigenthümliche Wichtigkeit und durch die Betrachtung dessen, was zum Glück und ruhigen Wohlfeyn der Völker geschehen war und sich für die Zukunft hoffen ließ. Dennoch muß ich gestehen, für mein Gemüth war jene unvermuthete glanz- und geräuschlose Rückkehr des geliebten Landesvaters nach dem unglücklichen Kriege von 1809 am 27. November Abends viel großartiger und erhebender gewesen. An dem Tage der feierlichen Ankunft i. J. 1814 war die Stadt sammt den Vorstädten beleuchtet, man hatte sich darauf vorbereitet, Transparente, Inschriften, architektonische Feuerlinien machten den Anblick der Straßen glänzend und feierlich und vercheuchten die ohnedieß kurze Sommernacht. An jenem nebligen düstern Winterabende, wo noch alle Herzen gedrückt und beklommen waren, fiel auf einmal wie ein heller Hoffnungsstrahl die Nachricht: der Kaiser ist da! in das Dunkel unserer Seelen. — Hoffnung und

Freude, Zuversicht und Ruhe erwachte in den bedrängten Gemüthern, die Brust erweiterte sich Jedem, das Vaterland, das Vaterhaus schien wieder gesichert, weil nur der Vater wieder unter uns war, und schnell entzündete an diesem innern frohen Gefühl sich auch der hellglänzende Ausdruck desselben im Äußerlichen. In der kurzen Zeit von ein paar Stunden war die improvisirte Beleuchtung in der Stadt und den Vorstädten bis an die äußersten Linien fertig. Freudenschüsse knallten, Pöller donnerten, Schwärmer zischten, Vivat und Jubelgeschrei erscholl in den Straßen und Jeder gab seine Freude auf irgend eine Weise kund.

Auch am 14. Juni 1814 war dieser Jubel groß, aber er war vorzusehen, er war so zu sagen unvermeidlich gewesen. Es war auch eine herrliche Nacht. — Wir durchstrichen mit einigen unserer Bekannten die Straßen der Stadt, in denen es hell wie am Mittag war, und scheuten kein Gedränge, keine Verwirrung, um die bedeutendsten Punkte der Illumination zu sehen, an der Universität, am Rathhaus, bei Graf Erdödy (jetzt Graf Collowrat) und an vielen andern Plätzen, deren ich mich nicht mehr erinnere, und fühlten uns Alle, trotz mancher Rippenstöße, die bei solcher Gelegenheit nicht zu vermeiden sind, und die uns eigentlich nur Lachen erregten, sehr vergnügt.

Noch habe ich einige kleine Erinnerungen aus jenem denkwürdigen Jahre 1813 nachzutragen, die ich, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, übergangen habe. Schon seit mehr als einem Jahre hatten ich und meine Tochter, welche eine angenehme Stimme besaß, und von einem italienischen Meister nicht für Produktion, sondern zu ihrem eigenen musikalischen Genuß, gründlich war unterrichtet worden, uns bei den Chören des hiesigen Musikvereins, welcher sich damals zu bilden anfang, sie zum Sopran und ich zum Alt einschreiben lassen, und bei den herrlichen Händelschen Oratorien, Alexandersfest, Jesus Mesias, Samson, und wenn ich nicht irre, auch Aci und Galathea mit großem Vergnügen mitgewirkt. Damals war das ganze Orchester 600 Personen stark; man fand das bewundernswerth, ungeheuer; jetzt — 25 Jahre später, werden die Haydn'schen Kompositionen von 1000 Mitwirkenden aufgeführt. So hat sich die musikalische Welt oder die Liebhaberei vermehrt! Mir waren jene Musiken, die Proben sowol als die Produktionen sehr angenehm, die Musik gewährte mir einen hohen geistigen Genuß, und die Versammlung der Mitglieder, worunter ich sehr viele Bekannte zählte, war mir eine erwünschte Gelegenheit manche wohl bekannte öfter, und manche mir fernerstehende interessante Personen doch zuweilen zu sehen. Gleich jenen Vorlesungen der beiden Schlegel und Hofrath Müller's, gewährte auch dies geistigen Genuß mit geselliger

Ansehulichkeit verbunden. Bei einer solchen Generalprobe nun im Herbst oder Winter 1813 — 1814, welche im Reitschulsaale gehalten wurde und wobei der Hof gegenwärtig war, erschien in einer Loge General Ostermann Tolstoy, er, der Held, der wie der Cherub mit dem Flammenschwerte, vor dem bedrohten Böhmen bei Kulm gestanden und im Vereine mit unsern Truppen den General Wandamme von unserer Gränze zurückgeschlagen hatte. Daß er bei dieser Gelegenheit den einen Arm verloren, und so die ehrenvolle Beglaubigung seines Heldenthums Allen sichtbar wurde, erhöhte noch das Interesse an dieser Erscheinung, und ein Beifallssturm: Vivat Ostermann! brach von allen Seiten in dem sehr gefüllten Saale aus, und diese Acclamationen, so von selbst aus den dankbaren Herzen der Wiener aufsteigend, die Erwägung was dieser Mann für unser Vaterland und für die gute Sache gekämpft, gelitten, regten jedes Herz auf und machten gewiß Jedem diesen schönen Vormittag unvergesslich. Aber auch ihn, den Helden schien dieser Ausbruch ehrender Freude zu rühren, und die Art wie er sich überrascht und gerührt dankend neigte, und sich gleich darauf hinter seine Begleiter zurückzog, stellte ihn noch höher in der allgemeinen Achtung.

Um diese Zeit hatte ein besonderes Zusammenreffen von Umständen auch zwischen Frau von Humboldt und mir, — ich kann nicht sagen, Frieden gestiftet; denn ich wenigstens war nie feindlich gegen sie gesinnt, und

hatte, weiß Gott, von meiner Seite keine Ursache zu dem frostigen, ja beinahe schändlichen Betragen gegeben, welches sie bei ihrem ersten Zusammentreffen mit mir im Hause meiner Freundin von Schlegel und seitdem stäts gegen mich beobachtet hatte; aber wir waren einander durch Andere genähert worden, und endlich fanden wir uns gegenseitig nicht so übel wie wir uns — oder sie sich eigentlich mich — zuerst gedacht haben mochten. Fr. von Humboldt war eine berühmte Frau, welche in der großen Welt als Gemahlin des Preussischen Gesandten, der selbst ein ausgezeichnete Gelehrter war, als Schwägerin des großen Alexanders von Humboldt Aufsehen gemacht und als eine geistreiche Person, trotz ihrer ungünstigen Gestalt, welche der hübsche Kopf nach meiner Ansicht nicht ganz übersehen machen konnte, Leidenschaft zu erregen, wie man erzählte, eingelöst hatte. Es ist so ein eigenes Ding um dies Einflößen von Leidenschaften, um dies Wandeln auf gebrochenen Herzen, wie ich es von einer andern sehr schönen Frau nennen hörte — wenn es von einer verheiratheten Frau gesagt wird, und scheint mir, nach meinen altfränkischen Begriffen, nicht wohl mit dem vereinbar, was eigentlich weibliche Würde und eheliche Treue genannt werden soll. Meine Erfahrungen haben mir in einem langen Leben gezeigt, daß so ein Einflößen, so ein Herzbrechen niemals ganz einseitig vergehen kann. Sei die Frau noch so schön, noch so geistreich, wenn sie wahrhaft tugendhaft ist, wenn sie

ihre frauliche Würde, wie sich's gehört, bei jeder Gelegenheit behauptet, so wird sie es freilich nicht hindern können, daß man sie schön oder geistreich, oder liebenswürdig findet; weiter aber wird dies nicht gehen, wenn sie nicht selbst Anlaß zu ferneren Schritten gibt, wenn sie selbst gleichgültig bleibt und der Anbeter keine Ermunterung von ihrer Seite findet. Dann verglimmt die entstandene Flamme still und bald in sich selbst. Jene Geistesrichtung, als ein Ritter seiner Dame zu Ehren, die ihn vielleicht kaum kannte, oder der er sich nicht nähern durfte, Abenteuer bestanden, die Welt durchzogen und im Tod sich noch glücklich gepriesen hatte, wenn er ihn für sie erleiden konnte — diese schwärmerische Richtung ist mit der Ritterzeit verschwunden, wenn sie je in dieser Strenge und Ausdehnung existirt hat. In unserer Zeit muß dem Anbeter einige Möglichkeit des Gelingens, einige Hoffnung auf Gegenliebe lächeln, wenn eine Zuneigung, entstanden durch den Anblick der Schönheit oder durch den Zauber des Umgangs, bis zur Leidenschaft oder zum „broken heart“ sich steigern soll. Darum erregt in mir eine Verübmtheit solcher Art immer einiges Mißtrauen gegen die eigentlichen Grundsätze einer Frau, der man sie beilegt, und im besten Falle könnte ich sie von einiger Coquetterie, oder, wenn auch unschuldiger, Gefallsucht nicht frei sprechen.

Doch ich kehre zu Frau von Humboldt zurück. Es war eine andere, aber in anderer Richtung berühmte Frau, Frau von Wollzogen, Schiller's

Schwägerin und Verfasserin des lieblichen Romanes Agnes von Lilien nach Wien gekommen und wohnte bei Humboldt. Ein gemeinschaftlicher Freund von uns allen Dreien, Hofrath Buel, führte die beiden Damen Humboldt und Welljogen zu mir. Eine gelehrte Frau und Schriftstellerin kennen zu lernen war mir im Voraus nicht angenehm, weil diese Wesen alle, besonders die aus Norddeutschland, damals einen ganz besondern Zuschnitt hatten, selten wahre Frauen, und größtentheils nur „weibliche Naturen“ waren, wie damals der Modeausdruck sie bezeichnete, die in kein häusliches, in kein bürgerliches, in kein Familienverhältniß paßten, und meistens den Bann, den die Männer auf weibliche Schriftstellerei legten, nur zu sehr rechtfertigten. Es wird Manchem, der dies liest, seltsam auffallen, eine Frau, welche selbst schreibt, so über ihre Kunstgefährtinnen reden zu hören; aber es war nun einmal meine individuelle Ansicht, und daß sie sich nicht auf alle erstreckte, denen die Muses ihre Gaben mitgetheilt, läßt sich daraus erkennen, daß Frau von Schlegel, von Weißenthurn, Fräulein Arner und andere schriftstellende Frauen, die ich später kennen lernte, mir vom ersten Augenblicke an theuer waren und blieben.

Frau von Welljogen machte meiner Meinung nach ebenfalls eine schätzbare Ausnahme von jener Regel. Sie schien mir einfach, edel, sehr gebildet und ohne Anmaßung; und Körner's Andenken, der ihr sowol als

Frau von Humboldt sehr wohl bekannt und theuer gewesen, schien vermittelnd unsere Geister zu vereinigen. Frau von Humboldt, in deren Hause er hier viel gewesen, sprach mit Thränen von ihm, die auch die meinigen hervorriefen, und von nun an war alles Störende zwischen uns verschwunden. Wir sahen uns öfters, und ich hatte mich durchaus in Nichts mehr über Frau von Humboldt zu beklagen. Sie ist mir nun auch schon längst vorangegangen, und ich freue mich ihr hiermit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können; denn sie war unstreitig eine Frau von vielem Verdienst, höchst gebildetem Geiste, eine gute Mutter und treue Freundin für die, die sie einmal liebgewonnen. So war sie auch gegen Bedrängte recht hülfreich. Baron Ramdohr, ebenfalls Preussischer Gesandter in Neapel oder Rom, war auf seiner Durchreise mit uns bekannt geworden, und hatte uns oft besucht. Ich verwahre wirklich noch einige Bücher und Landkarten, die er mir bei seiner Abreise übergeben und nie wieder hat abholen lassen, da der Tod ihn übereilte. Er hatte unlängst geheirathet, eine ziemlich junge hübsche Frau, und mir aus Rom und Neapel öfters freundlich geschrieben. Wie es aber gekommen, daß seine Frau ihre Wochen hier in Wien und zwar bei Frau von Humboldt gehalten, erinnere ich mich nicht mehr. Nur das weiß ich, daß sie sehr gefährlich krank geworden, daß seltsame Symptome magnetischer Art ihre Krankheit begleiteten, daß Doktor Koreff sie behandelte,

und Frau von Humboldt ihrer mit treuer Freundschaft und großer Aufopferung gepflegt hat.

Der Krieg war geendigt, Napoleon hatte dem Thron entsagt, und lebte auf der Insel Elba. Ludwig der Achtzehnte war in den Tuilerien eingezogen, und in unserer Kaiserstadt sollte der Kongreß gehalten werden, der nun, nachdem Napoleon's Eroberungen von dem eigentlichen Frankreich abgerissen waren, die Ansprüche der Fürsten, die Schicksale der Völker ausgleichen und bestimmen sollte. Vom September des J. 1814 an kamen beinahe täglich einer oder mehrere, größere oder kleinere Monarchen, Großfürsten, Herzöge u. s. w. an — jene durch Glockengeläut und Kanonendonner dem Volke verkündigt, die Übrigen bloß durch das Gerücht bekannt gegeben. Endlich kam der Tag, an welchem die zwei mächtigsten unter Allen, Alexander von Rußland, und Friedrich Wilhelm von Preußen, die eigentlichen Allürten unsers Kaisers, ihren Einzug zu Pferde unter lautem Jubel des Volkes, zu beiden Zeiten unsers Monarchen hielten. Zwei edle Gestalten, schlank, hoch, kräftig — doch jede in Ausdruck und Farbe ganz von der andern verschieden, und beide wieder eben so weit von der Persönlichkeit unsers Kaisers entfernt, der wie ein ehrfurchtgebietender und doch wohlwollender Vater zwischen kräftigen Heldensohnen ritt.

Nun wimmelte die Stadt von hohen und bedeutenden Fremden, nun wohnten in der Kaiserburg selbst mehrere der höhern Monarchen, und die Andern sowie die Gesandten derjenigen, welche nicht selbst erschienen, rings herum in der Stadt und den Vorstädten, wo eben anständige Quartiere nach dem Bedürfniß eines Jeden aufzutreiben waren: denn diese Zusammenkunft so hoher Personen und die Wichtigkeit des Zeitpunktes überhaupt, hatte eine Menge Neugieriger sowohl als bei den bevorstehenden Verhandlungen Betheiligter in Wien versammelt. Die Feste begannen — und eines der schönsten, das Schönste meiner Meinung nach, nicht bloß in diesem merkwürdigen Jahre, sondern für lange Zeit, das Praterfest, die Jahresfeier der Leipziger Schlacht am 18. Oktober eröffnete die Reihe, und ward von keinem folgenden übertroffen.

Das angenehmste Herbstwetter begünstigte die im Freien veranstaltete Festlichkeit. Am frühen Morgen war Alles in Wien in Bewegung, und wer nur irgend konnte, schloß sich an Offiziere und deren Familien an, um Platz und Gelegenheit zu erhalten, alles zu sehen. So hatten mich meine vieljährigen Freundinnen, die Gemalin und Schwägerin des Landwehr-Obersten Baron von Richler sammt meiner Tochter unter ihren Schutz genommen, und wir fuhren zeitig in den Prater hinab, wo rechts von der Allee das Kapellen-Zelt auf einer eigens dazu errichteten Erderhöhung aufgeschlagen war. Ein dichter Nebel lag, wie das im Herbst ge-

wöhnlich ist, auf der Gegend. — Die Monarchen — gleichviel von welcher Confession, denn sie waren ja hier versammelt um dem allgemeinen Vater, Schöpfer und Erhalter zu danken und ihn, der für Alle derselbe ist, im Geist und der Wahrheit anzubeten — also alle diese hier versammelten Großen der Erde befanden sich auf jener Erhöhung, wo die feierliche Messe gehalten wurde. Kanonenschüsse donnerten bei den wichtigsten Theilen desselben, und ihre Erschütterungen zertheilten die Nebel, und zeigten uns die helle Sonne am klaren Himmel; ein schönes Bild des erheiterten Himmels über Europa's Schicksalen, der, auch von Kampf und Kanonendonner gereinigt, uns wieder lichte Hoffnungen und ruhige Klarheit zeigte.

Mich hatte schon diese Feierlichkeit sehr erhoben, meine Begleiterinnen theilten mein Gefühl, wir waren Alle so vergnügt! Daß wir mehrere Bekannte fanden, mit ihnen sprachen, ihre Ansichten vernahmen, erhöhte das Vergnügen des Tages. Endlich war es Zeit uns nach dem Lusthaus und der Zimmeringer Haide zu begeben. Hier war der Ort der Mahlzeit für die ganze damals in Wien anwesende Garnison — eine un-
absehbare Menge von Tafeln war im Freien aufgeschlagen, an denen mehrere tausend Krieger, meist solche die den Freiheitskampf mitgestritten, bewirthet wurden. Im Lusthaus selbst waren die Tafeln für die Souveraine und was zu den respektiven Höfen gehörte. Alles war Leben, alles Fröhlichkeit, heiterer Muth und selige

Hoffnung einer bessern Zukunft. Die Offiziere speisten meistentheils an demselben Tische mit ihren Gemeinen, und so sah man zunächst dem Lusthaus die Tafeln für Offiziere und Gemeine des berühmten Regiments, einst Dampierre, dann 1809 Hohenzollern, 1813 Großfürst Constantin — und den Prinzen mitten unter seinen Kürassiren, ihr Mahl theilend.

Aber dieses Mahl war gar nicht schlecht. Wir hielten uns zu dem Oberst von Richler, der an diesem Tag unser Aller Haupt und Schirmer war, und so wurde uns an der Tafel, an der er mit seinen Leuten aß, ein freilich etwas schmaler Platz gemacht, denn wir waren ja Eindringlinge, und uns von den für Alle recht gut, recht schmackhaft und genügend bereiteten Speisen mitgetheilt, so daß wir hinlänglich gesättigt waren. Hier nun, mitten unter gemeinen Kriegerern, an einem Tage allgemeiner Freude bei ungewöhnlich guter Speisung, wo Wein und mitgetheilte Lust und das erhebende Gefühl in jedes Soldaten Brust, auch das Zeugnise an Mühe, Gefahr und Blut zu dem nun errungenen glänzenden Sieg und beglückenden Frieden beigetragen zu haben, den Muth eines Jeden steigerte, wodurch selbst ein lärmenderer Ausbruch dieser Gefühle entschuldigt gewesen wäre — hier wurde kein unziemliches Wort laut, kein roher Ausdruck innerer Lust bemerkbar. Einer fühlte sich in Allen geehrt, erhoben — Alle bewachten den Einzelnen, und so schienen

diese Tausende von Geladenen und Zusehern Eine einträchtige geordnete Familie, die sich um ihren Vater versammelte und ein gemeinschaftliches Fest beging.

Es war ein herrlicher, ein unvergeßlicher Tag — durch seine Bedeutung, durch seine erhebende Feier — am meisten durch den schlagenden Beweis, den dieses anständige Benehmen einer zahllosen Menge bei so mancher Aneizung zum Gegentheil, von dem Adel gab, der in der menschlichen Natur liegt, dem man nur zu vertrauen, ihn nur vorauszusetzen braucht, um ihn mit Sicherheit hervorzurufen, und auf ihn zählen zu können. Wenn der Spruch unbezweifelt wahr ist: *nemo perditae dignitati parcat*, so ist es auch wahr, daß edles Vertrauen oft, wo nicht immer, ein entsprechendes Betragen in dem Andern bewirkt. O der Mensch ist nicht so schlimm als man gewöhnlich glaubt! Aber es ist leichter zu verdammen als mit Mühe zu bessern zu versuchen.

Auch schien sich der Himmel unserer Freude zu freuen. Die heiterste Sonne strahlte über den Glücklichen, und einzelne Ausbrüche lauter Anerkennung, gleichsam Episoden in dem schönen Ganzen, wie z. B. der Jubel, mit welchem Fürst Aloys von Liechtenstein von seinem Regimente empfangen wurde, trugen bei, Vergnügen und Begeisterung unter dem zahlreich anwesenden Volke zu unterhalten. Erst mit dem sinkenden Tage trennte man sich, und eine schöne Erinnerung an dieß Fest blieb gewiß in Aller Herzen.

Auch mein Gemüth war durch diese Ereignisse in große aber freudige Aufregung gebracht und darin erhalten worden, indem Alles was mich umgab, was ich hörte und sah, zu dieser Stimmung beitrug. Ich dichtete fleißig; ich habe schon erwähnt, daß die beständige Übung in gebundener Rede, ja in Reimen zu schreiben, mir eine solche Leichtigkeit in dieser Schreibart erworben hatte, daß mir fast willenlos, auch in Briefen oder andern Aufsätzen, skandirte Prosa oder Reime in die Feder kamen. Der schmeichelhafte Erfolg, welchen das Trauerspiel „Heinrich von Hohenstaufen“ erhalten hatte, und den ich, als größtentheils bloß in den Umständen gegründet, und daher diesen zuzuschreiben, damals noch nicht klar erkannte; mehr noch meines guten Pichler's Freude an meinen dramatischen Arbeiten, hatten mich schon früher bei der Ankunft des Kaisers bestimmt, ein kleines nur zweiaktiges Stück, unter dem Titel: *Wiedersehen*, zu schreiben, dessen Inhalt aus der Zeitgeschichte genommen war und daher bloß warme Vaterlandsliebe für Deutschland und Oesterreich und Widerwillen gegen Frankreich athmete. Am Schlusse hatte jede der handelnden Personen ein Couplet zu sagen, das nach dem Charakter derselben ihre Empfindungen bei der jetzigen Epoche, bei dieser Erneuerung der Zeit — wie man damals glaubte — aussprach. Unter andern hatte Fräulein Adamberger folgende Strophe zu sagen:

Mit fremdem Modeband und fremden Sitten
 Verschlich uns auch die fremde Sklaverei,
 Ausländisches war nur zu wohl gelitten
 Und längst der deutsche Geist schon nicht mehr frei.

Das Couplet wurde sehr schön gesprochen, und mit großem Beifall und allgemeinem Klatschen aufgenommen; wie erfolgreich aber diese Anerkennung sei, zeigte sogleich ein Beispiel; denn eine junge Dame aus unserm nähern Freundeskreise, Fräulein Natalie Rothkirch, jetzt Gräfin Beckers, die mit uns in der Loge war, hörte neben an ein Frauenzimmer ausrufen: Ah! elle a bien raison!

Das Stück, das denn wirklich nur ein Gelegenheitsstück war, wurde auch nur ein paar Mal gegeben; dagegen erhielt sich „Heinrich von Hohenstaufen“ einige Zeit auf dem Theater und wurde, nachdem er ganz vergriffen schien, nach zehn Jahren ungefähr noch einmal an der Wien gegeben.

Noch ein kleines Stück in drei Akten, dessen Stoff aus einem Roman der Madame Cottin: Amélie Mansfield, genommen war, deren Mathilde ich ebenfalls den Stoff zur gleichnamigen Oper entnommen hatte, arbeitete ich in jener fruchtbaren Zeit aus, und endlich wagte ich mich noch einmal an ein größeres Stück, ein Schauspiel: Ferdinand der Zweite, aus unserer vaterländischen Geschichte. Ich war wohl mit dem „Anathema,“ möchte ich sagen, bekannt, das seit der Reformationszeit auf diesem historischen Cha-

rakter ruht; seit dem nämlich als die uns in mancher
 Hinsicht vorausgeeilten Protestanten sich der Geschicht-
 schreibung bemächtigt, und den übrigen so gut wie uns
 Katholiken, die Begebenheiten und Charaktere jener
 Epoche in dem Lichte und der Färbung, in denen sie (die
 Protestanten) dieselben betrachteten, überliefert haben.
 Seitdem haben auch wir Katholiken uns gewöhnt, Lu-
 ther, den Papst, Gustav Adolph und Ferdinand II.
 ganz so zu beurtheilen, wie ihn jene beurtheilen muß-
 ten und noch müssen, wie sie aber gewiß nicht in dem
 Maße von Höhe und Tiefe wirklich waren. Es ist kei-
 nem Menschen übel zu nehmen, wenn er in seinen An-
 sichten die Farbe seines Vaterlandes, seines Glaubens,
 seines politischen Bekenntnisses trägt, ja eine völlige
 Unparteilichkeit, wenn sie möglich wäre, würde nur
 einen gänzlichen Mangel an Gemüth voraussetzen. Nur
 das glaube ich, dürfte die Billigkeit fordern, daß das
 Gemälde auch durch Jemand von der Gegenpartei, von
 der entgegengesetzten Seite beleuchtet, und so ein Gleich-
 gewicht hergestellt werden möchte. Seit 200 Jahren
 wird Ferdinand II., seine Intoleranz, seine Härte ge-
 gen die böhmischen Auführer und gegen seine prote-
 stantischen Unterthanen, denen er nur zwischen Abfall
 von ihrem Glaubensbekenntnisse oder Auswanderung die
 Wahl ließ, mit den abschreckendsten Farben geschildert.
 — Wohl größtentheils mit Recht; aber über dieselbe
 Härte und Intoleranz, welche von akatholischen Für-
 sten, sowohl gegen Katholiken als gegen die Anhänger

derjenigen unter den beiden neuen Lehren, zu der sich jene Fürsten nicht selbst bekannten, geübt wurde, wird großentheils geschwiegen. So wissen vielleicht nur Wenige, daß, während unser Ferdinand II. die Protestanten aus allen seinen Staaten vertrieb und ihnen nur um ihre Vermögensumstände zu ordnen, in dieselben zurückzukehren erlaubte, in Schweden alle Katholiken verbannt, und ihnen bei Todesstrafe jede auch nur zeitweise Rückkehr in ihr Vaterland verboten war. Erst vor ein paar Jahren hat die „österreichische Zeitschrift“ (herausgegeben von Kaltenbaeck) einige Bruchstücke, theils Briefe, theils Berichte aus jener Zeit geliefert, welche zwar Ferdinand's II. Benehmen weder rechtfertigen, noch entschuldigen, aber zeigen, daß die akatholischen Fürsten sich theilweise dasselbe und noch Ärgeres gegen ihre anders glaubenden Unterthanen erlaubt haben. Das hören nun freilich die Protestanten nicht gern, sie sind wohl der Meinung, man sollte so verjährten Streit lieber ruhen, oder Alles mit dem Mantel der Liebe bedeckt lassen. Mir aber erscheint dies wie Parteigeist, so lange noch Ferdinand II. und überhaupt die strengkatholischen Fürsten jener Zeit und ihre Maßregeln allein von den Geschichtschreibern in das grellste Licht gestellt, und somit alle Gehässigkeit auf sie wie in einem Brennpunkte versammelt wird.

Ehe ich indeß manche dieser Daten gesammelt, hatte ich mir selbst aus dem, was ich über jene Zeit ge-

lesen und gedacht, ein Bild von Ferdinand's II. Charakter und Handlungsweise zusammengesetzt, das ihn, freilich nicht liebenswürdig, aber doch in vieler Rücksicht achtungswerth darstellte. Ich hatte seine Erziehung in dem streng katholischen Baiern, unter der Leitung der Jesuiten, seine Jugendfreundschaft für Maximilian von Baiern, seine Stellung in der damals heftig bewegten Welt, zwischen Reichsfürsten, die mit heißem Eifer entweder für oder gegen den Glauben kämpften, den er bekannte, zwischen mißvergnügten Ständen, die gern unter dem Vorwande der Religion, größere Macht an sich gerissen hätten, und zwischen aufrührerischen Unterthanen beherzigt, und gefunden, daß man jene Zeit überhaupt, nicht bloß durch ein protestantisches Glas betrachten, daß man besonders einen Fürsten des 17. Jahrhunderts in Rücksicht seiner Aufklärung nicht nach dem Maßstabe des 19. beurtheilen, und dem, der nun einmal mit ganzer Seele glaubt, seine Religion sei die allein selig machende, die Begierde andere, ja alle Menschen dazu zu bekehren, und wenn es nöthig wäre, dazu zu zwingen, nicht als eigentliche Grausamkeit auslegen könne. Schiller selbst, dessen sehr eifriger Protestantismus deutlich aus jedem Blatt seiner Geschichten des 30jährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande spricht, läßt dem im Grunde menschlichen und rechtlichen Charakter dieses Fürsten Gerechtigkeit widerfahren. Arndt spricht in einer seiner Schriften mit Achtung von ihm, und so ent-

warf ich denn nach jenen Beobachtungen und diesen Autoritäten den Plan zu einem Stücke, dessen Inhalt mir eben so patriotisch, als für Bühneneffekt geeignet schien.

Schon in meiner Kindheit hatte ich von meiner Tante, die sehr gern und sehr angenehm erzählte, die Geschichte von jener an's Wunderbare streifenden Befreiung Ferdinand's II. aus der Hand seiner aufrührerischen Unterthanen, im letzten Augenblick der dringendsten Noth gehört, wie schon ein großer Theil der Bewohner Oesterreichs und selbst der Residenzstadt bereits der neuen Lehre gehuldigt, wie Graf Matthias Thurn mit dem Heere der böhmischen Auführer vor der Stadt lagerte, und nun ermunthigt durch diese Hilfe, die Häupter der mißvergnügten Stände von Oesterreich, Steiermark und Kärnthen in das Zimmer des Kaisers drangen, um ihn zur Unterschrift der Artikel zu bewegen oder — zu zwingen, die der neuen Lehre Duldung, aber auch ihnen größere Rechte und Freiheiten sichern sollten, wie der kühne Thonradl von Ebergassing den Kaiser beim Knopfe seines Wammises faßte und ihm zu herrschte: Nun Ferdinand! wilst du unterschreiben? — und wie in diesem Augenblick auf dem Burghof die Trompeten des Dampierre'schen Regiments erschollen, das von Niemand bemerkt, unter Anführung seines Obersten, Grafen von St. Hilaire, den Viele und auch meine Tante Santalier nannten, auf der Donau von Krems herab gekommen, durch's Arsenal in die Stadt

marschirt war, und gerade im entscheidenden Augenblick zur Rettung des hartbedrängten Monarchen erschien. Dieses merkwürdige Ereigniß, verbunden mit der ebenfalls zu jener Zeit noch in Vieler Andenken lebenden Legende von dem wunderthätigen Kreuzbild, welches dem in seiner höchsten Bedrängniß vor ihm betenden Kaiser soll gesagt haben: *Ferdinande non te deserram* — hatte ich nun oft und stäts mit frommer Freude über eine offenbare Gebeterhörnung erzählen gehört, möge nun das Crucifix wirklich gesprochen, oder nur der im Gebet mit Gott vereinigte Kaiser diese tröstende Stimme in seinem Innern gehört haben, wie denn der eben so gelehrte als fromme Fénelon, sehr oft von dieser Stimme Gottes in uns spricht, die man aber nur hört, wenn die Creaturen um uns schweigen und wir uns ganz in Gottes Nähe fühlen. Mancher einzelne Zug in den Umständen der Begebenheit sowohl als in des Kaisers Charakter erlaubte mir Anspielungen auf unsere damalige Zeit, wo auch Oesterreich aus großer Bedrängniß durch Gottes Fügung war gerettet worden und auf unsern Kaiser Franz, und so entstand denn dies Schauspiel und ich hoffte es aufführen zu sehen.

Indessen waren der Kongress hier in Wien, die Feste, die ihn begleiteten und das raschbewegte Leben, das er mit sich brachte, ihren Gang fortgegangen. Es kamen viele und mitunter sehr schätzbare oder merkwürdige Fremde in unser Haus, und unsere Gesellschaftsabende an Dinstagen und Donnerstagen waren sehr besucht.

Unter den Bedeutenderen nenne ich vor Allen den Grafen Heinrich von Stollberg-Bernigerode, der nicht allein durch seinen Rang, sondern vielmehr noch durch die gediegene Bildung seines Geistes, wie durch ein edles, eben so anstandsvolles als herzliches Benehmen uns Allen ungemein werth geworden war. Dasi auch er sich durch Achtung und Wohlwollen an unser Haus gezogen fühlte, bewies die Treue, mit der er nicht allein keinen der Abende versäumte, an denen meine Mutter und ich Gesellschaft empfingen, sondern sehr oft noch an den Sonntags-Abenden, wann sich nur wenige und nur die nähern Freunde versammelten, zu uns kam. Unser alter geschätzter Freund, Hofrath Büel, hatte uns diesen vorzüglichen Mann zugeführt, mit dem er schon früher in Norddeutschland bekannt geworden war und Freundschaft geschlossen hatte. Noch bewahre ich als Andenken vom Grafen ein einfaches aber geschmackvolles Theeservice von Wedgewood, das ich in einem kleinen Gedicht gefeiert habe, welches unser aller wehmüthige Erinnerung an die mit ihm zugebrachten Abende schilderte, und sein Porträt, das er mir viele Jahre darnach aus Marienbad zusandte, und das seine gehörige Stelle unter den Porträten werther Freunde in meinem Besuchzimmer einnimmt.

Graf Stollberg gehörte mit Fürstenberg, Msenburg und vielen Andern zu jenen Reichsfürsten, die durch den Kongress ihre Reichsunmittelbarkeit verlierten, und künftig unter der Landeshoheit größerer deut-

scher Monarchen stehen sollten. Natürlicherweise ertrugen sie das ungern und waren hauptsächlich dieser drohenden Unterordnung wegen beim Kongreß anwesend. Alle versammelten sie sich in dem Hause der ebenso achtungswerthen als geistreichen Fürstin von Fürstenberg-Doneschingen, die sich an ihre Spitze stellte, und wie man sagt, sehr muthig und besonnen das Wort für sie führte. Auch diese Frau lernte ich näher kennen, wurde von ihr besucht und besuchte sie wieder. Ich zähle noch mehrere dieser Großen, die damals unser Haus besuchten, nur mit ihren Namen auf, weil sie mir, mancher persönlichen Liebenswürdigkeit ungeachtet, sonst eben durch nichts bedeutender wurden: wie den Fürsten von Lippe-Schaumburg und seine Schwester, den Grafen und die Gräfin Münster, die Baronin Münchhausen, die Fürstin Pfenburg und einige Andere. Bedeutend in anderer Hinsicht waren mir General La Harpe, der vor nicht langem in der Schweiz starb, Herr Vertuch aus Weimar, Baron Cotta (der Vater), Oberst Hövel, vom Hofe des Fürsten von Hohenlohe, Herr v. Kengger aus Aarau, Major von Kronenthal, Schwiegersohn des Schriftstellers Herrn Ewald, von dem er mir Briefe brachte, Dr. Weissenbach aus Salzburg u. s. w.

Es versteht sich, daß es nicht an Festen aller Art fehlte, um den höchsten und hohen Gästen angenehme Zeitkürzung zu bieten, und zugleich ihnen eine glänzende Vorstellung von dem Reichthum und Geschmack des

hiesigen Hofes, wie von der Lebensweise der Residenz überhaupt zu geben. Im Theater gab es allerlei eigends für diese Zeit gedichtete Stücke, prächtige Ballette, unter denen eines: „Nina pazza per amore,“ durch das unübertreffliche Spiel der Mad. Vigottini wirklich einen hohen Genuß gewährte. Die psychologisch richtige Art, mit der diese Künstlerin den Beginn des Wahnsinns bei Anhörung der Nachricht vom Tode ihres Geliebten, so wie das Erwachen aus diesem Zustande beim Wiedersehen des Todtgeglaubten darstellte, wird Jedem, der es sah, unvergeßlich bleiben. Der Musikverein, bei welchem meine Tochter und ich im Chor mit sangen, studierte das Oratorium „Samson“ von Händel ein, und die Proben gingen sehr gut, so daß bei der Generalprobe uns lauter Beifall der ziemlich zahlreich anwesenden Zuhörer lohnte. Leider fiel dieser und mit ihm alle Freude und Begeisterung des mehr als 600 Personen starken Orchesters bei der Aufführung aus dem einzigen Umstande weg, weil eben diese Aufführung ein glänzendes Fest seyn sollte, gegeben dem Hofe und allen seinen erlauchten Gästen. Man hatte die Theilnehmer des Orchesters ersucht, in Puß zu erscheinen und zwar die Damen in weißen Kleidern, wo möglich von Seide, und wer Schmuck befaß, sollte ihn anlegen, die Herren im schwarzen Frack und Cloquehüten. So erschienen wir auch im herrlich weiß mit Silber decorirten und auf's blendendste erleuchteten Saal der k. k. Reitschule, der überhaupt in diesem Winter gewöhnlich zu

den Festen verwendet wurde, wozu er sich seiner Größe und Architektur wegen wohl schickte, und wenn es nöthig war, sich mit den Redoutensälen in leichte Verbindung bringen ließ.

Der Saal war schon ziemlich gefüllt, und das Instrumental-Orchester bereits an seinem Platz, als das Chor der Sänger und Sängerinnen die Stufen von der Gallerie herab in gemessenen Reihen schritt, alle Frauen in weißen, alle Männer in schwarzen zierlichen Anzügen. Sopran und Alto machten den Anfang. Sie schritten neben einander — zwei Damen hoch könnte man sagen — und bei den Bänken angelangt, die ihnen angewiesen waren, wandte sich der Sopran rechts, der Alt links und nahm seine Plätze ein. Ihnen folgten die schwarz gekleideten Herren und theilten sich eben so in Tenor und Bass. Es soll, wie man uns später erzählte, sehr gut ausgesehen haben. Als alles placirt war, ließ der Hof nicht lange warten. Die ganze glänzende Versammlung so vieler regierender Häupter erschien in den für sie prächtig decorirten Logen, das Orchester erhob sich von seinen Sitzen, ein dreimaliger Beifallsturm brach los durch den ganzen von Menschen gefüllten Saal, es war wieder ein recht erhebender Moment, aber er machte das Unglück unseres armen Oratoriums. Da der Hof mit Alarichen war empfangen worden, durfte dieses Beifallszeichen für Niemand und für nichts Anders mehr gebraucht werden, und so gingen denn die schönsten Tonstücke unklatscht, und wie es

sahen ungewürdigt vorüber. Es verbreitete diese scheinbare Nichtbeachtung eine erkältende Atmosphäre über die Künstler. — Lust und Eifer ließen nach, und ich, die als ein Mitglied des Chores freilich auf keinen persönlichen Beifall hatte rechnen können, fühlte dennoch mit den Ubrigen das Entmuthigende, das in dieser gänzlichen Stille und scheinbaren Theilnahmslosigkeit des Publikums lag. Diese Bemerkung machte es mir begreiflich, welchen unendlichen Werth der Beifall des Publikums für den Schauspieler haben, und wie selbst dessen Leistungen dadurch gesteigert werden müssen. Wahr ist es zwar auch, daß der Text und Gegenstand unsers Oratoriums, trotz aller Gediegenheit der Komposition und des tiefen Ausdruckes der einzelnen Theilstücke, sich nicht recht für eine festliche Gelegenheit passte. Es war der Tod Samsen's — dieser aufopfernde Tod, der von Vaterlandsliebe und Rachegefühl herbeigeführt, seine Feinde mit sich selbst zugleich zu Grunde richten wollte, und der letzte wunderschöne Trauerchor: „Pflücket Vorbeern, Blumen pflücket, streut sie auf des Helden Grab,“ konnte nicht anders als einen höchst ernsten feierlichen Eindruck zurücklassen, und so war es mitunter auch wohl die Wahl dieses Oratoriums selbst, was seinem Zwecke, Freude und Heiterkeit zu verbreiten, hinderlich war. Auch sagte mir Pichler, als wir nach geendigter Musik nach Hause gingen: „Wenn ihr einmal an einem Chorfesttag etwas aufführen wolltet, so könntet ihr diesen Sam-

son wählen,^a und ich mußte gestehn, daß er nicht Unrecht habe.

Die glänzendsten Feste schienen mir stets jene, bei welchen das gar so schöne Locale des Reitschulsaales in Anspruch genommen wurde, z. B. jene *Bals parés*, bei welchen die Räume dieses und der beiden Redoutensäle so wie der dazu gehörigen Zimmer, kaum für die geladene Menge hinreichte, und der Hof nebst allen seinen hohen und niedern fürstlichen Gästen, im größten Staat, durch die ehrerbietig weichende und ebenfalls glänzend gepugte Versammlung in einer Pelonaise daher schritt, der Kaiser von Rußland unsre Kaiserin, unser Kaiser die russische Kaiserin führend, dann die Könige von Preußen, Dänemark, Württemberg, Baiern u. s. w. nebst zahllosen Großfürsten, Herzogen, Prinzen u. s. w. Unstreitig waren Figur, Anstand, Haltung und sogar auch die Jahre viel vortheilhafter bei den beiden mächtigsten Monarchen, die unserm Kaiser damals am nächsten zur Seite standen, und auch mit ihm die Hauptpersonen des großen geschichtlichen Dramas waren, das sich damals vor den Augen der bewundernden Mitwelt entrollte. Dennoch fühlten nicht bloß wir Österreicher, sondern auch die Fremden gestanden es zu, daß in der schwäch-
tigern Person, in der einfachern Haltung unsers Kaisers eine Art von fürstlicher, ja wahrhaft kai-
serlicher Würde mit väterlichem Wohlwollen vereint,

3

sich zeigte, welche ihn in einem geziemendern Licht als seine beiden jüngern wohlgebildeten Gefährten erscheinen ließ, waren der Eine, Kaiser Alexander, zu viel vom modernen Elegant, der Andre, Friedrich Wilhelm von Preußen, zu viel von steifer Soldatenhaltung hatte.

Da, nachdem die deutsche Freiheit wieder erkämpft, das Fremdenjoch gebrochen war, in Vielen die Hoffnung lebte, Alles oder doch das Meiste im Vaterland wieder in die alte Ordnung zurückkehren zu sehen, und da um jene Zeit die schon früher durch die Bemühungen der Gebrüder Schlegel und Tieck's, der Brüder Grimm, Hagen's, La Motte Fouqué's, u. s. w. erregte Liebe fürs romantische Mittelalter und seine Sitten sehr weit und tief in Deutschland um sich gegriffen hatte: so war es ganz natürlich, daß auch die deutsche Tracht, und eigentlich eine Nationaltracht, die uns von dem gefährlichen Einfluß der französischen Moden losgemacht hätte, zur Sprache kam, und für Viele ein Lieblingsgedanke wurde. Im Carnaval wurde ein Caroussel im Reitschulsale gehalten, wobei Cavaliere und Damen in prächtigen Costümen des Mittelalters erschienen und jene Gedanken noch mehr belebten. Die damalige Männertracht wurde im Vergleich mit den Anzügen der frühern Jahrhunderte übel kleidend und vor Allem höchst unmalreich befunden, und der Wunsch sie nach jenen schönern

Mustern, so wie auch die Frauentracht umzubilden, lebte in vielen Gemüthern auf und bildete sich auch in dem Meinen mit Liebe aus. Ich schrieb einen Aufsatz über Deutsche Frauentracht, dem Herr Vertuch einen Platz in seinem damals sehr beliebten Modejournal einräumte, und überdies hatte ich mir vorgenommen, auf einer Redoute, wo alle hohen Herrschaften gegenwärtig seyn würden, mit meiner Tochter in solcher mittelalterlichen Tracht maskirt zu erscheinen und ein Gedicht auszutheilen, das ich zu diesem Behuf gedichtet und das die Ermahnung unsrer Ahnfrauen seyn sollte, welche mit Verwunderung jenes Caroussel geschaut, und ihre Enkelinnen aufforderten, sich deutsch zu kleiden. Das Gedicht begann so:

Lautes und ruhig haben wir geschlafen,
 Dreihundert Jahr' in unsrer Ahnen Gruft,
 Als plötzlich Fackelschein und Glanz der Waffen,
 Und Combeklang uns aus dem Schlummer ruft.
 Die Neugier treibt uns an uns aufzuraffen,
 Uns umzuschauen in der freien Luft.
 Da sehn wir wundernd fürstliche Gestalten
 Ein Ritterspiel nach unsrer Weise halten.

— — — — —
 — — — — —

O holde Tracht! Bild guter, frommer Zeiten!
 Wir grüßen dich mit freudigem Gefühl!
 Ein schön'res Dasein kann sich jetzt bereiten,
 Wir hoffen schon von deinem Anblick viel.

Doch siegreich mußt du erst ins Leben schreiten
 Nicht dienend bloß zu Mummerei und Spiel.
 Die Deutsche muß im deutschen Kleide prangen,
 Nicht mehr vom Ausland das Geseß empfangen.
 Das sollen unsre Fürstinnen uns geben,
 Mit hohem Sinn für deutschen Frauenstand.
 Sie, die als Vorbild längst schon vor uns schweben,
 Geliebt, verehrt in dem beglückten Land.
 Nicht Modethorheit nur ist unser Streben,
 Mit mancher stillen Tugend ist's verwandt.
 Es kehrt ein bess'rer Geist und frömm're Sitte
 Vielleicht mit dieser Tracht in unsre Mitte.

Das war unser Versatz, aber wie es mir denn in jener Zeit öfters erging, den Tag vor der Redoute bekam ich wieder Migraine und Kopfschmerz und an den Ball war nicht zu denken. Die Verse aber erschienen in einer Zeitschrift.

So waren wir denn alle recht fröhlich und guter Dinge und ich hatte beabsichtigt, einen kleinen Ball zu veranstalten und bereits Viele meiner Bekannten dazu geladen, als ein durchaus nicht vorzusehender Fall sich ereignete, von dem ich mit Schiller sagen konnte:

Wie wenn auf einmal in die Kreise
 Der Freude mit Gigantenschritt,
 Geheimnisvoll nach Geisterweise
 Ein ungeheures Schicksal tritt.

Meine Mutter war bisher, trotz ihrer hohen Jahre — sie zählte 75 — sehr gesund und an Körper und Geist außerordentlich kräftig gewesen. Nur ihre Augen waren seit langer Zeit schon so schwach, daß sie allem Lesen und Schreiben entsagen und ich für sie das Amt eines Secretärs und Vorlesers hatte übernehmen müssen. Dieß kostete mich viele Zeit, und wenn ich in früheren Jahren oft mit Betrübniß daran gedacht hatte, warum mir denn Gott nur ein einziges Kind geschenkt! so konnte ich mich später damit trösten, daß ich unmöglich die Sorge und Pflege für mehrere Kinder mit dem was ich meiner Mutter zu leisten hatte, vereinbaren hätte können.

Um jene Zeit nun, im Jänner 1815, befand sie sich noch sehr wohl, und erfreute sich des bewegten Lebens um sie herum, nur ein ganz unbedenklicher Husten, der sie seit einigen Tagen befallen hatte, störte sie bisweilen im Reden und in der Nachtruhe. Wir hatten ein Buch bekommen, das von magnetischen Kuren und Erscheinungen des Somnambulismus handelte. Wunderbare Krankheitsgeschichten waren darin nicht bloß erzählt, sondern mit Zeugnissen von berühmten und glaubwürdigen Männern, Ärzten u. a. belegt und bestätigt. Meine Mutter, die überhaupt sich sehr auf die realistische Seite neigte, verwies das Alles, so wie das Meiste, was sich nicht den Sinnen klar beweisen läßt, ins Reich der Träume. Mich hatten manche Erfahrungen ebenfalls sehr argwöhnisch gegen solche

magnetische Wunderkuren und Erscheinungen gemacht, jedoch dünkte es mich, man könnte solche Autoritäten, wie das Buch sie anführte, ohne zu große Anmaßung, nicht als ganz unstatthaft verwerfen; daher las ich meiner Mutter das Buch vor, und wir theilten uns unsere Gedanken und Bemerkungen darüber mit. Je weiter wir lasen, je mehr reizten die wunderbaren, und wirklich oft aller ruhigen Beurtheilung und Erfahrung spottenden Erscheinungen in diesen Krankheitsgeschichten meiner Mutter überhaupt nur zu leicht beweglichen Zorn. Sie ereiferte sich, sie sprach heftig, und obwohl ich ihr Recht gab, und durch keinerlei Widerspruch ihrer Eifer erhöhte, womit sie sich gegen diese Träumereien, wie sie ihr schienen, aussprach, gerieth sie doch, eben durch jenes heftige Sprechen in ein wirklich erschreckendes Husten, so daß ich sie bat, für jetzt lieber mit ihren gewiß richtigen Bemerkungen inne zu halten, und mich nur ruhig weiter lesen zu lassen. Das geschah denn auch — der Husten stillte sich wieder, und der Tag verging wie jeder andre still und ruhig. Abends — es war ein Dienstag, und daher kamen ziemlich viele Besuche — erwähnte meine Mutter gegen einen jungen Arzt, Dr. Pohl, der in unsrer Nachbarschaft wohnte und unser Haus fast täglich besuchte, des Buch's vom thierischen Magnetismus, das ihr den Morgen so viel Ärger verursacht hatte. Auch Dr. Pohl war größtentheils, obgleich nicht so unumschränkt als sie es vielleicht gewünscht hatte, ihrer Meinung. Der Gegen-

stand wurde nochmals mit großem Eifer und mit aller der Hefigkeit erörtert, welche, wie ich oft bemerkt habe, gerade diejenigen Menschen in ihre Debatten legen, welche die Sache des kühlen Verstandes gegen Schwärzerei, Begeisterung, Aberglauben u. s. w. zu führen meinen, was ich Intoleranz der Vernunft nennen möchte, die oft unnachsichtiger als der Enthusiasmus selbst ist. Abermals reizte die Hefigkeit des Sprechens den Husten auf, und abermals war meine Mutter gezwungen das Gespräch abzubrechen. Glücklicher Weise trat ein junger Offizier ein, der Sohn meiner verehrten Freundin, den der Frieden und der Kongress ebenfalls nach Wien zurückgeführt hatte, und bot der Gesellschaft einen Gegenstand angenehmer Unterhaltung, indem er sehr hübsche, in zierliche Verse gekleidete Räthsel vorlas, die jeder sich zu errathen bestrebte, aber nur Wenige trafen, indeß meine Mutter mit ihrem gewohnten Scharfsinn alle leicht lösete. Es ist dieß an sich ein unwichtiger Umstand, aber ich führe ihn nur an, um zu zeigen, wie geistig kräftig meine gute Mutter sich damals befand, und wie fern wir Alle davon waren, zu ahnen, was zwei Stunden darnach sich zutragen sollte.

Die Gesellschaft verließ uns um die gebräuchliche Zeit. Meine Mutter war noch aufmerksam auf kleine Vorbereitungen zum Nachtmahl, welches Dr. Pohl und mein Schwager Carl Kurländer, der bei uns lebte, gewöhnlich mit uns einnahmen. Fröhlich setzten wir uns Alle um den Tisch; — da ließ meine Mutter

den Köffel fallen, Pichler befahl seiner Tochter ihn aufzuheben; mit Erstaunen sahen wir, daß meine Mutter, die sonst freundlich für jede kleine Leistung zu danken pflegte, dieß geschehen ließ ohne sich zu regen — allmählig sank ihr Kopf tiefer — wir blickten sie erschrocken an — es hatte sie der Schlag gerührt! —

Wie mir in diesem Augenblicke war, kann ich nicht beschreiben. Es war der erste solche Fall; ich sollte noch einen zweiten erleben, der in vieler Hinsicht noch schmerzlicher, aber weil nicht so unvorbereitet, doch minder erschütternd war. Wir trugen die Mutter auf das nächste Bett. Sie gab kein Lebenszeichen, die rechte Seite war gelähmt, Dr. Pohl äußerte sich sogleich sehr bedenklich. Zwei nahe Ärzte, die gerufen wurden — der eine von ihnen Dr. Kust (später Präsident in Berlin), an den mich unser gewöhnlicher Arzt und alter Freund, Baron Türkheim wenden hieß, da er selbst unwohl war — erklärten dasselbe, was Dr. Pohl angedeutet hatte, daß hier nichts zu hoffen sei. Doch versuchten wir Einreibungen, Ziehpflaster, Arzneien. Das einzige Zeichen wiederkehrenden, obwohl nur dumpfen Bewußtseins, war der Widerwille, mit dem meine Mutter Alles von sich stieß, was man ihr geben oder anbringen wollte. Sprechen konnte sie gar nicht, und ihre Sehorgane, welche sonst durch jedes hellere Licht beleidigt worden waren, vertrugen jetzt ohne zu zucken den Schein der Kerzen, die man ihr bei der Hülfsleistung ganz nahe brin-

gen mußte. Späterhin — als der erste Tumult vorüber war — legte ich mich in meiner Trauer um sie, zu ihr aufs Bett, und sie umschloß mich mit ihrem linken Arm und drückte mich innig an sich. Das war das einzige Zeichen von hellerm Bewußtsein — der Abschied zwischen Mutter und Kind — für dieses Leben! Dort find' ich sie wieder.

Die Nacht verging wie man es denken kann. Am andern Morgen kam Baron Türkheim sogleich, aber sein Ausspruch lautete eben so trostlos: Hier ist nichts mehr zu thun! Man wünschten wir, daß ihr die Sterbesacramente möchten gereicht werden können. An ein Beichten und Communiciren war nicht zu denken, aber die letzte Ölung konnte ihr gegeben werden, und so ging mein guter Pächter eilig zu seinem Bruder, dem Pfarrer auf der Laingrube, meldete es in unsrer Pfarre, daß ein Fremder die geistliche Ceremonie verrichten werde, und wir konnten nur zu sehr aus der gänzlichen Apathie, mit der meine Mutter Alles geschehen ließ, und gar nicht über die Anwesenheit meines Schwagers befremdet schien, schließen, wie vollkommen gelähmt auch ihre Geisteskräfte seyn mußten.

So vergingen noch zwei ängstliche traurige Tage. Nicht genug danken konnte ich es meinen Freundinnen, die in dieser trüben Zeit mir redlich beistanden, und einigen jungen Ärzten, die damals unser Haus besuchten, und meine sterbende Mutter bei Tag und Nacht

nicht verließen. Am 21. Jänner endlich Abends um elf Uhr verließ ihr Geist seine unbrauchbar gewordene Hülle, oder schien sie wenigstens verlassen zu haben. In derselben Nacht aber war es mir plötzlich, als lege sich etwas Weiches, Warmes dicht an mich, und drücke sich fest mir an Hals und Brust. Mir war dabei sehr wohl und doch schauerlich zu Muth. Ich erwachte — es war gegen drei Uhr, und mein erster Gedanke rief mir jenen Augenblick zurück, wo meine Mutter mich vor drei Tagen zum letztenmale an sich gedrückt hatte. Gern daron, etwas behaupten zu wollen, was nur auf ungewissen Muthmaßungen und Möglichkeiten beruht, gibt es mir doch einigen Trost, daß Niemand mir beweisen kann, es sei nicht möglich, daß der Geist meiner Mutter, der vielleicht damals als die Ärzte sie für todt erklärten, ihren Körper noch nicht wirklich verlassen hatte, erst dann entschwebt sei, und der Tochter ein nochmaliges Zeichen ihrer Liebe habe geben wollen.

So hatte ich denn beide Ältern sterben gesehen, und Gott, der überhaupt so lange ich denken kann, gütig für mich gesorgt, und mir die Last der auferlegten, dem Menschen unausweichbaren Leiden nie hatte zu schwer werden lassen, hatte es so gefügt, daß ich bei meines Vaters Tode bereits vermählt, in der Liebe meines Mannes und in meinem Kinde großen Trost gefunden hatte, und jetzt stand mir diese schon erwachsene Tochter zur Seite, die, rein, liebenswürdig und viel-

versprechend herangeblüht, mir zu großer Hülfe und Unterstützung in jener trüben Epoche war.

Das Leichenbegängniß — das an die Stelle des projektirten Balles getreten war — war endlich auch vorüber. Ein paar Wochen vergingen, und obwol ich nicht in Gesellschaften ging, empfing ich doch wieder die Besuche meiner Freunde, aber durch lange Zeit ward in dem geselligen Kreise die Lücke gefühlt, die die Abwesenheit einer so geistreichen und in jeder Hinsicht verehrungswürdigen Frau in demselben gelassen hatte, und nur langsam fand sich Alles wieder in sein altes Geleise, bloß daß meine Gesundheit, die schon lange etwas gelitten hatte, durch die letzten Schrecken noch mehr erschüttert wurde, und es mehrere Monate dauerte, ehe ich mich ganz erholen konnte.

Die erste Theilnahme an den Vorgängen außer dem Hause ward mir hinsichtlich meines Stückes: „Ferdinand II.“ zugemuthet, das schon vor längerer Zeit bei der Direktion des Hofburgtheaters (welche damals Graf Ferdinand Pasffy führte) eingereicht war. Nun sollte es dort zur Aufführung kommen; da zeigte es sich aber, daß Rücksichten für ein leicht zu reizendes, und zu schonendes Nationalgefühl die Aufführung dieses Stückes auf diesem Theater nicht wohl zulässig machten. — Lange darnach wurde es unter dem Titel: „Christian von Dänemark,“ und mit dem gemäß veränderten Lokal- und Personenbezeichnungen, Ein- oder höchstens zweimal auf dem Theater an der Wien aufge-

führt. In dieser Gestalt, entkleidet von seinem eigenthümlichen Kostume, charakteristischer Individualität und vaterländischem Interesse war es aber ein wahres Umding. Ich sah es mir gar nicht an; denn ich hätte mich nur geärgert.

Der Februar 1815 war vergangen. Mein Haus wurde nach wie vor von meinen hiesigen Bekannten und vielen Fremden besucht, Alles schien geordnet, der Friede geschlossen; wir sahen einer ruhigen Zukunft entgegen, als eben wieder so plötzlich wie damals in meinen Familienverhältnissen, nun ein für das Allgemeine viel überraschenderer und entmutigender Schlag fiel und alle kaum beschwichtigten Stürme erneuerte.

Es war ein Abend, an dem ich Gesellschaft erwartete. Schon waren mehrere Damen und Herrn versammelt, als Graf Stolberg mit einer Miene, die Verstimmung und Misimuth ausdrückte, eintrat, sich an seinen gewohnten Platz neben dem Sopha setzte, und wenig oder keinen Antheil an der Unterhaltung nahm. Während ein lebhafteres Gespräch die übrige Gesellschaft in Anspruch nahm, flüsterte er mir leise zu: »Wissen Sie schon die Nachricht, die eben gekommen? Napoleon ist von Elba entflohen, und der Krieg beginnt von Neuem.« Noch sprachen wir — ich halb unglaublich und zweifelnd darüber, weil solche Gerüchte manchmal doch nur Börsespekulationen oder dergleichen absichtlich Verbreitetes sind. Bald aber trat Major Krouenthal vom Badischen Hofe ein, er näherte sich uns, und bestätigte die ge-

fürchtete Kunde, die nun durch noch andere Eintretende erzählt und der ganzen Gesellschaft zu ihrem nicht geringen Schrecken mitgetheilt wurde. In diesem Augenblicke war ich beinahe froh durch den Gedanken, daß meine arme Mutter, die durch die Wechselfälle der langen Kriege so oft und so tief erschüttert worden war, die Katastrophe, von der sich damals nur Unglück fürchten ließ, nicht erlebt hatte.

Indessen, das Schlimme was wir gefürchtet hatten, und mit uns halb Europa, ging nicht in Erfüllung. Die verbündeten Armeen sammelten sich aufs Neue und rückten gegen Frankreich vor — die hundert Tage begannen, verliefen — die Schlacht von Waterloo wurde geschlagen, Alles kehrte in seine vorige Lage zurück, und das furchtbare Meteor, das über Europa's Horizont emporgestiegen war, versank in eine einsame Insel des weiten Oceans, um dort nach einigen Jahren, ohne fernere Einwirkung auf die erschütterte Welt zu verlöschen. Wunderbares Geschick! Fingerzeig der Vorsicht, die sich dieses gewaltigen Werkzeuges bedient hatte, um ihre Pläne mit dem Menschengeschlecht auszuführen! Nun bedurfte sie seiner nicht mehr, und ließ sein Dasein spurlos enden, das durch mehrere Jahre der Leuchtstern, der Lebenspuls, das unumschränkte Gesetz Europa's gewesen war!

Um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, habe ich einige Ereignisse übergangen, die in dieselbe Zeit fielen, und eigentlich nicht in den Gang der Begebenheiten gehörten, die aber dennoch, besonders das letzte, welches Einfluß auf mein inneres Leben hatte, einen Platz in diesen Erinnerungen verdienen.

Eine ganz unerwartete und höchst erfreuliche Erscheinung war mir an einem Vormittag im Beginne des verflossenen Winters von 1814 — 1815 das plötzliche Eintreten eines lange entbehrten und sehr werthen Freundes, des damals im königlich sächsischen Finanzministerium angestellten Herrn Streckfuß, der, wie sich die Leser dieser Blätter erinnern werden, in den Jahren 1805 und 1806 zu den nächsten Freunden unsers Hauses und des kleinen Kreises, in dem wir lebten, gehört hatte. Die Auseinandersetzungen, welche der Frieden in den Finanzen der theilhaftigen Länder nöthig gemacht hatte, waren die Veranlassung, welche unsern Freund im Gefolge eines sächsischen Beamten, von Mititz, wenn ich nicht irre, damals nach Wien führte. Unsere und des ganzen Freundekreises Freude war sehr groß, nur leider war die Anwesenheit, die seine Geschäfte ihm hier gestatteten, viel zu kurz für unsere und wohl auch für seine Wünsche. Bald darauf trat er aus den Sächsischen in Preussische Dienste, erhielt eine Anstellung in Berlin, ebenfalls im Finanz-Departement, stieg mit mehreren Orden geschmückt dort von Stufe zu Stufe, und lebt nun als Vater von vier wohlgerathe-

nen Kindern und seit Kurzem als Großvater in einer sehr bedeutenden Stellung, die er ganz allein seiner Geschicklichkeit, Redlichkeit und Anstrengung verdankt, und zu der er sich vom unbedeutenden Hofmeister in einem Privathause durch eigene Kraft aufgeschwungen hat. Auch hat er, trotz eines ganz ernsten und nüchternen Berufsfaches, nie seine frühere Beschäftigung mit den Musen auf die Seite gesetzt, und seine Übersetzungen der italienischen Klassiker, so wie manche eigenen Arbeiten, zeugen von der strengen Benützung seiner Zeit, so wie von seiner ausgezeichneten Geisteskraft.

Sonderbar ist es, daß, vielleicht zufälliger Weise, mir so viele Dichter bekannt sind, die im finanziellen oder Kameralfache ihre Berufsarbeit suchten und fanden. So sind nebst unserem verehrten Streckfuß in Berlin, hier die beiden unvergeßlichen Brüder Collin bei der hiesigen Hofkammer angestellt gewesen; so gehören jetzt zu dieser Stelle: Grillparzer, Bauernfeld, Baron Schlecta, Baron Mell und der zwar nicht als Dichter aber als Mäler ausgezeichnete Herr von Habermann. Daß viele unserer bedeutenden Dichter Ärzte sind oder waren, wie Haller, Venaü, Frankl, Hornbostel, Feuchtersleben u. a. kann weniger befremden, da die Arzneikunde mit den Wissenschaften und der gesammten Literatur näher verwandt, und nach der Meinung der Alten, dem Schutze desselben Gottes, des Apollo untergeordnet ist.

Sehr passend reiht sich an diese Erwähnung aus der Dichterwelt die Erinnerung an den Sänger der Söhne des Thals und der Weihe der Kraft, den schwärmerischen aber gewiß achtbaren Werner an, der, als ich ihn 1807 kennen lernte, Kammersekretär in Warschau war. An einem frühern Orte habe ich auf den passenden Zeitpunkt verwiesen, um von seiner Erscheinung und Wirkung als Priester und Prediger zu sprechen. Dieser Zeitpunkt war nun im Jahr 1814 und 1815 gekommen. Als Katholik und Geistlicher war er nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren wieder nach Wien gekommen, hatte sich auf der Kanzel hören lassen, viel Aufsehen erregt und noch mehr Widerspruch gefunden. Endlich erfuhr ich, daß er (ich glaube es war im Herbst 1814) in einer benachbarten Vorstadtkirche predigen würde. Ich ging hin, ihn zu hören und fand im Bewundern- und Tadelnswürdigen alles ganz so, wie verständige Freunde es mir schon geschildert hatten. Ergreifende Gedanken, erhabene Schilderungen, höchst poetische Anschauungen, wechselten auf das Grellste mit ganz nüchternen, für den Ort gar nicht passenden Bemerkungen, mit fast lächerlichen Details ab. So erwähnte er in eben jener Predigt (in der Kirche im Lichtenthal) der Zerstörung Jerusalems durch den Kaiser Titus — den nämlichen Kaiser Titus, fügte er erklärend hinzu, den ihr hier auf dem Theater in der Oper vorstellten seht. Späterhin, wo von der Unzulänglichkeit ein-

gesner guter Regungen oder verdienstlicher Handlungen als einem Anspruch auf ewige Belohnungen die Rede war, sagte er: „Das wäre eben so, als wenn der Bettler, der im Evangelio ohne hochzeitliches Kleid erschienen war, seine Lumpen mit kostbaren Spitzenmanschetten, die er angehabt, hätte rechtfertigen wollen.“

Viele, viele solcher grellen und durchaus unpassenden Bilder, Gedanken, Bemerkungen, enthielten seine Predigten, und besonders liebte er es, die Tagesgeschichte und seine eigene Person mit einzuflechten. Er hatte aber ungeheuren Zulauf, und ich war ebenfalls unter seinen fleißigen Zuhörerinnen, obwohl meine Entfernung von der Stadt mir dies erschwerte. Denn damals war ich, zwar nicht jung, aber rüstig, kraftvoll und munter, und ein Gang von der Alservorstadt zu den Ursulinerinnen oder den Augustinern, bei denen er öfters predigte, das Warten und Stehen in der Kirche bis die Predigt anfing und während derselben, und dann die Rückkehr zu Fuß waren mir wenig beschwerlich.

Bei den Ursulinerinnen hörte ich ihn einst des heil. Augustinus mit vieler begeisterten Wärme erwähnen, und des Herzeleids, das dieser nachmals so große Mann in seiner Jugend durch ein wüstes Leben seiner Mutter gemacht hat. Werner schilderte dies mit lebhaften Farben, und schien tief ergriffen. Da klopfte ein mir unbekannter, aber sehr anständig gekleideter Mann mich leicht auf die Schulter, und sagte: Das

ist seine eigene Geschichte; und ich hörte später, daß dieser Unbekannte mir die Wahrheit gesagt habe.

Einer andern Predigt bei den Ursulinerinnen erinnere ich mich auch noch, wo er von den sieben heiligen Sakramenten sprach und sie, nach dem Text des Tagsevangeliums von den fünf Broden und zwei Fischen, mit diesen auf höchst sinnreiche Weise verglich. Fünf von diesen heiligen Gnadenmitteln nämlich, sagte er, sind gleich dem Brode, eine Nahrung für Jedermann: die Taufe, Firmung, das Sakrament des Altars, die Buße und die letzte Ölung; zwei davon sind, wie die Fische, eine nicht Jedem gedeihliche Speise: die Ehe und Priesterweihe. „Im Orient,“ fing er dann mit gehobener Stimme an, indem er sich auf die Kanzel mit beiden Armen lehrend, sich den Zuhörern gleichsam zu nähern und ihnen seine Rede recht ans Herz legen zu wollen schien — „Im Orient gibt es eine Frucht, die der heiße Sonnenstrahl zu solcher Reife und Köstlichkeit auskocht, daß sie den Geschmack und die Vorzüge aller übrigen Früchte in sich vereinigt, dieß ist die Ananas — und so ist auch Eins der Sakramente, welches alle Gnaden der Übrigen in sich schließt, und dies ist das Sakrament des Altars.“

Gar schön verglich er ein anderes Mal am Feste Allerheiligen den Himmel mit einem herrlichen Blumengarten, in welchem die Rosen der Märtyrer, von ihrem heiligen Blut gefärbt, prangen; die Lilien der Jungfrauen blühen; die

heiligen Einsiedler wie bescheidene Weis-
chen sich verbergen, und endlich die Sonnenblu-
men der Patriarchen sich sehnüchzig der kom-
menden Heißsonne zuneigten, noch ehe sie erschie-
nen war.

Besonders merkwürdig war mir eine solche Pre-
digt bei den Jesuiten „am Hofe.“ Ich war mit der Ba-
ronin Richler wie schon öfters hingegangen, um Wer-
ner zu hören. Es war im Advent über den Text jenes
Evangeliums von den Predigten Johannis, welche
Pharisäer und Sadducäer zu hören gingen, freilich
nicht um sich zu erbauen, oder die Ermahnungen zu
benützen. Mit nicht ganz bescheidener Hindeutung, wie
mich dünkt, verglich er sich selbst dem heil. Johannes,
indem er, unter den Sadducäern die Weltmenschen
verstehend, sagte: sie seien in Johannis Predigten ge-
gangen um sich zu desennuniren und die Pharisäer
(die Geistlichen nämlich) um zu sehen, wie er das
Handwerk treibe. Bei dieser Stelle, so wie später
bei einer andern, wo er von dem heil. Franz Xaver
sagte, er sei in seiner Zeit der beste Tänzer
in Paris gewesen; sah ich mehrere Personen und
besonders einige junge Männer, die nicht weit von
uns standen, lachen. Ich selbst fühlte mich nichts we-
niger als erbaut durch solche Stellen, und bei der von
den Sadducäern stieß ich meine Gefährtin leise an,
indem ich sagte: das gilt uns!

Und in derselben Predigt, deren Beginn mir so wenig passend und des Gegenstandes würdig vorgekommen war, erhob sich derselbe Mann zuletzt in wahrer begeisterter Andacht, indem er von der göttlichen Langmuth sprach, welche den Sünder lange erträgt, und oft an sein Herz klopft, um ihn zur Sinnesänderung, zur Buße einzuladen. „Wird sie ihn aber immerfort ermahnen? wird sie gar nie aufhören an sein Herz zu pochen? — Nein! Nein! rief er endlich mit donnern-der Stimme: es kommt ein Tag, wann sie den Sünder verläßt und ihn dem ewigen Verderben preis gibt.“ Hierauf schilderte er dies mit furchtbaren Farben; dann erhob er beide Hände gefaltet wie im brünstigen Gebet, und rief: Ich will hoffen, ja ich will zu Gott hoffen, daß dies noch bei keinem der hier Anwesenden der Fall ist u. s. w. — Der plötzliche Schwung den seine Rede bei dieser Wendung des Ganzen nahm, die Energie mit der er von jenem: Nein! Nein! angefangen sprach, riß alle Zuhörer unwillkürlich mit sich fort, und ich sah Thränen in den Augen derselben jungen Leute, die im Anfange der Predigt gelacht hatten.

Von diesem Geistlichen und ausgezeichneten Manne, und von Erinnerungen religiöser Art ist der Übergang zu einem verwandten Gegenstande, nämlich zu der Einwirkung, welche, ungefähr um eben diese Zeit, von einem andern, ebenfalls diesem Staude angehörigen

Manne auf mein Inneres und auf die Richtung meines Gemüthes geschah, natürlich und passend.

Der Leser wird sich erinnern, daß mein Gemüth von Kindheit an nicht unfrohm gewesen, daß religiöse Gedanken und Gefühle mich gern und oft beschäftigten, und daß ich besonders seit ich mehr von mir selbst abhing, auch die äußern Gebräuche der Kirche, in welcher ich geboren und erzogen worden, gern mitmachte. Es war eine Zeit, da dies so sorgfältig auch von mir nicht geschah; es war jene Zeit des öffentlich zur Schau getragenen Unglaubens, als das Beispiel und die Grundsätze von Personen, die sonst die allgemeine Achtung im höchsten Grade verdienten, so wie eine falsche Schaam für beschränkt oder gar für bigot zu gelten, mich dann und wann abhielt, die Ceremonien des katholischen Gottesdienstes insofern sie in meine Willkür gestellt waren, (denn die Messe am Sonntag versäumte ich schon des Beispiels für meine Hausleute wegen niemals) mitzumachen. In meiner Ältern Haus kamen viele Leute, die entweder geradezu gar nichts glaubten, oder die, wenn ein wahrhaft religiöses Gefühl in ihnen wohnte, durchaus alle geoffenbarten Wahrheiten verwarfen und eigentlich reine Deisten waren. Es gab unter diesen aber so manche höchst verehrungswürdige und streng-rechtliche Menschen, daß ich sehr natürlich zu der Ansicht gelangen mußte, man könne auch ohne positive Religion recht pflichtmäßig und würdig handeln. Hierzu gefüllten sich denn so viele Eindrücke,

die ich durch Umgang und Lektüre erhalten, und die mir das Priestertum, die Hierarchie, den furchtbaren Kampf dieser letztern mit der weltlichen Macht als etwas ansehen machten, das nachtheilig auf die Menschheit eingewirkt. Vieles trug dazu der Umstand bei, daß in der Periode des Kaisers Joseph selbst die Bücher, aus denen die Jugend ihren Unterricht empfing, größtentheils von Protestanten verfaßt waren, welche überhaupt seit 300 Jahren, nämlich seit der Reformation, das große Wort in Deutschland führten. So lernten wir Geschichte aus Schröckh, Naturgeschichte und Geographie aus Ruff's Büchern, und sehr wohl erinnere ich mich noch, daß schon damals meine patriotische Gesinnung sich beleidigt fühlte, wenn bei Ortsschaften in Böhmen oder Sachsen, die durch irgend eine Schlacht zwischen Oesterreich und Preußen berühmt waren, die Siege der Preußen immer mit vollem Munde geriefen, und die unsrigen nur kurzweg angezeigt wurden. Dies war im Grunde doch auch der Antagonismus der Reformation gegen die katholische Religion; denn Preussenthum und Lutherthum ist so ziemlich Eins, und der König von Preußen wird eigentlich von den Protestanten als der Defensor ihres Glaubens, ja als ihr Pabst betrachtet!

So tief und innig auch mein religiöses Gefühl schon seit meiner Kindheit gewesen: so hatte es doch oft Zeiten gegeben, in denen dies Gefühl durch wenige äußere Übungen, wie oben gesagt, unterstützt und angefacht,

durch schädliche Lektüre erschüttert, durch Zweifel beunruhigt worden war. Mehr als einmal hatte sich daselbe durch gnadenvolle Einwirkungen göttlicher Langmuth wieder zurecht gefunden, und nachdem die politischen und äußern Stürme sich rings um uns zu legen anfingen und ein still geregelter Lebenslauf beginnen konnte, fing auch mein Geist an, sich nach innerer Ruhe und Beschwichtigung in gegründeter Sicherheit zu sehen. Sichtbar hatte die Vorsicht die Begebenheiten, die Geister der Menschen, den Sinn der Gewalthaber zu Einem großen guten Zwecke hingeleitet. Diese Einwirkung war nicht zu verkennen, und der anerkennende Dank dafür öffnete das freudige Herz den milden Einflüssen der Religion, so wie schon früher Druck und Unglück uns gedrängt hatten, uns vom Allzumateriellen zur Idee zu erheben, wie eben unser Dichter J. Werner gesungen hatte.

Es bildete sich in mir ein bestimmtes Sehnen nach den Tröstungen und Gnadenmitteln der Religion aus, und schon einige Zeit vor der Periode des allgemeinen Friedens setzte sich der Entschluß in mir fest, mich um einen würdigen Beichtvater für meine Tochter und mich umzusehen, weil ich dieß für einen wesentlichen Theil der Seelenführung ansah, und damals, so wie jetzt überzeugt bin, daß ein vernünftiger Geistlicher hierin sehr viel thun kann, und daß daher die Wahl des geistlichen Arztes mit eben der Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit geschehen sollte, als die des Leiblichen.

Hier aber zeigten sich mir sogleich nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Durch die Erziehung, welche ich im Hause meiner Ältern empfangen, durch den stäten Umgang mit Menschen von hoher geistiger Ausbildung, durch die Ansichten und Grundsätze, welche ich diese so oft hatte äußern hören, war ich selbst auf einen Punkt der geistigen Ausbildung geführt worden, der es mir höchst wünschenswerth machte, in dem Priester, welchen ich zu meinem Beichtvater erwählen sollte, einen überlegenen Geist zu finden, der in wissenschaftlicher Tiefe mir voranginge, in moralischer würdig und rein vor mir stände, und in religiöser weder durch krasse Mönchsbegriffe meinen Verstand, noch durch modernen Rationalismus mein warmes Gefühl verletzte. Wohl fühlte ich, daß bei dem Kulturstande, der im Allgemeinen unter unserer Geistlichkeit herrschte und vermöge dessen sie sich unter die beiden letztgenannten Nüancen theilte, jene Forderungen schwer zu erfüllen seyn werden. Und dennoch empfand ich bestimmt, daß ich einen solchen Beichtvater finden müßte, wenn mein Zweck, die Wirren und Zweifel, welche meinen Verstand beunruhigten, geschlichtet zu sehen und auf einen festen Pfad des Heils zu gelangen, erreicht werden sollte. Oft wandte ich mich deswegen im Gebete an Gott, und er verließ mich nicht, der gütige Menschenvater und Hüter, er sandte mir weisen ich bedurfte, und das kam so von ungefähr, so wie von selbst, daß ich es für nichts anderes als eine wahre Manifestation der göttlichen Gnade

ansehen kann, wodurch mir Kund ward, wessen ich damals so sehr bedurfte.

Herr von Hammer — damals noch nicht mit allen den Würden, Orden und irdischen Gütern überhäuft, die ihm seitdem wohl verdient zu Theil geworden sind — war doch schon damals (im Jahre 1813 oder 1814) einer unserer ausgezeichnetsten Gelehrten, und das darf ich mir wohl mit frohem Selbstbewußtsein sagen, ein treuer Freund unseres Hauses. Da seine Schriften, wie sein Umgang mich stets einen Mann voll religiösen Gefühls, wenn gleich vielleicht nicht in ganz christlichem Sinne, in ihm ahnen ließen, so brachte ich, als ich einmal allein mit ihm sprach, die Rede auf meinen Wunsch, einen verständigen und wahrhaft frommen Geistlichen zu finden, dem ich meine und meiner Tochter Seelenführung anvertrauen könnte. Hammer nannte mir sogleich einen Pater Marcellian aus dem Franciscaner-Orden, und bei Nennung dieses Namens standen plötzlich alte Erinnerungen aus der Josephinischen Periode in mir auf; da dieser Geistliche durch seine geläuterten Religionsbegriffe wie durch seine Gelehrsamkeit sich manche Verfolgungen von seinen Ordensbrüdern zugezogen hatte, ohne darum wie ein Eulogius Schneider, Innocenz Gessler, oder Reinhold den drückenden Fesseln durch einen verbrecherischen Schritt zu entfliehen, und in noch verletzenderer Gewaltthat auch den angestammten Glauben zu verläugnen. Dies alles erwog ich jetzt bei mir — Hammer's Empfehlung,

Wichler's Memoiren. III.

eines so würdigen und freundlich gesinnten Mannes, die Erinnerung an den Ruf, den sich Pater Marcellian vor mehr als 25 Jahren schon in Wien erworben, selbst die Beständigkeit und Kraft, womit er unter einem harten Drucke ausgeharrt, indeß jene sich ihm widerrechtlich entzogen — alles dies bestimmte meinen Entschluß. Durch des schätzbaren Freundes Vermittlung näherte ich mich dem würdigen Seelsorger und fand Alles in ihm, wessen mein Geist und mein Gefühl bedurften.

Schon lange ist mir der fromme Mann in eine bessere Welt vorangegangen, und ich war und bin außer Stande, ihm Alles das zu lohnen, was ich ihm für mich und mein einziges geliebtes Kind verdanke; denn sein strenger Orden und seine eigene unabhängige Gesinnung machten es mir unmöglich, ihm meinen Dank durch irgend eine kleine Aufmerksamkeit oder Gefälligkeit zu beweisen. Aber nachrufen darf ich ihm denselben in das Reich des Lichts, dessen verkannter Bürger er damals schon war, und dessen volle Seligkeit er jetzt, in dasselbe aufgenommen, genießt, aus warmer tiefer Seele; und seine milden Züge, die mich von der Wand, meinem Schreibtische gegenüber, mit schmerzlichem Leidenszuge anlächeln, rufen mir alle die tröst- und erhebungs-vollen Augenblicke, die sanften Ermahnungen, die weisen Lehren, welche ich von ihm hörte, ins Gedächtniß zurück.

Wie ein erfahrener und einsichtsvoller leiblicher Arzt schnell die Krankheit und ihre Ursache erkennt, so erkannte auch dieser vielerfahrene und psychologisch-scharfsichtige Mann den Gemüthszustand seiner Pflegebefohlenen sogleich, sprach mit Bestimmtheit aus, was in ihren Seelen vorging, und gab ihnen die besten Vorschriften an die Hand, wie sie den offeneren oder geheimern Feind in der eigenen Brust bekämpfen sollten. Oft habe ich mit Staunen und stiller Beschämung ihn die geheimsten Falten meines Gemüths entwickeln und mir über das was in mir vorging Belehrung geben hören. Auch hatte er in diesem Fache außerordentliche Praxis, denn nicht allein im Beichtstuhl, sondern auch an Kranken- und Sterbebetten, beim Unterricht der Jugend und in trüben Familienangelegenheiten war P. Marcellian als vielfach gesuchter geprüfter Rath, Tröster, Lehrer und milder Freund in ganz Wien bekannt und geehrt.

Durch ihn wurde ich mit den Schriften der christlichen Weisen St. François de Sales und Fénelon bekannt, die mir nun seit mehr als 25 Jahren eine unerschöpfliche Quelle des Trostes, der Belehrung, Erbauung und des Segens geworden sind. Ihnen verdanke ich so viel Gutes, so viele Befestigung auf dem zuerst wankend betretenen Pfade, so viel Kraft und Ergebung, daß ich auch ihnen in die Auen des Friedens meinen Dank nachrufen möchte, wenn ich nicht bedächte, daß sie sowol als mein guter väterlicher Freund P. Mar-

cellian dort besser als wir hier im Dunkeln Tappenden wissen, wie es mit uns steht und was wir von ihnen gelernt oder nicht gelernt haben.

Wer und noch mehr nach P. Marcellian's Tode, der im Jahre 1821 oder 1822 erlosch seyn mag, da ich ihn in der letzten Zeit seiner Hinfälligkeit nicht mehr sehen und sprechen konnte, habe ich wieder längere Zeit nach einem Nachfolger desselben gesucht und endlich einen zwar nicht vollkommenen Ersatz für den Hingegangenen, aber doch nach einander ein paar würdige Priester in unserer Nachbarschaft gefunden, die bei vielen guten Eigenschaften, dem Verewigten aber an ausgebreiteter Gelehrsamkeit und ehrwürdigem Alter nachstanden. Es ist dies letzte, wenn man es genau betrachtet, wohl eine Nebensache, indessen, da ein höheres Alter auch längere Erfahrungen und ruhigere Uebersicht des Lebens mit sich bringt, und das Verhältniß des Weichtigers zum Weichkinde doch auf eine gewisse Art ein Väterliches seyn soll, so gab das weit vorgerückte, das meinige überragende Alter des P. Marcellian ihm auch noch diesen Vorzug. Aber freilich muß man, wenn man sich nahe an den siebenzig Jahren befindet, darauf verzichten, leicht einen auf diese Weise väterlichen und noch in seinen Seelsorgerpflichten thätigen Mann zu finden.

Es war ungefähr um diese Zeit als ich durch die Briefe meines Freundes, Baron Merian, die erste Kunde von zwei der merkwürdigsten Erscheinungen in unserer literarischen Welt, nämlich von den beiden englischen Dichtern Walter Scott und Byron erhielt. Er schickte mir einige Gedichte des Letztern in Abschrift, und schilderte mir die Arbeiten des Erstern auf eine so richtige und anerkennende Weise, daß ich noch viel mehr Verlangen fühlte Walter Scott's Dichtungen kennen zu lernen als die des Lords, obgleich die tiefe und dunkle Glut, welche aus diesen sprühte, und der Reichthum von Gefühlen, Gedanken und Bildern in denselben jeden Leser mächtig ergreifen mußte. Sobald ich konnte, suchte ich mir die versificirten Erzählungen Scott's: den „Gesang des letzten Minstrels,“ den „Fürst der Inseln,“ die „Dame vom See,“ zu verschaffen, und kaufte sie mir sogleich. Später erhielt ich dann, theils durch Herrn von Hammer, dem ich zuerst von diesen beiden Schriftstellern sprach, theils durch Andere, den Ivanhoe, Waverley und so nach und nach, wie sie erschienen, wenigstens die meisten seiner Romane, und jeder war ein hoher tief ergreifender Genuß für mich. Es war nicht bloß die Treue und Echtheit in der Schilderung vergangener Zeiten und Zustände, welche uns gleichsam mitten in jene längst verschwundene Welt versetzten; es war auch die Natur und tiefe psychologische Wahrheit dieser Charaktere und Seelenstimmungen; es war endlich der Reiz einer spannenden Verwicklung

und überraschenden Auflösung der Begebenheiten, der oft echt dramatische, ja ich möchte sagen theatra-
 lische Effekt mancher Situationen, vor allem aber war
 es das edle Gemüth, das reinmenschliche Gefühl des
 Autors, welches mich beruhigend, zuversichtsvoll, er-
 munternd und erhebend aus seinen Dichtungen ansprach.
 Man fühlte unwillkürlich, daß nur ein durchaus guter,
 rechtlicher und wahrhaft einsichtsvoller Mensch so den-
 ken, so gerecht, so klar und so mild zugleich die Men-
 schen beurtheilen und schildern könne, wie Walter Scott
 sie in seinen Werken auffaßt und darstellt. Da ist kein
 so verruchter Verbrecher, so lächerlicher verkehrter Cha-
 rakter, der nicht durch einen Faden rein menschlichen
 Gefühls, durch einen Zug weicher Empfindlichkeit mit
 der bessern Menschheit zusammenhinge; da ist hinwie-
 der kein noch so edler erhabener Mensch, der nicht durch
 irgend eine Schwäche, oder eine zu wenig gebändigte
 Leidenschaft der menschlichen Gebrechlichkeit ihren Zoll
 entrichtete. Im Allgemeinen aber muß jedes richtig ge-
 bildete Gefühl sich von Walter Scott's Schilderungen
 zu seiner Persönlichkeit hingezogen fühlen, und wahrlich
 Alles was uns Zeitungen, Journale und gebiegnere
 Werke in Schilderungen von Walter Scott's häusli-
 chem und Familienleben erzählen, was und wie wir
 es durch seines, selbst hochachtbaren Schwiegersohnes,
 Herrn Lockhart's Buch erfahren, dient nur dazu, den
 Eindruck, den Scott's Schriften und seine daraus her-
 vorgehende Persönlichkeit auf ein unbefangenes Ge-

müch machen müssen, zu bestärken, zu beleuchten und zu rechtfertigen.

Von ganz anderer — und in mancher Hinsicht von ganz entgegengesetzter Art war der Eindruck, den, wenigstens auf mich, Lord Byron's Schriften gemacht haben. Blendend, überwältigend, erschütternd wirkten im ersten Augenblick seine Schilderungen, seine leidenschaftlichen Bilder und Ausdrücke auf mich. Sie drangen tief in mein Innerstes, sie regten es auf, sie beschäftigten meine Phantasie. Aber dennoch fühlte ich eben so bestimmt ein Grauen vor diesen heimlichen Unthaten, verbotenen Gelüsten, rastlos wilden Leidenschaften, Mordmorden und offenbaren Verbrechen, welche diese Dichtungen schilderten und in denen zu wühlen, sie den Thätern nachzuempfinden, sie recht deutlich auszumalen der Verfasser eine Art von dämonischer Lust zu finden schien. Diese Bewunderung und dieses Grauen zugleich lösete sich, wenn ich länger darüber nachsann, in eine Art von mitleidigem Gefühl auf, daß so ein hochbegabter Geist, durch widrige Schicksale, vielleicht durch unbändige Leidenschaften, durch einen über Alles sich aufbauenden Stolz zu dieser innern Zerrissenheit und Menschenverachtung gekommen war, in welchen Stimmungen er gleichsam der Stifter jener unseligen Sekte der Zerrissenen unserer Zeit, das Vorbild der vom Unglück verfolgten Dichter geworden ist. Traurig ist es nur für die Hörer oder Leser dieser nachgeahmten Klagen, daß wohl die Unzufriedenheit, die ungemessenen Ansprüche,

der aufbäumende Stolz; überall — aber leider nur selten oder nur in einzelnen Anklängen etwas von dem hohen Genius und dem göttlichen Feuer seiner Dichtkunst bei seinen Jüngern und Nachbetern zu finden ist. —

Was uns des Verds Freund, Herr Thomas Moore, in seinen „*Notices*“ über den Verewigten sagt, erklärt manches im Charakter und rechtfertigt oder entschuldigt manches in den Handlungen des jungen, leidenschaftlichen, hochbegabten und hochgestellten Mannes, der ganz allein in der Welt stand, nicht einmal die Liebe seiner Mutter besaß und kein befreundetes Haus hatte, in dem er sich heimisch fühlen konnte. Aber ich muß gestehen, daß die Liebe und Sorgfalt, mit welcher Moore jeden Lichtpunkt im Charakter seines Freundes hervorzuheben, jeden Schatten zu verbergen oder zu entschuldigen strebt, nur unwillkürlich den Darsteller werthet als den Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat.

Von den Werken Byron's, die ich zuerst las, zog mich der „*Corsair*“ sehr an, und es machte mir Vergnügen, mich an die Übersetzung desselben zu wagen. Da ich mich natürlich sehr mit diesem und den übrigen Gedichten Byron's beschäftigte, wurde es mir sehr wahrscheinlich, daß Lara eine Fortsetzung des Corsair sei, daß der Fremde, der bei dem Feste, wie er Lara erblickt, 'tis he! ausruft, in ihm den Conrad erkannt habe, und der

treue Kaled Niemand als die unglückliche Gelnare sei, welche ihm in Männerkleidung gefolgt war. Da ich eben zu jener Zeit auch Scott's Werke las und ein paar Kleinigkeiten daraus übersezte, drängte sich mir die Bemerkung auf, daß es eigentlich zweierlei Englisch gäbe, oder vielmehr, daß nach der Sinnesart und Richtung der Autoren, der Eine sich mehr der französischen oder lateinischen Bezeichnungen der Dinge, der andere mehr der deutschen bedient, ich möchte sagen: der Eine schreibe ein normännisches, der Andere ein angelsächsisches Englisch; denn aus diesen zwei Grundstoffen ist diese Sprache zusammengesetzt, wie denn auch sehr viele Worte, besonders die, welche konkrete Gegenstände bezeichnen, zweierlei Ausdrücke haben, z. B. Waterfall und Cataract, Well und Fountain, Earl und Count, House und Mansion etc. etc.

Scott bedient sich mehr der angelsächsischen, Byron der normännischen Bezeichnungen. Des Erstern Ausdruck, Ansicht, Sinnesart ist überhaupt dem Deutschen näher, und so habe ich es viel leichter gefunden, etwas von ihm in's Deutsche zu übertragen, und manchmal Wort für Wort und in einzelnen Fällen sogar den Klang der Reime mit herüberschreiben zu können.

Ich ergreife den Faden der Erzählung wieder im Frühling von 1815, als ich mich anschickte, die Baronin Jay, ihrer freundlichen Einladung gemäß, in Buzschau auf ihrem Schlosse, einige Stunden hinter Pressburg zu besuchen, wohin sie mich diesen Winter, den sie des Kongresses und seiner Freunde wegen in Wien zugebracht, eingeladen. In ihrem Hause traf ich denn auch mit großem Vergnügen die beiden Schwestern Theresie und Wilhelmine Artner wieder, die ich in Zinkendorf das Jahr vorher kennen gelernt, und Frau von Neumann, die Gemahlin eines Offiziers der kaiserlichen Garde, eine Frau, ebenfalls in mittleren Jahren wie Theresie, und eine Jugendfreundin derselben, die mit ihr vereint, die Feldblumen auf Ungarns Fluren, gesammelt von Mina und Theone, herausgegeben hatte. Marianne, so hieß Frau v. Neumann, war eine sehr verständige, gebildete und in jeder Rücksicht achtungswerthe Frau, aber jene anspruchslose Güte, jenes offene und doch so bescheiden milde Wesen, welches in Theresens Erscheinung lebhaft und innig ansprach, besaß Marianne nicht. Es war eben eine andere Eigenthümlichkeit, so wie Marie (die Baronin Jay) und Wilhelmine Artner ebenfalls ganz verschieden von jenen beiden, und doch alle vier in den Grundzügen, nämlich in Trefflichkeit der Denkart, hoher Geistesbildung und praktischer Herzensgüte ganz überein kamen. Mir war dieser Kreis den Winter über sehr werth und nahe befreundet geworden. Ich folgte also

willig der freundlichen Aufforderung, besonders da der Verlust meiner theuren Mutter mir in diesem Stück eine traurige Freiheit gegeben hatte.

Die Schlacht von Waterloo war vorüber, und die Nachricht davon hatte großen Jubel hervorgebracht. Mir persönlich hatte indeß dieser Jubel lächerlicher Weise Schaden gethan. Ich war um einen echten Shawl mit einer Shawlhändlerin im Verkehr. Die Waare war in Einlösungsscheinen zu bezahlen, und an einem bestimmten Tage sollte ich den Shawl erhalten und das Geld hergeben. Nun aber kam gerade an diesem Vormittag die Siegenachricht, der Kurs stieg, die Einlösungsscheine hoben sich bedeutend im Werth und mein Shawl kostete Nachmittags um 50 bis 60 fl. mehr als er noch Morgens gekostet haben würde. Aber wie gern ertrug man solchen Verlust, und fand ihn eigentlich komisch! Auch erwähne ich seiner nur, um einen Begriff von dem damaligen Schwanken unserer finanziellen und daher auch ökonomischen Verhältnisse zu geben, die in so manchen Familien bedeutenden Verlust oder Entbehrungen verursachten.

Ein langjähriger und mir sehr geschätzter Bekannter, der Feldkriegskommissär von Romano, den ich seit meiner frühesten Jugend kannte, da er der Sohn wertheter Freunde meiner Ältern und sogar meines Vaters Taufpathe war, nach dem er auch Franz von Sales hieß, Wilhelminen's von Artner Freund und längst designirter Bräutigam, bot sich uns zum Begleiter nach

Buchen an, wo er seine Geliebte und künftige Braut besuchen wollte. Sehr gern ergriffen meine Tochter und ich dieses Anerbieten. Pichler konnte uns, seiner Geschäfte wegen, nicht begleiten, aber er versprach uns in Pressburg abzuholen, und so reiseten wir an einem herrlichen Juniusmorgen mit Landkutschersperden ab, und fuhren gleich hinter der Leopoldstadt über die Donau, dann durch's Marchfeld bis Schloßhof, wo wir über Mittag blieben. Der Stadtschiff, welcher hier befehlt, war Nemano's Freund, er führte uns in den kaiserlichen Stallungen und endlich im Schlosse umher, das nach dem Geschmack der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vom großen Prinzen Eugen mit Feldherrnblick auf einer weiten Fläche, die Umgegend dominirend, erbaut worden ist und das er einst bewohnte. Wir besahen seine Zimmer, die wohl seitdem — es war nahe an hundert Jahre — manche Veränderungen mochten erfahren haben. Aber ein Schrank von altrömischer Form, der jetzt als Necoco schon deshalb geschätzt werden würde, bewahrte noch bestimmter kostbare Andenken des erhabenen Mannes, dem er einst gedient. Der Schrank war ein sogenannter Aufszugkasten, der unten Schubladen, dann ein schiefes herauszulegendes Pult, und oben in dem eigentlichen Aufzuge viele größere und kleinere Fächer und Schubladen hatte, auf denen noch die Etiketten von des Prinzen eigener Hand, auf schmale Papierstreifen geschrieben, angebracht waren. Es ist ein eigenes Gefühl, nach so langer Zeit ein solches Ueberbleib-

sel der Vergangenheit und solche Spuren einer ehemaligen berühmten Wirkksamkeit zu betrachten, das sorgfältig bewahrt, gerade so aussah, als ob der Prinz — der Held, dieser Sieger von Zenta und Zalanfemen, die Hauptstütze der österreichischen Macht — gestern noch an demselben gesessen hätte.

Nachdem wir mit vielem Vergnügen diese Ausflüchte der Gegenwart und diese Reliquie der Vergangenheit betrachtet hatten, setzten wir unsern Weg gegen die von fern sichtbaren Berge oder vielmehr Hügel fort, an deren jenseitigem Fuße Preßburg liegt. Im Sommer, bei schöner Witterung ist diese Straße nicht unangenehm zu befahren, obgleich dem Auge auf der weiten Fläche des Marchfeldes wohl viele Dörfer und eine gedeihliche Kultur, nirgends aber — eben jenes Schlosshof ausgenommen, und dies auch nur seiner Erinnerungen wegen — irgend ein schöner oder merkwürdiger Punkt sichtbar werden. Im schlechten Wetter ist sie des fruchtbaren aber weichen Bodens wegen sehr schlecht.

So wie man sich der Hügelreihe nähert, die meist mit Wein bepflanzt ist, wird die Gegend hübscher. Es war Abend, als wir hinkamen, Alles in freundlichen Schimmer gekleidet, und sonderbar! wir bemerkten sehr viele Dufelsinken, die hier in der Nähe des Berges herumhüpften und durch ihr buntes Gefieder dem Auge angenehm auffielen. Endlich hatten wir auf dieser Straße die Höhe des Weingebirges erreicht, und nun lag jenseits eine recht schöne Landschaft zu beiden Sei-

ten der Donau verbreitet vor uns, drüben die Auen und weiter hin eine unabsehbare Fläche, diesseits die freundliche Stadt, am Flusse hin gedehnt, und mit ihren Häusern, aus denen der alterthümliche Dom hervorragt, auf den Hügeln hinauf bis zum gespenstischen Schloß steigend, das — seit dem Brand 1801 nicht wieder aufbaut, ohne Dach, ohne Abtheilung der Stockwerke, ohne Fenster und Thürme, wo „des Himmels Wolken hoch hineinsehen“ — mir wie ein großes schauerliches Lethengeriß vorkam, das von seiner Höhe auf die lebenvolle Welt unten hinabblickt. Das Alles vom Abendgold verklärt, sah sehr einladend aus. Wir übernachteten in Preßburg, in einem reinlichen Wirthshause, in dem Bedienung, Küche, Sprache u. s. w. uns durch nichts erinnerten, daß wir nicht mehr in Oesterreich, sondern in einem Lande von ganz verschiedener Nationalität waren. Alles war hier auf deutschen Fuß eingerichtet, und freilich liegt diese zweite Hauptstadt des ungarischen Reiches ganz auf der Gränze und kaum ein paar Stunden tiefer im Lande.

Am andern Morgen setzten wir unsere Reise fort. Noch war die Gegend um uns angenehm. Die Auen der Donau begleiteten uns bis Lauschiß, und hier führt noch der Weg wie durch einen Park bis zum gräßlich Esterhazy'schen Schlosse, dessen zierlicher Thurm aus Baumwipfeln hervorragt. Hinter Lauschiß verlieren sich die freundlichen Bäume, wir sahen uns auf einer weiten unübersehbaren Ebene, nur linker Hand zogen sich

die grünen Hügel, auf welchen St. Georgen, Wiersburg, Modern liegen, in einiger Entfernung hin. Alles übrige war eine fruchtbare, mit mehreren Ortschaften besetzte, aber übrigens sehr einförmige Fläche. Nur später erquickten das Auge die reichen bunten Farben der Mohnsfelder, die eben in schönster Blüthe standen und dem Lande das Ansehen eines Gartens gaben, indem sie es zugleich zieren und den Bewohnern ihre so beliebte Speise, den Mohnsamen liefern, der zu allerlei Mehlspeisen und Backereien, meist mit Honig vermischt, verwendet wird. Endlich tauchten eine Menge Kirchthürme aus der weiten Fläche auf, und zu gleicher Zeit zeigten sich uns rechter Hand liebliche begrünte Höhen, die letzten Ausläufer der mächtigen Karpathen, die sich hier in der Ebene verlieren. Auf diesen Höhen erschien ein niedliches Schloß Freistadel, dem Grafen Erdödy gehörig, und am Fuß desselben strömt, wie unser begleitender Freund uns berichtete, jetzt noch von uns nicht gesehen, der Waagfluß hin, ein bedeutender aber wilder und regelloser Bergstrom, der oft ungeheure Verwüstungen anrichtet und, wie die Ungarn sagen, von seinem irren ungezügelter Lauf — *vagnari* — den Namen *Vagus* hat, den die Deutschen mit *Waag* wiedergeben. Jene vielen Thürme zeigten sich bald als die kleine aber hübsche Stadt Tyrnau, damals noch der Sitz des Domkapitels von Gran, das, als im 16. Jahrhundert diese Stadt nebst Ofen und vielen andern Bezirken in die Macht der Türken gefallen war, sich

von Gran nach Tyrnau gezogen. Überhaupt begegnet man in Ungarn vielen geschichtlichen Erinnerungen, aber meist trauriger Art, von innerlichen Kriegen und auswärtigen barbarischen Eroberungen, wie denn sogar behauptet wird, daß die Türken einst bis Freystadt gekommen, und der runde halbzerfallene Thurm, den man daselbst sieht, noch ein türkisches Überbleibsel sei.

Nach drei Viertelstunden erreichten wir den Ort unserer Bestimmung, das Schloß Bucsan, das recht freundlich zwischen den hohen Pappeln und andern Bäumen des großen Gartens in einer Niederung vor uns lag. Daß wir mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurden, und die vierzehn Tage unsers Aufenthalts aufs angenehmste und nur zu schnell vergingen, war zu erwarten. Außer Theresen und Minna von Aetner trafen wir auch eine verwitwete Schwester derselben, Frau von Witte an, eine der trefflichsten Frauen, die ich gekannt, und Mutter von zwei Söhnen, einem Stiefsohn, der bereits Offizier war, und einem eigenen jüngern, welcher noch studierte. Alle diese Personen gehörten der protestantischen Kirche an, aber kein Wort, keine Bemerkung berührte je diese verschiedene Stellung, und Fürst Ernst von Schwarzenberg, einer der Graner Domherren, ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter und eben so schätzbarer Priester, kam sehr oft von Tyrnau herüber, um einige Stunden mit seinen evangelischen Nachbarn und Freunden zuzubringen. Da trug uns denn zuweilen die Abendluft, wenn wir an einem der lieblichen Garten-

pläze das Vesperbrod einnahmen, plötzlich die harmonischen Töne von zwei oder drei wohlklingenden Männerstimmen zu, welche in irgend einem nahen Gebüsch ihren Gesang anstimmten, und das waren Fürst Ernst und ein Paar Herren seines Gefolges, welche die Gesellschaft aufs angenehmste überraschten. Überhaupt wurde in Bucsan viel Musik getrieben. Der einzige Sohn des Hauses, jetzt Graf Carl Jaz, spielte sehr gut Klavier, meiner Tochter Spiel und Gesang war ebenfalls nicht unbedeutend, Therese und ich halfen mit wo es nöthig war, und es herrschte ein Grad von Bildung und ein gesellschaftlicher Ton in diesem ungarischen Magnaten-Hause, den man nicht leicht in einer Stadt wiederfinden würde. Auch war dieses Haus, durch Vermögensumstände, allgemein anerkannte moralische Würde, Gastfreiheit und Heiterkeit, der Mittelpunkt der ringsum wohnenden Nachbarn. Das hat das ungarische Landleben vor dem in Oesterreich und Böhmen voraus, daß nicht ein einziger Herr die ganze oft sehr große Herrschaft sein nennen kann, sondern daß auf demselben Dorfe sich mehrere, wenn auch unbedeutendere Mitbesitzer (compossessores) befinden, die auf anspruchlosen aber keiner wahren Bequemlichkeit ermangelnden Edelhöfen, Winter und Sommer leben, und sich auf diese Weise bald aus der Nachbarschaft ein ganz artiger Kreis von gebildeten und selbst mitunter talent- und kenntnißreichen Menschen zusammenfinden kann. Sonderbar mag es verwöhnten Großstädtern dann wohl

zuweilen erscheinen, wenn sie in einen solchen Edelhof treten, dessen bescheidenes Rez-de-chaussée in Östreich höchstens eine Verwalterwohnung ankünden würde: und nun in geweißten oder einfach gemalten aber reinlichen Stuben, neben einem eisernen oder wohl gar Kachelofen, elegante und bequeme Möbel, eine nicht unbedeutende Bibliothek oder naturgeschichtliche Sammlung, und vor allem eine Profusion von Silbergeschirr auf der Toilette der Frau vom Hause, oder bei der Tafel finden. Diese Verhältnisse sind es, welche, wenigstens in dem Theil von Ungarn, der mir bekannt geworden, dem Landleben einen großen Reiz selbst im Winter geben, und die gesellige Bildung befördern.

Die vierzehn Tage, welche zu diesem Landaufenthalt bestimmt waren, flogen nur zu schnell dahin. Romano und wir brachen endlich auf, kehrten nach Preßburg zurück, fanden hier meinen geliebten Pichler und den Schwager Carl Kurländer, die uns abzuholen gekommen waren, und in deren Begleitung wir ebenfalls über das Marchfeld nach Wien gelangten.

Denselben Herbst wurde noch eine Reise nach Linz, über Lilienfeld gemacht. Lilienfeld, in dem romantischen Thale der Traisen gelegen, würde schon durch seine Umgebung, durch sein Alter — es ward im dreizehnten Jahrhundert vom Herzog Leopold dem Glorreichen aus dem Hause Babenberg gegründet — für jeden Reisenden interessant seyn. Für uns hatte es noch den Werth, hier einen alten werthen Freund, den damaligen Prä-

laten zu finden, welcher uns stets mit der größten Freundschaft und Gastfreiheit aufnahm. Bei einem dieser Besuche, die wir fast jährlich bei ihm machten, traf es sich, daß mir in meinen ältern Tagen eine so schmeichelhafte Auszeichnung wurde, wie ich sie in meiner Jugend nicht erfahren. Es regnete eben diesen Tag ganz gewaltig, was denn überhaupt in diesen Gebirgen oft der Fall ist, und mir zur Veranlassung wurde, recht anhaltend nasse Bitterung ein „Lilienfelder Wetter“ zu benennen, wogegen freilich unser Freund Abt Ladislaus höchlich protestirte. An jenem Tage also stand ein junger Mann — den ich übrigens nicht kannte und nie gesehen habe — durch mehr als drei Stunden trotz des schlimmen Wetters unter dem Thorwege eines Hauses, um die Verfasserin des Agathokles und der Hohenberge vorüber fahren zu sehen. Diese Hohenberge gelangten überhaupt hier in Lilienfeld zu einer großen und nicht ganz verdienten Celebrität. Man setzte nämlich sehr gütig voraus, daß Alles in dem Buche Erzählte, oder wenigstens das Meiste geschichtlich sei — man suchte das Fenster aus dem sich Herrmann geflüchtet, das Haus worin Mechtild gewohnt; ja einer unserer, freilich minder berühmten Historiker bezog sich sogar in einem Werke über die Vorzeit von Steiermark auf diesen Roman, als auf einen geschichtlichen Beleg (worin er aber ganz Unrecht hatte, denn die im Romane vorausgesetzte Theilnahme des Grafen Hohenberg

an dem Mord Kaiser Albrechts war reine Fiction). Ein Paar Jahre später wurde diesem Buch die Ehre, daß die Kaiserin Marie Louise, die nach ihrer Trennung von ihrem Gemahl nach Oesterreich zurückgekehrt war, und nach dem damals herrschenden Geschmack an Gebirgsreisen und den damit verbundenen Alterthümern, auch mehrmal nach Lillienfeld kam, das Grabmal des letzten, eines Grafen Friedrich von Hohenberg, das dort im Kreuzgang befindlich ist, für ihre Mappe selbst abzeichnete.

Auf dieser kleinen Reise, und auf der Rückkehr von Lillienfeld ereignete sich das erstemal jener böse Zufall, der wohl den eigentlichen Grund zu Pichler's folgenden oft wiederkehrenden körperlichen Leiden legte. Er hatte im Stifte mit den Beamten desselben und denen des Kreisamtes, die ihn begleiteten, so wie mit den Gräflich Hopos'schen und mit den Besitzern der Schwemmen u. s. w. mehrere Tage kommissionirt, und solche Auseinandersetzungen, wobei der Privatvorteil mit dem des Staates in sehr begreiflich leichten Konflikt kam, konnten ebenfalls dem höhern Staatsdiener, der hier die Interessen dieses letztern vertrat, leicht Verdruß erregen. Das geschah denn auch, und Pichler kam den Abend vor unserer Abreise so spät in die uns angewiesenen Zimmer zurück, daß Lette und ich uns bereits niedergelegt hatten. Er war erhitzt und unmutig im höchsten Grade; erzählte mir, daß er viel Verdruß gehabt, äußerte sich aber nicht bestimmt mit wem? und

worüber? und ging dann auch zur Ruhe. Am andern Tage war es kalt, stürmisch, wir fuhren ab. So lange wir zwischen den Bergen blieben, war die Kälte erträglich, bei Mödling aber auf die freie Ebene gelangt (wir fuhren die Wallfahrtsstraße, welche ungleich schöner ist als die über St. Pölten) wurde der scharfe Nordostwind sehr empfindlich. War es nun diese Kälte, war es der gestrige Verdruss und die dadurch gereizten Nerven, oder beides zusammen; genug, Pichler fühlte schon im Wagen Schauer und Krämpfe. — Zu Hause angekommen, mußte er sich sogleich zu Bette legen und Carl (Kurländer), unser treuer Freund und Hausgenosse, eilte selbst zu einem Doktor aus dem Universalspital, um sogleich Hülfe zu schaffen, weil hier Gefahr auf dem Verzuge war. Sodann wurde, weil unser Ordinarius Baron Türkheim abwesend war, ein anderer für geschickt bekannter Arzt gerufen und die nöthigen Mittel unter Angst und Sorge angewendet. Pichler litt sehr, es dauerte einige Stunden, endlich lösete sich durch Gottes Hülfe der fürchterliche Krampf, das Übel war besiegt, und Ruhe und Wärme heilten es vollends aus. Wie mir und der Tochter war und wie entzückt wir Gott dankten, als die Heilung versichert war, brauche ich wohl nicht zu schildern. Aber leider mag sich in diesem Anfall der Grund zu allen nachfolgenden ähnlichen gebildet haben, die denn auch — freilich erst nach mehr als zwanzig Jahren, aber dennoch unwiderleglich die Ursache seines Todes wurden.

Noch muß ich eines Ereignisses erwähnen, das, obwohl es ohne alle Folgen blieb, mir und meiner Tochter immer werth und wichtig bleiben wird. Einer unserer ausgezeichnetsten Männer, der als Gelehrter eines mehr als Europäischen Rufes genießt, und als Mensch nicht weniger allen seinen Bekannten und Freunden schätzbar ist, warb um diese Zeit um Pottchen's Hand. Der Antrag war eben so schmeichelfast als ehrenvoll. Pichler und ich erfreuten uns dessen sehr, und würden, wenn die Tochter Liebe für den Freier empfunden hätte, über den einzigen ungünstigen Umstand einer zu großen Altersverschiedenheit hinweggesehen haben. Da aber Pottchen's Herz, so sehr sie übrigens den Mann als einen Freund ihrer Ältern ehrte, nicht für ihn sprach, machten wir uns ein Bedenken, das Mädchen, das noch nie geliebt hatte, zu einer Verunfsheirath zu überreden, fürchtend, daß, wenn früher oder später diese Gefühle in ihr erwachen und vielleicht die Richtung auf einen andern jüngern Gegenstand nehmen sollten, ihr und ihres Vatten Glück auf dem Spiele stehen würde. So enthielten wir uns alles Zuredens und erwarteten bloß, ob und wie Pottchen's Herz entscheiden würde. Es sprach nicht für den Bewerber, und dieser zog sich mit eben so viel Würde und Zartgefühl, als er sich genähert, wieder zurück, blieb aber fortan unser und Pottchen's treuer Freund. Ungefähr ein Jahr darnach fand er in einem andern ebenfalls sehr jungen und höchst gebildeten Mädchen unserer Bekannt-

schaft vollen Ersatz, und mehr als dies, indem seiner jetzigen Gemahlin Geschmack und Lebensbegriff, der sich mehr für die große Welt eignet, viel besser zu dem ihres Vatten paßten, als der stillere Sinn Vottchen's je gethan haben würde.

Bald darauf wurden uns noch ein paar Anträge dieser Art gemacht; ebenfalls von älteren, angesehenen Männern, deren einer Besitzer eines Landgutes und Vater von drei Kindern in dem Alter meiner Tochter war. Hier war kein persönlicher Ersatz für entbehrtes Jugend- und Liebesglück — bloße Versorgung, und dieserwegen bedurfte, durch Gottes Gnade, unsere Tochter nicht zu heirathen.

So ging das Jahr 1815, das mir viel Schmerz, viel Sorgen aber auch mitunter manches Angenehme gebracht hatte, vorüber und wir standen wieder erwartungsvoll vor einer Pforte der Zukunft.

Unser geselliges Leben setzte sich auf die Weise wie es bisher gestaltet gewesen fort. Es besuchten uns viele Einheimische und beinahe noch mehr Fremde. Durch das Haus Friedrich's von Schlegel, mit dessen Frau ich seit dem Anfange unserer Bekanntschaft einen freundschaftlichen Umgang unterhalten hatte, lernte ich viele, und mitunter bedeutende Auswärtige kennen, deren einige denn auch in unser Haus kamen. Einer derselben, der uns sehr werth wurde, war der nun auch verstorbene Herr von Bucholz, als Schriftsteller und Mensch

gleich achtungswürdig. Hofrath Büel, unser mehrjähriger Freund, führte viele seiner Landsleute, Schweizer bei uns ein, von denen der Eine, ein ungemein achtungswerther Mann, Herr Peter, Kaufmann aus Winterthur, uns bis jetzt seine Freundschaft treu bewahrt, uns, so oft er nach Wien kommt, stets die Freude seines Besuches gönnt, und öfter freundliche Andenken zurück läßt. Ich werde später Gelegenheit haben, dieses Mannes noch dankbar zu erwähnen. Auch Baron Rezer, damals als Büchercensor ein wahrer Mäcenat und schützender Hort vieler Autoren, der diese Mäcenatenschaft mit Umsicht benutzte, um sich an den von ihm protegirten Schriftstellern, die er nicht allzustreng censurirte, eben so viele Panegyriker und Klienten zu erwerben, die seinen Namen und sein Lob in Dedicacien oder Gedichten in alle Welt trugen — auch Baron Rezer stellte mehrere Fremde bei uns vor. Dies war überhaupt sein gern geübtes Geschäft, und er theilte dann mit den eingeführten Fremden die diesen erwiesenen Artigkeiten, Diners, Einladungen u. s. w., gab sich aber auch sonst mit vieler Gefälligkeit Mühe, den Ankommenden, die sich aus der Ferne schon an ihn wandten, hier Quartier zu bestellen, sie überall hinzuführen, wo etwas Merkwürdiges zu sehen war oder wo sie hingebeten waren. Zeit längerer Zeit hatten wir immer mit einer unserer ausgezeichnetsten Schauspielerinnen, Fräulein Tony Adamberger in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Schon ihre Ältern (ihre Mutter war früher

eine große Zierde der hiesigen Bühne gewesen, und ihr Vater, ein ausgezeichnete Sänger und Mitglied des Opernpersonales sowohl als später der Hofkapelle, hatte mich im Gesang unterrichtet) waren mit den meinigen wohl bekannt, und oft in unserm Hause gewesen. So setzte sich dieses Verhältniß auch nach der Ältern Tod, als Fräulein Adamberger mit ihren Geschwistern bei ihrer unverheiratheten Tante lebte, fort. Für sie hauptsächlich war in meinem Heinrich von Hohenstaufen die Margarethe, und im Ferdinand II. die Maria Hofkirchen geschrieben. Wir besuchten uns öfters, und Tony, so wurde sie allgemein nach ihrem Taufnamen genannt, galt in ganz Wien, ja in ganz Deutschland, vor dessen Augen sie nicht bloß ihr schönes Talent, sondern noch mehr Körner's Liebe und Wahl verklärte, für ein Muster weiblicher Zucht und Sitte, sowohl unter den Schauspielerinnen als den Mädchen überhaupt. — Un dragon de vertu nannte man sie sogar in den Zeiten des Kongresses, und mit den Zeilen, welche sie als Margarethe im Heinrich von Hohenstaufen zu sprechen hatte:

Und die so freundlich sich um uns erweisen,
Die stets umsonst der Schuldbewusste sucht,
Die guten, reinen Engel heißen
Geduld, und Frömmigkeit und Zucht —

glaubte ich der Schauspielerin eigenstes Wesen geschildert zu haben, und ganz Wien theilte meine Überzeugung.

Da mein Ferdinand II. nicht gegeben werden durfte, veranstalteten wir wenigstens zu Hause eine Lesung des Stückes mit ausgetheilten Rollen; eine Art geselliger Unterhaltung, die damals in Wien und so denn auch in unserm Hause sehr gewöhnlich war. Die beiden Mitglieder des Hoftheaters, Fräulein Adamberger und Herr Korn, der so wie seine Gattin, mit der er damals in musterhafter Ehe lebte, ebenfalls zu den nähern Bekannten unseres Hauses gehörten, hatten die ihnen im Theater bestimmten Rollen übernommen, Korn den St. Hilaire, Tenz, Marien von Hofkirchen, Heurteur den Kaiser Ferdinand, Herr von Deinhardstein, jetzt Vice-Direktor des Hoftheaters, den Ebergassing, Pichler den Grafen Zirotti — der Übrigen erinnere ich mich nicht mehr, nur das weiß ich, daß, als im dritten oder vierten Akt der Wienerstudent Ulrich Moser auftreten sollte, ein herzliches Gelächter erscholl, indem meine Tochter, aus Mangel eines andern jungen Menschen, diese Rolle übernommen hatte, und sich nun an einen der Tische setzte, um mitzulesen. Sie las recht gut, die Übrigen auch, Viele, worunter Deinhardstein, meisthaft. Aber es blieb Potten in unserm Kreise noch eine Weile der Beinamen: Der Student. Baronin Jay, die mit den Artner'schen sich gerade damals in Wien befand, wohnte der Lesung bei, und es setzte sich unsere in Ungarn geschlossene Freundschaft hier fort.

Im Hause von Tony's Tante lernten wir jenen Winter von 1815 — 1816 einen jungen Mann: Otto Ignatius kennen, der sich eigentlich der Malerkunst gewidmet hatte, aber recht im Sinne der alten deutschen Meister mit seiner Kunst auch Musik und Poesie verband, und in allen dreien, zwar nichts Großes aber recht Dankenswerthes leistete. Er wurde bald einheimisch in unserm Hause, malte meiner Tochter Porträt, das ziemlich gelang, aber doch von Kunstkennern als eine Anfängerarbeit, die für die Zukunft mehr versprach, beurtheilt wurde. Ignatius war ein Piesländer, weitläufig mit Kogebue verwandt, ein sittlicher, gebildeter junger Mann, der in Berlin ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines dortigen Künstlers angeknüpft hatte, von hier nach Italien zu reisen, und wenn er sich dort genugsam ausgebildet, nach Rußland zurückzukehren, eine Ausstellung zu finden und sein Mädchen heimzuführen gedachte. Durch ihn lernten wir noch andere eben auch hier befindliche Künstler kennen, und ein anderer junger Mann, Herr Arnetz, im k. k. Münzkabinette angestellt, führte einen jungen Grafen Dietrichstein, bei dem er Mentorstelle versah, nebst andern Jünglingen dieses Standes, wie Grafen Walter Stadian, zwei Grafen Panskoronsky, bei uns ein. Späterhin ließen sich zwei junge Fürsten Schwarzenberg bei uns vorstellen. Alle diese waren ausgezeichnete, sehr artige und einige davon sehr gebildete junge Leute, welche unsere fröhlichen Abenda-

gesellschaften fleißig besuchten, und deren einige, wie Graf Dietrichstein sammt seinem Mentor Arneth und Walter Stadion, beinahe täglich zu uns kamen. Ihre Ältern und Verwandten wußten und billigten dies nicht blos, sie hatten es veranlaßt, und mancher Vater, manche Mutter dieser jungen Leute ließ mir durch andere Personen dafür danken, daß ich ihren Töchtern erlaube unser Haus zu besuchen. So kam ich mir vor wie eine jener Römischen Matronen, deren Cicero erwähnt, denen man Jünglinge, die sich dem Staatsdienst und der Rednerbühne widmen wollten, zur Aufsicht und zum Umgang übergab, damit sie *sinceram latinitatem*, und wohlanständige Sitten im Hause solcher Frauen lernen sollten. Die *Latinitas* war bei mir nicht zu erlernen; aber seine Sitte und gebildeten Umgang fanden sie wohl in unserm Kreise.

Eben in diesem Winter machte eine Räuberbande, deren Haupt ein ehemaliger Soldat mit Namen Graßel war, und die ihr Wesen jenseits der Donau trieb, hier viel Aufsehen. Lange stellte die Polizei ihnen und hauptsächlich dem Hauptmann nach, allerlei sonderbare und mitunter poetische Züge wurden von ihm erzählt, die von einem wilden aber nicht gemeinen Charakter zeugten. Der nun längst verstorbene angesehene Polizeibeamte Regierungsrath la Roche befand sich auf einem Ball zufällig bei demselben Soupertisch mit mir, und

gab uns mehrere Anekdoten von Gräsel zum Besten, die mir Antheil, ja Mitleid mit dem damals schon Gefangenen und zum Tode Verurtheilten einflößten. Dies regte meine Phantasie auf, und ich schrieb die Erzählung „den schwarzen Fiß,“ der damals vielen Beifall erhielt und in fremde Sprachen übersezt wurde. So ging der Winter vorüber, im Frühling hatte jene Lesung des Ferdinand Statt, und hierauf trat ich, wie schon erzählt wurde, meine Reise nach Ungarn mit meiner Tochter zu unserer Freundin Baronin von Jay an, wo wir einige Wochen im Kreise so werthgewordener Freunde zubrachten. Wieder nach Wien zurückgekehrt, versetzte uns eine Kränklichkeit meines Mannes, wohl nicht in augenblickliche Angst, wie das vergangene Jahr, aber in dauernde Besorgniß. Es war keine Krankheit, aber es war ein fortwährendes Uebelbefinden, mit periodischen kleinen Fiebern und Husten, die sich regelmäßig jeden Abend zwischen acht und neun Uhr einstellten, und unerklärlicher Mattigkeit, welche ihm den Besuch des Bureau unmöglich machte und im Ganzen drei bis vier Wochen anhielt. Die Ärzte erklärten es für eine Folge zu großer Anstrengung im Arbeiten, und so kam denn auch eine abermalige Reise in die Berge bei und hinter Lilienfeld sehr gelegen, da die Geschäfte hier nicht anstrengend, die Vergnügung aber höchst wohlthätig befunden wurden.

Hofrath Büel, unser alter Freund, der Lilienfeld und Mariazell nie gesehen, und als Schweizer von Geburt neugierig war unsere Berge kennen zu lernen, begleitete uns mit seinem Eleven dem Grafen Moritz von Brown. Wir fuhren Alle zusammen in zwei Wagen ab, diesmal nicht auf der Wallfahrts-, sondern der gewöhnlichen einst sogenannten Reichsstraße. In dem anmuthigen Waldthal, wo Habersdorf und Weidlingau, eine Besingung des Fürsten Dietrichstein liegt, kamen uns dessen Sohn, Graf Dietrichstein und sein Mentor Arneith freundlich entgegen und bewirtheten uns mit einem eleganten Frühstück. Dann ging es weiter bis St. Pölten, wo mein Mann von einigen der Kreis- und Forstbeamten begleitet seinen Weg gegen Ips fortsetzte, wir aber, Lotte und ich, Hofrath Büel und sein Zögling, den unsrigen nach Lilienfeld verfolgten.

Im Stifte wurden wir wie gewohnt mit großer Freundlichkeit empfangen. Wir trafen hier einen alten Bekannten, Herrn Haschka an, den des Herrn Prälaten Sinn für höhere Bildung und längere Bekanntschaft mit demselben ebenfalls zu einem Besuch des Stiftes vermocht hatte. Noch schwebt mir lebhaft unsere Unterhaltung an jenem Abend vor, wie wir alle in meinem Zimmer versammelt, recht heiter und gemüthlich mit den sogenannten Rühtheiten oder Räthseln des Hofrath Lehmann uns unterhielten, die damals in allen geselligen Kreisen cirkulirten, und

je platter und komischer sie waren, desto mehr unser Lachen erregten. Haschka, der ehemalige Professor der Ästhetik, nahm indeß den größten Skandal daran und bemühte sich uns die Geringsfügigkeit dieser Witze zu beweisen, an der wir ohnedies nicht zweifelten, die uns aber doch unterhielt, z. B.

Fr. Was für ein Unterschied ist zwischen einer Violine und einem Baum?

Antw. Die Violine hat Ein G. (Saite), der Baum hat Zwei ge.

Fr. Was war König David für ein Landsmann?

Antw. Ein Holländer, denn er sagt von sich: er sei zu Leiden geboren.

Fr. Was trieb der Apostel Paulus für eine Beschäftigung?

Antw. Er war Artillerist, denn er sagt: Unser Wissen ist Stückwerk u. s. w. u. s. w.

Welcher kindischer Räthsel brachte nun Hofrath Büel und wir Ubrigen eine Menge vor, zu Haschka's großem Ärger. Beim Eintritt des Prälaten, den früher Gespräche von uns entfernt gehalten hatten, hoffte der gute alte Herr auf Zuccurs, er eilte dem Probeste entgegen, und beschwerte sich über uns, die ihn schon die ganze Zeit mit elenden Witzen plagten. Aber da kam er vom Regen in die Traufe, denn Prälat Ladislaus, ein genauer Freund von Hofrath Lehmann, brachte nun erst die allerkomischesten und plattesten vor, so daß endlich Haschka selbst mit lachen mußte, und die-

ses Vachens als Professor der Ästhetik eigentlich damit rechtfertigte, daß er uns die Theorie des Vächerlichen entwickelte, das nach seinem Ausspruch in einer erregten aber schmähtlich getäuschten Erwartung bestand.

Am andern Tage, einem herrlichen Septembermorgen, brachen wir — Rüel, Graf Brown, Lotte und ich — nach Mariazell auf, durch die Felsenschluchten, über die sonnigen Waldhöhen, an klaren rauschenden Bächen hin, immer tiefer in die Gebirgswelt hinein, wo schon hinter dem Annaberg der majestätische Descher mit seiner zur Seite, wie eine Nachtmüge geneigten Spitze vor uns stand. Es war mir leid, daß diese Gebirgswelt, die ich unserm Freund hier aufzuführen mich freute, auf ihn — aus sehr begreiflichen Gründen, eben weil er ein Schweizer war — wohl einen angenehmen, durchaus aber keinen großartigen Eindruck machte. Doch fühlte er sich so wie die Übrigen, durch die Schönheit der Gegenden, durch die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Herbergen, durch das herrliche Herbstwetter sehr behaglich gestimmt, und wir kehrten vergnügt nach zwei bis drei Tagen ins Stift zurück, wohin auch bald Pichler kam uns abzuholen um nach Wien heimzureisen.

Denselben Herbst sprach man viel von der Erwartung eines ersten Produktes eines bisher ganz unbekannten Dichters, Herrn Grillparzer's, dessen wahrlich sehr unromantischer Name bei dieser Gelegenheit zum erstenmal genannt wurde, und von dem wenig Jahre

darauf Lord Byron, der gewiß jure compéteut war, mit Recht und prophetischem Geiste sagen konnte: Die Welt und Nachwelt werde diesen etwas seltsamen Namen schon aussprechen lernen. Herr von Schreyvogel, einer unserer ausgezeichnetsten Literaten, ein vieljähriger Bekannter von uns, und damals Vicedirektor des Hoftheaters, welcher Stelle er mit Kenntniß, Geist und Kraft vorstand, besuchte uns zuweilen, und hatte die Güte mir fast alle seine neuen Produktionen, noch bevor sie gedruckt wurden, mitzutheilen. Eine Zitze, die in unserm Kreise seit undenklichen Zeiten, schon als meine Ältern noch ihr großes glänzendes Haus hielten, eingeführt war, und wo einst Haschka, Meringer u. s. w., später Hofrath Collin, Streckfuß, Rothkirch und andere uns ihre Leistungen avant la lettre mittheilten. Jetzt ist das, wie so Manches andere aus der Mode gekommen. Schreyvogel gab mir auch die erste Nachricht von dem bisher unbekannten Dichter und dem Trauerspiel: „Die Ahnfrau,“ das wir zu erwarten hätten, indem er mir einige leichte Umrisse desselben mittheilte: die Schuld der Ahnfrau, die erst mit dem Untergang des ganzen Geschlechts gesühnt werden sollte, die Stellung Jaromirs zu seiner Schwester u. s. w.; und im Voraus freute sich Wien auf diese neue Erscheinung.

Gerade damals aber verließ Fräulein Adamberger die Bühne, denn sie hatte in meinem Hause die Bekanntschaft eines sehr soliden jungen Mannes, des jetzigen

Direktors des k. k. Münz- und Antikenkabinetts, Herrn Joseph Arnerth, gemacht, und ihn bald darauf durch ihre Hand beglückt.

Endlich führte uns Schrenvogel seinen jungen Schützling, den Verfasser der „Ahuftau“ auf, die in dessen gegeben worden war, und wodurch die Augen nicht bloß der Stadt, sondern Deutschlands, ja Europa's auf denselben gerichtet worden, wie jenes Wort Lord Byron's beweiset. Nie werde ich den Abend vergessen, und den allgemein günstigen Eindruck, den seine Erscheinung hervorbrachte; Grillparzer war nicht hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blasen Züge den Ausdruck von Geistesiefe und Güte verbreiteten und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichthum eines höchstgebildeten Geistes und eines edlen Gemüths sich nicht so deutlich in allem was er that und sprach, gezeigt hätte. Dieser Eindruck war allgemein in der kleinen Gesellschaft, die sich an jenem Abend in unserm Garten versammelt hatte, und es mochte sich auch der junge Dichter durch das, was er hier gefunden, auf genügende Art angesprochen gefühlt haben, denn er kam von nun an zuweilen und gegen den Winter zu immer öfter.

Noch eine zweite merkwürdige Erscheinung war uns diesen Sommer beschieden, nämlich Ohlenschlä-

ger, dem ein großer literarischer Ruf voranging und ihn beinahe neben Göthe stellte. Wir erwarteten ihn eines Abends im Garten, wo ihn uns der dänische Gesandtschaftssekretär von Cossen aufzuführen versprochen hatte. Alles war gespannt auf seine Ankunft, da man nicht bloß von Ohlenschläger's poetischem Verdienst, sondern von seiner Persönlichkeit viel Lobenswerthes gesagt hatte. Aber es wurde spät und immer später, der Erwartete kam nicht. Eine Freundin meiner Tochter, die Erzieherin in einem großen Hause und ein sehr gebildetes Mädchen war, wollte sich eben, da ihre Stunde zur Rückkehr schon geschlagen hatte, misanthropisch über die verfehlte Hoffnung, entfernen, und stand mit ihrer Elève am Thor des Hauses, als ein Wagen vorfuhr, und Herr von Cossen mit einem Fremden ausstieg, dessen schöne Gestalt jenes Mädchen ganz verblüfft machte, wie sie uns selbst hernach gestand. Es war auch nicht zu läugnen, daß körperliche Schönheit und männlicher Ausstand Ohlenschläger's literarischem Ruhm noch zur Zelle dienten, so wie im Gegentheil der Gedanke an sein großes Talent, seine Wohlgestalt noch anziehender erscheinen machte. Daß er allgemein gefiel, war also wohl kein Wunder, erhöhte aber in meinen und vieler unparteiischen Augen Grillparzer's Persönlichkeit noch mehr, der ohne Hilfe eines bestechenden Außern bloß durch den geistigen Eindruck, den er machte, so viel Wohlmeinung gewonnen hatte.

Auch Öhlenschläger schien sich bei uns zu gefallen. Er besuchte uns sehr oft und hielt sich, der ernstste Mann, der bereits die vierzig überschritten hatte, am liebsten in den Kreisen der jungen Mädchen und Männer auf, welche meine Tochter in unseren Gesellschaftsabenden umgaben, worüber manche der ältern Frauen, die sich lieber selbst an seinem Umgange hätten erfreuen mögen, spöttisch die Nasen rümpften. Er aber fuhr fort, wenn größere Gesellschaft da war, sich mit der Jugend zu unterhalten, der ihn sein offenes zwangloses Benehmen, die Frische seiner Empfindungen und Ansichten gleich stellte; war aber nicht minder liebenswürdig, geistreich und interessant im ernstern Gespräch, wenn er von seinen Reisen, seinen Dichtungen, seinen Ansichten über Poesie und Leben sprach, in welchem Allen sich ein höherer moralischer Charakter und ein würdiger Standpunkt aussprach, der über die gemeinen und beschränkten Lebensverhältnisse erhaben, diese in ihrem wahren Lichte betrachtete, und so selbst dem Tode mit echt tragischer Ruhe, eine heitere Seite, wie unser verklärter Freund Cellin, abzugewinnen wußte. Belege dazu finden sich genug in seinen Schriften, und im Gegensatz mit den damals Mode gewordenen Gluck-, Schauer- und Schicksalsdichtungen schrieb er in das Stammbuch eines meiner Bekannten:

Die klare heit're Sonnenhöh' der Tugend
Ist schöner als der Abgrund grauer Schuld;

Erhabenheit wohnt in der Tiefe nicht,
Und Gott ist doch poet'scher als der Teufel.

Ich bitte Ohlenschläger um Vergebung, wenn die erste Zeile nicht treu wiedergegeben ist — aber ich schreibe nach so vielen Jahren aus dem Gedächtniß — die übrigen drei sind genau, und das Ganze charakterisirt den Dichter, wie mich dünkt, vollkommen. Sein Andenken lebt noch wie ein werth'es Bild der Vergangenheit unter uns.

Während Ohlenschläger noch in Wien war, kam die Zeit unserer gewöhnlichen Reise nach Ungarn. Wir fanden Alles so lieb, herzlich, freundlich wie sonst im Schlosse und bei allen übrigen Bekannten in jener Gegend, aber unter dem Landvolk herrschte Noth und Elend; denn eine Reihe unfruchtbarer Jahre hatte die alten Vorräthe aufgezehrt, und nun trat der Mangel hart heran an diese armen Menschen. Es war eben so in Oesterreich, nur gewahrt der Großstädter dies nicht so schnell und so sichtlich, wie es sich auf dem Lande zeigt. Und selbst auf dem Lande war noch ein großer Unterschied zwischen den Bewohnern der fruchtbaren Ebene um Buda und Tyrnau herum, und den kargeren Gebirgsgegenden, wo das Stammschloß Ugrocz, die große bedeutende Besizung des Hauses Raz, liegt. Dahin wollte die Baronin in diesem Sommer gehen, und mir das Vergnügen verschaffen, sie zu sehen. Ihr Gemahl konnte sich nicht entschließen sie zu begleiten, weil er den Anblick der Noth und das Gesehen der Hülf-

bedürftigen fürchtete, denen er vollkommen zu helfen nicht im Stande war. Sie ging daher allein mit uns und den Artnier'schen über Pusthan und Trentschin, diese zwei berühmten ungarischen Bäderorte, nach Ugrocz. Das erste liegt in einer unbedeutenden Gegend, am Ufer der Waag, die hier eine starke Krümmung macht, und daher oft Überschwemmungen verursacht. Damals waren noch gar wenig Anstalten für die Bequemlichkeit der Badegäste getroffen (ein späteres Mal fand ich hier große Verbesserungen). Man wohnte in Bauernhütten, die nicht einmal gediebt waren, und ein großes Tuch, längs der Wand gespannt, diente zum Schrank für die Kleider, die hinter demselben an Pfählen aufgehängt waren. Merkwürdig ist die Hitze des Badewassers, dessen Quellen unmittelbar neben der Waag fortlaufen, worin man keinen Finger halten, wohl aber ein Ei kochen lassen könnte. Als in einem folgenden Jahr meine Freundin Theresie Artnier sich die Bäder von Pusthan nach Bucsan, anderthalb Stunden weit, führen ließ, mußte das Wasser, wenn es ankam, noch eine Weile stehen bleiben, bis es zu der für ein Bannenbad geeigneten Temperatur herabsank.

Von Pusthan oder Pustyan ging nun unsere Reise in's Waagthal hinein, das in geschichtlicher Hinsicht eine merkwürdige Gegend ist, und wo mehrere noch bestehende oder zerstörte Schlösser, Bögko, Trentschin, so wie früher schon Esektha und Zemetrie geschichtliche Erinnerungen hervorrufen. Baron Medniansky, dessen

Namen Jedermann kennt, der mit Ungarn und seiner Geschichte nur einigermaßen bekannt ist, und der damals in der Nähe von Buda auf seinen Besitzungen lebend, sehr oft ein Gast im Jap'schen Hause war, hatte die Güte gehabt, mich mit einer von ihm selbst entworfenen Schilderung jener Gegenden und ihrer geschichtlichen Merkwürdigkeiten zu versehen, denen noch dazu kleine Handzeichnungen von einigen Ruinen des Budaer Thals beigelegt waren. Er hatte diese Notizen aus dem reichen Schatze geschichtlicher Quellen, Dokumente, Autographen u. s. w. geschöpft, deren Sammlung seine Lieblingsbeschäftigung war. Die Gegend ist schön, die Berge begrünt, zum Theil bewaldet, dennoch schien es mir als hätten ihre Formen, so wie das Colorit ihrer Vegetation einen andern Charakter als bei uns in Oesterreich oder Steiermark. Gegen Abend erblickten wir das Trentschiner Schloß auf einem mäßigen Hügel, an dessen Fuße die Buda tobend und wild, wie es im Charakter eines Waldbaches liegt, dahin strömte. Wir gingen hinauf und besahen uns diese mächtigen und noch größtentheils unzerstörten Gebäude, welche von der Macht und Fürstengröße Johann Zapolya's zeugten, der hier mit seiner Gemahlin, einer polnischen Prinzessin, als Gegenkönig Ferdinand's I. durch Unterstützung der Pforte, Hof hielt und sich lange behauptete. Von hier fuhren wir tiefer in ein Waldthal hinein, in dem das Buda liegt, das man wohl mit Unrecht das Trentschiner nennt, indem es eigentlich Löbly

wie das böhmische von dem slavischen Worte „Zepel“ warm heißt. Auf dem Wege dahin hinderte die einbrechende Nacht und ein Gewitter mit Regengüssen, uns an dem Anblick des freundlichen Waldthales zwischen mäßigen schön begrünzten Bergen zu erfreuen, und auch der nächste Morgen, an dem mehrere Bekannte meiner Freundinnen, die wir hier trafen, und die schon den Abend vorher mit uns seupirt hatten, uns überall herum begleiteten, um uns das Bad, das Schloß u. s. w. zu zeigen, war zu unfreundlich und nebelhaft, um uns einen rechten Genuß der Gegend zu gestatten.

Gegen Mittag hellte das Wetter sich auf, und wir gelangten auf nicht gar bequemen und durch Regen verdorbenen Wegen nach Raj Ugrez. Auf einer kleinen Anhöhe liegt das halb moderne Schloß, denn nur zwei Seiten des Vierecks, welches es bildet, sind von neuem Bau, etwa aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die zwei andern viel älteren lagen unbewohnt und unbewohnbar, dem Verfall nahe. Gegenüber dem Schlosse zieht sich eine Hügelreihe hin, deren obere Theile mit Wald gekrönt sind, während unten der Lehmbeden ziemlich nackt zu sehen ist, aber das Ganze sich doch freundlich ausnimmt. Diese Beschaffenheit der Berge, daß nämlich das harte Gestein, aus dem sie bestehen, nicht bis ganz hinab in's Thal reicht, sondern diese Thäler bis auf eine gewisse Höhe mit Lehm, Sand u. s. w. gleichsam aufgeschwemmt sind, ist wohl auch die Ursache, daß sie alle beinahe muldenförmig erschei-

nen, und man äußerst selten auf Quellen stößt. Es war daher nothwendig, bei den vielen und oft weiten Spaziergängen in die anmuthigen Berge ringsum, uns immer Wasser nachtragen zu lassen, das freilich kalt und warm geworden war, wenn wir nach einem angenehmen Gang von ein paar Stunden uns auf einer Waldwiese oder einer Berghöhe lagerten, die einen hübschen Ausblick in die Gegend gestattete, dann Feuer gemacht, der Kaffee gekocht und von der Gesellschaft unter Scherzen und Lachen verzehrt wurde. O, das waren schöne Abende, wenn ich an Theresen's Seite sitzend, mich an ihrer Freundschaft für mich, an ihrem edlen Gemüthe, an ihrem gebildeten Verstand und der Einfachheit, mit der sie Alles betrachtete, erquickte, und oft die zwei „Grasgrünen,“ wie wir von den Andern scherzhaft genannt wurden, fast die ältesten und zugleich die heitersten des Kreises waren. Jene Benennung von der grünen Farbe hatte aber ihren Ursprung in einem Scherze, indem wir nämlich die Gemüthsstimmungen der Menschen um uns, nach Farben zu bezeichnen anfangen, trübe Menschen grau oder dunkelbraun, jugendlich heitere Gemüther rosenfarb, heftige gelb oder feuerfarb, sanfte blau u. s. w. gedacht wurden, und in diesem Sinn auch uns beiden, als stets heitern, Gutes hoffenden, vertrauenden Seelen, die grasgrüne Farbe zuge-theilt wurde. O, meine Theresen! von welchem Stern blickst du vielleicht jetzt nieder und denkst der Freundin,

die so lange nach dir noch auf dieser ihr Stütz fremder werdenden Erde weilt?

Der Baron hatte in Rücksicht des hier herrschenden Elends richtig gesehen. Täglich erschienen in der Vorhalle des alterthümlichen Schlosses, vor den Zimmern der Baronin, abgezehnte Jammergestalten, deren Manche, wie man später erfuhr, mit Gras in Ermangelung jeder andern Nahrung ihren schreienden Hunger stillen mußten. Die gütige Herrin half so Vielen und so viel sie vermochte, sie unterstützte sie mit Nahrungsmitteln, mit Geld, sie gab ihnen Arzneien, denn Viele waren krank, und so war ihr Erscheinen auf dem Bergschlosse wirklich das eines hilfreichen Engels.

Unter den Szaziergängen, welche wir von hier in die Umgegend machten, war einer der fernsten aber auch der schönsten, der Besuch der alten Bergfeste Jay Uaroy, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts während der Religionskriege noch bewohnt gewesen war, und einmal einer großen Anzahl Flüchtiger zur Zufluchtsstätte vor den Gräueln des Krieges gedient hatte. Dieses Schloß liegt wie ein rechter Adlerhorst auf der Spitze eines aus der übrigen Reihe tretenden Felsens, rückwärts und an den Seiten von andern Felsenwänden umgeben und nur vorne über den bewaldeten Rücken des Berges herab, weit über die Ebene schauend, die ihr damals ringsumher unterworfen war. Sie ist noch ziemlich wohl erhalten. Eine Cisterne mit köstlichem Wasser, eine Küche mit Herd und Schorn-

stein, eine Kapelle, viele Thüren und Fenster sind noch in gutem Stande, und konnten mit nicht zu großen Anstalten, für ein Mittagsmal oder auch ein Nachtlager, einer nicht unbedeutend großen Gesellschaft wehlich gemacht werden. Auch wir speiseten oben, und es stand Theresen und mir frei, uns recht in die mittelalterliche Sitte, von der wir rings umgeben waren, hineinzuträumen. — Seitdem ist diese Ruine von dem jetzigen Besitzer sehr viel verbessert und zum Gebrauch hergerichtet worden, so wie das halb neue Schloß, die eigentliche Wohnung der Familie, ebenfalls ganz umgestaltet wurde.

Zurück nach Wien gekommen, trafen wir Ohlen-
schläger noch, was uns sehr freute, und genossen noch mehrere Male seines anziehenden Umganges. Denselben Sommer begleiteten wir noch Pichler auf einer Geschäftsreise, die ihn nach Brünn führte. Ich hatte gehofft, die drei oder vier Tage, während Pichler sich anhaltend mit der Untersuchung der Strafanstalten zu beschäftigen hatte, nach Reiz zu Graf Talm zu gehen, zu diesem eben so durch seinen würdigen Charakter als seine Weisheitsbildung allgemein geschätzten Cavalier, mit dem ich, so wie mit seiner ihm ganz gleichen Gemahlin, einem gebornen Fräulein Mac-Niffry, seit langem bekannt war, und bei welchem sich Hormayr, der damals noch nicht nach Wien durfte, seit seiner Freilassung aufhielt. Hormayr hatte das eingeleitet, aber ein Zufall vereitelte den Plan, und so blieben meine Tochter

und ich in der uns ganz fremden Stadt, wo ich nur einmal in meiner frühern Jugend mit meinen Ältern ein paar (herzlich langweilige) Tage zugebracht hatte, uns ganz allein überlassen, denn der Vater und Vermahl war zu beschäftigt, um uns Gesellschaft zu leisten. Alle diese Umstände, so wie die Erinnerungen machten mir diesen Séjour unangenehm, und überdies kam mir noch die Feste des Zviellbergs, die die ganze Stadt überragt und in alle Gassen hineinschaut, wie eine Personifikation der Inquisition oder geheimen Polizei vor, die ebenfalls überall in alle häuslichen Geheimnisse oder freundschaftlichen Verhältnisse blicken will. Hier war ja Hermayr längere Zeit gefangen gehalten worden, und als wir hinaufstiegen, das Äußere des Baues zu besehen, uns die Gefangenen entgegen kamen, welche Wasser holten, und wir hier und dort die wie vergitterte Brunnen oder hohe Drahtkäfige aus der Erde herausragenden Maschinen sahen, die wahrscheinlich unterirdischen Gefängnissen zu Soupirails dienten, da überfiel uns Bangigkeit und Grauen, und wir waren froh, als wir wieder hinabstiegen und uns die Straßen und Häuser der Stadt umgaben. Am einem Nachmittag spazierten wir, weil wir gar nichts zu thun wußten, auf ein nahe gelegenes Dorf Kummrowitz, wenn ich nicht irre, wo Kirchtag seyn sollte. Wohl begegneten wir mehreren Personen, die sich in gleicher Richtung mit uns bewegten, aber von der heitern Fröhlichkeit, der lauten Freude, welche in Oesterreich einen

solchen Tag charakterisirt, war hier keine Spur, und Pette sagte: Zieh nur einmal, die Leute sehen alle aus, als ob man sie zum Kirchtag geprügelt hätte.

Pichter's Geschäfte waren bald grendet, und wir kehrten nach Wien zurück, aber nur um sogleich eine zweite Reise nach Linz zu machen, und zwar in derselben Absicht, nämlich, damit mein Mann auch hier die Strafanstalten besuchen könne, weil er sich mit der Einrichtung und Verbesserung des Strafhauses in Wien, während ihm das Referat über mehrere Stiftungen und Anstalten, nämlich über das Waisen-, Kranken-, Findel-, Straf- und Arbeitshaus aufgetragen war, sehr ernstlich beschäftigte, und daher sich überall von dem Stande, den Einrichtungen, Wirkungen solcher Anstalten überzeugen wollte. Vieles und Nützliches hat er in diesem Kreise geleistet, die Einrichtung des hiesigen Strafhauses ist sein Werk, er hat die Arbeitszimmer gestiftet, in denen die Sträflinge unter strenger Aufsicht und bei gänzlichem Stillschweigen, je nach ihrem Geschlecht, Alter, Kräften und Geschicklichkeit zu verschiedenen Arbeiten, deren Ertrag größtentheils den Sträflingen zu Gute kommt, angehalten werden. Diese Arbeiten bestehen meist in den Bedürfnissen der Anstalt selbst oder anderer milden Stiftungen. Hier werden also Leinwandten gewebt, Kopen verfertigt, Schuhe, Anzüge für die Sträflinge u. s. w. gemacht. Verstand der Sträfling schon eine Arbeit, so wurde er dazu verwendet, war er zu keiner geschickt, so mußte er die eine oder andere hier lernen. Dadurch ge-

schah es, daß Mancher, besonders jüngere Leute, hier erst in der Strafanstalt in den Stand gesetzt wurden, sich künftig ihr Brot ehrlich zu erwerben. Auch wurde ihnen beim Austritt aus der Anstalt das Geld, was ihnen nach Abzug ihrer Verpflegungskosten, von dem Erwerb ihrer Arbeit übrig geblieben, eingehändigt, so daß sie etwas besaßen, wann sie entlassen wurden, und nicht gezwungen waren, sich sogleich einem nichtswürdigen Leben hinzugeben, sondern sich ruhig um einen rechtlichen Erwerb umsehen konnten. Ueberdies war durch einen Geistlichen, der die Sträflinge in der Religion unterrichtete und durch Sonntagsschulen auch für ihre geistige Ausbildung gesorgt. Diese Pläne und ihre Ausführung beschäftigten Pichler sehr, und auf jenen Reisen suchte er durch Besuch dieser Corrections- sowohl als anderer Anstalten, so wie durch Lesung alles dessen, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde, seine Ansichten immer mehr auszubilden und zu berichtigen.

Während dieser Reise nach Oberösterreich, welche unmittelbar auf jene nach Brünn folgte, konnten wir recht den Unterschied des Nationalcharakters, in Gestalt, Aussehen und Benehmen der deutschen und slavischen Nationen bemerken. Wenn uns in Brünn, so wie viele Jahre später in Prag, ein ernster, beinahe düsterner Ausdruck des ganzen Volkes entgegentrat, wenn weder Mienen, noch Geberden, noch Gesang oder Musik auf den Straßen (selbst nicht im klangreichen Böhmerland) eine fröhliche Stimmung verkündeten, und

die mehr den mongolischen Charakter tragenden Züge nicht freundlich erschienen, so begegneten uns in der Nähe von Linz muntere Pandleute mit fröhlichen Gesichtern. Blühend hübsche Bauernmädchen, ihre bunten Tücher nicht ohne Schönheitsfuss um den Kopf gebunden, saßen auf Wagen mit Grummet, und alle sahen heiter aus, obgleich auch dieses Land, so wie die übrigen, den Druck der Zeit durch mehrjährige schlechte Ernten fühlte. In dieser Rücksicht trug man sich mit allerlei Sagen und Prophezeiungen, wie nämlich der Thürmer von St. Stephan in einer, ich weiß nicht welcher Nacht, ein Gesicht gesehen habe, das ihm für das kommende Jahr 1818 die Pest mit Hungersnoth und Leichen in allen Straßen der Stadt gezeigt hatte u. s. w.

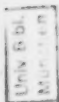
Mir war dieses Jahr ziemlich angenehm vergangen, nur ein langwieriges Augenübel, das eigentlich in einem für das Licht allzu empfindlichen Nervenreiz bestand, nöthigte mich oft, mich eines Schirms zu bedienen, ja manchmal die Augen ganz zu schließen, weil jeder hellere Strahl sie verletzte. Nicht ein weißes Kleid durfte ich tragen, weil es mir die Augen fast schmerzlich reizte. Dieser Zustand war mir oft sehr peinlich, denn er machte mir Lesen, besonders musikalischer Blätter, beschwerlich und jede Handarbeit, außer dem Stricken, fast unmöglich. Eine große Erleichterung war es für mich, daß mich das Augenübel nicht am Schreiben hinderte, und ich daher meinen Fleiß in dieser Hinsicht nicht einzustellen brauchte.

Wirklich hatte ich jetzt eine größere Arbeit angefangen, einen Roman: „Frauenwürde,“ welcher den zweiten Vers des Schiller'schen Spruches: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Ubel größtes aber ist die Schuld,“ eben so durch Leben und Beispiel zeigen sollte, wie im „Agathokles“ den ersten auszuführen meine Absicht gewesen. Es sollte aus diesem Romane hervorgehen, daß auch die glänzendsten Eigenschaften, Talente, Geisteschwung und Herzensgüte nicht hinreichend sind, ein dauerhaftes Glück zu begründen, sobald sie nicht von Achtung für die Pflicht und strenger Befolgung derselben begleitet sind. Rosalie Zarewsky, eine junge, reiche, schöne, talent- und gemüthvolle Frau, erreicht nicht allein das Ziel ihres Strebens nicht, sich ein dauerndes Glück zu gründen, sie fühlt sich vielmehr in jeder Lage ihres Lebens unglücklich, sie klagt beständig über ihr hartes Geschick, das sie verfolgt, und ahnt nicht, daß es ihr eslichwidriges Benehmen ist, zu dem sie sich durch Phantasie und Leidenschaft hatte hinreißen lassen, was ihren Frieden und ihr Glück zerstört.

Diese Romangestalt war nicht ein bloßes Ideal. Viele, ja die meisten Züge, welche nämlich nicht der äußern Stellung in der Welt, sondern dem moralischen Innern gelten, waren von jener schönen und interessanten Frau von K. entlehnt, die lange ein Mitglied unseres engen Kreises gewesen, deren Herz unbefriedigt in ihrer Ehe, stets nach Außen um sich griff

und nach einander, blos so weit ich sie beobachten konnte, drei bis viermal Leidenschaften eingeflößt und getheilt hatte. Nun war sie seit ein paar Jahren todt — aber nicht so wie ich Rosalien, und ich glaube nicht ohne gehörige Konsequenz geschildert, durch Selbstmord, sondern an einer langen unheilbaren Brustkrankheit gestorben, und ich konnte meine Schilderung ziemlich getreu machen. Auch bei Frau von R. waren, wie bei Rosalien, herrliche Geistesanlagen gar nicht oder zweckwidrig entwickelt worden, auch bei ihr führten Phantasie und Gefühl den Oberbefehl über die gesammten Geisteskräfte, und eine schöne Gestalt, die Leichtigkeit, womit sie Alles, was sie zu lernen oder zu üben wünschte, in Musik, Zeichnung, ja auch in der Poesie auf einen bedeutenden Grad brachte, würden sie, bei zusagenden häuslichen Verhältnissen und Umgebungen vielleicht zu einer berühmten Frau wie die Zarewsky gemacht haben. Ubrigens hatte ich die glänzende Periode des Freiheitskrieges in Deutschland zum Hintergrund des Gemäldes gewählt, und dadurch sowohl, als durch die mancherlei politischen und socialen Ideen, welche damals die Gemüther erfüllten und bewegten, demselben einen lebhafteren Reiz zu verleihen gestrebt. Hierbei fällt mir eine Bemerkung ein, welche ich später aus dem Munde eines sehr gebildeten und geistvollen Mannes vernahm, und die mich auf eine Betrachtung leitete, welche ich seitdem bei meinen eigenen sowohl als fremden Arbeiten anzustellen nur zu oft Gelegenheit hatte.

Wie es nämlich Schriftstellern, vorzüglich Dichtern, öfters ergiebt, daß die Leser in ihren Schriften etwas suchen und finden, und wirklich mit stichhaltigen Gründen dessen Absichtlichkeit beweisen, werau der Dichter nicht gedacht hatte, als er jene Stellen schrieb oder diesen Charakter schilderte: so war es auch bei diesem Roman. Jener sehr geistreiche und gebildete Mann behauptete, daß ich in Fahrenau und Lothar die zwei Haupttendenzen jener Zeit, Aristokratismus und Liberalismus dargestellt hätte. Mich überraschte diese Bemerkung, da ich durchaus beim Entwerfen meines Planes nicht daran gedacht hatte. Ich hatte nur eines Charakters, wie Lothar bedurfte, um Nefalien in jene Lagen zu versetzen, wie sie nothwendig bei ihr die beabsichtigte Katastrophe hervorbringen mußten. Oder vielmehr, da dies Verfahren für die Art wie ich zu arbeiten pflegte, viel zu planmäßig und überlegt zu nennen wäre, ich sah mit den Augen des Geistes, der Phantasie diese Personen. — Ich ersah sie nicht, sie waren da, und sie handelten und wirkten vor meinen geistigen Augen nach ihrer Natur, wie sie eben wirken konnten. An jenen Gegensatz der damals sehr oft besprochenen Ideen von Aristokratismus und Liberalismus hatte ich nicht gedacht, mußte aber, wie mir die Bemerkung gemacht wurde, selbst gestehen, daß es so ausfiel, als hätte ich gesichtlich jene zwei Systeme in Handlung und Konflikt mit einander zu stellen beabsichtigt. Eine sehr achtungswürdige Frau hatte es



getadelt, daß ich auf Leonoren's Charakter den Schatten einer leichten Neigung zu einem andern Mann, ihrem edlen Freunde Tengenbach hatte fallen lassen. Auch hierüber glaube ich mich mit der Ansicht rechtfertigen zu können, daß es mir bei meinen Begriffen von dem richtigen und allein beglückenden Verhältniß zwischen Weib und Mann in der Ehe, nothwendig schien, Jahrnau neben Eleonoren nicht gar zu tief sinken zu lassen. Er soll und muß im innern Menschenwerthe, höher als sie stehen, wenn sie an seiner Seite sich glücklich fühlen soll. Darum muß er durch seine Theilnahme am Kampfe für die Freiheit des Vaterlands, durch seinen Muth, durch die Gefahr und Leiden, denen er sich bloß stellt, sich im Allgemeinen schon über sie erheben, aber er muß auch eben in jenem Punkte, in welchem seine größte Schwäche liegt, die ihn dem Tadel billig aussetzt, nicht zu tief sinken. — Es muß aus ihrem, wie aus seinem Betragen hervorgehen, daß das menschliche Herz oft und vielfältig schwach ist, und nur Wenige sind, die mit Recht den ersten Stein aufheben dürften, um es zu strafen. Auch Jahrnau hat zu verzeihen, wenn gleich nicht so Viel und so Entschiedenenes. — Leonore hat sich des Eindrucks, den der unglückliche, edle, aufopfernde Freund, der Mann, dem sie meist hätte angehören sollen, und den ein Zufall ihr nach langer Zeit entgegenführte, auf ihr Herz gemacht, nicht ganz erwehren, sie hat ihn nicht mit völlig ruhigem Gemüth betrachten können. Sie hat gefehlt;

aber sie hat ihren Fehler erkannt, bereut und gebüßt — und wer wird in der Lage, in der sich die vom Gemahl Vernachlässigte, Verlassene, tief Gekränkte befand, sie wohl streng zu richten wagen? Fahrenau erkennt dies wohl, er fühlt sein Unrecht gegen sie, sie das ihrige gegen ihn, und so kommen sich Herzen und Geister nach schweren Prüfungen geläutert, liebend und treu entgegen. Das war meine Vorstellung von Leonoren's Verhältniß zu ihrem Mann und zu Tengenbach.

Unser Freund Hofrath Büel verließ uns diesen Sommer, um, nachdem er die Erziehung des jungen Grafen Moritz Brown beendet hatte, und dieser an Geist und Kraft wunderbar herabgekommene Jüngling in's Militär getreten war, über Oberitalien in sein Vaterland, nach Zürich zurückzukehren. Diese Abreise war ein großer Verlust für mich insbesondere, aber auch für unseren ganzen geselligen Kreis. Büel war ein Mann von gediegem Charakter, gründlichen Kenntnissen, christlichem Sinn und herzlichem, beinahe kindlicher Wahrheit und Güte. Ihm konnte ich vertrauen, ihm vertraute ich auch von Herzen, ihm konnte ich recht ernst über manche Vorgänge in meinem Innern, über meine Fehler und Irrthümer sprechen, und oft sagte ich im Scherz (er war reformirter Prediger in der Schweiz und mit einer liebenswürdigen Frau verheirathet gewesen, nach deren Tod er seine Stelle aufgab, sein Vaterland verließ, in Deutschland herumreisete, und ich weiß nicht mehr wie, die Hofmeisterstelle bei Graf Brown

übernahm), oft also sagte ich ihm im Scherz: für mich als Katholikin sei sein Priesterthum ein Character indelebilis, und als solchen betrachtete ich ihn wie meinen Beichtvater. Und wirklich hat der erfahrene Freund, der Welt und Menschen genau kannte, und mir herzlich wohl wollte, mir manchen weisen Rath gegeben, manchen Trost ertheilt, und mehr als einmal eben wie mein guter Pater Marcellian mir das rechte Verständniß meines Innern eröffnet.

Mit ihm verließen auch die beiden jungen Maler Ignatius und Pezzold Wien, um wenigstens einen Theil ihrer Römierreise mit dem väterlichen Freund zu machen. Wir gaben Ignatius noch eine hübsche Uhr meiner Mutter und andere kleine Andenken mit; wir hofften ihn wieder zu sehen. — Es kam anders. Er kehrte über München nach Petersburg zurück, wo er nach einiger Zeit eine genügende Verforgung als Hofmaler in Zarstseje-Zelo fand, dann sein Mädchen (Fräulein Schadow) aus Berlin abholte, und, nur zu kurze Zeit mit ihr glücklich lebte. Sie starb bald, und er folgte ihr in Kurzem. Friede seinem Andenken! Er war ein vorzüglicher junger Mann und ein freundlicher Briefverkehr verband uns bis zu seinem Tode. Noch besitze ich radirte Blätter, die er mir als Andenken geschickt, meist religiöse Sujets; ein anderes Cahier ebenfalls von seiner Hand, Ansichten von Petersburg, die uns besonders zur Zeit, als die große Überschwemmung der Newa Aller Blicke auf diese hart mitgenommene Stadt

zog, von großem Interesse waren, habe ich später einer Freundin, die selbst Künstlerin ist, der Frau Pauline von Schmerling verehrt. Wohl glaubte meine Tochter in einer Stelle eines Briefes, den Ignatius aus Rom an eine gewisse Frau von Krause geschrieben, die wir später kennen lernten, und die uns, wie Lotte sich erinnert, diesen Brief selbst mittheilte, einen bittern Anlaß zu finden. Er hatte nämlich an Frau von K. geschrieben: Ein Wort von Ihnen ist mir lieber als ein Brief der Pichler. — Ich habe die Stelle auch gelesen, sie hat mich nicht erfreut, aber Frau von K. war jung und ziemlich hübsch, Ignatius hatte sich sonst in jedem Stücke als rechtlicher Freund gegen uns bewiesen, so nahm ich ihm denn jene Äußerung nicht so übel, und blieb ihm nach wie vor herzlich gut.

Nach dieser Abscheuung, die ich mir erlaube, um das Verhältniß, in welchem Büel zu uns stand, ganz bis zu seinem Tode zu schildern, wozu in den spätern geeigneten Jahren, zwischen lebhafter bewegten Scenen vielleicht sich keine passende Gelegenheit geboten hätte, kehre ich zu dem Sommer von 1817 zurück.

Der Herbst nahte sich mit seinen geselligern Abenden, wir blieben jede Woche, so wie früher zu Lebzeiten meiner Mutter, ich denke jeden Dienstag und Donnerstag Abends, zu Hause, um die Besuche unserer Freunde und auch Fremder zu empfangen. Außer diesen gingen wir aber auch an Sonntagen Abends fast niemals aus, weil mit der Zusammenfluß so vieler Menschen, wie

er an Feiertagen Statt zu finden pflegt, unangenehm war. Des Sonntags aber kamen nur unsre nähern Freunde und Bekannten, die Baroninnen Rothkirch, Richler, Hr. Bretton u. s. w. zu uns.

Grillparzer, den unser Haus und der Ton der darin herrschte, so wie der Kreis, der uns umgab, im Anfange angesprochen zu haben schienen, war an Din-
stagen und Donnerstagen Abends oft bei uns, und nicht selten an Sonntagen unser Gast zu Mittag, dann blieb er auch manchmal den Nachmittag und Abend bei uns, und machte mit mir und meiner Tochter Musik, denn er spielt sehr fertig Fortepiano, und phantasirt auf demselben mit eben so viel Talent als Geschmack. Sein reich geschmückter Geist, noch mehr aber die Einfachheit und Herzlichkeit seines Benehmens, gewannen ihm unser Aller Achtung und Zuneigung, und auch er schien sich mit gleichen Gesinnungen an uns anzuschließen. Er benahm sich offen und herzlich; er erzählte von seiner Jugend, von seinen Eigenheiten, theilte uns seine poetischen Pläne mit (damals arbeitete er an der Sappho) und manches kleine Gedicht, von denen einige ihren Ursprung seinem Umgang mit unserm Hause dankten. So z. B.: Das Gespräch in der Bildergallerie und das schöne Frühlingsgespräch, das, wie ich glaube, bald darauf in der Hagaja erschien. Wir waren nämlich an einem schönen Frühlingsnachmittag, wo die außer-
gewöhnliche Wärme die Blüthen im Garten vor der

Zeit erschlossen hatte, hinabgegangen, und standen vor einem Mandelbaume, der in den ersten Tagen des Aprils, oder gar noch in den letzten des März, mit tausend halbröthlichen Blüthen prangte, und sprachen darüber. Außer meiner Tochter und Grillparzer war noch Graf v. Stadion, der als Kadet in der nahen Kaserne wohnte, und uns oft besuchte, gegenwärtig, und ich stand bei dem Dichter in dem Verdachte im Leben, und auch in den Erzeugnissen der Poesie, das Ernste, das Moralische, welches den Menschen erhebt und bessert, dem rein Phantastischen, der poetischen Poesie vorzuziehen. Wenige Tage darauf brachte nun Grillparzer das folgende Gedicht, welches den Vorgang und die theilnehmenden Personen vortreflich charakterisirte.

Mutter. Wie die Knospen schwellend blühen!
Jede scheint ein schöner Stern;
Er kann blühen, er kann nützen,
Blüth' und Frucht, so hab' ich's gern.

Der Dichter. Glücklich bin ich wie ein König!
Mir gefällt der wack're Strauch.
Schläft acht Mond', blüht dann ein wenig,
Ja, bei Gott! so mach' ich's auch.

Mädchen. Weiß der Unschuld, Roth der Freude,
Und der Hoffnung frommes Grün,
Stehn auf ihrem Blüthenkleide,
Und zum Himmel sehn sie hin.

Soldat. Weiß und roth, mit Grün umwachsen,
 Recht gut kaiserlich, für wahr!
 Hat man Lust sich rum zu boren
 Deut er seine Gerten dar *).

Der Gärtner, nachdem jene Personen sich entfernt haben.

Hi! mit Hoffen, Wünschen, Freuen!
 Mit Erwartung, Blüth' und Frucht!
 Heut Nacht kommts, denk ich, zum Schneien,
 Dann kommt morgen her, und sucht!

Und wirklich, um den Spruch des alten Römers wahr zu machen, daß die Dichter Zeher sind: — *ast sacri vates et divum cura vocamur* — kam bald darauf Kälte und Reif, und der Mandelbaum, der die Veranlassung zu dem sonnigen Gedichte gewesen, brachte auch nicht Eine Frucht. Ein paar Jahre darnach ging er ganz zu Grunde, es war ein sehr alter Baum, und mit ihm die letzte sichtbare Erinnerung an jene schöne Zeit, wo wir uns an Grillparzer's Umgang erfreuten, und er sich in unserer Freundschaft zu gefallen schien.

Die Sappho war nun vollendet und sollte gegeben werden. Ein Zug der Grillparzer's Gemüthsstimmung treu abspiegelt, war ein Traum, den er uns damals erzählte. Er träumte nämlich, er befände sich bei der ersten Aufführung der Sappho im Theater; das Stück

*) Die im Frühling von den geschnittenen Bäumen auf der Erde liegen.

mißfiel gänzlich, und er sah, wie ich und meine Tochter in einer Poge durch Lachen und spöttische Mienen in das allgemeine Urtheil einstimmten, und uns über das Stück lustig machten. Dieses Traumbild war nichts anderes als der Unfrieden, wie er ihn selbst in einem spätern Gedichte nennt; dieß tückische Gespenst, das aus seinen Werken, so wie sie vollendet sind, hämisch herausblickt, und ihm sagt, daß sie nichts taugen; es war die Stimme des Hypochonders in ihm, welche ihm im Voraus schon jede Freude verleidet.

Bei der Aufführung ging es ganz anders, als der mißmuthige Dichter geglaubt hatte, die Sappho fand ungeheuern Beifall, und wir erfreuten uns bei der ersten Vorstellung von ganzem Herzen des Triumphs, den der Dichter feierte.

Bald nachher aber wurde seine Stimmung immer trüber und trüber, er kam selten und immer seltner zu uns, und da wir gar keine Veranlassung zu dieser Veränderung kannten oder ersinnen konnten, mußten wir sie, so leid es uns that, ertragen, ohne etwas dagegen thun zu können.

Ich habe bei den Beziehungen unsers Hauses zu dem Verfasser der Sappho, so wie früher bei denen zu Büel, um des Zusammenhanges willen, der Zeit vor-gegriffen, denn die Sappho wurde erst 1818 aufgeführt.

Dieses Jahr ließ sich in Beziehung der Witterung viel besser an, als mehrere vorhergegangene. Man versprach sich eine gesegnete Ernte, und die düstere Pro-

vorhersehung von dem Gesichte, welches der Thürmer von St. Stephan gesehen haben sollte, ging nicht in Erfüllung. Aber niemand sprach darüber und so sind die Götter gerettet, und die Orakel blieben bei Ehren. Trifft eine solche Vorhersehung ein, hält ein Leostag Wort, und bringt das Wetter, das er nach dem Sprichwort bringen sollte (und diese sind nicht bloß aus der Luft gegriffen, sondern auf vieljährige Erfahrung der Landleute, Jäger u. s. w. gegründet) so wird es mit Vergnügen bemerkt; fehlt die Voraussagung, so denkt Niemand daran; sie wird nicht Lügen gestraft, sondern man baut das nächste Jahr darauf mit eben der Zuversicht als auf etwas Unfehlbares.

Im Anfange des Sommers gingen wir wieder nach Lilienfeld, wo Pichler oft Geschäfte in den weitläufigen Waldungen des Stiftes sowol, als den angrenzenden Gräflich Hogen'schen Besizungen hatte. Wir freuten uns auch den würdigen Herrn Prälaten wieder zu sehen, der uns stets freundschaftlich behandelte, und so zählten wir auf einige recht genußreiche Tage in der herrlichen Gebirgsgegend.

War es diesen Sommer oder den darauf folgenden, ich erinnere mich dessen nicht genau, und es ist auch gleichgültig, genug der Herr Prälat lud uns ein, die Klosteralpe zu besteigen, die sich gleich hinter dem Stifte in die Lüfte erhebt, und wir nahmen den

Vorschlag mit Freuden an. Sehr früh Morgens brachen wir in zahlreicher Gesellschaft auf, an der leider mein Mann, den seine Geschäfte abhielten, nicht Theil nehmen konnte, und stiegen munter bergan, bei dem schönen Wasserfall vorbei ungefähr anderthalb Stunden, bis auf den sogenannten Kulm, wo sich eine Meierei des Stiftes befand. Von diesen Anhöhen sahen wir, wenn wir uns rückwärts wandten, die Abtei mit allen ihren weitläufigen Gebäuden, den ganzen Ort Lilienfeld, das dazu gehörige Markt oder Dörfel wie es heißt, wo die Gewerksfabrik ist, wie aus der Vogelperspective, tief unter uns liegen. Es ist eine eigenthümliche Empfindung auf einmal so hoch, so fern auf die Gegenstände herab zu blicken, die uns sonst nahe umgaben, zwischen denen wir wandelten, lebten, unsere Geschäfte trieben. Wie so ganz anders stellen sie sich nun unsern Augen dar! Wie klar sahen wir ihre Lage gegeneinander, ihren Zusammenhang, ihre ganze Örtlichkeit ein, deren Beziehungen uns früher, als sie uns noch dicht umgaben, ganz entgangen waren! Ist es im Leben nicht auch so? Gehört nicht ein längerer Verlauf der Zeit, eine Fernstellung durch Zeit oder Raum dazu — oft lange Jahre — bis wir über eine Periode unsers eignen Lebens oder auch der Geschichte ein klareres richtiges Urtheil, *sine ira nec studio*, wie Tacitus sagt, zu fällen im Stande sind?

Auf dem Kulm wurde ein ländliches Frühstück eingenommen, und nach einigem Ausruhen, der Weg

auf die *Alpe* fortgesetzt. Hier wurde das Gehen oft beschwerlich. Es ging über steinichte Stellen, wo man klettern mußte, oder über ziemlich gäh aufsteigende *Alpenwiesen*; und da die Sonne schon hoch am Himmel stand, wirkte auch die Wärme drückend auf uns, obwohl die reine Luft und der Duft der würzigen Kräuter dem Steigen viel von seiner Beschwerlichkeit benahmen. Die letzte steile Anhöhe am Saum eines Waldes hin kam mir, nachdem wir bereits mehr als drei Stunden immerfort bergan gestiegen waren, sehr ermüdend vor. Freundlich unterstützten mich unsere Begleiter und so gelangte ich endlich auf den Gipfel und zur Zennhütte.

Hinter oder vielmehr vor derselben führte man uns nun durch ein kleines Gebüsch auf einen freien Rasenplatz, und hier lagerte sich die ganze Gesellschaft ins kurze balsamduftende *Alpengras*, und ruhte eine Weile aus. Ich hatte mich nach dem Rathe, den man mir gab, der Länge nach hingestreckt, und — wunderbare Kraft der reinen Vergluth und der *Alpen*natur! meine ganze Ermüdung und Erschöpfung verlor sich, und nach wenigen Minuten fühlte ich mich so gestärkt und erheitert, daß ich aufsprang und mir vorkam als wäre ich wieder jung geworden. Doch konnte ich mich nicht mit *Antäus* vergleichen, denn sicherlich war es nicht die bloße Einwirkung der mütterlichen Erde, welche mit verjüngernder Kraft auf mich eindrang, sondern das Ganze der mich umgebenden Natur. Jetzt traten wir Alle an den Rand der Wiese, auf welche wir uns

gelagert hatten, und welche Aussicht bot sich uns dar! Von St. Pölten, ja von Mölk an, bis gegen Wien lag das ganze Waldviertel wie eine ausgebreitete Landkarte unter uns. Wir konnten den Lauf der Donau durch diese ganze Strecke verfolgen, und jenseits des Stroms noch einen großen Theil des hügelichten, größtentheils mit Wald bedeckten Viertels Obermannhardsberg. Durch ein gutes Fernrohr entdeckten sich dem bewaffneten Auge noch entferntere Punkte, und der Herr Prälat glaubte mit Zuversicht, bei besonders reiner Luft einmal, als er sich mit dem Erzherzoge Johann eben auf diesem Punkt seiner Berge befand, den Stephansthurm unterscheiden zu haben. Sicher ist es, daß ein paar Jahre später, da ich eben auch in Gesellschaft des Herrn Prälaten und einiger seiner Begleiter den Stephansthurm bestieg, wir in der Gegend, in der Lilienfeld liegt, durchs Fernrohr Berge gewahrten, deren Umrisse ziemlich mit denen des Muckenkogels (so heißt die Triftsalpe) und der sie umgebenden Bergspitzen übereinstimmten. Wenn man nun vom Stephansthurm aus jene Berge sehen kann, so kann man ja wohl auch bei recht heitrer Luft von diesen aus den Thurm erkennen. Wunder schön war der Ausblick über diesen weiten Landstrich hin; es war von oberhalb Mölk's abwärts, über Pechlarn, Mautern u. s. w. der Weg, den die Burgunden des „Nibelungen-Liedes“ gezogen waren, und es befestigte sich in uns die Meinung, welche mehrere Schriftsteller geäußert, daß diese genaue Kenntniß und Schilderung

des Reiseweges, so wie mehrere andere Umstände darauf hindeuten, daß der Sänger des berühmten Heldenliedes ein geborner Oesterreicher oder sehr bekannt mit diesem Lande gewesen seyn mußte.

Das war die Fernsicht welche sich auf dieser Seite darbot; sie war prächtig, erhebend: mir aber gefiel die andere, welche sich uns zeigte, als wir uns umwandten und rückwärts in die kolossale Bergwelt blickten, noch viel besser. Hier thürmten sich die gigantischen Berge hinter einander und über einander empor; einige mit Wäldern bedeckt, andere kahl und schroff. Da erhob sich der Ötcher, hinter ihm blickte in weiter Ferne der Hochschwab hervor, und geheimnißvoll senkten sich in allen Richtungen zwischen diesen aufstrebenden Massen die Thäler hinab, Wohnungen der Menschen, einzelne Gehöfte, ganze Dörfer, hier und dort wohl auch kleine Städte in ihrem tiefen unsichtbaren Grund verbergend; für mich war dieser Anblick anziehender als der des weit sich hinbreitenden Flachlandes.

Nachdem wir uns an diesen beiden Naturgemälden erquickt und gesättigt hatten, kehrten wir in sehr fröhlicher Stimmung zur Alpenhütte zurück, wo noch mancher Scherz getrieben und jene (wie es hieß nach einem alten Brauch), welche zum erstenmale auf eine Alpe kamen, getauft wurden. Die Herren (und ihrer waren mehrere) bekamen hübsche Ladungen aus dem Quellbrunnen der Sennerin, der immerfort von sich selbst quillt, und treffliches Wasser spendet; aber auch meine

Tochter und ich wurden bespritzt, und der Grafen von Hohenberg wegen, die sich in diesen Gegenden einer großen Popularität erfreuten, Mechtild und Agnes getauft.

- Ein einfaches, aber sehr wohllichmeckendes Mahl, aus ländlichen Speisen bestehend, ward unter heiterm Gespräch und Scherzen verzehrt, und der Rückweg gegen Abend auf einem andern, aber nicht minder schönen Pfade angetreten. So verging der angenehme Tag, dessen Bild mir nach so vielen Jahren erfreulich wiederkehrt, und ein kleines Gedicht, das ich nach meiner Heimkunft dem Herrn Prälaten mit einem Exemplar der Nibelungenlieder übersandte, sollte ihm meinen Dank für jenen frohen Tag aussprechen, und ihn an die herrliche Aussicht und die Gespräche mahnen, die wir auf jenen heitern Höhen geführt hatten.

Im Herbst, wann die meisten Familien vom Lande oder von Badeörtern wieder in die Hauptstadt zurückkehren, begann auch das angenehme gesellige Leben, wie es damals gestaltet war, sich zu entfalten. Mit ihm kamen seine Zerstreuungen, seine Vergnügungen, aber auch seine Enttäuschungen und mancherlei bittere Augenblicke, welche die unausweichliche Folge einer beziehungsreichen Stellung zu mehreren, ja zu vielen Menschen von verschiedener Denk- und Empfindungsweise sind, in deren Mitte wir uns befinden.

Eines der Häuser, mit welchem wir in nähern freundschaftlichen Beziehungen standen, war das des damaligen Obersten Barons von Rothkirch, dessen diese Blätter schon oft erwähnten. Er sowol als seine in jeder Rücksicht verehrungswürdige Gemahlin hatten sich seit einer langen Reihe von Jahren als wahre, verlässliche Freunde gegen uns erwiesen. Die Nähe unserer Wohnungen, der — damals beinahe gleiche Fuß, auf dem wir trotz des großen Unterschieds der Geburt lebten; ein gleicher Sinn für Literatur und Bildung hatten diese Bande fester gezogen, und die Abende, an welchen sich unsere nächsten Umgebungen entweder bei uns oder bei ihnen versammelten, waren durch die geselligen Annehmlichkeiten der Frauen und die höhere Bildung der Männer sehr genussreich. Hier trafen wir mehrere Offiziere des Generalstabes, zu dem auch Baron Rothkirch gehörte, die gehaltvollen Dichter Pannasch und Weingarten, die uns öfters durch Vorlesen ihrer meist dramatischen Arbeiten erfreuten, so wie auch der Herr vom Hause bereits mehrere Trauerspiele geschrieben und sich als militärischer Schriftsteller, eben so wie jene beiden und die damaligen Hauptleute (jetzt Generale) von Schönhals und Martini, ausgezeichnet hatte, so daß Einer von diesen den Generalstab nicht mit Unrecht „den Geist der Armee“ genannt hat. Hieher kam sehr oft Baron Hormayr, der württembergische Gesandte Graf Mandelslohe, sein höchst geistvoller

Viehler's Memoiren. III.

Sekretär Baron von Treut, Graf Bombelles und
 mehrere andere. Unter ihnen zeichnete sich vortheilhaft
 der Zieffsch des früher öfters genannten Professors
 Schneller, von Prokesch, aus, der seiner hübschen
 Gestalt wegen, vorzugsweise der schöne Jährling
 genannt wurde, dem Generalstab zugetheilt und eben-
 falls Mitarbeiter an der militärischen Zeitschrift war,
 in welcher unlängst ein Aufsatz von ihm: Über die
 Schlacht von Waterloo erschienen war, der unge-
 mein viel Aufsehen gemacht, und die allgemeine Aufmerk-
 samkeit auf den noch sehr jungen Verfasser gelenkt hatte.
 Alle diese Personen zusammen bildeten einen höchst an-
 genehmen Kreis der Geselligkeit, und Manche dersel-
 ben besuchten auch unser Haus, so wie wir sie ebenfalls
 in dem Hause der Baronin Pereira wieder fanden, wo
 ähnliche Unterhaltungen und überhaupt ein ähnlicher
 Geist herrschten. Hier durfte man auch darauf zählen,
 bedeutende fremde Notabilitäten kennen zu lernen, welche
 selten versäumten, sich bei der Baronin Pereira und ih-
 rer Tante, der Baronin von Eskeles vorstellen zu lassen.
 Der Besuch dieser beiden Häuser, die damals vor Vie-
 len ihres Gleichen glänzend hervortrugen, war auch
 mir sehr angenehm, besonders bei Pereira, wo ein un-
 gezwungener Ton herrschte, viele Jugend sich versam-
 melte, und Musik, Tanz, Vorlesen eine lebhafte Ab-
 wechselung der Unterhaltung boten. Ich und meine Toch-
 ter kamen oft hin, denn schon zwischen den Ältern der
 Baronin Pereira und den meinigen hatte ein freundliches

Verhältniß gewaltet, und zufällige Ereignisse hatten es zwischen uns fester gezogen.

Im Jahre 1810 entstand bei mancher dringenden, durch die Ungunst der Zeitumstände erzeugten Noth unter den Bewohnern Wiens der Verein adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen, und die allgemein geachtete Fürstin Caroline von Lobkowitz wurde zur Vorsteherin gewählt. Zwölf Damen bildeten den Ausschuss. Jeder von ihnen war ein Bezirk der Stadt oder der Vorstädte als Wirkungskreis angewiesen, und wohlthätige Frauen des Mittel- und Bürgerstandes wurden zu wirkenden Mitgliedern ernannt, welchen die Pflicht oblag, sich um die nähern Umstände der empfohlenen Armen zu erkundigen; den in Kost gegebenen Findelkindern nachzusehen; arme verheirathete Wöchnerinnen zu besuchen, für sie zu sorgen u. s. w. Ohne mich zu befragen, hatte die Fürstin, in ehrenvollem Vertrauen auf meinen guten Willen, wie sie mich immer mit Auszeichnung behandelt hatte, mich unter die Zahl der wirkenden Mitglieder aufgeschrieben, und ich habe mit Freuden unter ihr sowohl, als unter ihrer unmittelbaren Nachfolgerin, der mir unvergesslichen Gräfin Dietrichstein, Regentin des Damenlistes, die Pflichten eines wirkenden Mitgliedes unserer Gesellschaft geübt.

Das Arnsteinische Haus, die beiden Familien Eskeles und Ephraim mit einbegriffen, war wegen

seiner Mildthätigkeit gegen Arme und Hilfsbedürftige jedes Glaubens schon lange in Wien geschätzt und berühmt. Jährlich gaben B. Arnstein und seine Tochter bedeutende Summen für solche Zwecke aus, und die übrigen Zweige der Familie blieben nach dem Verhältniß ihres Vermögens nicht zurück. Man hat freilich oft, wenn von reichen Wohlthätigen die Rede war, eingewendet, daß sie eben, weil sie reich sind, dieß leicht thun können; da es aber eben so viele Reiche gibt die es unterlassen, so ist, wie ich glaube, diese Eigenschaft, wo sie sich mit dem Reichthum zusammen findet, immer achtend anzuerkennen, und ich kann, da ich außer jenen Familien noch so manche bemittelte Wohlthätige kennen gelernt habe, nicht ganz der Meinung seyn, die der Verfasser des trefflichen Stückes: „der Adept“ aufgestellt zu haben scheint: als müßte nothwendiger Weise der Besitz von Reichthümern die Menschen verschlechtern. Die B. Pereira wurde zu einer der zwölf Auschuß-Damen gewählt, ihrer Obforge war besonders das Marienspital in Baden, auch eine Privatstiftung wohlthätiger Frauen, übergeben. Hier waren ihr nun, während unsers gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Baden, meines Mannes einsichtsvoller Rath, seine freundliche Theilnahme und Unterstützung sehr willkommen; ja, er wurde später von der Frauengesellschaft zu einer Art von Consulenten nach Graf Pergen's Tode ernannt, und wohnte in dieser Eigenschaft ihren Sitzungen regelmäßig bei. Sein edles menschenfreundliches Herz freute sich jeder Gele-

genheit, wo er Gutes wirken, Arme unterstützen, Leidenden helfen konnte. In diesem Sinne war er die Hauptveranlassung, daß eine Quelle des Badner Heilwassers, welche bis dahin unbenützt abgelaufen war, gefaßt und zu einem Bade, das Franzensbad nach dem Namen des Kaisers genannt, für Arme eingerichtet wurde. In eben diesem Sinne war es abermals mein edler Pächter, der die erste Anregung zu dem Wohlthätigkeits-Hause in eben dem Baden wurde, der die Fonds dazu aufsuchte und ermittelte, so daß man wohl sagen kann, daß es ihm seine Entstehung und mehrere hundert Kranke oder Dürftige darin jährlich ihre Heilung oder zeitweise Verpflegung danken.

Alles dies brachte uns in nähere Beziehung mit Frau von Pereira und ihren Verwandten. Wir brachten oft Abende dort zu; im Fasching war jeden Mittwoch thé dansant daselbst, der bis 11, halb 12 Uhr währte, und bei welchen ich mit meiner Tochter und ihrer Gespielin Fräulein Amalie Schechtern, beide hübsche Mädchen und stinke Tänzerinnen, stets eine willkommene Erscheinung war. An andern stillen Abenden, wenn nur ein kleiner Kreis sich versammelte, wurde entweder Musik gemacht, oder vorgelesen, oder auch bloß geplaudert, indem wir Frauen mit unsern Handarbeiten um den runden Tisch herum saßen, die Herren zwischen oder hinter uns Platz fanden, und die Gesellschaft ein Ganzes ausmachte, dessen Seele die Frau

vom Hause vorstellte, und Jeder so gut er es vermochte zu der allgemeinen Unterhaltung beitrug. Die neuere Gewohnheit, daß die Frauen eben so wenig wie die Herren eine Arbeit zwischen den Fingern haben, und also wie diese nur auf das Gespräch, und nicht auf ein allgemeines, sondern auf das von einer oder zwei Personen angewiesen sind, die der Zufall neben sie geführt — diese neue Gewohnheit scheint mir der höhern Geselligkeit gar nicht günstig zu seyn. Gewiß ist es, daß der leichte Austausch der Gedanken, zwischen mehreren Personen von ungleichen Ansichten, verschiedener Empfindungs- und Denkungsart, die sich in einem lebhaften allgemeinen Gespräch berühren, gleichsam Geistesfunken aus jedem der Theilnehmer lockt, die dann Einer am Andern schnell fortzünden, und in rascher Wechselwirkung eine Menge von Behauptungen, Ansichten, Witzspielen u. s. w. zu Tage fördern, die Jeden angenehm aufregen, und ihm das Bewußtsein geben, ebenfalls seinen Rathheil zum allgemeinen Vergnügen beigetragen zu haben. Freilich kommt hier das Meiste auf die Frau vom Hause an, die es verstehen muß, dies allgemeine Gespräch in Gang zu erhalten, indem sie allgemein anstreichende Gegenstände herbeiführt, was nicht immer leicht ist, weil die Gesellschaft öfters aus heterogenen Theilen besteht. Indessen es geht, wenn nur die Frau vom Hause Lust und Geschick dazu hat, und es nicht verzicht, ihre Gäste sich den Stoff zum Gespräch mühselig und unbefriedigend genug aus

auf den Tisch gelegten Zeitungen und Kupferwerken suchen zu lassen.

So wie es hier geschildert ist, waren die Abendgesellschaften in früherer Zeit bei den Familien, mit denen wir in freundschaftlichen Verhältnissen standen, beschaffen, unter welchen mir die des königl. preussischen Legationsraths von Piquot, und des hiesigen Staatskanzlei-Rathes von Hoppe vorzüglich werth waren. Bei Piquots waren eine Tochter und ein Sohn; Hoppe hatte keine Kinder. In beiden Häusern herrschte ein Ton und eine Geistesrichtung, die mit der unsrigen sehr übereinstimmte. — Bekanntschaft mit den bessern Erscheinungen der neuen Literatur; lebhaftes Interesse daran; zuweilen eine kleine Vorlesung oder ein geistreiches Gesellschaftsspiel erhöhten den Reiz dieser Gesellschaften, denen eine ehrenvolle Gesinnung und wahrhafte freundschaftliches Wohlwollen noch höhern Werth gaben. Bei Piquot hatte Marie, die Tochter, ein Mädchen in Lotten's Alter, von seltner Geistesbildung und trefflichem Charakter sich warm an diese angeschlossen. Bei Hoppe waren die Frau und ihre Schwester, Fräulein Justine von Krufft, zierliche Dichterinnen, und so wie ihr Bruder Nikolas, ausgezeichnet durch seine Klaviercompositionen und sein meisterliches Spiel, Jugendbekannte von mir und durch lange Jahre mir lieb und werth geworden. — Nun sind sie alle todt! Bei Piquot starben die Kinder noch vor den Ältern, diese folgten ihnen in einigen Jahren, dann beide Geschwister der Mutter;

bei Hoppe sind er und sie, ihre drei Geschwister, ein Nefse u. s. w. gestorben, kurz beide Familien so werthher Freunde sind im eigentlichen Sinne verschwunden. Wie vielmal habe ich dies schon erleben müssen, und wie schmerzlich ist es!

Wir pflegten alle Jahr eine kleine Weihnachtsfeier bei uns zu halten. Ein Baum wurde mit Lichtern, Bändern u. s. w. geschmückt, und der nähere Kreis der Freundinnen und Bekannten meiner Tochter mit kleinen Gaben beschenkt, welche meistens in Kindereien, in Aufspielungen auf verwaltende Verhältnisse bestanden, von erklärenden Versen begleitet, und so ein harmloser Scherz waren. In diesem Winter, in dem Grillparzer so wie im vorhergehenden, als einer der werthesten jüngern Bekannten, ebenfalls beschenkt wurde, hatte ich für ihn, der eben mit frischem Lebensmuthe an seiner Medea arbeitete, einen Kupferstich, der den Theseus im Kampf mit dem Minotaurus vorstellte, gewählt, und er wurde von folgenden Versen begleitet:

Mit der Argo kühnen Helden
 Ragt' einst Theseus auch den Zug,
 Und die alten Sagen weiden
 Uns von Kampf und Fährlichkeit genug.

Klippen waren zu umschiffen,
 Oftmals hemmte träger Sand,
 Oftmals zwischen Felsenriffen
 Schien das Fahrzeug festgebannt.

Doch die Götter lächeln Gnade,
 Und der Lauf beginnt auf's neu,
 Alle feindlichen Gestade
 Segelt Argo kühn vorbei.

Bringt das gold'ne Bließ zurücke
 An der Heimath theuren Strand;
 Und noch sind der Nachwelt Blicke
 Rühmend auf die That gewandt.

Dein Beginnen wird wie jenes enden,
 Glück und Ruhm sind dir gewiß,
 Und zum zweiten Mal aus deinen Händen
 Nehmen wir das goldne Bließ.

So wohl und herzlich gemeint diese Worte waren, schienen sie den Dichter doch eher trüb als froh zu stimmen, und es ging mit dieser kleinen Gabe, so wie mit manchem andern Versuch in dieser Zeit, der bestimmt war zur Aufheiterung, zur Herstellung des alten zwanglosen Verhältnisses wie es früher zwischen uns geherrscht hatte, beizutragen; es mißglückte und schien gerade das Gegentheil, Mißmuth und Entfremdung hervorzubringen; ja, es war als berühre ihn schon jetzt die Vorahnung eines unseligen Ereignisses, das bald darauf eintrat.

Griffparzer liebte seine Mutter aufs innigste, und wurde eben so von ihr geliebt. Ihm Freude zu machen, entschloß sie sich, ihr lange bei Seite gesetztes Klavierspiel wieder hervor zu suchen, um mit ihm die vierhän-

Pöhl's Memoiren. III. 13

digen Stücke aus Beethoven'schen oder Mozart'schen Symphonien, Sonaten u. s. w. oder die Ouvertüren der neuesten Opern zu spielen, die er mich und meine Tochter oft spielen hörte, und einst äußerte er sich gegen diese in Rücksicht seiner Mutter: daß wenn sie sterben sollte, man ihn nur gleich mit ihr begraben möchte, weil er sonst Niemand auf der Welt habe!

Und diese Mutter starb! eben in diesem Winter, eben während er an seiner Trilogie: der Gastfreund, das goldene Vließ und Medea arbeitete; und so wie man erzählte, war diese Katastrophe von sehr erschütternden Umständen begleitet. Ich war damals der Meinung, daß diese über alle Maßen störende Unterbrechung der Fortsetzung seiner Arbeit an jener Trilogie nicht günstig seyn könne und sagte es ihm, als ich ihn — sehr unvermuthet bald darauf wieder sah, er aber war hierin anderer Meinung und setzte seine Arbeit fort.

Er war jetzt ziemlich lange nicht bei uns gewesen. Wenig Tage nach diesem traurigen Vorfall besuchte er meinen Mann im Bureau, was sonst äußerst selten geschah, und sagte ihm, daß er mit seinem Schmerze zu ihm komme, weil er glaube, daß nach seiner Mutter Tod Niemand wärmer an ihm Theil nehme als unser Haus. Befremdend war diese Ausrufung seiner Anhänglichkeit wohl in einer Periode, wo er sich seit mehr als einem halben Jahre ganz von uns zurückgezogen, und auffallend kalt gegen uns benommen hatte. Dennoch

empfangen ihn Pichler, und als er bald darauf zu uns kam, auch wir mit großer Herzlichkeit, obwohl ich nicht bergen kann, daß in der Tiefe unsrer Herzen etwas Ver-
 spaantes zurückblieb, erzeugt durch das Bewußtsein sei-
 nes kalten Benehmens. Nach und nach glied sich
 das wieder aus, die alte Freundschaft trat wieder
 in ihre Rechte ein, aber das allererste Verhältniß ganz
 rückichtsloser Annäherung, wie es im Anfang unserer
 Bekanntschaft und bis nach der Aufführung der Sappho
 bestanden, stellte sich nicht wieder her.

Im folgenden Frühling machte unser Hof eine
 Reise nach Italien. Grillparzer's dichterischer Ruhm,
 so wie seine einnehmende Persönlichkeit hatten ihm viele
 Freunde und Theilnehmer an seinem Wohl erworben,
 und so fand er Gelegenheit, sich Personen des Hofes
 anzuschließen und die Reise im kaiserlichen Gefolge mit-
 zumachen, wozu ihm Jedermann der ihn kannte Glück
 wünschte, weil man sich eine günstige Einwirkung auf
 sein Gemüth wie auf seine Gesundheit versprach. Sein
 väterlicher Freund und Rathgeber, Schreivogl, interes-
 sirte sich sehr dafür, und freute sich dieses glücklichen
 Zufalls für seinen Günstling, und dieser in jugendlich
 frischem Muth, wie ihn ihm die Hoffnung das Hesper-
 rische Land zu sehn, einlöste, recitirte uns ein Gedicht,
 welches er auf die bevorstehende Reise gedichtet, und
 wovon ich eine Strophe behalten habe, die ungefähr
 so lautete:

Dann komm' ich zurück mit frischem Sinn,
 Und schaff' in stolzer Ruh,
 Was jung soll seyn, wie ich es bin,
 Und alt soll werden wie du (nämlich das ewige Rom).

Wie wenig entsprach der Erfolg diesen fröhlichen Erwartungen! Eben so wenig als die glänzende Aufnahme der Zapphe, von der sich seine Freunde so viel Gutes für des Dichters Erheiterung versprochen. Es war und ist wohl in dieses Sängers Innerm ein Zug, der ihm nicht erlaubt, sich irgend eines Gelingens recht zu erfreuen, wie er es auch in dem „*Wann*“ und dem „*Unfrieden*“ geschildert hat, und das ihm nach Jobigema's Worten: „die nächste Freude von den Lippen weggeht.“

In der Mitte dieses Sommers kam denn auch für uns abermal die Zeit, uns zur Reise nach Ungarn zu dem Wiedersehen so werthet Freunde zu rüsten. Dieses Jahr wartete unser noch eine besondere Feierlichkeit. Unser vieljähriger Freund, der Feldkriegskommissär v. Romane, derselbe, der uns vier Jahre früher das erste Mal nach Bucsan begleitet hatte, sah sich nun durch die Umstände begünstigt am Ziele seiner lange genährten Wünsche, und war auf dem Punkte, der lange und treu geliebten Freundin Wilhelmine von Artnet seine Hand bieten zu können. Die Hochzeit sollte auf dem Gute des Barons von Jay im Gebirge, welches von jeher der Lieblingsaufenthalt der Baronin und der Artnet'schen Schwestern gewesen war, gefeiert werden.

Wir versahen uns daher schon hier mit „hochzeitlichen Kleidern“ und freuten uns überdies sehr, daß noch vor unserer Abreise der Baron auf ein paar Tage nach Wien kam und sein Absteigquartier bei uns nahm. Während dieser kurzen Frist fiel eine so außerordentliche Hitze ein, daß — es war eben um die Erntezeit — einige Personen auf den umliegenden Feldern vor Hitze krank wurden oder, wie man sagte, sogar starben. Ein paar Tage darauf erschien ein kleiner aber mit freiem Auge sichtbarer Komet am nordwestlichen Himmel, der aber nicht lange über unserm Horizont verweilte. Nach wenig Tagen brach sich auch die allzugroße Hitze durch ein heftiges Gewitter und die Luft wurde wieder gemäßigt.

Ich glaube während meines langen Lebens bemerkt zu haben, daß jene Sommer, in welchen Kometen erschienen, besonders heiß waren, so der von meinem Geburtsjahre 1769, wie ich im Anfange dieser Blätter berichtet, so im Jahre 1811 und 1819. Nach den freilich viel richtigern Beobachtungen, welche die Kalender des Herrn von Littrow enthalten, trifft dies sich nur zufällig; aber meine Erinnerungen sind eben jener Beobachtung günstig gewesen.

Wir waren also nach Buczau gekommen und sollten von dort in sehr zahlreicher Gesellschaft nach dem alten Stammschloß Raj Ugroz abgehen; nämlich mit allen Schwestern der Braut, Marianen von Neumann, der Jugendfreundin derselben, mit ihrem Gemahle und einem Offizier, dem Rittmeister vom Regimente Kronprinz Küras-

siet, Hrn. Töple, dessen sonderbares Schicksal hier mit ein paar Worten erzählt werden mag. In seinem Vaterlande Hannover zum ausübenden Arzte bestimmt, bereitete er sich in seinem zwanzigsten Jahre eben vor, die rigorosen Prüfungen zu machen und dann seinen Beruf anzutreten, als ihn das Loos Soldat zu werden unter der Regierung Königs Jérôme von Westphalen traf, und er ohne weiters in ein Regiment enröllirt wurde. Dies Regiment war eines von den beiden, mit welchen in der Schlacht von Leipzig der damalige Befehlshaber derselben, Baron von Hammerstein, zu den Österreichern überging. So warf ein unberechenbarer Zufall den jungen Mann aus seiner gewählten Bahn zuerst in eine ganz verschiedene, die er wahrscheinlich freiwillig nie betreten haben würde, und so brachte die zweite Begebenheit den jungen hanoveranischen Arzt nach Oesterreich und in den Dienst eines Staates, den er kurz vorher als eine feindliche Macht hatte betrachten müssen. Seltsames Spiel scheinbarer Zufälligkeiten — und doch gewiß eine weise und zweckmäßige Leitung der Vorsicht. Töple ist nun längst Stabsoffizier, und wenn ich nicht irre, in dem berühmten Regiment Savoyen-Drägoner, das noch immer den Namen des Helden Eugen trägt. Er ist verheirathet, lebt angefehn und vergnügt, wie ich höre und wie es sein rechtlicher Charakter, sein gebildeter Geist verdient hat.

Damals war er ein junger ziemlich hübscher Offizier, der der ganzen Gesellschaft durch seine Persönlich-

keit sowohl als durch sein treffliches Talent zum Vorlesen willkommen war. Nebst ihm war noch ein Herr von Maillard aus Tyrnau in der Gesellschaft, vielleicht noch ein paar Personen, deren ich mich nicht erinnere, und dann die Hausgenossenschaft der Zap'schen Familie. Diese ganze ziemlich zahlreiche Versammlung, die sich in Bucsan zusammengefunden hatte, war bestimmt von dort nach Ugrož abzugehen, und diese Reise machte mir durch die begleitenden Umstände ein besonderes Vergnügen. Sie begann nämlich in der Nacht vor Tagesanbruch. Und dies war nothwendig, um bei der schlechten Beschaffenheit der Straßen zum Mittagessen nach Ugrož, das 8 bis 10 Stunden entfernt im Gebirge und vor dem kein Ort zum Einkehren lag, zu erreichen. Alles ging daher den Abend vor dem Aufbruch zeitlich zur Ruhe, und um zwei Uhr nach Mitternacht, wo es selbst im Anfange des Juli noch Nacht ist, wurde die ganze Gesellschaft geweckt. Jeder suchte sich bald fertig zu machen, man frühstückte, trug sein kleines Gepäck zusammen — die Wagen mit den Kessern waren schon den Tag zuvor abgegangen — und allmählig sammelte sich die Gesellschaft im Schlosshof, wo die bereits angespannten zahlreichen Chaisen standen, und die Laternen und Fackeln der einpackenden Dienerschaft die Finsterniß einigermaßen erhellte. Noch aber erkannte und fand man sich eigentlich nur an den Stimmen zusammen, und endlich zwischen 3 und 4 Uhr war Alles in Ordnung und die Gesellschaft in die Wagen

vertheilt. Raum zeigte sich, wie wir hinaus in's Freie kamen, in Ost ein hellerer Streifen am Horizont. Das heilige Licht, wie alles Gute und Wahre in der Welt wurde langsam aber unwiderstehlich stärker, die Schatten wichen allmählig, wir fingen an, uns selbst, die Wagen, die Gegend um uns zu erkennen. Jetzt war es Tag geworden, jetzt lag die freundliche Landschaft und die Hügelkette, von welcher das Schloß Freistadt aus seinen Gärten herabblickt, vor uns. Aber noch war die Sonne, die Königin des Tages nicht erschienen. Der Wagenzug kletterte den Gabor, einen mäßigen Berg hinan, und bei jedem Schritt vorwärts erweiterte sich der Gesichtskreis und traten uns mehrere Ortschaften und Fluren vor die Augen. Nun war der Gipfel erreicht, und in diesem Augenblick (die Marschroute war auf diesen Effekt berechnet) stieg die Sonne empor, und jetzt erst schien der Gegend Licht und Leben ertheilt. Es war ein schönes Moment, der gar wohl zu frommen Gefühlen stimmen konnte. Alle hatten die Wagen verlassen und weideten sich an dem schönen Schauspiel, denn Alle oder doch die Meisten in diesem ziemlich zahlreichen Kreise hatten tiefen Sinn und warmes Gefühl dafür.

Die wieder angetretene Fahrt brachte uns nun durch minder pittoreske aber fruchtbare Gegenden um Mittag an unser Ziel, das Schloß Raj Ugroz, wo unser in ländlicher Stille aber zusageader Geselligkeit von werthen Hochzeitsgästen angenehme Tage warteten.

Schade nur, daß eine kühle regnerische Bitterung uns in der ersten Zeit manche Spazierfahrt und noch mehrere Spaziergänge verdarb. An einem recht regnerischen Abend aber kam, trotz der unfreundlichen Atmosphäre, ein gar lieber und überraschender Besuch; Baron von Jeger, ein alter treuer Freund des Hauses, damals Hauptmann im Generalstab, jetzt lange schon General, trat mit Grillparzer ein, dessen Ankunft uns eben so erfreulich als unvermuthet war, denn Niemand von uns Allen hatte seit langen von ihm etwas mehr gewußt, als daß er auf der Rückreise von Italien nach Vastein gegangen war.

Herglich freuten sich Alle, besonders die treffliche Frau vom Hause über diesen Besuch, der ihrem Hause so schmeichelhaft war, und er versprach auch mehrere Tage bis nach den Hochzeitfeierlichkeiten zu bleiben. Er erzählte uns von Italien, von Vastein, er theilte unsre Spaziergänge und zeigte sich als ein rüstiger Fußgänger beim Erklettern der Berge. Aber statt des jugendfrischen muthigen Gedichtes, das er zu machen gesonnen gewesen und von dem ich eine Strophe angeführt habe, recitirte er uns den wunderschönen aber in ganz anderer Stimmung gedichteten „Abschied von Vastein,“ der seine ganze trübe mit sich und der Welt zerfallene Stimmung ausspricht, und wie eine frühe Dämmerung den kurzen Tag seiner Heiterkeit verschlungen hatte. Mein glückliches Gedächtniß ließ mich Vieles, ja den größten Theil des freilich nicht langen Gedichtes behal-

ten, besonders da ich es ihn später noch einmal sagen hörte. In mein Zimmer gekommen, schrieb ich mir sogleich auf, was ich behalten hatte; aber mir fehlte mancher halbe und sogar mancher ganze Vers, und zuweilen hatte ich ein entfallenes Wort durch eines von ähnlicher Bedeutung ersetzt. Als ich Grillparzer'n, als er einmal in unser Zimmer kam, meinen Diebstahl gestand, schien er nicht angenehm davon berührt; es wegen meiner Kühnheit ihm sein Gedicht aus dem Munde zu stehlen oder wegen der schlechten Ersatzwörter — das weiß ich nicht. Er las, schüttelte den Kopf, ergriff die Feder und füllte die Lücken aus, die ich aus Mangel an Erinnerung hatte stehen lassen, und berichtigte die Ersatzwörter, und so besitze ich das herrliche Gedicht, halb von seiner Hand geschrieben und hebe es sorgfältig auf. Die trübe Stimmung verließ ihn auch nicht mehr während seines Aufenthalts unter uns; aber sie that der Liebenswürdigkeit und Feinheit seines Betragens keinen Eintrag.

Eadlich, nachdem das Regenwetter fast vierzehn Tage angehalten hatte, klärte sich mit dem Mondeswechsel der Himmel wieder auf, und an einem schönen Sonntagmorgen im August wurde die Trauung Wilhelmens mit dem werthen Freunde Romano in der katholischen Kirche des Ortes — denn die Protestanten machen die Mehrzahl der Bewohner aus, und auch die Herrschaft ist evangelisch — recht feierlich und anständig vollzogen. Nur eine Kleinigkeit, die mir unterlief,

machte uns alle, während der Messe, beinahe lachen, der Schulmeister nämlich spielte unter der Wandlung, wo der Kirchengesang wie gewöhnlich schweigt, die Musik des Liedes: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich,“ aus der Zaubersflöte, und meinte gewiß bei der Hochzeitsfeier etwas sehr Sinnreiches gethan zu haben. Nach dem reichlichen Mittagsmahl wurde getanzt, wobei sich ungarische Tänzer in ihren nationalen Tänzen sehen ließen, und so der Tag froh beschloffen.

Im folgenden Winter von 1819 auf 1820 begann eine neue aber wahrlich nicht glückliche Ercehe für uns Alle, besonders aber für meine Tochter. Ein junger Offizier, der seit einem Jahre ungefähr ein immer fleißigerer Besucher unsers Hauses geworden war, fing jetzt an sich meiner Tochter sehr bestimmt zu nähern, und nicht bloß wir, sondern alle unsere Bekannten bemerkten es, und nahmen freundlichen Antheil an dem hübschen und durch manchen Vorzug ausgezeichneten Paare. Pichler und ich hätten uns zwar einen Schwiegersohn gewünscht, der nicht einem so beweglichen Stande als das Militär ist, angehört hätte; konnten aber billiger Weise keine Einwendung machen, denn gegen den Charakter des jungen Mannes und seine Persönlichkeit war nichts zu sagen und seine ausgezeichneten Geistesgaben sicherten ihm eine glänzende Laufbahn,

wie es sich auch in der Folge bewährt hat. So sahen wir der Zukunft unsers einzigen Kindes ziemlich ruhig entgegen, als plötzlich Dienstverhältnisse den jungen Mann nach Prag riefen. Es war eine bittere Trennung, aber wir hofften Gates von diesem Rufe für des talentvollen Offiziers künftige Laufbahn. Aus Prag ward er schriftlich um meine Tochter. Wir gaben die Antwort, über welche wir, Pichler und ich, früher schon übereingekommen waren. Des Bewerbers erste Antwort war voll Jubel und Liebe. Bald darauf zeigten sich Hindernisse, die sich seiner Rückkehr zu seiner Braut in den Weg legten. Er mußte seinen hohen Vorgesetzten, zu dem er gerufen wurde, nach P^o begleiten und wurde von ihm und seiner Familie mit größter Auszeichnung behandelt, wodurch wohl seine Hoffnungen, seine Erwartungen erweitert, und ein bescheidenes Loos, wie es ihm die Verbindung mit Lotten bieten konnte, ihm zu beschränkt erschienen seyn mögen. Seine Briefe trugen ein seltsames Gepräge, er konnte sich nicht entschließen zurückzukehren, bis sein Chef aus den Thoren derselben Stadt, in welche er vor 7 bis 8 Jahren als Sieger eingezogen war, als Leiche hinausgetragen wurde. Am Tage seiner Ankunft war sein erster Weg nicht zu seiner Braut, sondern in das Haus seines verbliebenen Chefs, das ihm wie sein Vaterhaus geworden zu seyn, und ihn dem eigentlich bürgerlich häuslichen Leben entfremdet zu haben schien.

Dieser Winter war durch die Anwesenheit eines hochberühmten Künstlers, des Dänen Thorwaldson, merkwürdig. Wohl wurden ihm damals vor mehr als zwanzig Jahren die Ehrenbezeugungen nicht erwiesen, welche jetzt Mode geworden und der zufolge die Reisen, die Ankunft, der Abschied von berühmten Personen zu einer Angelegenheit des allgemeinen Interesses und durch die Zeitungschreiber, welche ihre Spalten gern füllen, zu europäischen Bedeutenheiten gemacht werden, die aber eben dadurch, und weil sie in demselben Maße und Uebermaße einer Tänzerin, einem Virtuosen u. s. w. zu Theil werden, viel an ihrem Werthe verlieren, und bald durch etwas Anderes werden ersetzt werden müssen. Dennoch war Thorwaldson's Erscheinung in Wien auch damals ein Gegenstand ungeheuchelter, wahrer, tiefgefühlter Verehrung für Alle, welche sich einen Begriff von seinen Leistungen zu machen im Stande waren. Seine Persönlichkeit, diese hohe Gestalt von kräftigem Wuchse, die stark ausgesprochenen Züge, der ernste und doch so milde Ausdruck derselben, das blonde Haar und die lichtblauen Augen gaben ganz das Bild eines Scandinaviers oder eines alten Deutschen, wie sie Tacitus schilderte. Diese Augen waren aber auch von einer Klarheit, Helligkeit und Farbe, wie ich sie nie gesehen, und schienen ungeachtet eines sehr freundlichen wohlwollenden Ausdrucks, während er sprach, tief in des Zuhörers Seele einzudringen und sie zu durchforschen. Ubrigens war sein Benehmen

Pichler's Memoiren. III.

höchst einfach, anspruchslos und bei viel natürlicher Höflichkeit doch gerade so weit vom Weltten entfernt, wie man es bei einem so großen Künstler voraussetzen kann. Ich lernte ihn bei B. Pereira kennen, wo ich mit ihm speisete, und dann brachte er einen Abend bei uns zu, an welchem auch Madame Zuch, jetzt Crelingaer, bei uns war, welche unser Publikum damals durch ihr herrliches Spiel auf der Bühne entzückte. Nie werde ich vergessen, wie sie die Julie in „Romeo und Julie“ spielte, besonders die Scene, in der sie den Schlaftrunk nehmen soll, und wo die innerste Natur sich vor dem Gedanken des Giftes und Todes entsetzt — und noch erklingt in meinem Ohr der Ton des: tausend gute Nacht! — das sie vom Balken dem schiedenden Geliebten nachrief. Ueberhaupt war unser Haus damals von Einheimischen und Fremden viel besucht, und die Literatoren fanden es nicht so beschwerlich und widrig wie jetzt in einen Salon oder gar in die Vorstadt zu gehen. Aber freilich führt das Wort „Salon,“ das jetzt überall gäng und gäbe ist, eben durch die jetzt eingeführte Zute einen unangenehmen Nebenbegriff von Zwang und Langweile mit sich, den unsere ehemaligen Abendgesellschaften, Zeiréen oder wie immer wir sie damals nannten, und wie sie in diesen Blättern geschildert sind, nicht erweckten.

Ich habe gesagt, daß der Verlobte meiner Tochter natürlicher Weise, weil sie ihm von uns zugesagt worden, und wir als Menschen, denen ihr Wort, das sie nicht ohne Überlegung gegeben, heilig war, dieses kein Hehl vor der Welt hatten. Im übrigen aber war sein Benehmen so sonderbar, daß sich uns immer mehr und mehr Zweifel über den Bestand und ein erwünschtes Ende dieses Verhältnisses aufdrängten. Am wichtigsten schien es mir, daß ich, wie oft ich auch in ihn drang, sich über seine Zukunft bestimmt auszusprechen, ob und wann er sich entschließen werde aus dem Generalstab (in welchem zu heirathen damals den Offizieren nicht gestattet war) in ein Regiment überzutreten oder eine andere militärische Anstellung zu suchen? — nie eine klare bestimmte Antwort erhielt. Zudem waren so manche Ansichten, die er aussprach, von der Art, daß ein Mann, der sie wirklich und mit Überzeugung hegen und sein Leben darnach gestalten würde, kein Mädchen, das Sinn für stilles häusliches Glück gehabt hätte, und also auch Potten nicht glücklich gemacht haben würde, so daß selbst die leidenschaftlichen Äußerungen seiner Liebe weder meine Tochter noch mich beruhigen, sondern nur dazu dienen konnten, uns zwischen Besorgniß und Hoffnung quälend hinzuhalten.

In den Frühling dieses Jahres fiel die Feier unserer silbernen Hochzeit. Sie wurde mit lebhaftem Dank gegen Gott, der uns vor 25 Jahren vereinigt und zwischen guten und bösen Tagen in Liebe und Zufriedenheit

bis hieher geführt hatte, in einem Kreise treuer bewährter Freunde gefeiert, die herzlichen Theil an uns nahmen, uns mit freundlichen Gaben beschenken, und wobei wir und Lotte besonders, die das ganze kleine Fest anordnete, nur mit Schmerz ihren Verlobten vermissen, der bereits auf seine Mappirungsstation in der fernern Zips abgereiset war.

Unsere Freunde in Ungarn empfingen uns wie immer mit der gewohnten Herzlichkeit, und bei den mancherlei Sorgen und Besürchtungen, welche das seltsame Benehmen des Bräutigams meiner Tochter uns einflößte, war uns die liebevolle Theilnahme derselben ein wahrer Trost. Die Baronin sprach damals ein sehr treffendes Urtheil aus, indem sie eine Stelle aus Schiller's „Wallenstein,“ auf Lotten's Verhältniß anwendend, sagte: sie fürchte, diese möchte wie Wallenstein's Gattin mit ihm an ein feurig Rad geflochten seyn.

Dies Jahr gingen wir wie gewöhnlich mit der Baronin und dem ganzen Hause wieder nach Ugroz, und dorthin kam denn auch Pichler, um einige Wochen der Landluft zu genießen und uns abzuholen, was jedes Jahr geschah. Diesmal aber wurde ein an sich unbedeutender Vorfall zur Veranlassung einer bedeutenden Veränderung in unserer Lebensweise, und Vieles gestaltete sich dem gemäß jetzt auf andere Weise. Wir waren wie gewöhnlich Nachmittags spazieren gegangen, Pichler begleitete uns diesmal nicht, was ihn abhielt, weiß ich nicht mehr, aber wie es anfang zu dämmern, wollte er uns nach dem kleinen Garten, Strebnizja

genannt, den der Baron zwischen den nächsten Hügeln hatte anlegen lassen (denn beim Schlosse selbst war nur ein altmodischer Obstgarten) und wo wir oft das Vesperbrod einnahmen, entgegen gehen. Der Weg über den Hügel, auf dem das Schloß steht, bis herab war ungleich, holperig, wie die meisten Wege in dieser Gegend; Pichler's kurzes Gesicht hinderte ihn genau zu sehn, wo er hintrat, und ich, die deshalb bei Abendspaziergängen an seiner Seite blieb, war diesmal nicht bei ihm. Er that einen Fehltritt, glitt aus und fiel, und verstauchte sich den Fuß, so daß er nur mühsam ins Schloß zurückkehren konnte. Der jüdische, nicht ungeschickte Arzt in Vannoweg, den die Baronin sogleich im Wagen holen ließ, erklärte die Verletzung für nicht bedeutend und verordnete bloß Ruhe und Eisumschläge. Wirklich besserte sich das Übel zusehends, und nach Verlauf einiger Tage, während welcher die Baronin so gütig war Abends mit ihrer Gesellschaft in unser Zimmer zu kommen, damit Pichler des Umganges derselben genießen könne, war er im Stande, mit der ganzen Gesellschaft nach Buxan und kurz darnach mit uns allein nach Wien zurückzukehren.

So verging dieser Sommer unter mancherlei Besorgnissen wechselnd mit einigen frohern Tagen.

Im Herbst wurde die Oper: der Freischütz in Wien gegeben, deren Gegenstand ich als sehr hübsches Märchen von Kind bei Piquet in einem

kleinen Kreise hatte vorlesen hören, und das Allen sehr wohl gefallen. Mich entzückte diese Oper, als ich sie bei der zweiten Vorstellung hörte, um so mehr, als die enthusiastischen Bewunderer der italienischen Musik schon im Voraus eine ungünstige Meinung dagegen ins Publikum zu bringen gesucht hatten. Aber das echt Schöne und Gute gewann wie natürlich den Sieg. Alles war hier aus Einem Gusse, das Libretto, die Lebens- und Denkweise der handelnden Personen. Selbst das Weisterhafte, welches dem Ganzen ein erustet, echt nordisches Gepräge ausdrückte, ergriff die Seele mit unabweisbarer Gewalt. Bald darauf ward mir die Freude, den Compositor Herrn C. M. von Weber selbst kennen zu lernen, der mir einen freundlichen Gruß von dem berühmten Hofrath Zick brachte, und mir das angenehme Gefühl erregte, von diesem ausgezeichneten Geiste, der meiner seit seiner Anwesenheit in Wien i. J. 1808 öfters gedacht, und manche bedeutende Personen an mich adressirt hatte, nicht vergessen zu seyn. Weber's Äußeres war von dem Thierwaldsen's völlig verschieden. Von kaum mittlerer Gröſſe, schwächlich, ja selbst schwächlich gebaut, mit scharfgezeichneten Gesichtszügen, einer verhältnismäßig zu großen Nase, und einem lahmen Fuß, war diese Erscheinung nicht geeignet, einen vortheilhaften Eindruck zu machen. Und dennoch bedurfte es nur kurze Zeit im Gespräche mit diesem ausgezeichneten Mann zuzubringen, um in ihm den durchaus gebildeten Geist, und die ganze höhere Natur, möchte ich sa-

gen, dieses Künstlers zu erkennen; eine seltene Erscheinung überhaupt, am seltensten bei Tonkünstlern, selbst bei den Ersten derselben. Seine Lebensart, hohe Geistesbildung, vor Allem ein wohlwollendes edles Gemüth sprach sich in Allem aus, was Weber that oder sagte, und sein Andenken — obwohl ich ihn nicht oft sah, und durchaus keinen nähern Umgang mit ihm hatte — wird mir unvergesslich bleiben. Er ist mir nun schon lange vorausgegangen in jene Auen des Friedens, wo alle Dissonanzen unsers Lebens sich in Harmonien auflösen werden, und wo auch Er, dem Kränklichkeit und mancher Kummer viel solcher Mysterie hiernieden erzeugten, sich nun im Anschau'n Gottes und im Erkennen seiner Werke des reinsten Wohlwollens erfreut.

Ich habe ihn auch ein paarmal seine eignen Compositionen auf dem Fortepiano vortragen hören. Er spielte mit vieler Fertigkeit und natürlicher Weise auch mit Geschmack und gehörigem Ausdruck, doch war kein Vergleich zu ziehen zwischen diesem Spiel und dem eines Thalberg oder Liszt. Es war eben wie einst bei Mozart und Beethoven, welche ich oft gehört, der tiefempfundene und mit Fertigkeit ausgeführte Vortrag eines ausgezeichneten Tonstückes von eignen Composition. Aber es war keine Produktion, kein in Erstaunen setzendes Spiel fingerfertiger Geschicklichkeit und einer an Zauber grenzenden Behandlung des Fortepiano's, welche dieß zu einem dem Ohre der Zuhörer fast fremden Instrumente macht, und ihnen das Geständniß abdringt,

daß sie nie geglaubt hätten, ein Fortepiano könne auf diese Art behandelt und von solchem Effekte werden.

Der Krieg in Italien gegen das revolutionirte Neapel hatte begonnen. Zu unserer großen Veruhigung traf Pötte's Bräutigam nicht das Loos mit unsern Truppen auszuziehen, denn nicht ohne Grund mußte man befürchten, daß dieser Krieg ein mörderischer seyn und viel Blut kosten würde, wenn erst die Bewohner der Abruzzen sich in aller ihrer Kraft und Wildheit erheben, und wie die Vendée oder Tyrol sich vertheidigen würden. — Es gestaltete sich wider Vermuthen Alles ganz anders. Es war gar kein Krieg zu nennen, und im Verlauf von drei Tagen war die Revolution unterdrückt, Ruhe und Ordnung hergestellt: ein deutlicher Beweis, daß es nicht die Gesinnung, das Bedürfniß der Nation gewesen war, was hier zum Ausbruche kam, sondern blos die Unzufriedenheit eines einzelnen Standes, des Militärs.

In unserm häuslichen Leben war diesen Winter eine lange dauernde Störung eingetreten. Im Markte Stockerau waren zwischen der Bürgerschaft (oder eigentlich einigen unruhigen Köpfen) und dem Magistrate Zwistigkeiten entstanden. Es bildeten sich Parteien, welche sich die Weissen und die Schwarzen nannten, und so ein parodirendes Bild der im Mittelalter nicht seltenen bürgerlichen Kämpfe darstellten, als noch

die Städte, besonders in Italien ganz oder größtentheils unabhängige Republiken waren, die sich selbst Gesetze gaben, sich selbst vertheidigten, und oft die treuesten Stützen der Fürsten gegen einen übermächtigen und übermüthigen Adel bildeten. Von diesen großartigen Tugenden allen hatte nun wohl der Junk in Stockerau sehr wenig an sich, aber er wurde doch mit heftiger Erbitterung geführt, und es kam endlich dahin, daß die Sache von der Landesregierung aus untersucht und beigelegt werden sollte. Pichler wurde als landesfürstlicher Kommissär nach Stockerau beordert, um diese Streitigkeiten, welche sehr ernsthaft zu werden drohten, an Ort und Stelle zu untersuchen, die Klagen und Beschwerden jeder Partei zu vernehmen, und darüber zu berichten.

Dieses Geschäft, das seiner Natur nach sehr unangenehm war, dauerte mehrere Monate, während welcher Pichler mit zwei ihm zugegebenen Beamten in Stockerau wohnte, und nur alle vierzehn Tage Sonntags nach Wien in sein Haus und Bureau kam. Jeden zweiten Sonntag besuchten wir ihn, meist in Begleitung irgend eines unserer Freunde, speiseten bei ihm und brachten, weil die kurzen Tage die Rückkehr am Abend schwer machten (die Eisenbahn existirte noch nicht) auch die Nacht dort zu. Das waren sehr angenehme Tage, wo die Freude den geliebten Vater und Gemahl nach längerer Entfernung wieder zu sehn noch durch freundschaftliche Mittheilungen erhöht wurde.

Fräulein Jeanette Millard, ein hübsches und sehr verständiges Mädchen, die mit meiner Tochter in Bucsan im Hause der Baronin v. Jan Freundschaft geschlossen, und schon ein paarmal, namentlich auch den Winter von 1821 — 1822 einige Wochen bei uns zugebracht hatte, unser hochverehrter Freund Viertelhafer und noch andere Bekannte begleiteten uns abwechselnd. Ubrigens war auch der Winter sehr mild, wir gingen, wenn wir den Vater besuchten, jedesmal in der angenehmen Aue bei Stockerau spazieren, und pflückten uns bis zum Jänner noch immer frische Blumen.

Endlich war die Kommission und unsere Trennung zu unserer großen Freude zu Ende. Pichler kehrte in den Schoß seiner Familie zurück; aber der Kampf der Weißen und Schwarzen war damals noch nicht geschlichtet, und ich weiß nicht, ob und wie er es später wurde, denn ich hörte nichts mehr davon, und die eignen Angelegenheiten beschäftigten mich zu sehr, um nach so Entferntem zu fragen. Hatten wir doch den Vater, den besten Freund und Schirmer wieder bei uns.

Ihm wurde die Verlegung am Fuße, die sich von dem Fall in Ugro; herschrieb, in Wien, wo er täglich zweimal ins Bureau zu gehen] hatte, sehr lästig, denn sie machte ihm jeden weitem Gang (in Stockerau hatte er von seiner Wohnung bis ins Rathhaus, wo die Sitzungen gehalten wurden, nur wenige Schritte) sehr beschwerlich. Er mußte oft fahren, und der Mangel an gewohnter Bewegung, welcher nun schon seit dem

Herbste dauerte, wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit. Es stellten sich rheumatische Übel ein, gegen welche Baron Türkheim Bäder mit Schwefelleber verordnete.

Das Betragen des Bräutigams meiner Tochter, das uns schon seit anderthalb Jahren räthselhaft und peinlich war, blieb sich gleich, ja das Wechselvolle zwischen Leidenschaft und Kälte trat immer öfter und greller hervor. Uns hielt das Wort, das wir gegeben, ab, die Verlobung rasch aufzuheben. Lotte selbst aber faßte den Muth ihm zu sagen, daß sie ihre Verbindung mit ihm für aufgelöst und ihn nicht mehr für gebunden ansehe. Dieß schien ihn weder abzuschrecken noch zu kränken, er kam eben so fleißig wie sonst, und benahm sich eben so ungleich wie sonst. Da glaubte ich endlich einer Lage, welche meiner Tochter nur schmerzlich seyn und an kein Ziel führen konnte, ein Ende machen und ein Bündniß aufheben zu müssen, das meinem Kinde kein Glück versprach, und den jungen Mann zu drücken schien. An einem Abend im Sommer von 1822, wo ich eben wieder vergeblich eine genügende Erklärung in Rücksicht seiner Entschließungen für die Zukunft von ihm gefordert und nicht erhalten hatte, sprach ich liebevoll, aber ernst, das Wort der Trennung aus.

Eine der seltsamen Launen des Zufalls wollte es, zu unser aller Qual, daß gerade an diesem Abend, wo Lotte's Verlobter unser Haus für immer verlassen hatte, Carl Kurländer, der treue Freund und zwanzigjährige Hausgenosse, den wir wie einen Sohn, die

Tochter wie einen Bruder betrachtete, wie sie sich denn auch von der frühesten Jugend an duzten, uns eröffnete, daß er im Begriff stehe, eine Gespielin meiner Tochter, Fräulein Amalie Schechtern, deren schon öfters Meldung gemacht werden, ein sehr hübsches, wohl-erzogenes, aber armes Mädchen zu heirathen. Wir hatten schon lange gemerkt, daß zwischen Carl und Mathechen etwas vergehe, wir vermutheten auch eine Art von Verständniß, durchaus aber kein ernstes, weil wir wußten, daß Carl auf eine gewisse Art bereits gebunden war.

Zugleich bat Carl Pichlern, sein Beistand bei der Vermählung zu seyn, die ganz in Geheim und sobald als möglich gefeiert werden sollte, und zu der er nicht einmal mich und Lotten, die ihm doch, wie gesagt als Mutter und Schwester galten, einlud. Es hatte mit diesem Geheimhalten der Trauung, so wie mit der ganzen Heirath, die bis jetzt selbst für uns verborgen gehalten worden war, eine eigne Bewandniß gehabt. — Carl hatte schon lange ein wie es schien festes Verhältniß mit der Witwe einer seiner verstorbenen Freunde gehabt, und eben dieses Verhältniß war die Ursache der Verheimlichung. Die Witwe sollte nichts davon erfahren, bis die Trauung mit einer Andern vorüber war, und so geschah es auch. — Aber es war nicht gut, daß es so geschah. Die Witwe starb bald darauf, wahrscheinlich an gebrochenem Herzen, Carls Ehe blieb kinderlos, und er selbst fand in der Folge kein Glück darin.

Sehr natürlich drängt sich hier die Bemerkung auf, wie gleichgültig, ja wie gewissenlos Männer, welche sonst in allen Stücken achtungswerth sind, die sich im Lebensverkehr und in Geschäften keine Ungerechtigkeit erlauben würden, ihre Verhältnisse zum weiblichen Geschlechte nehmen. Zwei Beispiele dieser Art liegen hier vor, und Carl, dieser sonst liebens- und achtungswürdige Mann hatte schon ein früheres Mal ein ähnliches Unrecht an einem Mädchen begangen, das er, nachdem seine Verbindung mit demselben längere Zeit gewährt und wahrscheinlich Hoffnungen erregt hatte, um die schöne Frau von Kempelen, deren diese Blätter öfters erwähnten, verließ. Ist das recht? Können diese Männer und alle die ihnen gleichen ein solches Verhalten verantworten? Frau von Staël sagt in einem ihrer Bücher ungefähr so: wenn Jemand einen Mord begeht, so wird er am Leben gestraft, was geschieht aber demjenigen, der ein Herz bricht, oder ein ganzes Lebensglück zerstört?

Nicht als sollte Trübes und Unglückliches von allen Zeiten über uns kommen, erkrankte Pichler's ältester Bruder, der Pfarrer auf der „Laimgrube,“ ein sehr würdiger Geistlicher, der uns getraut und meiner Mutter die Sterbsakramente gereicht hatte, sehr schwer, und Pichler sah dessen, für ihn sehr schmerzlichen Verlust nahe entgegen. Dennoch schien der Zeitpunkt, in dem dies Ereigniß eintreten konnte, nicht so nahe, daß nicht Carls Trauung noch eher hätte Statt haben können.

Diese in Wien abzuwarten, wäre für Lotten zu traurig gewesen. Der Vater gab uns also die Erlaubniß zu unserer Reise nach Ungarn, wo wir bei treuen Freunden Theilnahme und Erheiterung fanden. Indessen war der Schwager in Wien gestorben, Pichler kam wie sonst, um uns abzuholen, aber der Verlust seines Bruders, der Kummer, den der Tochter Leiden dem Vaterherzen verursachten, und der vorhin schon erwähnte Mangel an hinreichender Bewegung, an die er früher so gewohnt war, vereinigten sich um seine Gesundheit zu erschüttern, und mir sowohl als Lotten die lebhaftesten Besorgnisse einzusflößen.

Ich fand es daher nöthig, als wir aus Ungarn zurückkamen, mit Baron Türkheim deswegen zu sprechen. Er rieth abermals zu Schwefelbädern, meinte aber, da die Natur diese Mischungen besser zu machen verstehe, als wir Menschen, daß die Badner Bäder hier sehr nützlich seyn werden. Mir kam dieser Rath sehr erwünscht, denn ich hoffte auf Zerstreuung und Erheiterung für meine Tochter durch neue Umgebungen und eine veränderte Lebensweise, aber es kostete Mühe, Pichlern dazu zu überreden. Er hegte die sehr begreifliche Meinung von einem Badeorte, daß man sich viel unter ganz fremden Menschen umtreiben müsse, und sich nur wenig selbst angehören könne. Ich hatte aber früher schon Erkundigungen bei Bekannten einge-
zogen, welche ebenfalls ein stilleres Leben liebten und

führten, und erfahren, daß, und wie man sich in Baden einrichten könne, um sich mehr selbst anzugehören.

Endlich willigte Pichler ein, aber nur für vierzehn Tage, die er in Baden zubringen wollte. Wir nahmen daher weder Köchin noch Küchengeräthe mit, und Frau von Arneth, die damals in Baden wohnte, war so gefällig uns eine kleine nette Wohnung mit der schönen Aussicht auf das Waldgebirge zu besorgen. Es war eine ganz angenehme Witterung, einige tüchtige Regengüsse hatten den Staub abgewaschen, die Hitze des Sommers gemäßigt, und Wald und Wiesen neu erfrischt. So zogen wir denn also zum erstenmal nach Baden und ich hoffte viel für Pichler's und Lotten's Gesundheit und Erheiterung, denn auch sie sollte baden, und that es auch in Gesellschaft des damals so schön blühenden jüngsten Fräuleins v. Henikstein, Marianne, die wenige Jahre darauf als Baronin Erggelet bei der Geburt ihres ersten Kindes starb.

Während dieser ganzen trüben und ängstlich gespannten Zeit hatte ich wohl einige Erzählungen geschrieben. Wahre Liebe, welche durch das traurige Schicksal der Parganioten unter Ali Pascha, und das Kloster auf Capri, welches durch ein Gemälde von Catel, das die Baronin Pereira besaß, veranlaßt worden war. Auch ein längerer Roman: Die Nebenbuhler entstand in dieser Periode. In allen diesen Werken waren Hindeutungen, welche sich auf Lotten's Stellung zu Fr. und sein Betragen gegen sie bezogen.

Sei es aber nun, daß meine Aufmerksamkeit zu sehr zwischen dem Roman, den ich schrieb, und jenem der vor mir gespielt wurde, sich theilte; — sei es, daß mein Gemüth zu sehr durch die Sorge für meiner Tochter Glück gedrückt war; — diese Arbeiten fielen alle sehr matt aus, und bildeten mit vielleicht noch einigen den schwächsten Theil meiner Schriften. Besser gelang mir ein anderes Unternehmen, ein Gebetbuch, das ich zuerst für meinen eigenen Gebrauch geschrieben und erst später mich entschloß es drucken zu lassen, das dann sehr gute und unerwartete Aufnahme fand. In den vielen Sorgen und trüben Ahnungen, welche damals meinen Geist niederdrückten, nahm dieser am leichtesten und liebsten seinen Aufschwung zum Himmel, wo er bei dem Allmächtigen und allgütigen Vater aller Menschen Trost und wo möglich Hülfe suchte.

In Baden wurden wir von den Familien Pereira, Eybraim, Elkam und Henikstein, mit welchen früher wohl ich und meine Tochter viel, Pichler aber wenig Umgang gepflogen hatte, mit großer Freundlichkeit und Zuvorkommung empfangen und umgeben, so daß wir bald nur Einen Gesellschaftskreis ausmachten, der sich in den schon längern Septemberabenden stäts in einem dieser Häuser, am öftesten bei W. Arnstein oder eigentlich Baronin Pereira, versammelte, denn der Patriarch des Hauses brachte seine Abende meist ganz oder theilweise im Theater zu. Dort fanden sich öfters bedeutende Fremde, Gelehrte, Künstler ein, welche diese ausgezeich-

nete Familie auch hier in Baden aufsuchten. Hier lernte ich auch mehrere Jahre später Felix Mendelssohn, der dieser Familie durch Bande der Verwandtschaft angehörte, zu meinem großen Vergnügen kennen, und fand in dem damals noch sehr jungen Mann ein außerordentliches Talent für Komposition, eine bewundernswerthe Fertigkeit des Vortrags, und eine eben so bewundernswerthe Einfachheit und Anspruchslosigkeit des Benehmens. Wenn er uns ältern Mitgliedern der Gesellschaft die Freude gemacht hatte, Phantasien über Themen, die wir selbst wählen durften, und wo denn meist ältere Musik von Mozart, Gluck, Händl vorge schlagen wurde, mit weicher Einwirkungskraft und brillantem Vortrag vorzuspielen, ließ er sich eben so gern von seiner Cousine Flora, jetzt Gräfin Fries, damals ein blutjunges Mädchen, bestimmen, Walzer u. dal. zu spielen, damit der jüngere Theil der Gesellschaft tanzen konnte.

Mein Mann gefiel, was ich kaum gehofft hatte, sich so wohl in diesen Umgebungen, wo er sich geachtet, gesucht, und als rathender Freund der Damen gesellschaft gefeiert sah, daß er selbst unsern auf vierzehn Tage berechneten Aufenthalt bis über drei Wochen verlängerte, besonders weil ihm auch die Bäder sehr wohl anfügten, und die Schwäche in seinem Fusse, eine Folge des vorjährigen Falls, hier ganz und dauernd verschwand. Wir machten hübsche Spaziergänge, am öftesten allein, aber auch nicht selten mit Einigen aus un-

ferer Gesellschaft, und zuweilen eine zahlreiche Partie mit Allen zusammen, nach den schönen Umgebungen von Baden: Merkenstein, Heiligenkreuz, Krainerhütten u. s. w., kurz, unser Aufenthalt gestaltete sich sehr angenehm, und da die Wirkungen des Wassers für Pichler's Gesundheit nicht bloß in Hinsicht des Fußes, sondern im Allgemeinen sehr erwünscht ausfielen, so wurde beschlossen, daß er statt auf ein paar Wochen nach Ungarn zu gehen, künftig seine ganzen Ferien in Baden zubringen wolle. Wohl wußte ich, daß das für das Zan'sche Haus eine unangenehme Entschliesung seyn werde, aber meines Mannes Gesundheit mußte allem vorgehn, und zu zwei Reisen und Landsjours reichten die Einkünfte nicht; denn da sich weder mit der Einen noch der Andern eine Geschäftsreise verbinden ließ, so konnte hier nicht von Diäten für Pichler, oder einem freien Wagen die Rede seyn, wie bei jenen Ausflügen nach Oberösterreich oder Steiermark, und so mußte denn die eine der beiden Reisen unterbleiben, und durch neunzehn Jahre wurden die Monate August und September in Baden zugebracht.

Noch einer bedeutenden Erscheinung in diesem geselligen Kreise muß ich erwähnen, des Fr. Adelheid Reimbold, Erzieherin der damals ganz jungen Flora Pereira, und später als Schriftstellerin unter dem Namen Franz Wertholdt bekannt. Sehr blond, üppig und doch schlank gebaut, mit blendendweißem Teint, blauen Augen und frischer Jugendblüte, erinnerte sie, —

nicht an ein altdeutsches Gemälde auf Goldgrund, sondern an eine der vollen reizenden Gestalten aus der Ruben'schen Schule, und selbst ihre Art sich zu kleiden, obwohl in Form und Farbe wie die der andern Mädchen, hatte etwas eignes, ich möchte sagen lockendes an sich. Ubrigens war ihr Betragen anständig, ihre Unterhaltung geistvoll, ihre Ansichten ganz die von der Partei des Fortschrittes, und sie eine eifrige Verehrerin Napoleons. Mir sagte ihre Art zu denken nicht sehr zu, obwohl wir auf recht gutem Fusse standen, aber an meine Tochter schloß sie sich sehr an, und es schien ihrem männlich entschlossenen Geiste, das echt Weibliche in der Gefühlsweise Votter's bei einem klaren und doch gebildeten Verstande zu gefallen. Meine Tochter fand Vergnügen an Adelheid's geistreichem Umgang, ihre Ansichten harmonirten aber zu wenig, um eine wahre Annäherung zu gestatten. Bald darauf verließ Adelheid auch das Haus der W. Pereira, ging nach Dresden, wurde mit Tieck bekannt, war viel um ihn und die Seinigen, und fing an ihr Talent als Schriftstellerin unter dem Namen: Franz Wertheoldt zu versuchen. Mehrere Erzählungen erschienen unter diesem Namen, und endlich ein größerer Roman, dessen Inhalt die Rettung und der endliche Untergang des Königs Sebastian von Portugal war, den Tieck bevorwortete und nach ihrem von ihm sehr bedauerten frühen Tode herausgab. Ohne die Besignahme von Algier durch die Franzosen hätten wir vielleicht diesen Roman nicht be-

kommen. Jetzt wußte der Dichterin lebhafter Geist die Local- und Sittenschilderungen aus den französischen Berichten mit Einsicht, Kraft und Geschmack zu benützen, und so ein recht lebendiges und treffendes Gemälde jener Gegenden und Nationalsitten darzustellen. Die beiden Helden aber, der echte und der unechte Sebastian, der erste besonders, sind erbärmliche Charaktere, an Schwäche und Unzuverlässigkeit noch tief unter den Helden der Frau von Sraël. Es ist und war mir stets unbegreiflich, wie ein Weib, das doch weiblich fühlen, und also das männliche Geschlecht in seiner wahren Stellung und in seinem Verhältniß zu uns erkennen sollte, sich darin gefallen kann, das Weib höher als den Mann zu stellen, diesen zur willenlosen Puppe zu erniedrigen, die Leben und Impuls von der Frau empfängt, und doch von ihr — unbegreiflicher Weise, leidenschaftlich geliebt wird.

Es ist eine wunderbare, aber wie mich dünkt, traurige Bemerkung daß, je mehr sich die Männer im geselligen Leben von den Frauen entfernen, den Umgang derselben verschmähen, bei Tabakrauchen und Männergelegen sich am wohlsten fühlen, und, wie man vermuthen könnte, kräftiger, gleich den Männern der Vorzeit den ins Gynecäum verbannten Frauen gegenüber stehen sollten, je weniger Spur von kräftiger Männlichkeit, von Ausdauer, von Muth in Gefahr, oder fester Entschliesung bei dem jetzigen Geschlecht gefunden wird. Sein höchstes Bestreben scheint Lebensgenuß,

und die raffinierteste Bequemlichkeit zu seyn, zu deren Befriedigung die Entdeckungen der Wissenschaft, die Erfindungen der Industrie verwendet werden, und im struppigten Bart, in nachlässiger Haltung, Achtlosigkeit im Betragen gegen Andere, besonders gegen Frauen besteht die ganze Heldenkraft unserer Zeitgenossen. Und solche Männer dienen auch zu Idealen in den Romanen dieser Zeit. Doch genug davon!

Zu den mancherlei düstern bald wichtigern bald unwichtigern Vorfällen dieses Jahres, gesellte sich im Herbst noch eine schmerzliche Trennung von der uns durch langjährige Freundschaft verbundenen Familie des Barons (später Grafen) von Rothkirch. Er wurde als General nach Klagenfurt befördert, und ich sah mit Betrübniß diese Freunde aus unserer Nähe scheiden, wohin sie nie mehr in diesem Sinne zurückkehrten. Rothkirch hatte den Grafentitel nachgesucht und erhalten, was einem Abkömmling des Hauses, das schon im dreizehnten Jahrhundert die Mongolenschlacht mitgefochten, und alle seine streitbaren Männer auf dem Wahlplatz gelassen hatte, vollkommen gebührte. Aber eben dadurch wurde die Veränderung in unserer Stellung gegeneinander bedingt. Als Graf Rothkirch 10 oder 11 Jahre darnach mit seiner Familie als provisorischer Chef des Generalstabes wieder nach Wien versetzt wurde, schlossen sie sich an die haute volée an, besuchten den Hof, die Gesellschaften des hohen Adels, und gehörten auf keine Weise mehr dem Mittelstande an.

Obwohl ich nun als alte Freundin und Pathin einer der Töchter des Hauses noch öfters hinkam und zu Familienfesten gezogen wurde, konnte sich das alte Verhältniß nicht wieder herstellen, zu dem eine gleiche oder doch ähnliche Lebensweise, Einrichtung des Hauses, Wahl des Umganges u. s. w. durchaus nothwendig sind.

Noch später in diesem Herbst schon gegen den Winter hin reichte sich noch eine trübe Begebenheit den früheren dieses Jahres an. Louise Brachmann, die talentvolle Dichterin, die sich schon seit mehreren Jahren eines entschiedenen Rufes in Deutschland erfreute, war ein paar Jahre früher in Wien gewesen, hatte mich aufgesucht, und wir gewannen uns gegenseitig lieb. Sie war bald einheimisch in dem ganzen Kreise unserer Bekannten geworden, und brachte daher die meiste Zeit ihres Aufenthaltes in Wien in der Alservorstadt bei Richler, Arneß und uns zu, wo sie überall die freundlichste Aufnahme fand, und durch ihr Talent sowohl als ihre große Gutmüthigkeit, ja selbst durch den, bei einer mehr als dreißigjährigen Person auffallenden Mangel an Weltersahrung und Gewandtheit, die herzlichste Theilnahme erregte. Ich habe meine Bekanntschaft mit ihr und ihr trauriges Geschick in einem kleinen Aufsatze geschildert, den ich an die Baronin von Pereira, ebenfalls eine geistreiche Schriftstellerin und meine vieljährige werthe Bekannte, gerichtet habe, weil eben Frau von Pereira einst zugegen

war, als bald nach Ceuissens Tode ein schonungsloser
 Aufsat über sie in einem norddeutschen Journal erschien,
 und wir über sie sprachen. Mein Aufsatz ist in den zer-
 streuten Blättern abgedruckt.

Wald nach ihrer Rückkehr von Wien nach Weis-
 senfels, wo sie damals lebte, erhielt ich ein paar me-
 lancholische Briefe von ihr, in welchen sie sich unter
 andern sehr über die Behandlung beklagte, welche sich
 Müller, der Verfasser der Schuld, gegen sie und ihre
 Arbeiten erlaubte, und ganz davon gedrückt schien.
 Nicht lange hernach kam die Nachricht, daß sie ihrem
 Leben ein Ende gemacht und sich in die Saale gestürzt habe.
 So kettete damals ein unfreundliches Ereigniß sich dicht
 an die Fersen des andern, und ich war gewissermaßen
 froh, daß dies Unglück bringende Jahr bald zu Ende ging.

Aus unserm Verlag empfehlen wir auch:

Laub und Nadeln.

Von

J. E. Seidl.

Zwei Bändchen.

gr. 12. Wien 1842. 604 Seiten. In Umschlag brosch.
2 fl. 40 kr. C. M.

Die Dresdner Abendzeitung vom 20. August 1842
sagt über dieses Werk:

„Weiteres tritt hier in den 21 kleinen Novellen und Erzählungen dieser beiden Bände neben Düsteres, einfache Naturschilderungen neben die Gespräche der höheren Gesellschaft, Vergangenheit und Gegenwart, Liebe und Haß, Schein und Ernst, Leben und Tod, eine anziehende Ausflechtung der verschiedenartigsten Stoffe und der mannigfaltigsten Bearbeitung bildend. Überall waltet aber die Hand des Meisters vor, überall begegnen wir dem edlen Streben nach dem Besseren, nirgends stört uns der Weschgeschmack der Verblüdung, oder der Anhauch der Gemeinheit. Wahlich das größte Lob, was man in unserer Charakterlosen Zeit, wo selten ein Erzähler auftritt, dessen Arbeiten ein bestimmtes Gepräge, eine Dauer über die Saison hinaus versprache, einer Unterhaltungsschrift dieser Art ertheilen kann.“

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

V o n

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

Vierter Band, 1823 bis 1843.



W I E N.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

1844.

Univ. Bibl.
München

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler.



Vierter Band.



Noch ehe das vorige Jahr, das sehr heiß und trocken war, und auch uns im Innern unsers Hauses viel heiße Leidestage gebracht hatte, ganz zu Ende war, fragte mich mein älterer Schwager, Franz von Kurländer, der uns von jeher ein lieber und treuer Freund gewesen war, ob er uns nicht einen seiner Amtsgenossen, den Landrath von Pelzeln, aufführen dürfe? Der Name dieser Familie war mir lange ehrenvoll bekannt gewesen. Des Landraths Vater, ein treuer Freund des berühmten Vicepräsidenten von Sonnenfels und des großen Tonsegers Chevalier Gluck, war als Beamter und Schriftsteller sehr geachtet; dessen (des Hofraths) Bruder aber hatte als Geschichtschreiber Böhmens sich in der gelehrten Welt einen bedeutenden Ruf erworben, und wurde überall mit großem Ruhm, so wie überhaupt die Familie mit Achtung genannt. Wir willigten daher sehr gern ein, die Bekanntschaft dieses Herrn Landraths zu machen, der so berühmte Verwandte hatte, und selbst, wie Kurländer und Jedermann sagte, ein sehr achtungswürdiger Mann war. Ich vermuthete eine literarische Neugierde in dem Abkömmling zweier Schrift-

Pichler's Memoiren. IV.

steller, und dachte an nichts weiters, als Aurländer uns eines Nachmittags den jungen Herrn Pandrath vorstellte, der, ohne im Geringsten schön zu seyn, durch Gesichtszüge, welche Geist und feines Gefühl verriethen, und durch einen gefälligen Anstand Wohlwillen einflößte. Nicht ohne einiges Erstaunen ward ich aber gewahr, daß der neue Bekannte, statt, wie ich glaubte, sich um literarische Gegenstände zu bekümmern, ein Gespräch über Grillparzer's *Sappho* und *Melitta* mit meiner Tochter begonnen und sich recht darin vertieft hatte.

Er kam von nun an öfters, und war uns stäts ein willkommenener Besuch, indem wir nach und nach in ihm einen sehr rechtlichen und zugleich mit der ältern und neuern Literatur bekannten Mann und hochgebildeten Geist erkannten.

Gegen das neue Jahr zu trat nach lange milder Witterung scharfe Kälte ein, und es fiel eine ungeheure Menge Schnee, welche gegen sechs Wochen liegen blieb. Wir lebten etwas einsamer in dieser Zeit, weil Besuche in der Vorstadt nicht ohne Beschwerclichkeit waren; aber der neue Bekannte fand den Weg nicht zu mühsam, und erschien gegen meine Erwartung öfters an stillen Abenden bei uns, wo wir uns ganz allein oder nur in Gesellschaft unsers verehrten Freundes Bierthaler's befanden.

Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß Pelzelu meiner Tochter viele Aufmerksamkeit bewiese; ich sprach

mit Pichler darüber, wir jogen Erkundigungen ein. Sie fielen alle zum Vortheil des besprochenen Mannes aus, der jetzt schon eine bedeutende Stelle bekleidete, bei seinen Talenten und dem Rufe, dessen er genoß, wahrscheinlich eine glänzende und schnelle Laufbahn machen konnte, und dessen Charakter, so viel es uns zu beurtheilen möglich war, wie Jedermann, der ihn genauer kannte, bestätigte, unsers einzigen Kindes Lebensglück an seiner Seite zu sichern schien. Ruhig sahen wir daher zu, wie die Gemüther sich einander näherten, und der Gedanke, von einem so würdigen Manne geliebt zu werden, zuerst wieder einige Freude und Selbstzuversicht in meiner Tochter Herzen weckte. Denn die Art, wie Fr. sich in den letzten anderthalb Jahren gegen sie betragen und sie zur Aussprechung ihrer Trennung gezwungen, hatte die düstere Überzeugung in ihr erregt, daß sie nicht im Stande sei, einem bedeutenden Manne bleibende und beglückende Neigung einzusüßen. Wohl hatte sie von jeher, seit sie in der Welt aufgetreten, viele Verehrer und einige bedeutende Freier gehabt, jene aber hatten größtentheils, vermöge ihrer Stellung in der Welt keinen Anspruch auf die Hand eines Mädchens, wie Lotte war, machen können, und für diese hatte ihr Herz zu wenig gesprochen. Um so mehr Eindruck machte also bei ihr die Werbung eines Mannes, der mit einem ausgezeichneten Charakter eine angenehme Gestalt und eine jetzt schon bedeutende Stellung in der Welt verband. Die Sache ging ihren

Weg. Pelzelu warb förmlich bei uns um sie, und auf den Frühling war die Hochzeit festgesetzt.

So sehr diese glückliche Wendung der Dinge, die oft der Gegenstand meines innigsten Gebetes zu Gott und zur heiligen Jungfrau gewesen war, von deren Muttergefühl ich verstanden zu werden und wo möglich durch ihre Fürbitte Hilfe zu erhalten gewünscht und gehofft hatte, mein Herz beruhigte und uns betagten Altern die tröstende Versicherung gab, unser einziges geliebtes Kind nach unserm vielleicht nahen Hinscheiden unter dem Schutze eines edeln und liebenden Gemahls versorgt zu wissen, — so konnte ich damals — und kann noch jetzt nicht umhin, mich über die sonderbare Erscheinung in dem Herzen meiner Tochter zu wundern, wie es nämlich diesem Herzen möglich war, nachdem es unlängst einen Jüngling wie Fr. geliebt und allem Anscheine nach leidenschaftlich geliebt hatte, nun in nicht langer Zeit darnach mit warmem Gefühl einen Andern zu umfassen, der in allen Zügen und nach jeder Seite hin das Widerspiel des Vorigen war. Nur die einzige Erklärung bot sich mir bei näherer Betrachtung dar, daß jene Neigung mehr durch die blendenden Eigenschaften, jugendliche Wohlgestalt und eine übergroß gezeigte Leidenschaft entstanden, folglich mehr auf Phantasie als auf den wirklich erkannten Charakter des glänzenden jungen Mannes gegründet, und eben durch dessen ungleiches räthselhaftes Betragen in gleicher Wärme erhalten worden war. So wie Zeit und bittere Erfah-

rungen das Mädchen über die wahre Sinnesart des Geliebten enttäuscht, und er aufgehört hatte, der Halbgott zu seyn, den sie früher in ihm gesehen, wandte sich ihr ganzes Wesen heftig von ihm und von Allem ab, was ihm glich, und kehrte sich gerade dem Entgegengesetzten zu. So allein kann ich mir diesen gänzlichen Absprung der Empfindung in einem übrigens ganz reinen und wahren Mädchenherzen erklären.

Nun begann eine frohe aber sehr geschäftige Zeit für mich. Die Ausstattung der Tochter, die Einkäufe, die Besprechungen mit Handwerkern und Arbeiterinnen, Besuche und Gegenbesuche erhielten mich in reger Spannung, und endlich kam die Zeit der Vermählung heran. Pelzelu lebte mit seiner Mutter, der Witwe des Hofraths, einer sehr verständigen erfahrenen Frau, die ihren Sohn außerordentlich, wie er es verdiente, liebte, und eben so warm von ihm geliebt wurde. Es war also von vorn herein ausgemacht, daß meine Tochter nebst der Schwiegermutter bei ihrem Manne leben, und sogleich nach der Hochzeit zu ihnen ziehen sollte, weil vor der Hand die Wohnung groß genug war und für den Herbst eine andere gesucht werden sollte. Dem gemäß wurden die Anstalten getroffen, und Pelzelu entschloß sich, wofür wir Ältern ihm herzlich dankbar waren, in unserm Hause das zweite Stockwerk für nächsten Winter zu beziehen. Das war mehr Freude, als ich erwartet hatte, denn ich hatte mich bereits ganz darauf eingerichtet, mein Kind nun oft einen oder

mehrere Tage nicht zu sehen, wegen der Entfernung von der Stadt.

Unsere Freunde Tag hatten, vermöge ihrer wahren Anhänglichkeit an uns, beschlossen, bei der Hochzeit uners lieben Kindes gegenwärtig zu seyn, und so machten sie denn zu diesem Ende die Reise von Buzlan hierher, und die Vermählung wurde am 20. April, an dem Tage, an welchem mehr als fünfzig Jahre früher meine theuern Aeltern getraut worden waren, gefeiert. Die Gesellschaft war nicht sehr zahlreich; außer des Bräutigams Mutter, der verwitweten Hofrathin, und den guten Tag, noch meines Mannes Bruder, der Buchhändler sammt seiner Frau, meine beiden Schwäger Aurländer sammt des jüngern Frau, der ehemaligen Fräulein Schecktern, die er drei Vierteljahre vorher geheirathet hatte, und die Beistände — auf Pelzel's Seite zwei seiner Jugendfreunde, Hofrath von Bürgermeißler und Appellationsrath von Schmerling; für Votten ihr Ehem Pichler und unser hochverehrter Freund Regierungsrath Wierthaler. Franz Aurländer war Brautführer, als der einzige unverheirathete männliche Verwandte, und Fräulein Jeannette von Maillard übernahm das Amt der Kranzjungfer.

Es war ein schöner, ein unvergeßlicher Tag, an dem ein paar gute, rechtliche, sich warm liebende Menschen vor Gottes Thron durch Priesters Segen für ihr ganzes Leben vereinigt wurden. — Ach, leider dachte wohl Niemand der Anwesenden daran, daß diese Verbindung

nur wenige Jahre währen sollte! So begann diese Ehe unter glücklichen Auspicien. — Lotte war damals ihrem Bräutigam von ganzem Herzen zugethan und achtete ihn außerordentlich; — leidenschaftlich verliebt aber schien sie mir nicht, und gerade diese ruhigere Neigung war ihrer Gemüthslage und den kaum verwischten früheren Eindrücken gemäß. Späterhin wuchs sie im Zusammenleben mit dem edlen, geistvollen und treuen Lebensgefährten bis zu einer Höhe der Leidenschaftlichkeit, über welche wir Ältern, wenn wir alle Verhältnisse und Umstände erwogen, uns nicht genug wundern konnten, aber freuen mußten.

Pelzeln's Mutter, eine fränkische und an ein äußerst stilles einsames Leben gewohnte Frau, hatte sich bei der Trauung in der Kirche — es war den Tag vorher ein starkes Gewitter gewesen und die Luft sehr abgekühlt — erkältet. Sie zog gleich nach der Hochzeit in ihre Landwohnung nach Mödling, wo sie jeden Sommer allein zubrachte, und ihr Sohn sie nur jeden Samstag Abends besuchte und bis Montag Früh bei ihr verweilte. Dort wurde sie ziemlich ernstlich krank, was den Sohn und somit auch Lotten mit großer Besorgniß erfüllte. Sie erholte sich indeß bald, und so dauerte die angenehme Stille in unserer Familie bis zum Juli, wo plötzlich der jüngste und letzte Bruder meines Mannes, eben der, welcher Zeuge bei meiner Tochter Trauung gewesen, gefährlich erkrankte und in wenig Tagen starb. Mein Mann hatte ihn sehr geliebt; er hatte, aus Liebe

in ihm große Opfer gebracht, deren für uns nachtheilige Folgen sich noch bis nach dreißig Jahren erstreckten. Er war also viel mehr durch diesen Verlust gebeugt, als früher durch den des älteren geistlichen Bruders.

Zum ersten Male reiste ich nun allein nach Ungarn zu meinen Freunden, traf dort noch einmal mit der theuern Theresie zusammen, die jetzt ihre Zeit zwischen ihrer Schwester Minna, welche in Nagam lebte, und ihrer Freundin Ray theilen, und sich wechselweis bald bei dieser, bald bei jener aufhalten wollte, und erfreute mich, das letzte Mal an ihrem so liebenswürdigen, so beglückenden Umgange. Auch hier dachte ich nicht, daß dies Wand so bald reisen werde; aber gerade diese vielfachen Reisen, diese Fatiguen, denen die Kräfte der alternden Freundin nicht mehr gewachsen waren, mochten viel zu ihrem bald darauf erfolgten Tode beigetragen haben.

Damals also, i. J. 1823, waren wir noch recht froh beisammen, und ich genoss den durch die Umstände ziemlich verkürzten Aufenthalt recht vergnügt in diesen freundlichen Umgebungen.

Nach Wien zurückgekehrt, wurden Anstalten zum Sejour in Baden gemacht, der meinem Manne das vorige Jahr so sehr zugesagt hatte, und wo er seine Ferien heuer zubringen beschloß. Meine Tochter wohnte während dieser Zeit auch nicht fern von uns, in Mödling, mit ihrem Manne, der ebenfalls seinen Urlaub

bei seiner Mutter zubrachte, und wir sahen und genossen uns während dieser Zeit viel öfter, als geschehen wäre, wenn Pelzel in Wien geblieben wäre.

Schon vor längerer Zeit, schon während des Befreiungskrieges, hatte ich von der in ganz Deutschland und wohl auch in Frankreich bekannten und berühmten Frau Helmina von Chezy einige Briefe erhalten und beantwortet. Sie war damals in den Rheingegenden bei den preussischen Zivildern beschäftigt gewesen, und hatte sich durch aufgemeinten aber wenig überlegten Eifer viele Verdrießlichkeiten zugezogen. Jetzt war sie nach Wien und von da nach Baden gekommen, wo sie, begleitet von ihren zwei Söhnen, mich freundlich aufsuchte. Ich hatte sie mir anders vorgestellt und fand eine kleine unterlegte Frau mit sprechenden Augen und freundlichen Zügen, die in frühern Jahren hübsch gewesen seyn mochten, denen man aber jetzt nicht bloß die Spuren vorgerückten Alters (sie mochte zwischen 40—50 Jahre alt seyn), sondern einer nicht sorgenfreien, nicht bequemen Existenz ansah. Auch antwortete sie mir, als ich fragte, wo ihr gewöhnlicher Aufenthalt sei (denn damals war sie von Dresden gekommen), ich habe keine Heimath!

Ich kann nicht sagen, wie wehmüthig mich dies Wort ergriff! Keine Heimath! Eine Frau von Geburt (eine Baronesse Klenke), von ausgezeichnetem Talent und mit zwei herangewachsenen Söhnen, die erzogen und versorgt werden sollten! Das war es auch verimuth-

sich, was sich mir sogleich in ihrer ersten Erscheinung zeigte, diese Entfremdung von aller geregelten Häuslichkeit und Thätigkeit des Lebens; dieser ihrer Herkunft und Stellung fast widersprechende Anzug, — ihr, wenn ich so sagen darf, *weather-beaten shape*, wie man von Soldaten oder Seeleuten sagt: *weather-beaten features*! Ubrigens mußte die geistige Bildung, die sich in ihrem Gespräche zeigte, so wie eine außerordentliche Gutmüthigkeit, welche sie so oft bewog, bei Nothleidenden oder solchen, die sie unterdrückt glaubte, als Helferin und Retterin aufzutreten, für sie gewinnen. Von da an blieb Frau von Chezy einige Jahre in Wien, nachdem sie vorher in Berlin, Paris, Dresden u. s. w. gelebt hatte, und später wieder sich in Oberösterreich, Paris, München, Stuttgart u. s. w. abwechselnd aufhielt. Sie schien sich in Wien wohl zu gefallen. Vorzüglich schloß sie sich an die Familie Schlegel an, die sie noch aus Paris kannte, und dert einige Zeit mit ihnen gelebt hatte, und auch in dem Kreise der Frauen von Pereira und Eschraim ward sie bald heimisch, und so sahen wir uns denn öfters, theils in diesen Häusern, theils bei mir.

Da mein Geist von der drückenden Spannung, in welcher ihn das reinliche Verhältniß meiner Tochter zu Fr. durch ein paar Jahre gehalten hatte, nunmehr freigeworden war, indem ich dieses einzige geliebte Kind an der Seite eines trefflichen Gemahls versorgt und glücklich sah, erwachte auch wieder die Lust, etwas zu schaf-

fen, und da der historische Roman durch Walter Scott jetzt solchen Anklang gefunden hatte, wollte auch ich mich in diesem Fache versuchen und wählte einen vaterländischen Stoff: „Die Belagerung Wien's (1683)“. Dazu suchte ich mir nun die Daten aus Geschichts- und Chronikenbüchern zusammen, las fleißig und bewarb mich auch um Auskunft über die Lokalitäten; denn ich bin überzeugt, daß ohne Autopsie, ohne genaue Kenntniß des Schauplatzes, auf welchem man eine Geschichte vorgehen läßt, nie eine naturgetreue lebendige Schilderung zu erreichen ist. So begab ich mich denn mit Lust und Liebe an meine neue Arbeit, und so entstand dieser Roman, in welchem ich einzelne Züge von mir bekannten Charakteren und einzelne Ereignisse, die ich erlebt, aufgenommen habe. Madame de Montolieu, die schon meinen „Agathokles“ in's Französische — mit Haut und Haar übersezt, das heißt, verfranzösiert hatte, wofür ich ihr nicht viel Dank wußte, hat auch den *Siège de Vienne* in's Französische übertragen, aber doch bei weitem treuer und naturgemäßer. Beim Agathokles ließ sie Alles, was von Reflexion über Religion, über damalige Lebensverhältnisse, Begebenheiten u. s. w. vorkommt, ohne weiters aus, und gab nur die Fabel des Buches, indem sie mich in einem übrigens recht freundlichen, ja mütterlichen Briefe — denn wir standen damals im J. 1814—15 ungefähr in unserm Alter so zu einander — versicherte, daß sie diese Auslassungen und Veränderungen habe vornehmen müssen, um den Ro-

man nach dem Geschmack ihrer Landsleute einzurichten, womit sie diesen, wie ich glaube, kein Kompliment gemacht hat.

Nach dieser verstümmelten Übertragung hat ihn dann auch Herr Kasori in's Italienische übersetzt, dies aber nicht bekannt, sondern vermuthen lassen, daß es ein Originalwerk von ihm selbst sei.

Im kommenden Herbst zog meine geliebte Tochter mit ihrem Manne und ihrer Schwiegermutter in unser Haus. Sie durfte damals schon auf Mutterfreuden hoffen, und wir waren sehr froh über alle diese günstigen Wendungen unserer häuslichen Verhältnisse. Auch hatte ich auf ein oftmaliges Zusammensein nicht bloß mit meiner Tochter, sondern auch mit Pelzel und seiner Mutter gehofft. Aber diese Erwartung schlug fehl. Die Mutter war kränklich, ging wenig aus, und kam also auch nur selten zu uns herab. Pette war oft bei uns, ging damals auch noch zuweilen mit uns zu ihren frühern Bekannten; aber dies hörte bald auf, denn ihr Mann sah es nicht gern, und es schien eine Art von System bei ihm zu seyn, sie ihrem vorigen Kreise ganz zu entfremden und sie dafür in dem seinigen einheimisch zu machen. Daß mir das nicht ganz lieb war, läßt sich begreifen. Da aber des Schwiegersohnes übrige Eigenschaften so schätzbar waren, und meine Tochter sich an seiner Seite je länger, je glücklicher fühlte, gingen wir über jene Verschiedenheit der Meinungen hinaus.

Das neue Jahr begann unter trüben Auspicien, und es bewährte sich auch als ein fatales in seinem Verlaufe. Meine Tochter, bereits im fünften Monate ihrer Schwangerschaft, erkrankte schwer an einer Verkältung, die eine Unterleibsentzündung nach sich zog, in welcher ihr zweimal Egel gesetzt werden mußten. Diese Krankheit, verbunden mit dem Zustand, in welchem sie sich seit fünf Monaten befand, flößte uns Allen unnennbare Angst ein. Die geschickte und theilnahmevolle Behandlung unsers Arztes und alten Freundes, des Barons von Türkheim, rettete sie diesmal, wie er sie schon mehrmal in der Ruhr und im Scharlachfieber gerettet hatte. Sie genas, konnte am neunten Tage schon auf eine Stunde aufstehen und desserte sich nun schnell. Aber die Frucht, welche sie in sich trug, fühlte doch die Rückwirkung des Sturmes, der den Körper der Mutter erschüttert hatte. Sehr leicht und glücklich wurde diese — nach unser Aller Rechnung vielleicht um vierzehn Tage zu früh — von einem zwar gesunden, aber sehr kleinen und schwächlichen Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen Theodor erhielt.

Die Mutter war nicht im Stande, ihn zu stillen, wohl der eigenen zurückgebliebenen Schwäche willen. Er bekam eine Amme und versprach ein schöner Knabe zu werden, denn seine Züge waren angenehm. Noch war er aber nicht drei Monate auf der Welt, als sich ein Sturm anderer Art über uns erhob. Mein Schwiegersohn, durch ämtliche Verhältnisse bestimmt, suchte

höhern Orts um eine Versetzung in ein anderes Kollegium an, die zugleich eine Beförderung wäre. — Sein Wunsch ward ihm gewährt, denn seine Verdienste waren bekannt, aber nicht so, wie wir und vielleicht auch er gewünscht hatten. Er wurde zum Appellationsrath ernannt — in Prag, und sollte im Herbst Wien verlassen und sich auf seinen neuen Posten verfügen.

Ich finde, im eigentlichen Sinn, keine Worte, um zu bezeichnen, wie diese Nachricht, welche mein Mann eines Mittags nach Hause brachte, auf mich wirkte. Ich war nicht — wie man öfters sagt — vom Donner gerührt, ich war im eigentlichen Sinn vernichtet. Mein einziges, mein mir so theures und mit Recht geliebtes Kind, die Mutter eines holden Enkels, sammt diesem zu verlieren, sie aus meiner Nähe, für lange, vielleicht für immer scheiden zu sehen, ohne andere verlässliche Aussicht, als hier und dort in einem oder andern Jahre einen kurzen Besuch — und das jetzt, wo ich mich erst wieder recht an sie gewöhnt, und in die süße Gewissheit, unter Einem Dache mit ihr zu wohnen, hineingelebt hatte! Meinem ärgsten Feinde möchte ich die Gefühle nicht wünschen, welche die folgenden Tage und Nächte mein zerrüttetes Gemüth bestürmten. Schlaflos, unter peinlichen Träumen, verschlichen die Nächte; am Tage mahnte jeder Gegenstand, jeder Blick auf meine Tochter mich an den nahedrohenden Verlust. Daß ich meine Zuflucht im Gebete zu Gott nahm, daß ich ihn um Ergebung in seine Fügungen,

um Erleuchtung auf meinem nächstlich gewordenen Pfad anflehte, war wohl natürlich. Am dritten Tage endlich ward mir in diesem Sinne Erhörung, und ich erkannte abermals, wie schon oft, die Kraft und den Nutzen des Gebetes. Es war als rief eine leise aber vernehmliche Stimme in meinem Innern mir zu: Du hast deine Tochter zu sehr geliebt, hast zu sehr dein Glück auf sie gebaut, und das solltest du nicht, denn des Menschen Herz soll nie am Irdischen so fest hangen, darum entzieht dir sie Gott auf eine Weile oder auf lange.

Jetzt ward es mit Einemmale Licht in meiner Seele, und die schmerzlichen Dissonanzen: warum denn diese Trennung Statt haben und ich mein Kind verlieren sollte, nachdem es ohne jenes Streben ihres Mannes nach einer andern Anstellung so wohl hätte in meiner Nähe bleiben können? — löseten sich in eine ruhige klare Schlusskadenz auf, daß das zum Besten meiner Seele sei — und wenn gleich mein Schmerz derselbige blieb, so wurde er von diesem Augenblick an ruhig und ergeben. Wie wahr empfand ich die Worte Fenelon's: *Tant qu'on veut le mal qu'on souffre il n'est point mal. Pourquoi en faire un vrai mal, en cessant de le vouloir.*

So ergab ich mich denn in den Willen Gottes, und sah mit tiefem aber ruhigem Schmerz die Vorbereitungen zur Abreise meiner Kinder, welche im September Statt haben sollte, und die Schwiegermutter ging, wie natürlich, mit ihrem Sohn ebenfalls nach Prag. Uns

riefen die Badnerbäder, deren mein Mann jetzt im eigentlichen Sinn jedes Jahr bedurfte, von Wien ab, noch ehe Pelzel's Abreise erfolgen sollte. Das that unserer armen Vette zu weh, sich jetzt schon von den Ästern, deren Alles und Liebste sie war, trennen, und jene sobald allein zu lassen. Sie entschloß sich daher zu einem großen Opfer; sie ließ ihren Mann sammt seiner Mutter und ihrem Kinde abreisen, das unter dieser Aufsicht wohl geborgen war, und kam zu uns nach Baden, um noch ein paar Wochen mit uns zuzubringen. Wir hatten dies durchaus nicht von ihr verlangt, ja wir weigerten uns Beide ernstlich, dieß Opfer anzunehmen, weil sich nicht ohne Grund voraussehen ließ, daß es ihr von einigen Personen werde übel gedeutet werden; aber ihre kindliche Pietät überwand diese Rücksichten, und so blieb sie denn ein paar Wochen bei uns, die wir mit wehmüthiger Freude genossen. Sie empfand schon damals, daß sie abermals werde Mutter werden, und die Unpäßlichkeiten, welche ihr der Anfang jeder Schwangerschaft verursachte, trübten ebenfalls unsere letzten Freuden.

Ein paar Bekanntschaften machten wir während dieses Aufenthaltes in Baden, die sich dann auch in Wien dauerhaft an uns angeschlossen und uns manche angenehme Stunden verschafften. Es waren ein Herr v. Grafen, aus Hamburg gebürtig, der hier Resident seiner Vaterstadt war, und ein Herr Hülsemann, aus Hannover. Beide sehr gebildete und artige junge Männer.

Grassen, bei weitem der Bedeutendere unter ihnen, hatte während des Freiheitskrieges in der Hanseatischen Legion gedient, weshalb wir ihn unter uns den Hanseaten nannten, so wie er von einer Eigenheit seines Geistes, jedem Dinge aufs genaueste nachzuforschen, besonders im wissenschaftlichen Sinne, den Beinamen: Herr v. Gründlich erhielt.

Wir kehrten hierauf noch mit Potten nach Wien zurück, und es war uns eine große Beruhigung, daß zwei Schwestern ihrer Tante Pichler, der Witwe des Buchhändlers, sammt dem Sohn derselben, dem Cousin Pottens, gerade damals nach Prag reiseten, und meine Tochter mitnahmen. So war sie doch unter Freunden und Bekannten nach ihrer ersten Trennung von uns.

Wie weh mir war, als ich mich endlich allein im Hause fand — brauch' ich nicht zu schildern. Aber ein großer Trost wurde mir durch den glücklichen Zufall, daß meine theure Freundin Schlegel, als sie vernahm, daß die Wohnung in unserm Hause leer geworden, sich entschloß, dieselbe zu beziehen. Ihre Nähe, ihr Umgang, die mannigfachen Ressourcen, welche ein gebildeter Mensch in diesem Hause finden konnte, das von so vielen bedeutenden einheimischen Personen und von den meisten interessanten Fremden besucht wurde, und vor Allem die Freundschaft, die herzliche Theilnahme und der fromme Sinn Dorotheens thaten meinem wunden Herzen unendlich wohl, und ich konnte ihren Entschluß,

zu uns zu ziehen, nur als eine zu meinem Troste gelenkte Fügung Gottes betrachten.

Unser Leben war von nun an stiller als zuvor. Schon im Jahre 1823 hatten wir, weil Carl Kurländer und meine Tochter geheirathet, und das Haus verlassen hatten, uns enger zusammengezogen, und einen Theil der Wohnung an einen alten Bekannten und Freund vermietet. Nun war ich oft in dieser engern Umgebung den ganzen Tag allein, denn Pichler ging zeitlich ins Bureau, kam nur zur Essensstunde nach Hause, und verließ dies wieder nach dem Essen, um spät, oft gegen 9 Uhr erst, wiederzukehren. Obgleich ich von Kindheit an stets gern allein war, und sogar ein Bedürfniß fühlte, täglich einige Stunden völlig einsam zuzubringen, so war es mir doch eine Erholung und Freude, jetzt recht oft — beinahe täglich — meine liebe Hausgenöſſin, Frau von Schlegel, zu besuchen. Am öftesten geschah dies Abends, wo ich denn meistens angenehme Gesellschaft fand, wie Herrn von Klinkowström (den Vorsteher einer musterhaften Erziehungsanstalt in unserer Nähe), dessen Schwägerinnen Fräulein von Mengershausen, sehr angenehme Frauenzimmer; Herrn von Buchelz, einen sehr gebildeten, ja gelehrten und überaus achtungswerthen jungen Mann, der mit seinem Freunde Hüßemann oft kam; Frau von Doré, ehemals Fräulein Caspers; Herrn Zendi, den geistreichen Ma-

ler, und sonst noch mehrere, theils hiesige, theils durchreisende Gelehrte, und ausgezeichnete Menschen. Sehr oft erschien auch die Gräfin L . . a, die aber, wenn sie kam, stäts eher den Herrn vom Hause in seinem Schreibezimmer besuchte, was wir meist dadurch erfuhren, daß der Bediente ihre Arbeit brachte und indessen bei der guten Schlegel niederlegte, die denn, klug und taktvoll wie sie war, dies dem Anschein nach ganz gleichgültig geschehen ließ, und der Dame, wenn sie endlich zu uns herüber kam, freundlich begegnete. Diese Andeutungen mögen dazu dienen, die Stellen von Schlegel's treuer und ausschließender Liebe zu seiner Frau zu beleuchten, welche sich in dem etwas excentrischen Aufsatze »Friedrich und Dorothea von Schlegel« finden, der bald nach dem Tode dieser unvergeßlichen Freundin in der Allgemeinen Zeitung stand.

In diesem Kreise fand ich die befriedigendste Unterhaltung, so wie ich in der edlen Schlegel herzlichsten Neigung zu mir, in ihrem frommen Sinn und ihrer Achtung für Häuslichkeit und stilles Walten, Nahrung für mein Herz fand. Dorothea wußte eben so richtig über ein neu erschienenenes literarisches Produkt, wie über die Zurichtung einer Zeitschrift, über irgend eine häusliche Arbeit zu urtheilen, und bei ihr that weder die Hausfrau der Schriftstellerin (denn sie hatte früher, aber nicht unter ihrem Namen, den Roman Florentin und manches Andere erscheinen lassen) noch diese

jener in ihrer prosaischen aber nützlichen, ja nothwendigen Wirksamkeit Eintrag. Und alle diese schönen Eigenschaften waren durch eine warme Frömmigkeit und stille Heiterkeit eines klaren selbstbewußten Geistes verklärt.

Wohl könnte es mir nicht einfallen, das Uebermaß von Frömmigkeit, in das sich Frau von Schlegel hineinverloren hatte, und das sie den Ansichten der Vigorianer, überhaupt dem Ultramontanismus so geneigt machte, zu billigen oder wohl gar zu vertheidigen; eben so wenig als manche falsche Eingebung ihres jugendlichen Herzens, die sie zu vielem Tadelnswerthen verleitete. Für mich existirte Dorothea nur seit ich sie kennen gelernt, seit 1808, und da waren jene Verirrungen vorüber, zum Theil vergessen, zum Theil vergütet durch ein musterhaftes Betragen. Doch kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß manchmal ihr ein Wort, eine Andeutung entschlüpfte, die man wohl dafür auslegen konnte, daß ihr Gewissen ihr über jene Begebenheiten noch zuweilen Vorwürfe mache, und ihre zu weit getriebene Frömmigkeit, ihr Versinken im Hyperkatholicismus von diesem beunruhigten Gewissen herrühre, das darin Büßung, Trost, Ruhe gesucht.

Noch eine andere freundschaftlich gefällige Erheiterung ward mir damals dadurch, daß meine älteste Jugendfreundin, Fräulein v. Ravenet, die im Hause der Gräfin Esterhazy in Preßburg als Erzieherin gelebt, gerade ein Jahr, nachdem meine Tochter geheiratet, also im Mai 1821, nachdem sie die Erziehung ihrer

Elève vollendet und diese an den Altar begleitet hatte, nun selbst ihre Hand einem Manne reichte, den sie lange gekannt und geschätzt hatte, und der ihr durch 25 Jahre eine unverbrüchliche Treue hielt. Es war Herr Schödlberger, der als Schulmann, als Künstler und als Mensch sehr achtungswerth, einer unserer bedeutendsten Landschaftsmaler, und im Umgang, trotz einiger Trockenheit, geistvoll und unterrichtet war. Diese werthe Freundin besuchte uns öfters des Abends, wo denn mein Mann uns die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur vorlas, bis Schödlberger kam, seine Frau abzuholen, und wir mit ihm noch ein Stündchen verplauderten.

So gestaltete sich mein Leben äußerlich recht freundlich, und ich konnte diese angenehmen geselligen Verhältnisse nur mit innigem Dank gegen die Vorsicht, welche mir diese Tröstung und Erheiterung zugesendet, anerkennen. Aber dennoch blieb die tiefe Wunde, welche mir die Trennung von meinem einzigen Kinde geschlagen, offen und blutete fort, und ein Moll-Accord tönte aus der Tiefe meines Herzens durch alle diese Zerstreuungen und Annehmlichkeiten durch. Ich möchte dieses Durchtönen mit der Wirkung eines Chores in Haendels Oratorium: *Neis und Valathea* vergleichen, das ich in meiner Jugend aufführen hörte, als Baron von Swieten im Verein mit Fürst Dietrichstein und Schwarzenberg mehrere Kompositionen dieses großen Meisters unter Mozarts Direktion, der die Blaseinstru-

mente zu diesen so höchst einfachen Kompositionen hinzugefügt hatte, dem Publikum zu genießen gab. In jenem Chor nun, den die Hirten ausstimmten, um Galathea über Acis Tod zu trösten, tönt das Wort *to dt* durch alle andern Melodien und Worte, die der Chor noch spricht und singt, wie ein erschütternder Grundton hindurch und macht einen unglaublichen Effekt.

Unsere Weihnachtsbescheerung war, da meine Tochter nicht mehr dabei seyn konnte, abgestellt worden, aber am heil. Dreikönigstag veranstaltete ich einen andern Scherz. — Es wurden zwei Terten gebacken, in jeder derselben eine Bohne verborgen, und nun die Stücke unter die Gesellschaft — von der einen den Frauen, von der andern den Herren — ausgetheilt, damit König und Königin zugleich gewählt würden. Sehr belustigend für Alle war es, daß dies Loos Herrn Friedrich v. Schlegel und Frau v. Arneth (ehemals Adamberger) traf, und nun Beide ihre Rollen mit gutmüthiger Laune zur Freude der Gesellschaft ausführten.

In der folgenden Fasten wurde Grillparzer's *Ottokar* aufgeführt, als *Benefice* der Regisseurs. Wir nahmen mit Carl Rukländer gemeinschaftlich eine Loge, und wohnten der Aufführung mit lebhaftem Antheil bei. Sehr spannend und ergreifend waren die ersten zwei Akte, wo Siege und Glücksfälle sich zu überbieten scheinen, um Ottokar's Macht und Ruhm zu vergrößern. Der dritte Akt, wo der Auftritt mit dem Zelte vorgeht, dessen Zeltschnüre der boshafte Zawisch

abschneidet, ließ schon etwas kälter. Im vierten Akt berührte, mich wenigstens, der Anblick des von seiner stolzen Höhe herabgeschleuderten Königs, der da unnu-
thig, fast verzweifelt, vor dem Thore seines Schlosses in Prag liegt, höchst unangenehm, besonders da noch seine Frau und ihr Buhle (jener Zawisch) auftraten, und ihn gleichsam für das, was er gethan, ausschelten. Es scheint mir dies Ausschelten des Helden eines Stückes — mag er es übrigens verdient haben oder nicht — immer etwas, was dem Interesse, das man bisher an ihm genommen, und daher auch dem Stücke, Eintrag thut. Die Strafpredigt, welche Medea in dem Trauerspieler Grillparzer's dem ebenfalls am Boden liegenden Jason hält — wirkt eben so, und in einem freilich geringeren Maße auch die Ermahnung, welche Iheramenes in der Sappho dem Phaon hält. Dahin gehört, meinem Gefühle nach, auch die Scene im Trauerspieler meines unvergesslichen Freundes Collin: Mäon, wo Mäon vor seinem Oheim Odenat am Boden liegt, und dieser ihm in Zenobia's Gegenwart, die der junge Held heimlich liebt, den Fuß auf den Nacken setzt. Bei mir, wenn ich an Zenobia's Stelle gewesen wäre, hätte eine sehr robuste Liebe dazu gehört, um bei solch einem Anblick noch auszuhalten, und den schimpflich Bedemüthigten noch ferner zu lieben. Doch wir kehren zum Ottokar zurück, dessen Interesse im vierten und auch im fünften Akt merklich abnahm. Dazu dauerte auch das Stück ungewöhnlich lange, und da doch fast

Jedermann noch den Epilog und das Erscheinen der Regisseurs erwarten wollte, wurde es elf Uhr, bis Alles zu Ende war. Das Stück wurde indeß doch sehr beklatscht, der Verfasser gerufen, der, wie natürlich, nicht erschien, und Alles sehr beifällig aufgenommen.

In Prag erklärte man sich sehr gegen das Stück. Die untergeordnete Rolle, welche der wilde gewaltsame Ottokar, den sein Ehrgeiz und ein böses Weib rücksichtslos forttreiben, neben dem würdigen, ruhigen weisen Rudolph spielt, das Licht, in welchem er seiner Frau und ihrem Buhlen gegenüber erscheint, endlich manche Rohheiten und geringschätzige Reden, die er sich selbst gegen seine Böhmen erlaubt, wenn er ihnen ihren Mangel an Kultur im Vergleich mit den Deutschen vorwirft — Alles dies reizte und verletzte den Nationalstolz der Böhmen. Und wenn ich schon sagen muß, daß dies die Nationaleitelkeit gegenüber einem trefflichen Werke, das noch dazu ziemlich der geschichtlichen Wahrheit getreu ist, zu weit treiben heißt, wenn ich gleich selbst über diese Verletzbarkeit des böhmischen Nationalgefühls zu Klagen habe — denn dies Gefühl, und nur dies war Schuld, daß im Jahre 1816 mein Kaiser Ferdinand nicht aufgeführt wurde, weil die Böhmen darin als Rebellen erscheinen — so muß ich doch diesen Zug an einer Nation ehren, und von Herzen wünschen, daß meine guten Landsleute, die Österreicher, etwas von dieser Verletzbarkeit fühlten, und nicht allein ge-

duldig, sondern sogar beifällig die Spöttereien und geringschätzigen Urtheile Fremder über sich fürder nicht mehr anhören möchten.

Meine arme Tochter war mittlerweile in eben diesem Prag in einer sehr betrübenden Lage. Ihr kleiner Knabe Theodor kränkelte, und auch ihrer Schwiegermutter schien das rauhere Klima nicht zu bekommen. Auch sie fühlte sich nicht wohl, und es reifte in ihr und ihrem Sohn der Entschluß, sich lieber zu trennen. So wurde beschloffen, daß die Hofrathin nach Wien zurückkehren sollte, so wehe ihr die Trennung von ihrem Sohn that, und dieser sie hieher geleiten werde. Der Entschluß wurde ausgeführt, freilich zu einer Zeit, die für meine arme Tochter nicht günstig war; denn ihr Kind, ihr damals einziges, war bedenklich krank, sie selbst hoch schwanger, und ihr Mann reisete in eben diesen Tagen mit seiner Mutter fort. Ein großes Glück war es, daß derjenige Freund Pelzeln's, der, selbst in Prag etablirt, ihm den Herbst zuvor die Wohnung auf der Kleinseite gemiethet, zufälliger Weise das Haus einer meiner Jugendfreundinnen, der Baronin Hanner, gewählt hatte. Diese Frau war eine geborne Baronesse von Worn, Nichte des berühmten Mineralogen und Cousine eines andern, mir ebenfalls werthen Gräuleins v. Worn, des Gelehrten Tochter, die nun schon längst mir in das verhüllte Jenseits vorangegangen ist.

Jesephine nahm meine Tochter, wie sie mit ihrem Manne in ihr Haus zog, mit mütterlicher Zuneigung auf, und in ihrer Tochter Marie (jetzt Frau v. Müller) fand Vette eine Schwester. In dieser Fügung sah ich wieder die väterliche Wahrung der Verzicht zu unserm wahren Besten, denn in der traurigen Zeit der Trennung von ihrem Mann, am Bette des kranken Kindes, leisteten die beiden Freundinnen der Vereinsamten, was sie nur von einer Mutter und Schwester erwarten konnte.

Pelzelu war also nach Wien gekommen; er wohnte, wie sich das von selbst versteht, diese wenigen Tage bei uns, und seine Mutter, bis sich eine Wohnung für sie fand, bei einer Freundin. Kaum aber waren sie einige Tage hier, so erhielt ich einen Brief von meiner armen Tochter, die mir den bald darnach erfolgten Tod ihres Kindes meldete. In dieser düstern Zeit, so allein neben dem Bette des verstorbenen einzigen Kindes, konnte nur die Hoffnung auf den nahen Ersatz — der aber nie ein vollständiger ist — ihr einigen Trost geben. Es ist auch eben kein Ersatz, denn eine Mutter hat nie zu viel Kinder, und keines bietet jemals alle die Charaktereigenheiten dar, die das Verstorbene hatte. Doch kann dieser Unterschied bei einem zehn Monat alten Kinde zum Glück nicht bemerkt werden.

Pelzelu wünschte, daß ich zur Entbindung seiner Frau nach Prag kommen möchte, weil sie nun auch

des Beistandes seiner Mutter beraubt war. Wohl verließ ich Pichlern ungern auf so lange Zeit; denn da ich, um nichts zu versäumen, doch einige Zeit vor der Entbindung dort seyn mußte, konnten leicht zwei Monate vergehen, ehe ich wieder nach Wien zurückzukehren vermochte. Indessen lag mir selbst sehr viel daran, meine Tochter in einer solchen Periode nicht zu verlassen, Pichler willigte ebenfalls ein, und so rüstete ich mich denn, um gegen den 20. April in Prag einzutreffen. Von jeher war das Reisen, die Unordnung, die es mit sich bringt, der Aufenthalt in den Gasthöfen, die Voranstalten, die es nöthig macht — besonders wenn die Hausmutter sich entfernen, und in den Fällen, wo Niemand da ist, der ihre Pflichten übernehme, Alles den Dienstleuten überlassen, folglich für jeden möglichen Fall Vorsicht treffen soll — mir sehr widerwärtig. Am dem Tage vor meiner Abreise besuchte mich noch meine werthe Schlegel — da lagen die Pakete, da standen die Koffer u. s. w., und ich klagte ihr, wie ungern ich reise, wie fatal mir diese Anstalten seien. Ach! sagte sie, wie gern würde ich Ihnen das Materielle der Reiseanstalten abnehmen, wenn ich statt Ihrer fortfahren könnte! So sind die Menschen verschieden! Was den Einen quält, erfreut den Andern, und solche Bemerkungen müssen uns Toleranz für die Eigenheiten Anderer einflößen, die recht brav, recht klug, recht liebenswürdig, und doch von uns sehr verschieden seyn können! Frau v. Schlegel war in ihrem Leben viel ge-

reiset, in Paris, in Rom, fast in ganz Deutschland gewesen; sie reisete aus Lust und sie war bei allem dem eine emsige treffliche Hausfrau.

Ich machte mich also in einem Separat-Eilwagen mit meinem Stubenmädchen und einem Bedienten auf den Weg nach Prag, und kann diese Art zu reisen nur höchlich loben. In zwei und einem halben Tage war ich in Prag, und hatte jede Nacht, einmal in Budweis und einmal in Czaslau, bequem geschlafen. Die Pünktlichkeit, mit der man in den Posthäusern bedient wird, die Willkür, die dem Reisenden doch bleibt, im Vergleich mit dem Drängen und Treiben auf dem allgemeinen Eilwagen, obwohl man die Stunden der Ankunft sehr berücksichtigen muß, machen diese Reiseart sehr angenehm.

Die Bitterung war nicht günstig, und obwohl in der zweiten Hälfte des April, fand ich Schnee durch ganz Mähren und am andern Tage auch in Czaslau. Das Land in Böhmen gefiel mir nicht sonderlich. Es ist meist flach, doch sehr wohl gebaut, indessen sind die Gasthöfe größtentheils unter der Mittelmäßigkeit und das Trinkwasser sehr schlecht, was für Reisende, die weder Bier noch Wein trinken, höchst unangenehm ist.

Am dritten Tage, nachdem ich in Czaslau ziemlich gut übernachtet hatte, näherte ich mich dem Ziele meiner Reise, und bald, nachdem ich die letzte Post Biehowitz hinter mir hatte, erschienen mir von Weitem die Zinnen von Prag. Diese Stadt nimmt sich

wirklich, von dieser Seite erblickt, sehr vortheilhaft aus; ich möchte sie eine gekrönte Stadt nennen, denn über den Berg, der sich aus der Häusermasse der Alt- und Neustadt so wie der Kleinfeste erhebt, steigen noch die Palläste des Hradschin empor und über diesen die St. Veitskirche. Das Ganze bildet einen imposanten Anblick, man erkennt, daß man sich einer Hauptstadt, einer Königsstadt nähert, und selbst das alterthümliche Aussehen so vieler Gebäude vermehrt noch das Erhebende des Eindrucks. Wunderbar ragt in Prag die alte Zeit noch überall in die neue hinein. So manches wohlerhaltene Gebäude aus den vorigen Jahrhunderten, der Pulverthurm, die beiden Brückenthürme, die Theinkirche, das Altstädter Rathhaus u. s. w. erregen die Erwartung in uns, irgend einen gewapneten Ritter oder einen ehrfamen Bürger mit gefaltetem Kragen und Barett daraus hervortreten zu sehen, und so manches Haus, manches Denkmal erzählt uns eine Episode der Geschichte Böhmens so, daß eine geistreiche Frau, die Gräfin von Engl, Prag eine versteinerte Geschichte genannt hat.

Meine Kinder empfingen mich mit herzlichster Liebe, und ich fand zu meiner großen Beruhigung Lotten viel gesünder und stärker als ich geglaubt. Auch meine Jugendfreundin Haunet wieder zu sehen, machte mir viele Freude, und so vergingen ein paar Tage in stillem Genuß auf dem einsamen Pfarrplatze, wo das Haus lag, in dem die Tochter wohnte. Einer Wienerin mußte es

seltsam verkennen, wenn sich manchmal wohl durch eine halbe Viertelstunde kein Vorübergehender zeigte, so daß die Schildwachen am Hause des Oberstburggrafen und gegenüber am Landschaftsgebäude die einzigen lebenden Wesen waren, die man erblickte, einige Haus- und Perlhühner ausgenommen, welche zwischen den Pflastersteinen verstreute Körnchen suchten. Ungewohnt waren mir die Stille und Einsamkeit, aber sie mißfielen mir nicht.

Ein paar Tage darauf dachte ich daran, meine Empfehlungsschreiben an die Frau Oberstburggräfin von Kellowrat und die Fürstin von Kinsky abzugeben, die mit eben jene Gräfin Engl, eine nahe Verwandte und Freundin dieser beiden Damen, mitgegeben. Mit größter Güte und freundlicher Zuvoorkommenheit wurde ich in diesen beiden Häusern aufgenommen und genoß in beiden sehr angenehme Tage. Ich hatte den Vortheil, nicht allein die Glieder dieser Familien als Menschen, welche, abgesehen von Geburt und Rang, durch die schätzbaren persönlichen Eigenschaften ausgezeichnet waren, kennen zu lernen, sondern in ihrem Kreise auch noch die Bekanntschaft mancher andern, durch persönlichen oder literarischen Ruhm merkwürdigen Menschen zu machen. So die der beiden Grafen Kaspar und Franz von Sternberg, des Grafen Beauquoy mit seiner Gemahlin, des Abbé Debrowsky, dessen früher in Wien gemachte Bekanntschaft ich hier erneuerte, des Professor Kapp, Erziehers im fürstlich Kinsky'schen Hause,

eines ältern Bekannten meines verstorbenen Freundes Büel, und vor Allen die der so liebens- als achtungswürdigen Gräfin Caroline Latour, Prager Stiftsdame, die mir ein herzliches Wohlwollen schenkte, und mit deren Wesen ich das meinige tief zusammenklingend fühlte. Auch waren unsere Prager Bekannten so freundlich, uns Beide fleißig zusammen zu bringen, und wenn die Eine zu einem Diner oder einer Soirée gebeten war, wurde gewöhnlich auch die Andere eingeladen.

So gestaltete sich mein geselliges Leben sehr angenehm, und die Freude, bei meinen Kindern zu seyn, wurde mir dadurch und durch das Besehen aller Merkwürdigkeiten der Stadt, so wie durch vielseitig gebildeten Umgang erhöht. Die schönen Geister von Prag, unser alter Freund Professor Werle, der schon früher meine Kinder öfters besucht hatte, Herr von Rittersberg, der echte Dichter Ebert (später Sänger der „Wlasta“), der Geschichtsforscher Palacký, Hauptmann Marsano u. s. w. kamen ebenfalls zu Pelzeln, und ihr Prager Arzt, Professor von Bischof, ein Mann, der als Mensch, Arzt und Schriftsteller ausgezeichnet ist, erfreute uns oft mit seinen Besuchen, die er als Arzt begann und als Freund fortsetzte.

Am 10. Mai endlich meldeten sich die Vorläufer der Niederkunft bei meiner Tochter, und Abends um halb 9 Uhr kam glücklich ein munteres hübsches Knäbchen auf die Welt, das am folgenden Tage den Namen August in der heiligen Taufe empfing. Wir waren Alle

ganz glücklich und vergnügt, daß der Himmel uns den jüngsthin erlittenen Verlust nun mit Vortheil ersetzt hatte, denn das gegenwärtige Kind sah viel stärker und kräftiger aus, als Theodor bei seiner Geburt, und durch Gottes Gnade hat sich seine körperliche und geistige Natur auch dem gemäß in der Folge bewährt.

Vern hätte meine Tochter dieses Kind selbst gestillt, ihr Mann und ich wünschten es sehr; weil ich in diesem Selbststillen den Grund künftiger Gesundheit für Mutter und Kind sah; aber die Hebamme behauptete, es sei keine Milch vorhanden, vermuthlich weil sie sich nicht die Mühe geben wollte, öftere Versuche zu machen, was freilich Zeit und Aufmerksamkeit kostet. Indessen hatte diese nicht vorhandene Milch später in einem Krankheitsanfall, den eine Unachtsamkeit eben dieser weisen Frau herbeigeführt hatte, bei meiner Tochter ein Debet auf den Fuß gemacht. Ueberhaupt fehlte es damals in Prag an gar manchen Bequemlichkeiten und Einrichtungen, an die wir in Wien längst gewohnt waren, und auf die ich bei anderm Anlaß später zurückkommen werde. Unter diesen führe ich nur an, daß die Hebammen keine sogenannten Helferinnen bei sich haben, wie es in Wien Brauch ist, und daß ein glücklicher Zufall wollte, daß meine damals aus Wien mitgebrachte Stubenmagd eine von ihrem Mann geschiedene Frau war, die meiner Tochter bei dieser Gelegenheit sehr nützliche Dienste leistete.

Während der neun Tage las ich meiner Tochter aus einem Buche vor, das dem Titel nach wohl nicht zur Unterhaltungslektüre geeignet schien, und dennoch der höchst anziehenden Darstellung und trefflichen Schreibart wegen uns sehr interessirte, nämlich aus Professor von Bischoff's »Lehre von den Fiebern.« Es unterhielt Potten sehr, die überhaupt aus all zu sorgender Zärtlichkeit für die Gesundheit der Ihrigen sich gern aus medicinischen Büchern unterrichtete. — Eine Ansicht, die mir für Gemüthsruhe und ungehindertes Handeln im häuslichen Leben nicht passend scheint, und die ich und verständige Männer öfters, aber immer vergeblich, zu bekämpfen suchten.

Das berühmte Fest Johannis von Nepomuk fiel in diese neun Tage, und da die Wöchnerin sich vollkommen wohl befand, konnte ich mir erlauben, dieser Feier auf dem Bradschin beizuwohnen, wohin Gräfin Caroline Latour mich zum Frühstück gebeten hatte, mich dann in die hochgeschmückte Weitskirche, ein schönes aber leider nur fragmentarisches Monument des Mittelalters, zum Hochamt führte, und dann in Begleitung mehrerer Personen und ihres Bruders, des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Latour, der uns freundlich zum Führer diente, uns das ganze königliche Schloß, den Thronsaal und die übrigen Denkwürdigkeiten einer grauen Vorzeit zeigte. Auf dem Platz vor der Kirche, vor dem Schloß bis in die Sperrgasse und noch weiter hinab, war überall reges Volksleben; Tische waren auf-

geschlagen, auf denen man speisete, Buden eröffnet, wo allerlei, besonders Eßwaaren, zu kaufen waren. Unter diesen spielen in Prag gedörrte und weichgesehtene Pflaumen, und Stücke von gebackenem Fisch nebst Buchteln, eine Art Germ- (Hefen-) Kuchen, eine Hauptrolle, und werden auf allen Straßen das ganze Jahr hindurch verkauft.

Am Abend dieses Tages, so wie an dem Vorabend der Feier, war auf der Melldaubrücke ein großes Gedräng von Menschen um die Johanniskapelle, denn auf dieser Brücke hatte der gefeierte Heilige eine, wie es scheint, bei den Böhmen beliebte Todesart, die des Hinabstürzens erlitten, und eine große sittliche Würde verkörperte seinen Tod; denn er litt aus Ehrfurcht für seine Pflicht (das Geheimniß der Beicht, das er nicht zu verlegen sich entschlossen wollte). Auch in der ganzen Stadt, wo eine Statue oder ein Bild des Heiligen sich befand, war es bekränzt und erleuchtet, und die Menge sang fromme Gesänge davor. Das war aber das einzige Mal, daß ich Musik auf den Gassen von Prag hörte, und auch diese Melodien hatten etwas Melancholisches. —

Meine Tochter hatte sich von einer Verführung, welche ihr eine Unvorsichtigkeit der Hebamme, wie ich eben gesagt, zugezogen, so ziemlich aber nicht völlig erholt. Doch war sie im Stande, ihr Hauswesen zu besorgen, und ich erhielt dadurch mehr Muße, mich in Prag umzusehen und alle architektonischen und histori-

schen Denkwürdigkeiten zu betrachten. Doch will ich meine Leser mit der Beschreibung derselben, die sie viel besser und weitläufiger in meines alten Freundes Verle's Schilderung von Prag finden, nicht aufhalten. Nur eines Besuches in der Wenceslaikapelle erlaube ich mir zu erwähnen, weil die dort befindlichen Merkwürdigkeiten nur selten und nicht allgemein zu sehen sind. Der Oberstburggraf Graf Kollowrat, in dessen Hause ich so gütig aufgenommen worden war und so viele schöne Stunden genossen hatte, lud uns einmal, wie wir zu Tische bei ihm waren, die Gräfin Benquet und ihren Gemahl, Gräfin Caroline Latour, einige Herren und auch mich ein, am nächsten Morgen uns in der Wenceslaikapelle in der Domkirche einzufinden, um die böhmischen Reichskleinodien zu sehen, die nur bei solcher Gelegenheit, wenn z. B. der Oberstburggraf, unter dessen Obhut sie sich, mit Gegenbesitz eines der ersten Landstände und eines Domherrn von St. Veit, befinden, Prag auf einige Zeit verlassen, und sie dann zu revidiren und wieder an ihrem Platz zu verwahren hatte, zur Schau kamen. Gräfin Kollowrat, meine sehr gütige Gönnerin, nahm mich mit sich auf den Hradschin, wo sich in der benannten Kapelle bereits mehrere Böhmen und Fremde eingefunden hatten, um diese Schätze und auch die Kapelle zu betrachten. Auf einem Tische stand die echte Krone Carl's IV. von reinem Gold und mit vielen, aber ganz in natürlichem Zustand, ohne Schliff und gehörige Fassung befindlichen großen und kleinen Edelsteinen geziert,

wie sie eben im 14. Jahrhundert die Goldschmiedskunst zu behandeln verstand. Ferner der Zeypter, Reichsapfel, viele Reliquien, theils von einheimischen, theils auswärtigen Heiligen, welche der fromme Kaiser auf seinen Reisen gesammelt und in Prag aufbewahrt hatte. Auch die Wände der Kapelle ließ er auf goldenen Grund mit Edelsteinen auslegen, und man erzählte mir, daß dies eben so in der Kapelle zu Carlstein, seinem Lieblingsaufenthalte, der Fall sei. Nachdem die ganze Gesellschaft, unter der sich nebst andern Fremden, auch russische Damen befanden, die Kleinodien besahen, bot man uns Einheimischen an, auch den Ort zu beschauen, wo die Reichskrone gewöhnlich aufbewahrt wurde. Die Fremden mußten zurück bleiben, weil jener Ort und sein Geheimniß etwas Heiliges war, das nur die Landesfinder oder österreichische Unterthanen wissen durften. Wir wurden also über eine äußerst schmale und wie es mich dünkte, in der Dicke eines Pfeilers oder einer Hauptmauer angebrachte Wendeltreppe von nicht großer Höhe geführt, und befanden uns, eben angelangt, in einem kleinen, geweißten, ganz ungeschmückten Gemach, wo in einer der Wände ein Schrank oder vielmehr eine Höhlung in der Mauer mit einer Thüre von hartem mit eingelegter Arbeit verziertem Holz angebracht war, auf die Art, wie man deren noch in vielen Sakristeien oder in alten Schlössern findet. Dieser Schrank, 3—4 Schuhe über dem Fußboden erhoben, war von Innen mit purpurfarber

nem *S a m m t* (wenn ich nicht irre) ausgeschlagen, stand aber jetzt offen, weil sich die Krone nicht darin befand. Diese verborgene, nicht leicht zu findende Treppe, dies Gemach, dessen Fenster, so viel ich mich besinne, auf lauter Dächer hinabsahen, gab mir bei dem Roman „*Elisabeth von Guttenstein*,“ die Idee zu der geheimen Treppe und dem Gemache, in welchem *Fraxiska* von *Teuffenbach* mit ihrem Geliebten heimliche Zusammenkünfte hat.

Sehr merkwürdig ist noch in Prag der alte Judenkirchhof nebst der alten — der ältesten — Synagoge. Ich besuchte ihn in Gesellschaft der Gräfin von Beauvaux, welche, wie das oft geschieht, erst durch die Fremde auf diese Merkwürdigkeit ihres Wohnortes aufmerksam gemacht, sich an uns und den *Abbé Dobrowsky* angeschlossen, dessen historische Gelehrsamkeit uns bei diesem Besuch sehr zu Statten kam, der aber mit dem Rabbiner, der uns gleichfalls begleitete, in einen sehr heftigen und uns Übrigen fast komischen Streit gerieth, indem *Dobrowsky* dem *Rabbi* mehrere feinsollende geschichtliche Nachweisungen, z. B. das Grabmal einer alten Königin, nicht gelten lassen wollte, und dies Alles für Fabeln oder höchstens Sagen erklärte. —

Auch das Prager Theater bot mir eine sehr angenehme Zerstreuung. Unter der Leitung eines gewissen Herrn *Stiepanek* (wenn ich diesen Namen aus dem Gedächtnisse recht schreibe) gewährte es mit Mit-

gliedern wie den Herren Wayer, Polawsky, Ernst, Geistmantel, Frau van der Klogen, Fräulein Pistor und ihrem Vater, viele vorzügliche Darstellungen, die meine Kinder und ich, so oft als es die Umstände erlaubten, besuchten. Das Theater selbst, der Saal, ist groß und geräumig, trug aber (wenigstens damals) den allgemeinen Charakter der Stadt Prag sammt ihren Bewohnern, eine Art von Dürsterheit, wozu wohl der Anblick so mancher verfallender Palläste und Kirchen, welche melancholisch auf eine glänzendere Vergangenheit hinweisen, und die Einsamkeit so mancher Straßen und Plätze besonders für Jemand, der aus dem lebensfrohen Wien kommt, viel beiträgt. Hier war es einst prächtig und belebt — wir waren eine selbstständige Nation, jetzt ist es anders — das scheinen uns die alterthümlichen und nun häufig verlassenen und verfallenden Gebäude, das scheint uns der ernste Volkscharakter zu sagen, der sich nie in Musik oder fröhlichem Genuß auf öffentlicher Straße oder an Spazierorten äußert, wie in Wien, wo im Sommer die Leute im Freien sitzend essen und trinken, fröhlich sind und Musik fast überall erschalle. Sparsam waren damals die wenigen Spaziergänge in Prag besucht, und auch dort war nicht viel für den Genuß oder die Bequemlichkeit der Gäste gesorgt. Bier und „Gugelbupf,“ leider mit Muskatblüthe gewürzt, war das Einzige, was man an solchen Orten zum Essen oder Trinken erhalten konnte, und von Kaffeehäusern

oder Zuckerbäckerladen, in denen man Eis, Kaffee oder Konfituren finden und sie im Freien sitzend genießen konnte, keine Rede. Raum daß man in den wenigen Zuckerbäckerladen leidliches Zuckerwerk für die Tafeln fand. Eben so fehlte es damals (1825) an manch andern häuslichen Einrichtungen, z. B. an einem anständigen Badehause, mit den Bequemlichkeiten versehen, welche die Wieneranstalten dieser Art schon seit vielen Jahren bieten, und aus welchen man sich ein Bad konnte holen lassen. Wer zu Hause baden und das Bad nicht selbst wollte higen lassen, war gezwungen, das heiße Wasser aus dem nächsten Brauhause, deren zum Glück viele in Prag sind, holen, und zu Hause gießen zu lassen, wozu es jederzeit, des Hin- und Hergehens wegen, Dreiviertel oder auch Eine Stunde bedurfte. Eben so hatte man, wenigstens so weit meine Erfahrung reichte, keine Idee von einer sogenannten Wärmeschachtel oder Trommel, welche in Wien selbst beschränkte Familien besitzen, und die bei Wöchnerinnen, Kranken oder Badenden beinahe unentbehrlich scheint. Ueberhaupt bildete sich in mir bei diesem dreimonatlichen Aufenthalt in Prag sehr lebhaft die Vorstellung aus, daß der Geist sich vortreflich in Prag befinde, aber der Körper nicht eben so wohl, denn diesem mangelte es an vielen Genüssen und Bequemlichkeiten, an die man sich in Wien so leicht gewöhnt.

Was nun die geistigen Bedürfnisse betrifft, so war durch das Museum auf dem Hradschin, das großen-

theils dem Grafen Kaspar von Sternberg sein Entstehen verdankt, und eine Bibliothek, ein Naturalienkabinnet und eine Gemäldegallerie in sich begreift, durch Privat- und öffentliche Sammlungen dieser Art, durch das Zusammenwirken geistreicher und gelehrter Männer und durch ihren Umgang hinreichend gesorgt, und ich kann sagen, daß ich in dieser Hinsicht in Prag volle Befriedigung fand. Bedenkt man ferner, daß Alles, was hier für Wissenschaft, Kunst, Theater u. s. w. geschieht, von den Bewohnern selbst, größtentheils von einem sehr aufgeklärten, humanen und vermöglichen Adel ausgeht, daß dieser Adel sich durch hohe Geistesbildung, durch Humanität und Feinheit des Betragens vortheilhaft vor manchen andern dieser Klasse auszeichnet, so wird man begreifen, daß Prag unstreitig große Vorzüge hat. Dennoch dünkte es mich, als würde ich mich nicht haben entschließen können, meine heitere, lebensvolle, freundliche Vaterstadt mit Prag zu vertrauschen, das im Ganzen, wie gesagt, einen düstern Eindruck macht und in der Seele hinterläßt.

Die Gegend um die Stadt herum ist freundlich, aber von keinem bedeutenden landschaftlichen Reiz, desto malerischer und imposanter sind die Ansichten, welche die Stadt selbst in ihrem Umkreis bietet. Majestätisch und überraschend ist der Ausblick vom Hradschin herab auf das Häusermeer, welches sich am Fuße desselben zu beiden Zeiten des schönen und breiten Moldaustromes ausdehnt, der die Kleinseite und den Grad-

schin von der Alt- und Neustadt am jenseitigen Ufer scheidet. Aus diesem Häusermeere ragen hier und da gothische Kirchen, Basiliken in italienischem Geschmacke, uralte Gebäude, die an das 13. Jahrhundert erinnern, das sie entstehen gesehen, und über die mit zahllosen Statuen besetzte kolossale Brücke zwischen den zwei alterthümlichen Thürmen am Anfang und Ende derselben weget eine Menge Fußgänger, fahren zahlreiche Equipagen, die, ganz im Geschmack des 19. Jahrhunderts, einen seltsamen Kontrast mit dem Zeitalter Carl's IV. machen, das die Brücke und die Thürme entstehen sah. Diese Brücke, von soliden Quadern erbaut, widerstand der Macht des Geschüßes, als im siebenjährigen Krieg der kommandirende General der Oesterreicher, um die Kleinfeste und den Gradschin zu schützen und zu vertheidigen, indeß sich die Preußen bereits der Alt- und Neustadt bemächtigt hatten, die Brücke durch Kanonen zerstören lassen wollte. — Rings herum außer der Stadt ziehen sich angenehme begrünte Hügel hin, von fern, jenseits der Moldau, sieht man das Schloß Treja, von dem man eigentlich nicht weiß, woher es seinen an's Alterthum erinnernden Namen hat, und gerade gegenüber dem Gradschin erhebt sich der sogenannte Ziskaberg, von dem aus dieser Hufitenfeldherr einst die Stadt bedrängte und auch eroberte.

Man genießt dieser sehr schönen Aussicht über die Stadt und ihre Umgebung von mehreren Punkten des Gradschin, gewiß aber angenehmer und malerischer aus
Pichler's Memoiren. IV.

dem Garten des Fürsten Lobkewicz auf dem Lorenzberge, auf dessen Zweige das Prämonstratenser-Kloster Strahof steht, in einem schattigen Kastanienwäldchen, das dem weiten hellen Gemälde gleichsam zum dunkeln Vordergrund dient, oder von der Gloriette im Graf Schönberrn'schen Garten gleich daneben, wo ich einen sehr schönen Abend bei der Fürstin von Kinsky in gewähltem kleinen Kreise mit Gräfin Caroline v. Latour, deren Bruder, Schwägerin und noch einigen Personen sehr vergnügt zubachte.

Eine eben so schöne Ansicht bietet Prag von der gegenüber liegenden Seite, wenn man es vom Wiffenbrad am jenseitigen Moldauufer betrachtet. Dann erhebt sich der Stadtschein mit seinen Pallästen und dem alterthümlichen Dom, der in seiner Bauart und dem freistehenden Bogen sehr an den Dom von Köln erinnert, uns gegenüber, die Kleinseite steigt an dem Hügel empor, und zu beiden Zeiten des klaren breiten Stromes dehnen sich die Häuser der Alt- und Neustadt, das Zist Emaus, die Maltheſerkirche und viel andere merkwürdige Gebäude aus. Hier soll Libuſſa gehauſet haben, jetzt steht eine Kirche auf dem Hügel, aber am Fuße desselben weist man noch ein kleines zerstörtes Gemach, welches das Badezimmer der königlichen Zauberin genannt wird.

Schöne Ansichten bieten sich auch von den Hügeln der Umgegend dar, zwischen denen einige Landhäuser liegen, welche den Bewohnern der Stadt zum Dom-

meraufenthalt dienen, die aber — wenigstens damals — nur in geringem Maße besucht wurden, denn die Prager schienen im Ganzen freie Lust und Spaziergehen nicht zu ihren Bedürfnissen zu zählen, wie es denn damals wenig Spazierorte, und an denselben wenig Menschen gab. Eines dieser Landhäuser, die Vertronka genannt, das ziemlich anmuthig zwischen grünen Hügeln lag, wurde in jenem Sommer von der Familie des Professors Bischof, seiner jungen, sehr hübschen und sehr gebildeten Frau mit ihren beiden Töchtern — damals Kindern von 6—8 Jahren — bewohnt. Ein Spaziergang auf einem die Vertronka umgebenden Hügel führte zu einem Punkte, auf dem sich fast dieselbe Aussicht auf das nahegelegene Prag mit seinen drei Städten, dem Hradschin und dem Moldaustrom darbot, wie vom Hradschin herab, und noch mehr überraschte, weil man diese Fernsicht hier nicht erwartete. An einem schönen Abend, den ich dort zubrachte, machte ich die Bekanntschaft zweier merkwürdiger Frauen, der Frau Caroline von Weltmann, deren Ruf als Schriftstellerin mir schon früher bekannt war, und der Frau des Professors Milan, die ihrem Manne nach Brasilien gefolgt war, ihn auf seinen Wanderungen begleitet, und in allen seinen naturhistorischen Arbeiten und Studien unterstützt hatte. Es war etwas Ungewöhnliches und doch Einfaches in dem Betragen dieser Frau, die, obwohl über die Jahre der Jugend hinaus, noch Spuren ehemaliger Reize zeigte, und in den feinen aber tiefen

Zügen, in den großen dunkeln Augen an südländische Gestalten erinnerte. Wir sprachen, wie natürlich, von ihrer Reise nach Rio Janeiro und ihren naturhistorischen Streifereien in's Binnenland in Begleitung ihres Gemahles. Ich äußerte zuletzt: eine solche Reise gemacht zu haben sei allerdings wünschenswerth, aber sie zu machen, doch mit vielen Beschwerlichkeiten verbunden. Gewiß, antwortete die interessante Frau, aber es war weder meine erste, noch meine beschwerlichste Reise. Ich sah sie erstaunt an, mein Blick mochte sie gefragt haben. Ich war mit meinem ersten Manne (einem russischen Offizier), erwiderte sie, auf dem Ural. Ich gestehe, diese Antwort überraschte mich, aber sie vermehrte meine Achtung für diese Frau, welche Liebe und treue Pflicht zu solchen Opfern vermocht hatten, und stellte sie weit über alle die genialischen Frauen, die es mit ihren Männern nicht aushalten können, fast jede geschieden leben, oder vollends dem Manne, dem sie am Altare Treue geschworen haben, mit einem Andern entlaufen. Überhaupt haben wir, mit wenigen Ausnahmen, diese norddeutschen weiblichen Naturen stets mißfallen, wie es einst Mode war sie zu nennen, um schon im Voraus alle Anforderungen der Pflichten, die mit den Namen von Gattin, Mutter, Hausfrau verbunden sind, zu beseitigen.

Da meine Tochter sich ziemlich von ihrem Unwohlsein erholt hatte, dachte ich nunmehr daran, einen längst entworfenen Plan auszuführen, über Töplitz und

Karlshad, das mir ganz neu war, nach Dresden zu gehen, wo mir sehr werthe Freunde, Herr General-Konsul von Krause mit seiner Familie lebten, mit welchen uns schon in Wien eine recht herzliche Freundschaft verbunden hatte, und die mich wiederholt aufgefodert, sie in Dresden oder auf ihrem schönen Landsitz Weistroppe zu besuchen. Sehr freute ich mich auf diese kleine Reise, auf Dresden, seine Kunstschätze, seine Elbgegenden, und auf meine Freunde. Ich schrieb deswegen an diese, bekam sehr freundliche Antwort, es wurden Zimmer für mich bereitet, der Wagen bestellt, und Alles eingerichtet, um in wenigen Tagen abzureisen. Vorher noch wollte ich, einer Einladung der Gräfin Mar Althaus, gebornen Gräfin Thürheim, zufolge, auf ihr nahe bei Prag gelegenes Gut Zwettschitz einen kleinen Abstecher machen, und ich sah mich dort von Herr und Frau vom Hause mit so viel Güte und Freundlichkeit behandelt, daß ich diese dritthalb Tage wohl mit zu den angenehmsten der ganzen böhmischen Reise zählen darf. Gräfin Althaus zeichnete sich in ihren früheren Jahren, wie sie noch in Linz lebte und ich sie öfters bei unserer gemeinschaftlichen Freundin, Frau von Zornguthall und bei uns sah, eben sowohl durch höhere Weisheitsbildung als Schönheit aus. Einer unserer Bekannten wandte das Wort Schiller's: die Anmuth strahlende aus der Erwartung, auf sie an, und mit Recht. Damals in Zwettschitz, wo zwei ihrer Töchter erwachsene junge Leute waren, war wohl die

Schönheit nicht mehr bedeutend, aber die Armuth und der gebildete Geist waren geblieben.

Am dritten Tag Abends kehrte ich recht vergnügt nach Praag zurück, und dachte nun schon an meine Reise nach Dresden. Aber was sind unsere Vorsätze und Hoffnungen? Bei Pelzeln angekommen, eilte mir der gute Schwiegersehn auf der Treppe entgegen — und meine Tochter nicht. — Schon das befreumdete mich — bald aber sollte ich Trüberes hören. Sie lag zu Bette und war bedeutend krank. — Das lange verhaltene Übel, eine Folge jener Unvorsichtigkeit der Hebamme, deren ich schon früher erwähnt, und das, wie sich später klar auswies, nichts als eine Versehung der Milch war, welche nach der Hebamme Meinung nicht vorhanden gewesen seyn sollte, brach nun als ernsthafte Krankheit aus. Von einem Fortreisen nach Dresden konnte keine Rede mehr seyn, ich schrieb sogleich an Krause und war froh, wenigstens nicht bereits abgereiset zu seyn. Ein schlimmer Umstand war es wohl, daß der Arzt und Freund meiner Kinder, Doktor Wischhof, gerade zu dieser Zeit nach Breslau zu seiner Schwägerin Westenhelz war gerufen worden, die dort schwer krank lag. Indessen konnten wir mit Wischhof's Stellvertreter und Freund, dem Doktor Weyer, sehr wohl zufrieden seyn, der die Kranke vortrefflich behandelte.

Die Krankheit war schmerzhaft und lang dauernd. — Welche bangen Tage, welche noch bängeren Nächte brachte sie uns! Wie spähere ich nach jedem Zen, nach

jeder Äußerung der Kranken oder des Arztes! Wer ein einziges geliebtes Kind in Gefahr sieht, wird mich ohne weitere Auseinandersetzung verstehen.

Es war früher schon verabredet gewesen, daß Pichler in der Hälfte des Julius, wo ich von Dresden zurückgekehrt zu seyn dachte, nach Prag kommen, sich eine Weile dort aufhalten, und dann mit mir zurückkehren wollte. Dem Vater — der sein Kind zärtlich liebte und den in der Entfernung der Gedanken, sie bedeutend krank zu wissen, aufs Schrecklichste geängstigt haben würde, mußte — so waren Pelzel, Lotte und ich übereingekommen — die Gefahr verborgen, und der Tochter Krankheit als etwas leicht Vorübergehendes geschildert werden. Aber der Vater war gewohnt, von ihr und mir oft und ausführliche Briefe zu erhalten. Ich konnte wohl schreiben und unsere Lage so gut sichs thun ließ, bemänteln, aber er mußte doch die Handschrift seiner Tochter wenigstens in einigen Zeilen sehen, um glauben zu können, daß sie nicht bedeutend krank sei. Das kostete nun der Tochter bei ihrem leidenvollen Zustande eine unsäglich Anstrengung, um mit zitternder Hand einige beruhigende Zeilen zu schreiben. Aber die kindliche Liebe half ihr die Leiden überwinden; die Briefe sahen somit ziemlich unverdächtig aus, und der Zweck dieser Aufopferung, die Beruhigung und Zufriedenheit des geliebten Vaters, war erreicht.

Indessen hatte die Krankheit ein Depot auf den Fuß gemacht, und ein Vesicator, um die Kniekehle gelegt, zog — freilich unter unsäglichen Schmerzen — eine Menge Feuchtigkeit heraus, worauf sich alle Umstände besserten, die Krankheit gehoben war, und nur Schwäche und Zusammenziehung im Fuße übrig blieb. Die Jugendkraft wirkte mächtig mit, und Doktor Beyer wünschte und hoffte mit uns Allen sehr, die Tochter wenigstens in so weit herzustellen, daß sie dem ankommenden Vater ziemlich gerade entgegen gehen könnte. Das gelang denn auch, obwohl nicht so ganz, wie wir gewünscht, aber sie war hergestellt, sie sah wieder wohl aus, und der Vater erfuhr nie, wie übel sie gewesen, und wie wir ihn getäuscht; denn wir wollten uns für einen möglichen künftigen Fall nicht um den Kredit bringen.

Doktor Beyer hatte sich ganz zuletzt einiger homöopathischen Pülverchen bedient, denn damals war diese Heilart, obwohl in Prag sehr beliebt (so daß im schwarzen Rosi eine eigene homöopathische Küche bestellt war, wo die diese Kurart Gebrauchenden zweckmäßige Speisen erhielten), dennoch im Ganzen noch verpönt, und mit ungünstigen Augen, zumal von den Behörden, angesehen. Beyer fand es also für nöthig, seine Pülverchen geheim zu halten. — Sie wirkten zweckmäßig, obwohl nicht so bewundernswürdig, als er sich vielleicht versprochen hatte, und das Alles ver-

größernde Gerücht und der Parteigeist so manche Auren dieser Art verkündet hat.

Pichter war hoch erfreut, seine Tochter hergestellt und einen gesunden Enkel zu finden. Auch ihn interessirte Prag mit seinen Eigenthümlichkeiten. Die ersten Tage führte ich ihn überall herum, und als er erst Weg und Stege so ziemlich kannte, unterhielt es ihn sehr, auf Entdeckungstreifen, wie er es nannte, auszugehen, und sich willkürlich in irgend einem Theil dieser großen Stadt, oder vielmehr dieser vier Städte: Alt- und Neustadt, Kleinseite und Judenstadt, umzusehen. Ganz überrascht und verwundert kam er aber eines Tages nach Hause, an dem seine Wanderungen ihn in die Judenstadt geführt, und er diese alten halbverfallenen Häuser, diese winkeligen Straßen, und den Trödelmarkt, von allen erdenklichen Gattungen von Lumpen, zerbrochenem Geräthe, alten Kleidungsstücken u. s. w. auf den mit allerlei Schmutz bedeckten Gassen aufgestellt sah. Lachend löseten wir zu Hause ihm das Räthsel, als er uns den Weg beschrieb, den er genommen, und er erfuhr nun, daß der Ort, der ihm so abscheulich und unheimlich vorgekommen, die Judenstadt war.

Viel reputirlicher, aber nicht weniger eigenthümlich und komisch ist in Prag der gewöhnliche Trödelmarkt der Juden, welcher in der Altstadt bei der St. Galli Kirche unter einer der Lauben oder Bogengänge gehalten wird, wie sie an vielen Häusern besonders

an älteren hinschauen, den Fußgängern zu großer Bequemlichkeit, aber eben nicht zum Vortheil der dadurch stets finstern Buden und Läden, deren Fenster und Thüren sich unter diesen Arkaden befinden. Auf diesem nur uneigentlich so genannten Trödelmarkt werden aber meist neue Sachen, Leinwand, Stoffe u. s. w., auch Bücher, jedoch von diesen nur alte, verkauft. Wie man diese Hallen betritt, vernimmt man auf allen Seiten ein vielstimmiges Geschrei, indem jeder Handelsmann seine Waaren anpreiset, und den Käufern ein ganzes Verzeichniß hersagt, von Allem was bei ihm, und nirgends so gut, so fein, so ausserlesen als bei ihm zu finden ist, auch wohl die Waaren vorzeigt, und nicht selten den Käufer gewaltsam beim Arm faßt, um ihn in seine Bude hineinzuzerren. Mit Mühe kann man sich dieser Zudringlichkeiten erwehren; wenn man aber auch nichts zu kaufen gesonnen ist, was auch meist räthlich seyn möchte, da Uebervortheilung bei dieser Menschenklasse sehr gewöhnlich ist, so gibt man sich doch eine Weile dem Spasse hin, und unterhält sich an dem komischen Geschrei und an dem noch komischeren Eifer, womit ein Verkäufer dem andern seine Kunden abzuspiessen bemüht ist. Ob das Alles sich noch so verhält, wie es vor 17 Jahren war, weiß ich freilich nicht.

Diese Zudringlichkeit, dieses ungestüme Wesen habe ich an dieser Nation auch bei einer andern Gelegenheit halb mit Lachen, halb mit Unwillen bemerkt.

Es war bei der Besichtigung des alten Judenfriedhofes und der uralten Synagoge. So wie wir uns anschickten, in diese hinein zu gehen, umringte uns ein ganzer Schwarm von Männern und hauptsächlich von Weibern, welche uns anbettelten, aber nicht mit mündlichen Bitten zufrieden, uns bald hier bald dort zupften, bei den Kleidern, bei den Händen faßten, und sich durchaus nicht abwehren ließen. Gräfin Vouquoy, die ihre Kinder mit sich hatte, sah nicht ohne Besorgniß, wie diese meist schmutzigen Weiber die Kleinen umdrängten, sie berühren, sie lieblosen wollten, und der Bediente und Jäger mußten die Kinder in ihren Schutz nehmen und wegführen. Mir erschienen in diesem Betragen des unberufenen Schwarms, der uns umdrängte, zwei auffallende Eigenheiten in dem Charakter dieser oft verkannten, oft mißhandelten, aber auch oft mit Recht getadelten Nation: die Hier nach Geld — und die Lust, sich zuzudrängen, sich überall einzumischen und neugierig auszuforschen. Tene Gewinnsucht, die bei dem rohen Theil des Volkes sich als schmutzige Begierde nach Geld durch Bettel oder Verkauf zeigt, treibt die gebildete Klasse desselben zum Handel und Verkehr im Großen, und macht sie — wie sie einst, wenigstens in Oesterreich, Kammerknechte der Herzöge hießen, jetzt zu Kammerknechten aller europäischen Potentaten, und gibt ihnen in diesen Verhältnissen Mittel und Macht in die Hand, um in den politischen Angelegenheiten ein so gewichtiges Wort mit-

zusprechen, wie es Knechten doch nimmer geziemt. Nicht minder unangenehm ist jener an so manchen Individuen dieses Volkes bemerkbare Eifer, sich in die Angelegenheiten des Nächsten zu mischen, sich um dessen Geschäfte, Neigungen, Verhältnisse u. s. w. aufs Genaueste zu erkundigen, und gelegentlich mit Rath und That einzugreifen. Ich erinnere mich vor vielen Jahren von Clemens Brentano eine ähnliche Bemerkung gehört zu haben, die er noch dazu mit diesen Worten ausdrückte: Sie greifen Einem mit dem Finger bis mitten ins Herz.

Dass es viele und sehr ehrenvolle Ausnahmen von dieser allgemein ausgesprochenen Bemerkung gibt, dass ich selbst viele höchst schätzbare Personen aus dieser Nation habe kennen und in vieljährigem freundschaftlichem Umgange aufs innigste würdigen gelernt, davon enthalten selbst diese Blätter manche Beweise. Im Ganzen aber wird man mir nicht Unrecht geben, wenn ich jene Eigenschaften als Merkmale des jüdischen Charakters im Allgemeinen bezeichne, von denen freilich höhere Geistesbildung, Umgang mit feinen Menschen, eignes Nachdenken und die Erkenntniß des Bessern die Einzelnen oft und sicher befreit.

Es ist die Frage über die Juden-Emancipation in unserer Zeit vielfach zur Sprache gekommen. Immer scheint es mir mißlich, diesen Punkt zu erörtern: der großen Vorliebe unserer Zeit jede Schranke aufzuheben, jede Fessel zu lösen, zu sehr nachzugeben, und

einer zahllosen Menschenklasse, die sich bisher unter einem harten Drucke befand, und unter diesem manches Schädliche verübte, plötzlich alle Rechte und Freiheiten ihrer übrigen Mitbürger einzuräumen. Noch ist es ja durch allen Scharfsinn der Gelehrten nicht entschieden, ob die schlimmen Eigenschaften, welche uns an dieser Nation missfallen, ein ihnen angebornes, oder durch den harten Druck, der viele Jahrhunderte lang auf ihnen lastete, erzeugtes Übel sei; und dieser Streit gleicht dem, ob das Ei oder die Henne früher existirte. Sicher ist es, daß manche unangenehme Züge, die die Juden an sich tragen, schon von den römischen Schriftstellern gerügt wurden; sicher ist es, daß sich in dem Evangelium Spuren davon nachweisen lassen; sicher ist es, daß ihre Religionsvorschriften so wie sie ihnen Moses gab, um sie von der Gemeinschaft mit den sie umwohnenden Heiden abzusondern und den Dienst eines einzigen Gottes bei ihnen zu erhalten, ihnen Feindseligkeit gegen andersdenkende Völker, und wenn es Noth that, auch deren Ausrottung zur Pflicht machte. Wie Manches davon mag sich in ihnen durch Tradition erhalten haben. Wie Vieles ist noch durch den Druck und die Grausamkeiten, die man sich gegen diese Unglücklichen erlaubt hat, dazu gekommen, und hat die Annäherung derselben zu den Christen, wenn sie sich hier und dort im Laufe der Zeit und durch deren ausgleichende Macht erzeugt entwickeln wollte, wieder gewaltsam zerstört. Immer noch kommen sie den sie umgebenden Völkern, Christen oder

Mohamedanern, nicht freundlich, nicht brüderlich entgegen, immer noch sind diese beiden Religionsparteien geneigt, alles Uble von den Juden zu glauben und zu fürchten, und sich daher gegen diese Wehrlosen, wie die neuesten Vorfälle in Damaskus beweisen, alle Härten zu erlauben. Wenn sie in Europa und unter den durch Europäer civilisirten Ländern der andern Welttheile größere Milde und eine billige Anerkennung genießen, so ist dieß nur eine Wirkung der allgemeinen Gerechtigkeit, und durchaus kein durch Anordnungen oder Gesetze ausgesprochener Schutz. Es ist eine Art von Waffenstillstand, der im nächsten Augenblick durch irgend eine Aufregung, eine böswillige Laune, einen Mißverständnis gebrochen werden, und in einen offenen oder versteckten Krieg ausarten kann, wie uns vor nicht sehr langen Jahren die Hepp! Hepp! Geschichten in Frankfurt und wenn ich nicht irre auch in Berlin bewiesen haben. Selbst die civilisirten und oft sehr hochgebildeten Juden stehen noch immer in einem ähnlichen Verhältniß, wenn auch ein Verdacht wie der zu Damaskus nicht auf sie fallen kann; aber dennoch wird sich ein gewisses Mißtrauen, eine gewisse Abneigung, so lange sie uns so gegenüber stehen wie jetzt, nie ganz aus unsern Seelen verlieren; so wie auch der Jude seinen geheimen Unwillen gegen den bevorzugten Christen nie ablegen wird.

Es wäre also meiner Meinung oder vielmehr meinem Gefühle nach allerdings wünschenswerth, daß die

christlichen Regierungen in und auch außer Europa sich ernstlich und gutmütig mit der Verbesserung des Loses der Juden beschäftigten, daß sie daran dächten, einen gesetzlichen Zustand für sie festzustellen, der ihnen die nöthigen Rechte sicherte, zugleich aber auch dies mit jener Bedächtlichkeit und Umsicht thäten, daß die Rechte der übrigen Einwohner durch die Emancipation einer Nation, in deren Religion es Veranschlagt ist, die Andersglaubenden zu vertilgen oder wenigstens zu hassen und zu übervorthheilen, nicht zu sehr gekränkt würden. Bis diese Gesetze aber einmal in Europa gegeben und allgemein anerkannt werden, wollen wir hoffen, daß eben durch die Alles ausgleichende Zeit und die durch sie bewirkte Gesittung dieser Periode durch Milderung der Gesinnungen auf beiden Seiten, durch Verschmelzung und Annäherung, so weit es ohne Wechselheirathen möglich ist, vorgearbeitet werde, damit jene Emancipation, wenn sie einmal ausgesprochen seyn wird, den Juden ohne seinen völkerrechtswidrigen Haß, den Christen ohne Intoleranz und Vorurtheil finden möge!

Meine Reise nach Dresden hatte, wie schon gesagt worden, unterbleiben müssen, und unterdeß war auch die Zeit gekommen, daß ich an Pichler's Seite wieder nach Wien zurückkehren sollte. Wir schickten uns also an, die theuren Kinder, die geschätzten Freunde, und

die alte Hauptstadt Böhmens zu verlassen; doch war Pichler bedacht, mir die Rückreise angenehmer zu machen, indem wir einen andern Weg einschlugen als den wir beide hergekommen, und so nach Schwarzenau zu unserer guten Freundin Pereira kamen, die uns eingeladen hatte, ein paar Tage bei ihr zuzubringen. Wir fuhren also nach einem schmerzlichen Abschied durch das Wälderadher Thier auf der alten Prager Straße zurück, kamen nach dem in der Hussitengeschichte so berühmten Städtchen Tabor, und sodann über Zudemirjitz, Sebieslav, durch ziemlich angenehme walddreiche Gegenden nach Wittingau, wo wir übernachteten. — Hier ist der Boden sandig, die Vegetation nicht reich, aber das Städtchen ziemlich hübsch. Am andern Tag setzten wir unsern Weg nach Schwarzenau fort, kamen bei Schwarzbach über die böhmische Grenze, und durch hügeliges, ziemlich starkbewaldetes Land nach Schrems. Hier sieht der Boden sehr unfruchtbar aus. Große schwarze runde Steine liegen überall, oder schauen vielmehr zwischen ziemlich dünnen mageren Kornhalmen aus dem Boden hervor, und geben ein unangenehmes Bild der Unfruchtbarkeit. Hinter Schrems, gegen Schwarzenau zu, erscheint der Boden ergiebiger, die schwarzen Steine verlieren sich und endlich steigt, wie man von einer kleinen Anhöhe herabfährt, das stattliche Schloß mit seinen Thürmen empor. Auch dies, so wie manches andere in Oesterreich, das ich gesehen, mag einmal fest gewesen

und vertheidigt worden seyn; auch hier ist wie bei vielen andern Schlössern der breite Wassergraben, der es einst umgeben und beschützt hatte, ausgetrocknet, und ein recht artiger Garten an dessen Stelle angelegt worden.

Wir wurden mit großer Freundlichkeit empfangen, trafen die Tante der Baronin, Frau v. Ephraim mit ihrer Tochter, den Hamburg'schen Ministerresidenten Herrn v. Graffen, und noch einige Gäste, und brachten einige recht angenehme Tage dort zu. Eine höchst ergreifende Mordgeschichte beschäftigte in dieser Zeit die Umgegend. In Langenlois, einem bedeutenden Marktflecken unweit Schwarzenau, hatten sich, wie ein paar Jahre früher in Stockerau, Parteien unter den Bürgern gebildet. Es war als rege sich der städtische Geist des Mittelalters in diesen Gemeinden, und treibe sie zu eigenmächtigem Verfahren, ja zur Selbsthülfe, wenn ihnen keine Unterstützung von den Behörden wurde. Der Syndikus in Langenlois war seit mehrerer Zeit, so wie damals in Stockerau der Magistrat, ein Gegenstand des Hasses für Viele, die eine eigene Partei in diesem Duodez-Staate bildeten. — Hin und her wurde gestritten, verklagt, verschwärzt, gestraft u. s. w. Eines Tages, als der Syndikus in seinem Keller, der, wie das bei uns auf dem Lande häufig ist, außerhalb des Fleckens lag, gegangen war, dort nachgesehen, seinen Diener, der ihn begleitet, vielleicht mit dem Wein, den er abgezogen, heran nach Hause geschickt,

und sich auf eine Bank unter den Bäumen, welche den Keller beschatteten, gesetzt hatte, — fiel hinter einem Zaun ein Schuß, von dem der Syndikus in den Rücken getroffen und getödtet wurde. So fand man ihn — und keine Spur war zu finden, die auf den Thäter hätte leiten können. Scharfe Untersuchungen wurden angestellt, Mehrere verhaftet, auf denen der Verdacht feindseliger Gesinnungen gegen den Ermordeten am meisten ruhte. Die Untersuchungwährte lange — Einer der Verhafteten hatte sich, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, während derselben das Leben genommen. — Bekannt aber wurde, so viel mir bewußt ist, der wahre Stand der Dinge und der Grad der Schuld der Verheiligten nicht.

Doch ich kehre nach Schwarzenau zurück. Die Gegend ist meines Erachtens nach nicht schön. Hügeliges Land, meist mit dunkeln Kieferwäldern und Gebüsch bedeckt, ohne bestimmte oder bedeutende Formen, ein Ansehen von Trockenheit und Unfruchtbarkeit, ein rauhes Klima, so daß die Zwetschken nur selten, ja manchmal sogar die Haselernten nicht reif werden — gibt dem Ganzen einen düstern Charakter. Ganz in diesem Charakter fand ich auch den Anblick der Ruinen von Krumau, einem alten Schlosse, auf einem von den dunkeln, ich möchte sagen stygischen Fluthen des Kamp umflossenen Felsen. Hier soll die unglückliche Königin Margarethe, die Schwester Friedrich des Streibaren, gelebt haben, nachdem sie früh schon Witwe des römi-

ſchen Königs Heinrich von Hohenſtauffen geweſen, mit dem ſie ſeine Gefangenſchaft in S. Felice getheilt, dann gezwungen den viel jüngern Böhmenkönig Ottokar zu heirathen, und von ihm verſtoßen, ſich wieder auf dies Schloß zurückgezogen hatte. Zum mindeſten ſtimmt die Wahl dieſer melancholiſchen Gegend recht gut zu der Stimmung, in welcher ſich dieſe unglückliche Frau befunden haben mag. Nebſt dieſer Ruine ſind noch andere verfallene Schlöſſer in der Nachbarschaft, und ſelbſt das bewohnbare und bewohnte, ſehr ſchön eingerichtete Alentſteig trägt einen alterthümlichen Charakter.

Nach Wien zurückgelangt, war auch für uns bald der Zeitpunkt des Badeaufenthalts gekommen. Wir bezogen eine ſchon bekannte Wohnung in Guttentbrunn, denn es lag uns daran, ſo ländlich zu wohnen, als ſich nur immer mit dem Gebrauche der Bäder vertrug, die für Pächter der Hauptzweck dieſer Reiſen waren. Ich genoß nur die friſche geſunde Luft, und befand mich damals ſtets wohl dabei. Im September beſuchte uns unſere Tochter zu unſerer Freude und Beruhigung auf einige Tage, und bewies durch ihre Reiſe auf dem Eilwagen und ihr blühendes Ausſehen, daß ſie wieder ganz hergeſtellt ſei, wofür wir Gott nicht genug danken konnten. Sie blieb nur wenige Tage und beeilte ſich, zu ihrem Mann und Kind zurückzukehren. Aber ſo kurz auch dieſer Beſuch war, gewährte er uns Freude und Troſt.

Im folgenden Winter faßte ich die Idee, einen historischen Roman zu schreiben, dessen Stoff aus der böhmischen Geschichte und dessen Schauplatz Prag, das ich nun ziemlich kannte, seyn sollte. Es war nicht leicht, einen solchen zu finden, obwohl die böhmische Geschichte sehr reich an bedeutenden Zügen und eigenthümlicher Nationalentwicklung ist. Aber diese Züge und diese Charakterentwicklung sind häufig, ja meistens sehr widerhaartiger Art — oft in Opposition mit den Regenten Böhmens, von welcher Dynastie sie seyn mochten, und fast immer in feindseliger Richtung gegen die deutsche Nation. Es mußte also ein Zeitpunkt ausgefunden werden, der an sich prägnant, für die Nation rühmlich, und nicht in gerader Opposition mit dem deutschen oder österreichischen Interesse war, und da zeigte sich kein anderer, als der, den wir Baron Hormayr, den ich bei meinen historischen Arbeiten stets um Rath fragte, schon früher bei ähnlichem Zweifel gegeben, nämlich das Ende des dreißigjährigen Krieges, als die Schweden sich durch nächtlichen Ueberfall des Hradschins und der Kleinseite in Prag bemächtigt hatten, und diese Plätze auch bis zum Friedensschluß 1648 inne behielten. Hier war nun die Bevölkerung von Prag ganz im Einverständniß mit den Ansichten des kaiserlichen Hofes. Die Schweden hatten längst aufgehört, selbst bei den Protestanten, noch mehr aber bei der katholischen Partei in Deutschland als Retter und Befreier zu gelten, und Alle waren froh, daß sie sich wieder

über die Ostsee zurückziehen sollten. In diesem Sinn konnte ich also meinen Plan vorläufig zu den Schweden in Prag entwerfen. Die nähern Bestimmungen, die Lokalitätsverhältnisse hatte ich mir wohl eingeprägt, und die Herren Literatoren von Prag, besonders Professor Gerle, dann die Herren v. Rittersberg, Ebert, damals ein junger Mann, der kaum 25 Jahre zählte, waren mir mit großer Freundlichkeit behülflich, Notizen zu sammeln, die auf jene Zeit Bezug hatten. Hr. v. Rittersberg war so gütig, mir eine lateinische Übersetzung eines böhmischen Manuskripts oder einer gedruckten Nachricht über die Vertheidigung der Alt- und Neustadt durch die Studenten unter ihrem tapfern geistreichen Anführer P. Plachy zu verschaffen, die einen dieser Studenten selbst zum Verfasser hatte, und die mir bei der Schilderung des Kampfes am Neuthor sehr zu statten kam.

Im Laufe des Winters 1825 — 26 kamen nach und nach mehrere werthe Bekannte, die wir in Prag kennen gelernt und sehr ungern verlassen hatten, durch Übersiedlung hieher nach Wien. Der erste war der würdige Professor und k. k. Rath Doktor v. Bischof, mit seiner eben so schätzbaren als liebenswürdigen Frau. Nicht lange darnach rief eine kaiserliche Entschliessung den Oberstburggrafen, Grafen von Kollowrat, als Staatsminister hieher, und wieder bald

nach dieser Versetzung wurde dessen Frau Schwägerin, die Fürstin Kinsky, zur Obersthofmeisterin der Erzherzogin Zephie ernannt. So waren denn alle diese von mir verehrten Personen jetzt in Wien einheimisch. Aber diese Nähe erwies sich nicht so befriedigend für uns, als man es auf den ersten Anblick hätte denken sollen. In Prag, in der Provinz, hatten die bürgerlichen Bekannten freieren Zutritt zu ihren hochgestellten Wännern, und obwohl ich nicht die geringste Ursache hatte noch habe, mich in den fünfzehn Jahren, seit jene Familien in Wien leben, über irgend eine Hintansetzung oder Kälte, oder Hochmuth in ihrem Benehmen gegen mich zu beklagen, obgleich ich versichert bin, bei den seltenen Besuchen, die ich in jenen Häusern mache, stets als eine werthe Bekannte mit Achtung und mit Freundschaft aufgenommen zu werden: so brachte es doch die Stellung dieser Personen und ihr Verhältniß zum Kaiserhofe mit sich, daß der ungezwungenere Umgang, wie er in Prag stattgefunden, hier nicht fortgesetzt werden konnte. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, in dieser so wie in Rücksicht meiner Stellung in der literarischen Welt gegen Schriftsteller und Recensenten zu erwähnen, wie wenig ich mich über meine Aufnahme von Seiten hochgestellter Personen wie von Seite meiner Kunstgenossen zu beklagen Ursache hatte und noch habe. Im Hause des Fürsten von Lobkowitz, im Hause des verehrten Grafen Franz von Szecheny, so wie im Hause meiner langjährigen innig geachteten Freundin

Gräfin von Jay wurde ich nicht blos von den Mitgliedern dieser Familien, sondern auch von den fremden Besuchern, die oft zum höchsten Adel gehörten, nicht allein mit Achtung, sondern mit Auszeichnung behandelt. Bei Fürst Lobkowitz, wo ein sehr angenehmer Ton herrschte, und man stets versichert war, geistreiche Gesellschaft zu finden, wie ich denn öfters den Marquis de Chasteler, den Baron v. Steigentesch und Andere dort getroffen, befand ich mich mehr als einmal bei Soiréen, wo entweder Musik gemacht, oder Opern gegeben wurden, im Salon der Fürstin mitten unter den Damen vom höchsten Range, und in der Nähe der kaiserlichen Prinzen, die diese Gesellschaften mit ihrer Gegenwart beehrten. Nie, ich kann es mit Wahrheit bezeugen, erfuhr ich die geringste Zurücksetzung oder wohl gar eine Demüthigung, wie man sich von andern Frauen des Mittelstandes erzählte. Das allein beobachtete ich stets genau, mich nie vorzudrängen, stets zu warten bis ich aufgesucht oder aufgefördert wurde, einen Platz einzunehmen, den ich aber auch dann unbestritten und ungekränkt behauptete.

Eben so bin ich mit keines Unfriedens mit andern Schriftstellern, und einige Ausfälle in obskuren und schon vergessenen Journalen von unbedeutenden Recensenten ausgenommen, auch mit keinem Kritiker bewußt. Stets bin ich mit Höflichkeit, oft mit Achtung, manchmal mit Lobpreisungen, die mir selbst zu hoch schienen, behandelt worden, und mit Vielen von unsern

österreichischen Autoren bin ich persönlich wohl bekannt, mit Einigen in freundschaftlichem Verhältnisse — mit Keinem in Fehde. Aber ich habe auch nie in meinem Leben eine Recension geschrieben oder drucken lassen, ich habe meine Urtheile über fremde Werke so schonend und mit so viel Nachsicht wie möglich ausgesprochen, nie Zwischenträgereien Gehör gegeben, nie auf eine schmahende Recension geantwortet, und wenn in früherer Zeit einige meiner literarischen und persönlichen Freunde den Fehdehandschuh für mich aufnehmen und dem schmahenden Recensenten antworten wollten, suchte ich dieß auf alle Art zu hindern, und habe mich bei dieser Verfahrensart seit mehr als 40 Jahren stets wohl befunden, und viele Beweise aufrichtiger Achtung, Theilnahme und Dankbarkeit von Personen jeden Ranges erhalten, welche mir die Versicherung gaben, in meinen Schriften Trost und Beruhigung gesucht und gefunden zu haben.

Der Winter von 1825—26 verging ziemlich gleichförmig und ziemlich angenehm, wenn ich bei der Trennung von meinem einzigen Kinde dieses Wort von meiner Lage eigentlich brauchen kann. Viel trug die Nachbarschaft der trefflichen Schlegel zu meiner Aufheiterung bei. Es war nun eine Nichte ihres Mannes, Baronin Buttler, Tochter von Schlegel's Schwester, aus Dresden hieher gekommen und wohnte bei ihren Ver-

wandten. Diese, eine junge, geistvolle, unterrichtete Frau und sinnreiche Malerin, vermehrte auf sehr angenehme Art den gewählten Kreis ihrer Tante, und war besonders glücklich im Erfinden und Ausführen ansprechender kleiner Familienfeste, womit wir ihrer Tante oder ihres Oheims Festtage feierten.

So kam der Frühling heran und mit ihm die beglückende Hoffnung, daß Pelzeln, zwar ohne Avancement — aber schon die Transferirung war Gewinn — nach Wien werde übersezt werden. Die Sache blieb eine Weile unentschieden, wir schwankten zwischen Furcht und Erwartung. — Endlich trat eines Morgens zu ungewöhnlich früher Stunde Pelzeln's Mutter, die verwitwete Hofrätthin ein, und kündigte uns die Freudenbotschaft an, daß unsere Kinder wieder nach Wien übersiedeln werden. Nun waren wir Alle beglückt und selig, und ich machte mir's zur Pflicht, mich bald darauf von einer alten Jugendbekannten, der Baronin Ott, die ich öfters an einem dritten Ort traf, und auch, wiewohl selten, besuchte, bei ihrem Schwager, dem Appellations-Präsidenten von Gärtner vorstellen zu lassen, bei welchem sie seit ihrem Witwenstande wohnte, um ihm für diese große Gunst zu danken. Man sagte nämlich, er sei es eigentlich gewesen, der diese Übersetzung dadurch bewirkte, daß er dem Kaiser vorgestellt habe, wie sehr er eines so geschickten und redlichen Arbeiters wie Pelzeln war, bedürfe. Der Kaiser bewilligte dies Gesuch, und in Folge dessen durf-

ten seine Mutter und wir hoffen, unsere Kinder wieder bei uns zu haben.

Aber vorher kam noch viel Ungünstiges. Pelzel, dem so wie seiner Mutter und auch Votten, die Luft und Lebensweise in Prag nicht gut anschlug, wurde bedeutend krank, und in Folge dessen suchte er, als er hergestellt war, Prag so bald als möglich zu verlassen. Die Anstalten zur Übersiedlung waren aber noch nicht vollendet, und so kam Pelzel zuerst allein nach Wien, um seinen neuen Posten anzutreten. Votte, die bereits wieder seit einigen Monaten guter Hoffnung, und dadurch mehr als die beiden erstenmale incommodirt war, blieb zurück, um jene Vorbereitungen zu treffen, und da eben das Packen und Räumen meiner Tochter in ihrer damaligen körperlichen Lage nicht zuträglich war, so ersuchte Pelzel, als er nach Wien kam, mich, zu ihr nach Prag zu reisen, ihr, wo es nöthig war, Beistand zu leisten, und sie nebst ihrem Knaben, der bereits 14 Monate zählte, wohlbehalten nach Wien zurückzuführen.

Ich reiste also im Julius abermals nach Böhmen, war mit dem Separat-Eilwagen wieder am dritten Vormittag bei meiner Tochter, und freute mich sehr, Votten und den Knaben, der früher krank gewesen war, in ziemlicher Gesundheit anzutreffen. Von meinen Prager Bekannten, bei denen ich im vergangenen Jahre so freundlich war aufgenommen worden, fand ich die meisten nicht mehr, indem Einige davon übersiedelt wa-

ren, Andere sich auf dem Lande befanden. Nur meine literarischen Bekannten fand ich zu Hause, und empfing abermals, besonders von Professor Gerle, viele Beweise gütiger Gesinnung. Auch im Hause meiner Jugendfreundin Baronin Hennet fand ich eine große Veränderung. Ihre Tochter, eine treue Freundin der meinigen, war Braut geworden, und zwar die eines ihr an Jahren weitüberlegenen Mannes, des Herrn Kreiskommissärs Müller, der schon erwachsene Kinder hatte; und gerade am Tage meiner Ankunft war Hochzeit. Josepha, so heißt B. Hennet, war mit ihrer Toilette beschäftigt, und drang sehr freundlich in mich, sie zu der Feierlichkeit zu begleiten. Ich hatte aber im strengsten Sinne kein hochzeitliches Kleid anzuziehen, denn mein Koffer sollte erst am nächsten Tage mit dem Brankardwagen kommen, und so mußte ich diesem Vergnügen entsagen, wie ich denn überhaupt die 14 Tage meines diesmaligen Aufenthalts still mit Porten und mit meiner Freundin Hennet zubachte. Endlich war Alles gepackt, die Frachtwägen gingen ab, und wir machten uns auf den Weg. Aber nach dem Ermessen des Arztes und nach Pelzeln's Vorschriften, der mir und seiner Frau die höchste Aufmerksamkeit und Schonung zur Pflicht machte, reisten wir mit einem Landkutscher, den wir schon vom vorigen Jahr als sehr verläßlich kannten, und waren demnach vier volle Tage unterwegs, während welcher das kleine Bübchen von 14 Monaten uns

Erheiterung und Spas machte. Es war wirklich zum Verwundern, wie viel dies ganz kleine und noch der Sprache nicht mächtige Wesen von äußerlichen Eindrücken und Erscheinungen aufzufassen und auf eine ziemlich verständliche Art mitzutheilen vermochte. So wie wir nach mehreren Jahren, als einmal die Rede auf einen Prager Spazierort kam, mit Erstaunen aus seiner Beschreibung erkannten, daß er, der damals 14 Monate zählte, als wir zuletzt mit ihm in jenem Garten gewesen, sich dessen noch wohl erinnerte.

In Stockerau kamen uns Pichler und Pelzeln zu unserer größten Freude entgegen, und so hatte uns denn Gottes Güte und Barmherzigkeit wieder vereinigt!

Die Tochter mit ihrem Kinde wohnte einstweilen bei uns, und zog auch mit uns nach Baden, um der reinen Landluft zu genießen, während ihr Mann, der sich in seiner Vaterstadt wieder erholt hatte, jede Woche ein paar Tage bei seiner Mutter in ihrer Landwohnung zu Mödling zubrachte, wo wir uns dann gegenseitig besuchten.

Die Familie des Präsidenten Baron Gärtner brachte diesen Herbst auch einige Wochen in Baden zu, weil die ältere Tochter, ein sehr schätzbares Frauenzimmer, eines Übels am Fuße wegen, diese Bäder brauchen mußte, und ihr Vater, der das Unglück hatte,

eben als er zu Besuch bei ihr war, in Baden umgeworfen und am Arm beschädigt zu werden, ebenfalls an diese Heilquelle war gewiesen worden. Wir besuchten uns gegenseitig, und von dieser Zeit an knüpften sich freundschaftliche Bande zwischen uns, besonders zwischen meiner Tochter und Louise, dem ältern Fräulein von Gärtner, und diese bestehen noch fortan.

Im Herbst bezogen meine Kinder eine ziemlich angenehme Wohnung „am Hof.“ Bei Lotten näherte sich allmählig ihre Niederkunft. Die Reise hatte ihr nicht geschadet, aber dennoch waren nicht alle Störungen beseitigt, und als sie im December eines Mädchens gebar, war dies ein sehr kleines schwächliches Kind.

Es erhielt in der Taufe den Namen Franziska von seiner Pathin, der väterlichen Großmutter, und durch die unermüdliche und treue Sorgfalt der Mutter, welche es selbst stillte und dadurch vielleicht einer Wiederholung der Krankheit entging, die sie bei August's Geburt erlitten, gedieh das überaus zarte Kind doch zum Verwundern.

Meine Schweden in Prag, zu denen ich in Prag und hier viele Vorstudien gemacht, waren erschienen, fanden eine günstige Aufnahme, und ganz unermüdet auch einen gewandten und gewissenhaften Übersetzer. Schon im Jahre 1824, als meine Tochter noch in meinem Hause lebte, war ich mit einem Legations-

sekretär der französischen Gesandtschaft, Herrn v. Gramajel, bekannt geworden, der uns zuweilen, aber selten besuchte. Als er im nächsten Frühling von hier nach Hannover versetzt wurde, erbat er sich die Erlaubniß, mir seinen Nachfolger im Dienste, den Grafen De la Grange aufzuführen zu können. Ich lernte also diesen jungen Franzosen, einen sehr gebildeten, schönen und doch sehr bescheidenen Mann kennen, und es fand sich, daß er ebenfalls bei Schlegel bekannt und geachtet war. So kam er nun von dieser Zeit an fleißig in unser Haus, in dem zwei ihm befreundete Familien lebten. De la Grange sprach ziemlich fertig deutsch, und dieser Umstand näherte ihn Pichlern, der soast an dem Fremden, dem Diplomaten, dem Kavalier kein großes Verhagen würde gefunden haben. So aber ward ihm möglich, sich mit demselben zu verständigen, und Graf De la Grange konnte bei näherer Bekanntschaft nur gewinnen. Er kam von da an sehr oft zu uns, er kannte die ganze neue Literatur seines und unseres Vaterlandes, war selbst Schriftsteller, und so gefällig, uns immer mit den neuesten Erscheinungen in beiden Literaturen zu versorgen, und vorzüglich meinem Manne die bedeutendsten im politischen Fache zu verschaffen, an welchen mit des Grafen Erlaubniß auch unser bewährter Freund Regierungsrath Wierthaler Antheil nahm.

Nicht lange darnach, obgleich nicht in diesem Jahre, ward mir auf ganz sonderbare Art die Bekanntschaft eines zweiten jungen und sehr ausgezeichneten Diplo-

maten, des Freiherrn von Maltiz, von der russischen Gesandtschaft. Ich stand schon längere Zeit mit unserm gefeierten Sänger der Undine, dem Freiherrn von Fouqué in brieflichem Verkehr, welcher sich, wenn ich nicht irre, bei Gelegenheit eines Geschäfts mit der Buchhandlung meiner Schwägerin durch meine nachgesuchte Vermittelung angesponnen hatte. Später hatte mir Baron Fouqué seine Gunlaugur's-Zage sehr ehrenvoll gewidmet, und so kam es, daß ich einige Jahre hindurch mit ihm und auch einmal mit seiner Gemahlin, der Dichterin, Briefe wechselte. Fast gleichzeitig erhielt ich auch einen sehr schmeichelhaften Brief des innig und längst von mir verehrten Matthissen — und beide, Fouqué und Matthissen, machten mich auf jenen Baron A. Maltiz aufmerksam, der damals in Wien lebte, den ich aber, wie das in einer großen Stadt leicht geschieht, nie gesehen, ja nie von ihm hatte sprechen hören. Ja Baron Fouqué schloß sogar in einen Brief an mich einen an diesen Baron Maltiz bei, den ich ihm durch irgend einen gemeinschaftlichen Bekannten zukommen lassen, und der unsere Annäherung einleiten sollte. Zanderbar dünkte mich dieß Verfahren, daß ich dem Kennenzulernenden selbst den Empfehlungsbrief zusenden sollte. Indesß es war eine Dichterslaune, und somit gab ich ihr nach, bat eine Freundin, in deren Haus viele Diplomaten kamen, meinen Brief von Fouqué an den Baron von Maltiz gelangen zu machen, und hatte bald darauf das Vergnügen, die Bekanntschaft dieses sehr

gebildeten, und mit dem klassischen Alterthum mehr als sonst bei unsern jungen Dichtern der Fall ist, vertrauten jungen Mannes bei eben jener Freundin zu machen, den eine edle, wiewohl düstere und ernste Haltung auf den ersten Blick auszeichnete, und der bei näherer Bekanntschaft einen eben so düstern ernsten Geist, verbunden mit würdevoller menschenfreundlicher Gesinnung, bewährte.

Zu diesen beiden diplomatischen Bekannten gesellte sich ein dritter, den mir ebenfalls ein entfernter treuer Freund, Hefrath Büel, aus Zürich zusandte. Es war der schweizerische Gesandte Baron Effinger-Wildegg, ein junger Mann, durch Geistesbildung, Kenntnisse, ein feines und doch dabei gemüthliches Benehmen ausgezeichnet. Diese drei jungen Männer besuchten unser Haus öfter, und fehlten selten, wenn ich Abends eine kleine Gesellschaft bei mir sah, was zwar jetzt, seit meine Tochter mein Haus verlassen, viel seltener geschah. Am öftesten kam der Graf De la Grange, und ich kann wohl sagen, daß sein Verhältniß zu meinem Manne und mir nicht blos ein salonmäßiges, daß es beinahe ein freundschaftliches war. Aber ich sollte hier wieder wie schon oft in meinem Leben Freundschaftsbande, in denen mir wohl geworden, durch Zeit und Umstände zerrissen sehen. Gegen den Frühling 1827 kündigte uns Graf De la Grange an, daß er eine Kurierreise nach Stuttgart oder Carlsruhe? ich weiß das nicht mehr genau, vorhabe. Mir that es leid, denn ich war ge-

wohnt, mich oft seines geistreichen und herzlichen Umganges zu erfreuen, doch hoffte ich, er würde nicht lange wegbleiben und sagte ihm das. Da vernahm ich aber gar Anderes: De la Grange dachte nicht daran, wieder zu kommen, er war im Begriff zu heirathen, und zwar ein Frauenzimmer, das er schon seit seiner Jugend geliebt, die aber, warum? sagte er nicht, einen Grafen v. Clermont Laudoevre geheirathet habe, dann Witwe geworden, und nun zu ihrer ersten Liebe zurückgekehrt sei. Sie war eine Caumont, aus einem sehr alten Hause, und stammte von dem dem Blutbade der Bartholomäusnacht wunderbar entronnenen Pagen Caumont, nachher Duc de la Force ab, dessen ein Vers in der „Henriade“ erwähnt:

Et du jeune Caumont l'étonnante histoire.

Auf jeden Fall scheint diese Heirath eine sehr vortheilhafte für den Grafen De la Grange gewesen zu seyn — was ich später aus mancher Äußerung, die dem Neide gleich, entnahm, wenn die Rede darauf kam — und der König von Frankreich selbst unterzeichnete den Heirathskontrakt.

Das war Alles gut und wünschenswerth für den Grafen, aber wir verloren ungern den ausgezeichneten und wohlwollenden Freund. Zum Abschied gab ich ihm meine „Schweden in Prag“ mit, und er versprach mir oft zu schreiben, was er auch tren gehalten.

Schon seit längerer Zeit hatte ich diesen Roman vollendet; kleine Erzählungen beschäftigten mich zwar vorübergehend; aber es erwachte wieder der Wunsch nach einer anhaltenden Arbeit, mein Geist hatte wie Recha's Herz im Nathan:

verlernt ohn' einen herrschenden

Wunsch aller Wünsche sich zu dehnen —

und so sah ich mich nach einem neuen Stoff für einen größern Roman um.

Die Bearbeitung der „Belagerung Wien's“ hatte mich mit der Geschichte der Kämpfe meiner Landsleute gegen die Türken bekannt und vertraut gemacht, ich wählte mir daher die Befreiung O f e n's vom türkischen Joch, das es durch anderthals Jahrhunderte, von Seliman II. bis gegen Ende des siebenzehnten, getragen, zum Gegenstande. Auch hier galt es nun wieder, Vestudien zu machen, und vor Allem sich durch A u t o p s i e von allen Lokalitäten, Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten, welche durch diese bedingt wurden, zu überzeugen. Meine Tochter war glücklich wieder in Wien an der Seite ihres trefflichen Gemahls und im Besitze zweier lieber Kinder etablirt. Pichler konnte bei ihnen Zerstreuung und Erheiterung finden, so entschloß ich mich denn, obwohl nicht ganz gern, von allen meinen Lieben mich zu trennen, und zu meiner Freundin, der Gräfin Zay, nach Ungarn zu gehen, um von B u c s a u aus mit dem seit vielen Jahren mir befreundeten Grafen Johann Mailath (dem bekannten Geschichtsschreiber der „Magna-

ren“), bei dem ich mich überhaupt wegen dieser Arbeit Rath's erholt hatte, und der aus Gefälligkeit gegen mich seine Kur in Pístjan für einige Tage unterbrechen wollte, nach Ofen zu reisen. Es wurde Alles eingeleitet, ich kam nach Bucsau, wurde wie immer mit großer Freundlichkeit empfangen, fand dort — zum letzten Male — meine theure Therese (Artnr) wieder, und brachte einige sehr vergnügte Wochen mit diesen verehrten Freunden zu.

Acht Tage waren der Ofnerreise gewidmet. Meine Freundin Jay verfab mich mit einer tüchtigen Kalesche und gab mir, was ihr gewiß ein Opfer kostete, das ich ihr innig dankte, ihren verlässlichsten Bedienten, der sie selbst überall hin begleitete, auf die Reise mit. So fuhr ich denn an einem Samstag Morgens um 4 Uhr mit dem Grafen Mailath und meinem Dienstmädchen, den braven Michel auf dem Pock, von Bucsau ab, durch lauter weite aber sehr fruchtbare Flächen, auf denen rings umher sich kein Baum, keine Erdhöhe zeigte, so daß die Figur eines braunen slowakischen Hirten, der in seinem Képernek am Raine dieser Felder saß und seine Schafheerde bewachte, schon von weitem in die Augen fiel.

In Szered wurden Pferde gewechselt, dann ging es rasch auf Neuhäusel zu, wo wir Mittag machten. Hier war bereits klassischer Boden für meine projekirte Arbeit, und mein Begleiter war freundlich bemüht, mir aus dem Schatz seiner historischen Kenntnisse mitzutheilen und zu erklären, was hierauf Bezug haben konnte,

wie z. B. die Lage des Schlachtfeldes von Parkany, wo Prinz Rothringen und der Polenkönig die Türken schlugen, das hier in der Nähe war.

Gegen Abend gelangten wir (Gräfin Jay hatte uns mehrere Relais gemacht) nach Köbelsud, wo wir eine kurze Zeit anhielten, um die Pferde Heu nehmen zu lassen, und nun ging es gegen Gran und die Donau hin. Erstreulich war mir nach dem ermüdenden Ausblick in unabsehbare einsörmige Flächen, die Ansicht der Granerberge, die nun am Horizonte vor uns aufstachen, und an deren Fuß die majestätische Donau breit und schimmernd dahin strömt.

Schon von fern zeigten sich uns die Resultate der Thätigkeit, womit an dem erst vor kurzen begonnenen und nun schon mehr als halb vollendeten Bau der Graner Cathedrale und der Domherrenhäuser, die einen Halbkreis um jene bilden, gearbeitet wurde. Noch war aber nichts ganz fertig, und die Kirche selbst nur bis ungefähr zwei Drittel ihrer Höhe, nämlich bis zur Kuppel, aufgeführt. Da es aber Feiertag und gegen den Abend zu war, und wir von dem langen Fahren seit 4 Uhr Morgens müde waren, versparten wir die Besichtigung dieser Riesenarbeiten auf den nächsten Morgen, wozu Graf Mailath gefällig die Veranlassung traf.

Wir aßen und schliefen in einem recht erdentlichen Gasthof, und begaben uns des andern Morgens zeitig auf den Platz vor der Domkirche. Diese steht auf einer Erhöhung, und vor ihr im Halbkreis ziehen sich die

Häuser der Domherren herum, deren jedes rückwärts einen kleinen Garten hat. In Mitte dieses Halbkreises steigt das Terrain allmählig aber bedeutend bis zur Kirche empor, und um den sie umwohnenden Domherren die beträchtliche Mühe zu ersparen, jederzeit, wenn sie sich sehen wollen, den ganzen Abhang zu umgehen, ist mitten durch denselben eine sehr hohe geräumige Gallerie angelegt, die eine bedeutende Länge hat und ihr Licht nur durch die entgegengesetzte Ausmündung empfängt, so daß es in der Mitte ziemlich dunkel ist. Schon diese großartige Arbeit setzt in Erstaunen, noch mehr aber die Betrachtung der Kirche selbst, der Dimensionen, der Ausgrabungen und Planirungen, welche begonnen werden mußten, ehe man zum Bau der Kirche schreiten konnte. Besonders merkwürdig schien mir die Verlegung einer ganzen Kapelle, der des einstmaligen Primas Bakats, der zu Mathias Corvin's Zeit lebte, und diese Kapelle mit liegenden Gütern dotirt hatte. An dem Plage, wo sie damals war, konnte sie nun, vermöge des neuen Planes, nicht bleiben. Sie wurde also abgetragen (sie ist ganz mit rothem Marmer von Junen bekleidet), in 15 oder 16000 Stücke zerlöset, und dann als Seitenkapelle an die Cathedrale gefügt. Man denke bei einem solchen Transport an Aladin's Zauberpalast.

Noch merkwürdiger schienen mir die Katafomben, diese weiten, hohen, auf wunderbare Weise erleuchteten Räume, welche sich unter der Cathedrale hinziehen und

bestimmt sind, theils in dem innersten Raum die sterblichen Reste der künftigen Erzbischöfe und Domherren auf 700 Jahre in Voraus aufzunehmen, theils in den äußern Gewölben andern Generationen zur Begräbnißstätte zu dienen. Bereits ist seitdem Erzbischof Rudnay, der Gründer dieses Baues, schon in demselben, ehe er vollendet wurde, zu seiner letzten Ruhestätte gelangt, und auch der noch ganz jugendkräftige Baumeister, Herr Poth, den wir damals mitr'n in seiner Schöpfung kennen gelernt, ist — und zwar schrecklich genug, durch Mörderhand umgekommen. Ob er in jenen Kataomben bestattet ist, weiß ich nicht. Verdient hätte er es wohl!

Ich habe eben die Erleuchtung dieser Fürstengruft wunderbar genannt, und sie ist es auch. Von zwei entgegengesetzten Zeiten fällt das volle Tageslicht von der Höhe herab durch Pfeiler, deren Dicke acht Klafter beträgt. Es kommt daher sehr gemildert an, und gleicht ganz der Intensität und dem Charakter nach dem des vollen Mondes. Es ist überall nicht finster und doch auch nirgends ganz hell. — Es ist eine Beleuchtung, die dem Auge wohl thut, weil sie nirgends grell ist, und doch intensiv genug, um das Fesen zu gestatten. Sonderbar ist die Bemerkung, daß an der Gränze, wo die beiden Lichtströme zusammenstoßen, auf einer kleinen antiken Ara, welche vor der in ägyptischem Style erbauten Pforte des innersten Raumes steht, sich eine

Schattenlinie bildet, welche die beiden sich berührenden Lichtströme scheidet.

Als wir Alles zur Genüge und mit lebhaftem Interesse besehen, kehrten wir in unsern Gasthof zurück, und befanden uns bald auf der Straße nach Pesth. Diese geht eine Weile recht angenehm auf und zwischen bewaldeten Hügeln. Wir machten an einem Orte, dessen Namen mir entfallen ist, Mittag. Unterwegs kamen wir auch durch ein Dorf, das den Namen Bözösoar führt, und sich durch freundliche Baumpflanzungen, durch frischen Rasen und kleine Gärten vor den meisten ungarischen Dörfern auszeichnet. Es war auch von Deutschen angelegt, die ihre freundliche Gewohnheit hieher verpflanzten, da sonst besonders in den slowakischen Ortschaften kaum ein Baum zu sehen ist, die Häuser alle auf dem nackten Lehmboden stehen, und selbst das Gras auf den Rainen und Wegen sorgfältig vertilgt wird, was solchen Dörfern ein dürres, ödes Ansehen gibt.

Bald näherten wir uns der Hauptstadt Ungarns. Schon erblickten wir links die Ufer des Jlers (denn hier heißt unsere Donau schon so und wechselt, ein zweiter Titosias, ihr Geschlecht) während rechts uns jene Hügel und mäßige Berge begleiteten, auf deren sonnigen Abhängen, den Strahlen der Morgen- und Mittagssonne gegenüber, das rothe Blut der Ofner Trauben gekeltert wird — eine freundliche Landschaft, wenn man rechts blickte, wogegen links sich die unabsehbare kahle

Fläche des Rakessfeldes nicht eben malerisch zeigte. Endlich gelangten wir an die Häuser von Altosén und sahen in der Nähe ein paar sonderbare runde Gebäude mit runden Thürmen und Kuppeln, die weder durch moderne architektonische Schönheit, noch durch den poetischen Reiz einer Ruine gefallen konnten. Es waren, wie ich erfuhr, die türkischen Bäder, von dieser Nation während ihrer Besiznahme von Ofen erbaut, an den schon damals und noch jetzt besuchten Heilquellen dieses Ortes. Auch zeigte sich rechter Hand mitten in den Weinbergen ein eben so unförmliches dunkles Gebäude von eben diesem Ursprunge, das Grab eines Ali Baba oder Hadischi Baba, eines mohamedanischen Heiligen oder fremden Mannes. Endlich erblickten wir auf ihrem Felsenthron die Hauptstadt des Reiches mit ihrem Schlosse, links die breite Donau in ihrer ganzen weit ausgebreiteten Wassermasse, und jenseits eben so weit hin in die Fläche ausgedehnt, das ganz moderne Pesth.

So wie wir über die Schiffbrücke fahren, welche die beiden an ihren Ufern gelegenen Städte durch diese Lage und noch mehr durch die persönlichen, nationalen und geschäftlichen Verhältnisse der Einwohner zu einer Stadt zu verbinden scheint, fiel mir eine ungemaine Ähnlichkeit der Ortschaften mit dem Anblicke von Prag auf, wenn man auf der schönen Moldaubrücke steht, die hier sehr zum Nachtheil der ungarischen Schwester durch eine Schiffbrücke, welche jeder Winter zerstört oder wegzuschaffen zwingt, repräsentirt wird.

Wie in Prag die Alt- und Neustadt auf dem flachen Ufer der Moldau, breitet sich vor dem Ankommenden Pesth weithin aus, wendet man sich aber um, so erheben sich hinter uns die Berge, auf denen Ofen mit seinem Schlosse thront, und sich, der Prager Kleinseite ähnlich, bis an den Fluß herabzieht, während links vom Schlosse der gründewachsene Blocksberg mit dem Observatorium auf seiner Spitze, eine Ähnlichkeit mit dem freilich viel schönern, mit Pallästen und einem herrlichen Stifte (Strahow) geschmückten Lorensberg in Prag darbietet. Ueberhaupt ist an Großartigkeit des Ausblicks, an Schönheit, Adel und Alterthum der architektonischen Zierden zwischen Prag und Ofen nebst Pesth gar kein Vergleich zu ziehen. Diese zwei letzten Städte, welche erst seit ungefähr hundert und fünfzig Jahren wieder in christlichen Händen sind, können keine solchen Reste einer glänzenden Vergangenheit, noch Denkmale der Vorzeit besitzen, wie sie Prag so majestätisch zieren.

Was Ofen und noch mehr dem ganz neuen Pesth in Rücksicht des architektonischen und historischen Werthes abgeht, wird für Liebhaber schöner Naturscenen fast ganz durch die lieblichen Umgebungen Ofen's wettgemacht. Schöne, zum Theil bewaldete Berge ziehen sich um die Stadt her, bilden die Fortsetzung der schönen Weinberge am Ufer des Stromes, und einen lieblichen Kontrast mit der gegenüberliegenden Fläche.

Pesth kam mir vor wie unsere Leopoldstadt. Auch hier lagen modern, elegant gebaute Häuser am Stro-

meßner auf- und abwärts, unter ihnen links ein Dianabad, fast schöner als das in Wien, auf der rechten Seite das Theater, in dem mir Graf Mailath sogleich eine Loge verschaffte. Was den Ausdruck, die Physiognomie möchte ich sagen, von Pesth betrifft, so stimmt sie mit der Wien's viel mehr als mit der Prag's überein. — Alles scheint heiter, lebensfroh. Die Menschen, die einem auf der Straße begegnen, sehen fröhlich aus, an schönen Sommertagen sitzen die Leute auf den Straßen und Plätzen vor den Gast- und Kaffeehäusern, gehen und schmausen, und dazwischen tönen die aufmunternden Klänge fröhlicher Musik; kurz es ist eben ein Weinland, und das verkündet sich sogleich in Allem.

Sobald wir uns im Gasthof umgelleidet hatten, führte mich mein Begleiter zu seiner Schwester, einer Gräfin Bathiany, die mich sehr gütig empfing, und dann zu der Gräfin Teleky, an welche ich von ihrer Freundin Gräfin Jay empfohlen war, und bei der ich eine höchstfreundschaftliche Aufnahme fand. Die Gräfin bot mir sogar ihr Haus zur Wohnung an, ich zog es aber vor, in dem Gasthose, wo ich abgestiegen war, zu bleiben, mindestens mit meinen Leuten da zu schlafen und sie dort verköstigen zu lassen. Den Tag brachte ich aber schon von früh an bei der Gräfin Teleky zu, speisete mit ihr und ihrer Familie, und wurde von ihr bald Vor-, bald Nachmittags zu allen Zehenswürdigkeiten in Pesth und Ofen geführt. Ich sah das National-Museum, eine

Stiftung des hochverehrten Grafen von Szecheny, die Jankovits'sche Sammlung, die Sternwarte u. s. w. Vor Allem aber interessirte mich die freiwillige Arbeitsanstalt in einer der Vorstädte von Pesth, welche zwar durch den Frauenverein gestiftet, größtentheils aber durch die Thätigkeit der Gräfin Teleky unter ihrer Aufsicht und durch ihre bedeutenden Unterstützungen so ausgebreitet und vielfach segensbringend geworden war. Die Abende wurden zuweilen im Theater gebracht, wo ich schon am ersten Tag die „Markgräfin von Burgau“ aufführen gesehen aber nicht gehört hatte, denn Baron Zedlig, der Verfasser der berühmten „Todtenkränze“, damals eben in Pesth anwesend, den ich schon in Wien gekannt, besuchte mich in der Poge, wo sich Graf Mailath bei mir befand, und die Herren hatten so viel Interessantes über ihre literarischen Arbeiten und Schicksale, über Censur, Recensenten, Theaterdirektionen, Journale u. s. w. zu reden, daß ich lieber darauf, als auf die sehr mittelmäßige Darstellung des Stückes horchte. Das Theater selbst gefiel mir nicht. Die graue Grundfarbe, welche (wenigstens damals) das Ganze bekleidete, ohne daß die Logenreihen durch architektonische Verzierungen oder Drapperien merklich von einander unterschieden gewesen wären, gab dem Theater ein zu einförmiges Ansehen; die Logen erschienen mir wie kleine einzelne Behältnisse oder Fächer schief in den grauen Grund hineingeschnitten, wie etwa die Abtheilungen in einem

Kasten zur Aufbewahrung von Naturalien. Ueberdies war es sehr groß — damals, wie man sagte, zu groß für die Bevölkerung, und man klagte, daß man in den vordern Logen, eben ihrer Schiefheit wegen, schlecht sehe, und in den hintern schlecht höre. Von dem letzten kann ich, wie gesagt, nicht urtheilen, denn ich gab nicht Achtung, und ein andermal, als ich mit Gräfin Teleky dort war, wurde ein Stück aus der ungarischen Geschichte *Ungarisch* gegeben, das eben dadurch für mich eine Pantemime war, und aus dem mir daher keine Erinnerung blieb, als an einen recht hübsch ausgeführten Nationaltanz, der in dem Stücke vorkam.

In der Nacht, die auf diesen vielbewegten Tag kam, fühlte ich mich ernstlich krank, die Hitze der Jahreszeit, die Reise, das Auf- und Absteigen in dem Gräner Kirchenbau, die Toiletten, die Visiten des Nachmittags, Alles zusammen ward für meine Nerven zu viel. Ich war auf eine Art aufgereg, daß ich fürchtete, eine Krankheit sei im Anzuge. In einem unruhigen schweren Schlaf glaubte ich den Ausspruch, von wem und warum weiß ich nicht, zu hören, daß ich heut über ein halbes Jahr sterben werde. Es war der 27. Junius, seltsam mein Todestag auf den Festtag eines von mir vorzüglich verehrten Heiligen, des heil. Johannes des Evangelisten, bestimmt. Als ich erwachte, erschrak ich nicht über den Traum. Meine Tochter war versorgt, mein Mann, rüstig und in seiner ganzen Kraft, blieb ja nicht vereinsamt zurück, da er seine Kinder und

Enkel hatte. So war ich ruhig, selbst wenn ich annahm, daß jener Ausspruch eine Eingebung gewesen. Auch fühlte ich mich am Morgen etwas besser, stand auf, beschloß aber den Gang durch die Stadt, den mir Graf Mailath vorgeschlagen, um die neuen Gebäude und Anlagen zu sehen, nicht zu machen, und mich in Ruhe zu erholen. Das gelang denn auch. Das Ganze war eine Aufregung der Nerven, eine zu große Ermüdung gewesen. Stille und Ruhe gaben mir meine Kräfte wieder. Dennoch schrieb ich den Traum auf, versiegelte das Blatt, und wollte so, falls die Vorhersagung eintraf, ihre Echtheit beweisen. Aber sie erfüllte sich nicht, so wenig als meine Todesahnung in meiner Jugend.

Die Abende, wenn wir nicht in's Theater gingen, brachte ich im Hause der Gräfin Teleky sehr angenehm zu. Gebildete Frauen und Herren, wie Baron Zedlitz, Graf Mailath und ein junger Offizier, Hauptmann Minarelli, der damals bei dem nun verstorbenen Sohn des Erzherzogs Palatin angestellt, und ein sehr gebildeter angenehmer Gesellschafter war, fanden sich dort ein. Im Winter, wenn der Hof des Palatin hier war, beehrte die Frau Erzherzogin sehr oft diese Soiréen bei Gräfin Teleky mit ihrer Gegenwart, und erschien ganz zwanglos und ohne die Etikette, welche solche Frauen sonst umgibt, im Salon der Gräfin, die sie überhaupt und nach Verdienst auszeichnete, mit ihrer Handarbeit, wie jede andere Dame.

Man erzählte mir das seltsame Schicksal des Hauptmanns Minarelli, dessen ich erwähnte. Er war ein Spanier von Geburt, und bei der Einnahme von Saragossa durch die Franzosen als ein kleines hilfloses Kind, das seine Ältern in der allgemeinen Zerstörung verloren, von einem französischen Generale aufgenommen und erzogen worden. Wie er dann später in kaiserliche Dienste gelangt, erfuhr ich nicht; eben so wenig, welche (wie es scheint) ungünstige Ereignisse ihn mehrere Jahre darnach, noch lange vor dem Tode des seiner Aufsicht übergebenen Prinzen, aus dessen Nähe entfernten. Jedenfalls war Minarelli eine bedeutende und nicht leicht zu vergessende Erscheinung.

Ein heiterer Vormittag war dazu bestimmt, die innere und äußere Lage von Ofen und seinen Umgebungen zu besehen, um nach dieser Autopsie meinen künftigen Roman zu gestalten. Graf Mailath begleitete mich gefällig und zeigte mir alles Bemerkenswerthe, das ihm seine geschichtlichen Kenntnisse angaben: Das Thor, welches einst das von Stambul hieß; den Platz auf dem Walle, wo — aller Wahrscheinlichkeit nach — Abderrahman, Pascha von Ofen, den Tod fand; in der Umgebung den sogenannten Schwabenberg, wo ein Theil der deutschen Armee bei der Belagerung Posto gefaßt hatte, weiter hinunter am Strome endlich Promentorium und den Platz, wo Hamsa Beg stand u. s. w. Nachdem wir Alles besehen, und ich mich der anmuthigen Aussicht in die waldigen Berge, welche Ofen von der

Rückseite umgeben, erfreut hatte, schlug der Graf mir vor, nun auch den Schloßgarten des Erzherzog Palatin an dem Abhange, der sich gegen die Donau hinabzieht, zu besuchen. Ich folgte dieser Aufforderung mit Vergnügen und ahnete nicht, daß es eine verabredete Sache war. Im Garten nämlich, der sehr geschmackvoll angelegt war, standen wir zu meiner großen Überraschung plötzlich vor der kleinen Erzherzogin Hermine, der Tochter des Palatinus, die sich mit ihrer Erzieherin, einer Gräfin Thurn, hier befand, und uns wahrscheinlich erwartet hatte. Es war ein schönes Kind von etwa 10—11 Jahren, nur, wie es mich dünkte, waren ihre Züge für ihr Alter zu sehr formirt. Doch kam sie mir sehr liebenswürdig vor, wie sie sich mir freundlich näherte und mir einen Blumenstrauß als ein Zeichen ihrer Gewogenheit reichte. Nun ist diese liebliche Erscheinung auch schon in die Auen des himmlischen Friedens verpflanzt worden, und ein edler Bruder und trauernde Verwandte klagen ihr nach. — Es war die erste freundliche Anerkennung, die mir von einem Gliede der kaiserlichen Familie ward, sie freute mich sehr, und es war mir sehr angenehm, daß wir gleich darauf einen großen Hirschschroter im Grase entdeckten, an dem das fürstliche Kind viel Vergnügen zeigte, so daß Graf Mailath und ich uns bemühten, ihn zu fangen und ihr ihn zu überreichen. Bald sollte ich mehrere solche Auszeichnungen erfahren.

Nachdem ich durch die gefällige Güte meiner Freunde mich über die Lage, Umgegend und manche historische Daten von Ofen und Pesth genugsam unterrichtet, und einige höchst angenehme Tage daselbst zubracht hatte, kehrte ich mit dem Grafen wieder nach Buda zu meiner gütigen Freundin Jan zurück.

Der gewöhnliche Badneraufenthalt folgte nun während der Ferien meines Mannes nach meiner Rückkehr aus Ungarn, und Pölzeln, der seinerseits jede Woche zwei Tage bei seiner Mutter in der romantischen Schlucht der Brühl zubrachte, erlaubte seiner Frau mit den beiden Kindern einige Wochen bei uns in Baden der Landluft zu genießen, was uns sehr freute, besonders da unsere damalige Wohnung in der Pölzgasse den Vortheil einer freien schönen Aussicht und eines eignen Gartens hatte.

Am Ende dieses Jahres — wenn ich nicht irre — wurde ich durch eine Sendung des Grafen De la Grange auf's Angenehmste überrascht, welcher mir die Übersetzung meiner „Schweden in Prag“ schickte, die er, wie er mir schrieb, gemeinschaftlich mit seiner jungen Frau, um auch sie in der deutschen Sprache zu üben, übersetzt, und ihr in die Feder gesagt hatte. Das freute mich ganz ungemein, denn diese Übersetzung war gewandt, fließend und vor Allem treu, ein Vorzug, den ich den Bearbeitungen der Frau von Montellieu nicht nachrühmen kann. Ich war dem verehrten Freund sehr dafür verpflichtet, und er hatte auch ein

anderes Mal die Güte, der „Befreiung von Ofen,“ die ich ihm, so wie sie erschien, sandte, durch seine geschickte Feder in seinem Vaterlande Anerkennung zu verschaffen.

Etwa um diese Zeit hatte eine sehr schätzbare Jugendbekannte meiner Tochter, die jetzt am k. k. Hofe und zwar bei der Person der Erzherzogin Sophie als Kammerdienerin angestellt war, mir bei einem Besuche von der günstigen Meinung gesprochen, welche die hohe Frau von meinen Schriften hege, und daß sie ihr aufgetragen, mir dies zu sagen. Dies hatte mich sehr erfreut, und ich faßte den Entschluß, ihr „die Belagerung Wien's“ zu überreichen. Bald darauf ließ sie mich rufen. — Es war das erste Mal seit mehr als fünfzig Jahren, daß ich wieder die kaiserlichen Zimmer betrat, und ein sonderbarer Zufall wollte, daß es gerade dieselben waren, in welche ich noch in meiner Kindheit oft von meiner Mutter war geführt worden. Ich erkannte sogleich Alles wieder, bis auf das Aneablement, was nun freilich ganz anders war, als das der verwitweten Monarchin, bei der Alles in einförmiges Grau gehüllt stand. Die Erzherzogin empfing mich ungemein gnädig. Im Zimmer derselben fand ich die Kaiserin Mutter, die mich ebenfalls sehr huldvoll behandelte, und mir viel Gütiges über den Agathokles sagte, indem sie mich versicherte, er habe ihr in ihren trübsten Stunden man-

Fischer's Memoiren. IV.

chen Trost gebracht. Ich fand, daß die Züge dieser hohen Frau sich während des geistreichen Gespräches, welches sie und ihre Schwester führten, auf eine angenehme Art belebten, und daß der weiche Klang ihrer Stimme und der Blick der schönblauen Augen der ganzen schlank und zierlich gebauten Gestalt eine besondere Anmuth gaben. Überhaupt war Alles, was diese beiden Frauen und wie sie es sagten, die höhere Geistesrichtung, die sich in jeder Äußerung, in jedem Urtheil über Bücher, Ereignisse, Gefühle und so weiter im Laufe der Unterhaltung aussprach, ganz geeignet, um jedem Unbefangenen eine Unterredung mit ihnen, selbst ganz von ihrer hohen Stellung abgesehen, bloß als hochgebildeten Frauen, zu einem wahren Genuß zu machen. Beim Weggehen reichte mir die Erzherzogin ein höchst geschmackvolles und gerade seiner eleganten Einfachheit wegen doppelt schätzbares Album, auf dessen mit gothischer Stahlarbeit verziertem Deckel sich ein hübsches Bild des Stephansplatzes mit der alterthümlichen Kirche befand, so passend gewählt als Geschenk für ein Gedicht, worin eben dieser Dom in einer für Wien verhängnißvollen Zeit eine bedeutende Rolle spielte. Den Hauptwerth des Geschenkes machen aber die von der eigenen sehr zierlichen Hand der Erzherzogin eingeschriebenen Zeilen aus, welche also lauten:

„Möge der Himmel Carolinen Pichler die vielen wohlthuenden Gefühle, welche ihr „Agathokles“ in meinem Herzen erweckt hat, und den reinen Genuß,

den mir ihre übrigen Werke gewährt haben, in reichlichem Maße vergelten, das ist der Wunsch von einer ihrer wärmsten Verehrerinnen.“

S o p h i e.

Dies Album war mir ein kostbarer Schatz. — Ich beschloß auch sogleich, es nicht als ein Stammbuch, sondern als ein Familienbuch, in das ich nur die fröhlichen oder traurigen Ereignisse unseres Hauses, oder allenfalls ein dadurch veranlaßtes Gedicht eintragen wollte, zu gebrauchen.

Im nächsten Frühling entschlossen sich meine Kinder, ihre Wohnung abermals zu verändern, indem das Quartier „am Hofe“ bei manchem Vortheile, z. B. der Aussicht auf den großen schönen Platz, gar zu viele Unbequemlichkeiten, und vor Allem eine so enge und steile Treppe hatte, daß man nicht ohne Besorgniß mit kleinen Kindern darüber gehen konnte. Sie wählten eine sehr angenehme Wohnung im Bürgerhospital, gegenüber dem Pallaste des Erzherzogs Carl, im dritten Stock, die ihnen von der Seite hin den freien Ausblick über die Bastei und das Glacis bis zu dem Thurm der Paulanerkirche gewährte. Sie wurde bequem und anständig eingerichtet mit Parketten neuen Thüren u. s. w. und von ihnen noch im Laufe des Sommers bezogen. Ich hatte nur zwei Ausstel-

lungen an dieser sonst hübschen Wohnung zu machen; daß nämlich jedes Zimmer, mochte es kleiner oder größer seyn, nur Ein Fenster hatte, was ihm meines Bedünkens viel von seiner Freundlichkeit benahm, und daß diese Zimmer sehr niedrig waren.

Im Herbst bezogen wir wieder unser liebes Baden, und wohnten wieder in der Pölgasse. — Rings herum aber war in und außer Baden ein reges Leben; denn ein Übungslager war auf den weiten Flächen zwischen Baden, Tribswinkel, Traiskirchen u. s. w. aufgeschlagen; in Baden wohnten die höhern Militärpersonen, die dazu gehörten, und elegante Caffeehäuser und Restaurationen waren in der beweglichen Zeltstadt errichtet, und boten den Badnern und auch den hierherströmenden Wienern mancherlei Genüsse und Unterhaltungen. Der Eichkogel, ein kleiner Berg, der aus der Reihe der höhern, welche sich hier bis Baden und noch viel weiter hinziehen, hervortritt, wurde bestürmt und vertheidigt; allerlei Scheingefechte aufgeführt, und das muntere bewegte Leben dauerte eine Weile, bis plötzlich die Äquinoctial-Stürme mit ungeheuern Regengüssen eintraten, diese Regen nebst schwellenden Bächen das Lager unter Wasser setzten, und die Mannschaft so schnell und so gut wie möglich in die umliegenden Ortschaften vertheilt werden mußte, wobei denn auf Baden auch ein hübscher Theil kam.

Mit Anfang des Octobers kehrten wir nach Wien

zurück, wo dann meine Tochter bald darauf, am Vorabend ihres eigenen Geburtstages, mit ihrem vierten Kinde, einem schönen starken Mädchen, entbunden wurde, das sie, wie das frühere, selbst stillte, und das in der Taufe, über die ich sie hielt, den Namen ihrer Mutter, der auch der meinige und der meiner verstorbenen Mutter war, bekam, so daß er nun in die vierte Generation reichte. Das ältere Mädchen war nach ihrer Pathin, der väterlichen Großmutter, Franciska genannt; aber diese Großmutter, die schon lange kränkelte, stößte um diese Zeit ihrem Sohne und uns Allen große Besorgnisse für ihre Gesundheit und Erhaltung ein, und Pelzeln, der sie unendlich liebte, litt sehr durch diese Sorgen, besonders da sein Dienstkeiser und die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der er sein Richteramt als Appellationsrath verwaltete, seine nicht sehr feste Gesundheit zu erschüttern drohten.

In diesem Jahre 1828 war es auch, daß Baron Hormayr, der damals bereits seit mehreren Jahren wieder in Wien, und im Hause seines Freundes Grafen Zalm wohnte, den wahrhaft seltsamen Entschluß faßte, nach Bayern zu übersiedeln. — Hormayr, der 1809 als der erbitterteste Feind von Bayern aufgetreten war, und dessen Verhalten gegen die Beamten dieser Macht in Tyrol alle Anhänger Bayerns aufgebracht hatte. Schon ein oder zwei Jahre früher hatte er eine Reise nach München gemacht, und

war vom Könige gnädig aufgenommen worden. Aber durch andere Personen, und hauptsächlich durch meine vieljährige Freundin und Correspondentin Therese Huber erfuhr ich, daß die Stimmung in München ganz gegen ihn sei. Dennoch setzte er seinen Plan durch, trat in Bayer'sche Dienste, und ward in München, nach kurzer Zeit, eben so viel angefeindet, als in der letzten Zeit hier, und in böse Händel verwickelt. Seine Anstellung in Hannover und bald darauf in Bremen, verschiedene Erklärungen, die in der allgemeinen Zeitung erschienen, deuteten darauf hin — und so schreitet dieser Mann, den ungewöhnliche Geistesgaben, ein vortheilhaftes Äußeres und manche Gunst des Glückes und der Natur bestimmt zu haben schienen, eine glänzende und ehrenvolle Laufbahn zu durchmessen, nun in einer unbedeutenden diplomatischen Stellung dem Ende seines Lebens entgegen, von seinen Kindern, seinen frühern Freunden entfernt, nicht glücklich in seiner zweiten Ehe, weder von seinem angeborenen, noch von dem erwählten Vaterlande vermist oder besonders geachtet! Trauriges Loos, das so ganz Anderes verhieß, und sich so unerfreulich gestaltet hat!

Trotz aller dieser unlängbar ungünstigen Verhältnisse hat sich das freilich sehr geleckerte Band unserer vierzigjährigen Freundschaft nicht aufgelöst. Ich bewahre Hermann'n ein dankbares Andenken, ich erinnere mich noch oft mit Vergnügen jener nun schon lange verschwundenen Zeit, wo wir uns oft sahen, wo ich mich

seines geistreichen Umganges erfreute, wo sein Beispiel, sein Interesse an der Geschichte seines Vaterlandes auch mich in diese erhebende Beschäftigung einführte, wo ich für meine Zweifel und Fragen in historischen Angelegenheiten immer ein williges Ohr und bereite Lösung bei ihm fand, und wo nicht allein die unglückliche Katastrophe, welche ihn aus seiner politischen Laufbahn mitten in ihrem stolzesten Gang hinausgeschleuderte, sondern auch so manches häusliche Leiden, das ihn drückte, und das mir vielleicht näher als Andern bekannt war, meine wärmste Theilnahme für ihn erregte. Jetzt, nachdem wir durch mehr als 14 Jahre einander nicht mehr gesehen haben und wahrscheinlich auf dieser Welt nicht mehr sehen werden, zittert noch ein schwacher Faden alter Anhänglichkeit von Einem zum Andern hinüber. Wir schreiben uns alle Jahre Ein- höchstens Zweimal, und so spinnt sich die alte Zuneigung zwischen uns fort, lebt von der Vergangenheit, und erwartet wenigstens hiernieden nichts mehr von der Zukunft.

Das Jahr begann unter manchen sehr trüben Ereignissen, gleich als wollte es uns auf noch trübere vorbereiten. Herr von Schlegel, der, wie der Leser weiß, unser Hausgenosse seit fünf Jahren war, hatte im vorigen Winter schon Vorlesungen für ein gemischtes Publikum — ich weiß nicht mehr über welchen Gegenstand, hier in Wien gehalten, und ich erinnere mich nur, daß sie philosophisch-moralischen Inhalts waren, daß er uns — nämlich seiner Frau, der Gräfin L..Ka

und mir, eine oder zwei derselben vorlas, daß er im Menschen drei Mächte, nämlich Körper, Seele und Geist unterschied, und daß ich von dieser Vorlesung, so wie es mir überhaupt mit den Schriften der neuern Zeit oft ergeht — nicht viel verstand. So viel indeß glaubte ich zu fassen, daß diese Unterscheidung von Seele und Geist ungefähr das bezeichnen sollte, was man sonst die ebern und untern Seelenvermögen genannt hatte; nämlich Vernunft, Urtheilskraft, Wille u. s. w. — und Gedächtniß, Phantasie, Begehrungsvermögen u. s. w. Bald darauf reiste er, von seiner Nichte, jener liebenswürdigen Baronin Buttlar begleitet, die eigentlich aus Dresden stammte, nach dieser Stadt, um ebenfalls Vorlesungen zu halten. Am 29. Jänner, ich erinnere mich des Tages, der ein Freitag war, und aller ihn begleitenden Umstände noch sehr wohl, trat, während wir zu Tische waren, das Stubenmädchen herein, um uns zu melden, so eben habe Frau von Schlegel die so unerwartete als traurige Nachricht erhalten, daß ihr Gemahl plötzlich in Dresden am Schlagfluß gestorben sei. Ein Geistlicher, wenn ich nicht irre, ein Redemptorist, war gekommen, sie schonend vorzubereiten und den Unglücksfall zu melden. Wir erschrakten Alle über diese Nachricht, wundern aber konnte ich mich nicht sehr, denn des Verstorbenen Lebensweise, der bei einer meist sitzenden und gelehrten Beschäftigung mehr Werth auf eine gute Kost legte, und mehr geistige Getränke zu sich nahm, als

sich mit seinen physischen und pekuniären Verhältnissen vertragen wollte (was mir die finanziellen Sorgen erklärte, über welche seine Frau oft mit mir sprach, ohne doch jener Ursache zu erwähnen), hatte ihm schon öfters Anfälle von Schwindel zugezogen, die mit Blutlassen abgeleitet werden mußten. Aber daß dieser letzte Anfall ihn im fremden Lande, fern von seinem Hause und seiner Gattin traf, war für uns Alle eine Verschärfung der bösen Kunde, und für jene eine Quelle bittern untröstlichen Schmerzes.

Gleich nach Tische eilte ich zu ihr hinauf; ich traf die damals noch lebende Frau von Pilat, Frau von Doré, Herrn von Buchholz und noch viele andere Freunde bei ihr. Andere theilnehmende Personen sammelten sich nach und nach, und so umringte ein erschütterter aber herzlich wohlwollender Freundekreis die arme bedrängte Witwe, die jetzt noch ziemlich gefaßt schien, und deren tieferer Schmerz sich nach und nach erst mit dem Fortschritt der Zeit entwickelte. Eine Erscheinung, die ich wohl begreife, und Jeder begreifen wird, der den Gefährten langer miteinander verlebten Jahre in einem Alter verliert, in dem zwar kein heftiges leidenschaftliches Empfinden den ersten Eindruck einer solchen Kunde zu einem lebens- oder wenigstens gesundheitsgefährlichen Ereigniß machen kann; in dem aber eben im Verlauf der Zeit immer mehrere und öfter sich wiederholende Gelegenheiten eintreten, bei welchen uns der dahingegangene Freund überall und überall aufs schmerz-

lichste mangelt, und wir mit wehmüthiger Klarheit erkennen, daß die bessere Hälfte unseres Seins mit ihm zu Grabe getragen worden ist.

Am andern Morgen war ich zeitlich wieder bei ihr. — Die Hofrätthin v. Müller (deren Gemahl, der durch seine politischen Schriften bekannte Adam von Müller, früher k. k. Consul in Leipzig, jetzt bei der Staatskanzlei angestellt und ebenfalls sehr kränkelnd war) kam mit ihren beiden Töchtern (jetzt Frauen Endlicher und v. Pilat), und entweder sie oder ein anderer Ankommender brachte eine zweite Nachricht plötzlichen Todes. — Die Fürstin Metternich, geborne Freyin v. Leykam, war diesen Morgen im Kindbett ganz unvermuthet gestorben. Ich hatte die Frau in meinem Leben nicht gesehen, ihr Tod konnte mir also gleichgültig seyn; jetzt, so unmittelbar nach einem Trauerfall, der in meiner nächsten Nähe eine theure Freundin so schmerzlich getroffen, erschütterte er mich und uns Alle doch sehr. Die begleitenden Umstände, daß es eine junge schöne Frau gewesen, die bei der Geburt ihres Erstlings das Leben verlor, rührten doppelt. So waren denn auch wir Alle tief ergriffen, und bald darauf beurlaubte sich Frau v. Müller, um mit ihren Töchtern nach Hause zu ihrem Gemahl zurückzukehren. Zwei Stunden darauf kam die Nachricht, daß sie ihn sterbend — ebenfalls vom Schlag gerührt — gefunden habe.

Das war zu viel in der kurzen Zeit von kaum 24 Stunden! Ich fühlte mich wie betäubt und zerdrückt

von diesen so schnell hintereinander folgenden Todesnachrichten, und es bedurfte ein paar Tage und der Erheiterung, die ich mir in der Stadt, im Umgang meiner Kinder und Enkel holte, um mich wieder in meine natürliche Stimmung zu versetzen.

Mit dem Frühling verließ — eine natürliche Folge dieser Veränderung — Frau v. Schlegel unser Haus, weil ihr die Wohnung zu groß war, aber sie blieb in meiner Nähe, im Hause ihres schätzbaren alten Freundes v. Klinkowström, der nicht weit von uns sein mit Recht berühmtes Erziehungsinstitut gegründet hatte, und ihm mit großer Ehr- und Liebenswürdigkeit vorstand. O wie viele schöne wohlthuende Abende brachte ich schon früher, aber noch mehr, seit meine Freundin da wohnte, in diesem Hause zu, in welchem dem Eintretenden sogleich eine Atmosphäre des Friedens, der Stille und Rechtlichkeit umfing. Ein gewählter Kreis von Menschen versammelte sich, mehr oder minder zahlreich, daselbst, welchen hohe Geistesbildung, würdiger Sinn und Bekanntschaft mit allem Neuen in der Literatur auszeichneten. Wo sind jetzt die Meisten von denen, die ich dort so oft sah und an deren Umgang ich mich erfreute? Entweder todt oder fern, fern von hier, oder in ganz andere Verhältnisse versetzt. So ist der Kreis — das liebende Gedränge zerstoßen! und mit tiefer Wehmuth denkt das zurückgebliebene, hochbejahrte Mitglied desselben an diesen, wie an so manchen andern geselligen Kreis, in welchem es

während des langen Daseins gelebt, und mit Vergnügen gelebt hatte, und der eben so zerstoßen ist, wie der im Klinkowström'schen Hause.

Der Winter verging indessen, und ein ziemlich kühler nasser Sommer folgte ihm. Pichler hatte sich bis jetzt immer einer guten und festen Gesundheit erfreut, und der Umstand, daß er täglich den — freilich nicht sehr weiten — Weg von seinem Hause ins Bureau und wieder zurück zweimal zu machen hatte, stählte seine Gesundheit, machte ihn unempfindlicher gegen die Einwirkungen der Witterung, und verschaffte ihm die einem Geschäftsmanne so nöthige tägliche Bewegung. Doch endlich machten die zunehmenden Jahre ihr Recht geltend, und ein Uebel, das sich schon ein paarmal im geringeren Maße gemeldet, kehrte jetzt mit größerer Kraft zurück. Pichler war an einem warmen Junnustage ziemlich leicht gekleidet nach Tische in sein Bureau gegangen; während er dort war, brach ein heftiges Gewitter aus, und über dem Nachhausegehen mochte die starkabgekühlte Luft bei seiner leichten Kleidung verderblich auf ihn eingewirkt haben. In der Nacht besiel ihn jenes alte Uebel, das er nur zu wohl kannte, und das in heftigen Krämpfen im Unterleibe bestand. Er weckte mich, ich rief den Leuten, der Arzt wurde gerufen, Umschläge und Thee gekocht, und sogleich Alles angewendet, was mir bei solcher Gelegenheit als nützlich bekannt war. Gegen Morgen löste sich der Krampf, und Pichler war im Stande aufzustehen und seinen gewohnten Ver-

richtungen nachzugehen. Aber es blieb eine Reizbarkeit zurück, die, wenn nicht die äußerste Vorsicht angewendet wurde, einen Rückfall befürchten ließ. Dieser blieb auch nicht aus, obwohl er erst in der zweiten oder gar dritten Woche eintrat, und war nur um so hartnäckiger und beängstigender für uns Alle. Diesmal hatte der äußerst schmerzliche und lebensgefährliche Zustand vom frühen Morgen bis zur Nacht gedauert. Die Ärzte sammt dem Wundarzt waren im Krankenzimmer. — Allerlei wurde versucht — nichts wollte fruchten. — Lotte war mit ihrem Manne Abends voll Angst gekommen. — So lange Pelzeln, der seine Kinder nicht ganz allein lassen wollte, dableiben konnte, besserte sich Pichler's Zustand nicht. Er kehrte also allein nach Hause, aber die Tochter beschloß die Nacht bei mir auf dem Sopha zuzubringen — während dessen Doktor Schifflner, damals unser Hausarzt für plötzliche Fälle, so gütig war, ein paar Stunden der Nacht bei dem Kranken zu wachen, damit wir etwas schlafen konnten. — Ach es war doch kein erquickender Schlaf! ein Hinbrüten zwischen Angst und Erwartung! Gegen den Tag zu ging ich zu dem Kranken, Schifflner nach Hause. — Noch dauerte der beängstigende Krampf. Endlich zwischen 4 und 5 Uhr Morgens traten die ersten Zeichen einer Nachlassung ein — und nun besserte sich zu unser aller Freude und Trost der peinliche Zustand allmählig; aber es dauerte volle acht Tage, ehe Pichler

das Bett verlassen, und im Zimmer und Garten sich langsam erholen konnte.

Türkheim, der gleich am ersten Tage nebst Dr. Schiffner war gerufen worden, und jeden Morgen, wenn er von Hiebing in die Stadt fuhr, bei uns einsprach, entschied nun, daß wir so bald als möglich nach Baden gehen sollten, wo er sich von der Wirkung des Wassers viel für Pichler versprach. Dies geschah denn auch in den ersten Tagen des August, und unsere Freundin, Fräulein Henriette v. Eybraim, hatte uns, wie jedes frühere Jahr, die Wohnung bestellt. Es war diesmal für uns eine neue, in der Landschaft am Josephsplatz, die uns gar sehr zuzusagen schien, indem sie innere Bequemlichkeit, ja selbst einige Eleganz mit dem Vortheile einer herrlichen Aussicht in jedem Sinne verband. Denn während mich der Ausblick auf die gegenüberliegenden Berge erfreute, fanden die Meisten, welche mich besuchten, es gar angenehm, daß Alles, was ins Thal hinaus, oder nach Wörlau, nach Heiligenkreuz u. s. w. wollte, hier vorüber mußte.

Sei es nun, daß die früheren Erschütterungen, welche mein Gemüth und somit auch meinen Körper stark mitgenommen hatten, auch meine Gesundheit untergraben hatten, sei es, daß die Wohnung unmittelbar am Bach, der begreiflicher Weise fast allen Brunnen dieser Gegend sein Wasser und somit einigen Schwefel mittheilt, ungünstig auf mich wirkte, oder beides zusammenkam, genug ich kränkelte während der ganzen

Zeit, welche wir daselbst zubrachten, und genoss nur wenige ganz gesunde Tage. An einem derselben ward eine große Parthie nach Merkenstein in unserm gesellschaftlichen Kreise verabredet, und wir dazu aufgefordert. B. Arnstein, B. Pereira, Frau v. Elkan, v. Ephraim und die Herren, welche zu dieser Cotterie gehörten, waren dabei, nur daß zufällig diese Partie auf meinen Geburtstag fiel, genirte mich ein wenig, aber die freundliche Gesellschaft wußte auch diesen zufälligen Umstand auf eine verbindliche Art zu benutzen. In zehn oder noch mehr offenen Wagen brachen wir auf — jede Familie hatte eine oder zwei Speisen, oder Wein, Obst u. s. w. zu dem Piquet mit sich genommen, und recht lustig flog der lange Wagenzug über die Ebene dahin, im Angesicht der nahen bewaldeten Berge und umrauscht von einem nicht gerade gelinden Wind, der indess die bleibende Heiterkeit des schönen Herbstmorgens sicherte. Von weitem erblickte ich nun einen Reiter etwas voraus der Wagentreihe — eine auffallende Gestalt, die meine Blicke auf sich zog und meine Neugier reizte.

Es war ein langer hagerer Mann, der heftige Wind, der ihm entgegenblies, schlug den dunkeln mit grossem Noth gefütterten Mantel wild um ihn herum, und trieb ihm die schwarzen Haare unter der kleinen polnischen Mütze aus dem bleichen Gesicht, aus dessen tiefen aber bedeutenden Fugen ein paar lebhafte Augen unter schwarzen Augenbraunen hervorblickten,

und ein starker Schnurbart vollendete das beinahe Unheimliche dieser Erscheinung, welche sehr an irgend einen Helden Byron's, einen jener interessanten Verbrecher mahnte, wie der Lord sie zu schildern liebte. Lange unterhielt es mich, den Reiter zu beobachten, endlich machte eine Wendung der Straße ihm die Wagen bemerklich, er wandte sein Pferd und ritt an einen derselben heran, indem er die Damen artig grüßte. Mir war das recht, denn nun konnte ich später auf meine Frage erfahren, daß dieser unheimliche Reiter ein Graf Löwenhjelm, Schwedischer Gesandter an unserm Hofe war, und mit zur heutigen Gesellschaft gehörte. Bei dem Mittagessen, das, von der heitersten Herbstwitterung begünstigt und von den Bergen, in deren engem Schooß wir uns befanden, vor dem Wind geschützt, im Freien genommen wurde, ließ sich plötzlich auf einem Hügel über uns eine Harmoniemusik vernehmen, die das Vergnügen der Gesellschaft vermehrte. Nach Tische bemerkte ich allerlei Geflüster und heimlich thnenden Scherz, dessen Absicht mir und wohl Vielen räthselhaft war, aber auf einmal mußte auf Befehl Eines aus der Gesellschaft diese in zwei Reihen — Frauen und Herren getrennt, wie zur Eccossaise, sich einander gegenüberstellen. — Nun trat Fräulein Ephraim hervor und las ein eben so gemüthliches als elegant stylisirtes Sonett vom Herrn Major von Weingarten, dem zierlichen Dichter, vor, das einen freundlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstag enthielt. Hierauf wendete sich plötzlich die ganze Reihe

der Herren, wie sie vor uns standen, um, und präsentirten Jeder auf seinen Schultern einen großen Buchstaben aus weißem Papier ausgeschnitten, und diese Buchstaben formirten das Virat Caroline! Ungemein freute mich diese gütige Aufmerksamkeit, und mit stiller Genugthuung fühlte ich mich im Kreise wohlwollender Freunde. Nach Tische wurde spazieren gegangen, die Aussichten in die hinter diesen Bergen liegende ernste Gebirgswelt bewundert, wo der Schneeberg, die Neustädter Wand und andere hohe Gipfel und Bergrücken sich majestätisch erheben, und gegen Abend kehrte Alles vergnügt nach Baden zurück.

Bei dieser Gelegenheit, wo die Rede von einer Aufmerksamkeit ist, welche mir von befreundeten gütigen Personen zu Theil wurde, finde ich es nicht unpassend, einer andern ebenfalls zarten Rücksicht zu erwähnen, welche ich von einem mir gänzlich unbekannten und noch bis jetzt nicht ermittelten Manne erhielt, der meinen spätern aber darum nicht minder warmen Dank vielleicht erst in diesen Blättern lesen kann.

Es war wohl noch einige Jahre früher — vermuthlich als meine Tochter schon in Prag oder wenigstens nicht mehr bei mir lebte, weil ich nicht von ihr begleitet war — daß ich nach einer alten mir liebgewordenen Gewohnheit, an einem der Charwochentage nach Tisch in die Hofkapelle ging, um die dort ungemein schön abgehaltene Pumpermette zu hören, in welcher besonders die Responsorien am Schlusse jedes

Psalms von den Sängern der Hofkapelle, ohne Begleitung der Musik, ja nicht einmal der Orgel, welche nur den ersten Accord feierlich angibt, mit meisterlicher Intonation und tiefergreifendem Effect gesungen werden. Die Kapelle ist nicht groß, die Schönheit der Musik lockt Viele, daher war es zum Erdrücken voll, und ich stand recht mitten im Gedränge, nicht ohne einige Unbequemlichkeit meine *Semaine sainte*, einen ziemlich korpulenten Band, in den Händen emperhaltend, um in der dämmernden Kirche lesen zu können. Da gewahrte ich einen jungen ungarischen Gardisten (deren sich mehrere in der Kirche befanden, ohne im Dienst zu seyn), der geschäftig um sich blickte, und endlich ein paar Personen, die ganz am Ende in den nächsten Kirchensässen saßen, anredete, so daß ich verimuthete, er suche für Jemand einen Platz, der vielleicht erst kommen werde. Weiters gab ich auf die ganze Sache nicht Acht, als plötzlich ein Hofbedienter mit einem Tessel sich durch das Gedränge arbeitete, ihn hinter mir niederstellte, mit der Aufforderung mich seiner zu bedienen. Deutlich erkannte ich jetzt, daß jene freundliche Geschäftigkeit des jungen Offiziers mir gegolten hatte, und widmete ihm in meinem Herzen warmen Dank, den ich ihm leider, als die Abendacht vorüber war, nicht mehr zollen konnte, denn er war aus der Kirche verschwunden. Auch glaube ich kaum, daß ich ihn würde wieder erkannt haben, denn ich hatte ihn nur flüchtig angesehen, und weiß mir seinen guten Willen, sein freund-

liches Bemühen, der unbekannten Matrone einen bequemen Sitz zu verschaffen, nur damit zu erklären, daß er mich vielleicht aus dem Jay'schen Hause in Bucsan oder Ugroß gekannt, und der schriftstellernden Frau gern eine gütige Rücksicht erwiesen habe.

Von Baden zurückgekehrt, traten wieder mancherlei trübe Ereignisse ein. Therese Artner, meine innig verehrte Freundin, war schon vor mehr als zwei Jahren von Bucsan weg zu ihrer jüngsten Schwester Minna Romano gezogen, welche mit ihrem Manne in Agram lebte, und ihrer eigenen Gesundheit wegen eine Stütze in ihrem häuslichen Walten bedurfte. Diese fand sie am besten und liebsten in der ältesten Schwester, welche ja schon von Kindheit an die Pflichten der frühverstorbenen Mutter an den drei jüngern Geschwistern geübt hatte. Aber Therese litt selbst an gichtischen Uebeln, und oftmalige beschwerliche Reisen von Bucsan nach Agram und von hier wieder zurück, womit sie die entgegengesetzten und doch im Grunde gleichen Wünsche ihrer Schwester Minna und ihrer Freundin Jay befriedigen wollte, hatten diese Uebel nur noch mehr hervorgerufen. Bald darauf waren, während Therese sich bei ihrer Schwester befand, schnell nach einander zwei kleine Kinder derselben gestorben, und dieser Schmerz, so wie noch manch anderer Verlust, erschütterte ihre Gesundheit immer mehr. Im vergangenen Jahre 1828 hoffte sie viel von einer Reise nach Vicenza, zu entfernten Anverwandten, die sie freundlich eingeladen hatten.

Aber die erneuerten Fatiguen der Reise, da Theresen's Vermögensumstände ihr nicht erlaubten, auf recht bequeme Art zu reisen, die Veränderung des Klimas, selbst die erhöhte Wärme, auf welche sie als ein Heilmittel gerechnet hatte, und die sich schädlich für sie erwies, endlich die Hast und vielfältige Bewegung, mit welcher ihr nach Kenntnissen und Kunstgenüssen dürstender Geist, diese überall aufsuchte, vollendeten den Ruin ihrer Gesundheit. Ihre Bemerkungen auf dieser Reise legte die theure Freundin in einem Bericht darüber, in Form von Briefen an mich, nieder, und gab mir so vor ihrem Tode aus der Ferne noch ein warmes Liebeszeichen. Zurück nach Agram gekehrt, nahm ihr Leiden mit wachsender Gewalt überhand, und am 25. November verschied sie in den Armen ihrer Freunde, ihnen und uns Allen ein unerseßlicher Verlust.

Während dieses letzten Sommers hatte auch der Zustand von Pelzel's Mutter sich bedeutend verschlimmert. Ihr Arzt verbarg ihren Angehörigen die Wahrheit nicht. — Es war eine Brustwassersucht, und ihr Sohn, der sie unendlich liebte und die letzte Zeit fast ganz bei ihr zubrachte, litt auf's schmerzlichste durch diesen drohenden Verlust, und meine Tochter litt mit ihm.

Es war am Ende des Novembers, als ich eben Abends einsam im Zimmer sitzend, einen Brief aus Agram erhielt, der mir den Tod Theresen's meldete, und dies Ereigniß, das ich leider schon lange als un-

vermeidlich vorausgesehen, nun schmerzlich verwirklicht sah. Noch sann ich tiefbetrübt darüber nach, als man mir ein Billet meiner Tochter brachte, das mir den eben erfolgten Tod ihrer Schwiegermutter anzeigte. So kreuzten sich auch diesmal die Todesnachrichten wie zu Anfang dieses, durch manche Unfälle, wenigstens für uns denkwürdigen Jahres, das überdies noch durch eine furchtbar strenge Kälte, welche vom halben November bis zu Ende Februars anhielt, sich Allen unvergeßlich machte, und der trübe Schluß desselben gleich seinem finstern Anfang.

Während der zwei Jahre, welche nach der Erscheinung der „Wiedereroberung von Osen“ verflossen waren, hatte meine Phantasie, die sich ohne eine bestimmte und umfassende dichterische Arbeit nicht recht behaglich fühlte, wieder einen neuen, ebenfalls aus der österreichischen Geschichte geschöpften Stoff gewählt: „Friedrich den Streibaren,“ den letzten Babenberger. Zu diesem Behuf schaffte ich mir Raumer's gediegenes Werk: „Geschichte der Hohenstaufen“ an, und suchte auch in andern geschichtlichen Werken, hauptsächlich aber in Hornmayer's Schriften, nach Notizen über diesen Fürsten. Raumer's Werk war mir von großer Hilfe, wie denn überhaupt Alles, was aus dem ernsten und dabei doch so milden Geiste dieses Mannes geflossen ist, in dem meinen stets einen bereiten Wiederklang fand, und ich mit großer Beruhigung so oft meine noch unklaren oder mangelhaften Ansichten von geschichtlichen Charak-

tern oder Zuständen aufgeklärt und vollständig entwickelt in seinen Werken erblickte; so wie seine persönliche Erscheinung, auf welche ich später kommen werde, mir und Allen, die ihn bei uns sahen, sehr zusagte. Doch muß ich gestehen, daß eine bei weitem lebendigere (ob auch ganz richtige, lasse ich dahin gestellt seyn) Gestaltung von Friedrich's Eigenthümlichkeit mir aus Hermayr's Schilderung entgegentrat, als aus Raumers Werk, wo ich die zerstreuten Züge erst zusammenfuchen mußte, weil natürlicher Weise dieses Fürsten nur bei jenen Gelegenheiten und nur in so weit als er in Verührungen mit den Hohenstaufen kam, erwähnt ist. Hermayr hingegen hat — fast möchte ich mir erlauben zu errathen warum? — diesen Fürsten stäts mit ganz besonderem Interesse betrachtet. Er hat seine gewaltige Willenskraft bewundert, seine Irrthümer und seine sich überstürzenden Leidenschaften entschuldigt, und in dem häuslichen sowohl als öffentlichen Unglück, das Friedrich betreffen, doch stäts nur die Größe des Charakters im Kampf mit einem feindlichen Geschick und das traurige Bild vereitelter Hoffnungen und gehemmter Entwürfe gesehen. Eben diese sympathetische Theilnahme, wenn ich so sagen darf, hat denn auch Hermayr's Phantasie belebt, und die Biographie Friedrich des Streibaren, nach meiner Ansicht, zu einer seiner lebendigsten Darstellungen erhoben, ohne daß ich jedoch zu behaupten wage, daß es auch eine der treuesten und richtigsten sei, wie denn überhaupt strengere Ge-

schichtsforscher gegen viele seiner Arbeiten diese Einwendung machen.

Mir sagte dieser Stoff sehr zu, und ich beschäftigte mich angelegentlich damit; ja ich war, wie bei allen meinen Arbeiten, mit ganzer Seele dabei, so daß der Lauf der Begebenheiten und die Bilder der Personen mir nie aus dem Gedächtniß schwanden, und ich im Stande war, so wie ein freier Augenblick zwischen häuslichen Geschäften und geselligen Pflichten sich anbot, meine Arbeit fortzusetzen. Aber ich hatte Hrn. Fleischer, mit dem ich in einem langjährigen literarischen Verkehr gestanden, und dessen freundliches Betragen gegen mich jede billige Rücksicht fordern konnte, eine Erzählung für die „Minnerva 1831“ versprochen, und mußte nun daran denken, dieser Verpflichtung nachzukommen. Nicht mit Mühe, kann ich sagen, riß ich mich aus dem Ideenkreise, aus den Bildern, Begebenheiten, Streben und Ringen der Epoche, in der mein größeres Werk spielte, los, um etwas ganz Verschiedenartiges vorzunehmen. Ich hatte schon seit langem den Stoff des „Turniers zu Worms“ (den ich früher schon als Romanze behandelt hatte) ausersehen, um ihn in einer größeren Erzählung zu bearbeiten, nun führte ich diesen Plan aus. Hatte nun wirklich das innere Widerstreben, womit mein Geist an diese Arbeit ging, darauf eingewirkt, oder war es eine von den mancherlei Freundlichkeiten, welche Herr B. Menzel im „Literaturblatt des Morgenblatt“

tes* den schriftstellernden Frauen, die er sammt und sonders haßte, und somit auch gelegentlich mir erwiesen hat, genug, er sagte in der Recension des „Almanachs,“ daß die Erzählung: „Das Turnier zu Worms“ zwar nicht lang, aber langweilig sei.“ Bei der Höflichkeit, womit sonst meine Arbeiten von den Herren Recensenten behandelt wurden und noch werden, selbst wenn sie etwas daran zu tadeln fanden, wogegen ich nichts einzuwenden hatte, hat mich der barische Ton, in welchem dieser Hr. Menzel sich schon ein paar Mal gegen mich vernehmen lassen, wohl nicht beleidigt, denn ein Urtheil über ein gedrucktes Buch steht Jedem frei, aber in Verwunderrung gesetzt, da ich ihm wahrlich nie einen Grund zum Mißvergnügen gegeben, er müßte mir nur das, daß ich eine Schriftstellerin bin, als ein Vergehen a priori antehnen. Dieser Widerwille mag es auch wohl gewesen seyn, welcher, verbunden mit der stets mehr überhand nehmenden Zute unserer Literatoren, die Gesellschaft von Frauen zu vermeiden, ihn bei seiner Anwesenheit in Wien, vor einigen Jahren, bestimmt hat, mich ganz zu ignoriren, obwohl er in's Haus der B. Pereira kam, und somit eine leichte Berührung zwischen uns möglich gewesen wäre. Nachdem ich diese Erzählung geendigt und abgeschickt hatte, wandte ich mich wieder zu meinem Friedrich dem Streitharen, aber die erste Stimmung war zum Theil verschwunden, die Wärme verflogen, ich endigte zwar meine Arbeit nach dem früher entworfenen Plane, und brachte auch alle Einzel-

heiten in Ausführung, welche ich schon früher, jede an ihrer Stelle, dazu bestimmt hatte; doch freute mich jetzt diese Arbeit nicht mehr halb so sehr, als wenn ich das Ganze in Einem Zuge hätte fortarbeiten können und ich möchte sagen, mich nicht aus der Atmosphäre von Ansichten, Empfindungen und Schilderungen hätte entfernen müssen, in welcher, wie ich glaube, das Werk auch viel besser beendet worden wäre.

Später, nachdem ich Herr Korn so meisterhaft seine Rolle des zartfühlenden und seine hervorbrechende Leidenschaft mit männlicher Kraft beherrschenden Vormunds in dem Stücke Naupach's: „Vormund und Mündel,“ hatte spielen sehen, dachte ich daran, aus dem „Turnier zu Worms“ ein Stück zu machen, und Claude de Barre's Charakter und Lage schien mir ganz geeignet, auf ähnliche Art behandelt und dargestellt werden zu können. Ich theilte mir die Handlung in Akte und Scenen ein, und machte auch die Aenderungen, welche mir die dramatische Vorstellung an einer Erzählung zu erfordern schien, unter andern auch die, daß der Vorsatz des Kaisers, als Gegner des französischen Ritters aufzutreten, dem Publikum nicht wie bei der Erzählung bis zum letzten Augenblick ein Geheimniß bleiben sollte, weil es sehr möglich war, daß viele Personen im Theater beim Aufschlagen des Bistres den Kaiser vielleicht nicht sogleich hätten erkennen, und folglich das Schlagende der Entdeckung nicht so allgemein wirksam hätte seyn können. Im Stücke sollte der Tausch der

Fichtel's Memoiren. IV.

Waffen mit Georg und das Erscheinen des Kaisers unter Georg's Namen nur den Hauptpersonen der Handlung unbekannt seyn, und das Publikum bloß mit ihnen und für sie, dem zweifelhaften Ausgange des Kampfes gespannt entgegen sehen. Aber ich gab auch diesen Plan auf und ließ es bei der Erzählung bewenden.

Gegen Ende des Winters brachte der Eisgang, der während der durch viertelhalb Monate anhaltenden Kälte sehr stark geworden, große Verwüstung hervor. Er erfolgte in der Nacht vom letzten Februar auf den ersten März, und richtete ungemein vielen Schaden in den dem Strome zunächstliegenden Vorstädten Wien's und in der Umgegend an, wobei selbst Menschen zu Grund gingen, und der jetzige Kaiser, damals Kronprinz, wie ein helfender und rettender Engel in den gefährdeten Gegenden erschien. Auch die Einwohner Wien's zeigten sich hilfreich, man brachte Geld, Einrichtungs-, Kleidungsstücke u. s. w. in solchem Ueberflusse zusammen, daß, wie man erzählte, manche Familie durch diese Vertheilung nun besser als vorher eingerichtet und versehen war.

Den nächsten Monat aber traf auch uns ein trauriges Ereigniß. Das jüngste Kind meiner Tochter, das eben in der vierten Generation den Namen Caroline bei uns fortsetzen sollte, starb nach einer kurzen Krankheit von wenigen Tagen an einem Wässerkech, wie die Ärzte sagten. Am Mittwoch Abends, als meine Tochter mich besuchte, hatte sich das Kind zuerst ge-

Klagt, das Übel nahm mit Riesenschritten überhand, Convulsionen traten ein, und am Montag hatte es seine kurze Laufbahn beendet. Es war ein schönes und für sein Alter von 18 Monaten, sehr verständiges Kind. Wahr ist es, daß es nie sehr munter gewesen war, und daß der Blick seines wirklich schönen Auges oft etwas Melancholisches hatte, das mich schreckte, indem es mich den Grund des Übels ahnen ließ, der sich auch bestätigte. Bald darauf entschloß sich mein Schwiegersohn, um seiner Frau Erheiterung und den Genuß der Landluft zu verschaffen, eine Wohnung auf dem Lande zu nehmen. So lange seine Mutter lebte, pflegte er bloß im Sommer jeden Sonnabend allein zu ihr nach Mödling zu fahren, wo er dann bis Montag blieb, und seine Frau brachte den Sonntag mit den Kindern bei uns zu. Dies Jahr aber war es anders. Sein Präsident, der Baron von Gärtner, bewohnte schon seit ein paar Jahren ein sehr schönes Haus in Mödling. Außer seiner großen Wohnung war noch eine kleine in diesem Hause zu vermieten. Pelzel nahm sie auf die freundliche Aufforderung seines Chefs, und so gestaltete sich für meine Tochter, die dieser Aufheiterung wohl bedurfte, ein angenehmer Séjour im Genuß der Landluft und im Umgang mit der sehr würdigen Familie des Barons von Gärtner.

Der strenge Winter hatte einem sehr heißen Sommer Platz gemacht, und wie in der Natur schien in der Menschen- oder eigentlich der politischen Welt wäh-

rend langer Ruhe sich der Gährungsstoff gehäuft und jetzt in heftiger Glut entzündet zu haben. Frankreich, stäts seiner Glanzperiode unter dem Kaiserreich eingedenk, und nach Art leichtsinniger Gemüther der Niederlage vergessend, die eben jene Glanzperiode herbeigeführt hatte, ertrug unwillig die Einrichtungen der Restauration und so manche, nicht Neuerungen, sondern Umkehrungen zum Alten, welche die wiedergekehrten Bourbonn, besonders nach des höchstverständigen und würdigen Ludwig's XVIII. Tode, einzuführen begannen. Das war im Westen von uns. — Im Osten, oder vielmehr Nordosten, begann es sich ebenfalls zu regen. Das unglückliche Polen hatte (vermuthlich auf französische Instigationen) den Freiheitskampf wieder aufzunehmen angefangen. Unruhen regten sich hin und wieder. Ein lebhafter Geist schien Alles zu beleben — Hoffnungen lebten auf, Versuche wurden vorbereitet. Wer dem unglücklichen Lande oder vielmehr der unglücklichen Nation wohlwollte, und die Lage der Dinge genauer betrachtete, konnte sich über diese letzten Zustände stehender Freiheit nicht erfreuen. Es ging Polen, als Land betrachtet, nicht bhlumm. Unter Alexander's milder Regierung waren Strafen angelegt, Industrie ermuntert, treffliche Einrichtungen für das Wohl der untern Stände gemacht werden. Sicher waren diese besser daran, als verhin unter ihrer Pseude-Republik. Daher war der Aufstand auch nicht vom Volke ausgegangen, sondern die mächtigen Dynastien konnten die

Zeit nicht vergessen, als sie oder ihre Väter große Gewalt besessen hatten, und eine billige und edle Idee nationaler Freiheit knüpfte sich an diese Erinnerungen, und strebte, ohne die Mittel, die vorhanden waren, zu berechnen, dem glänzenden Ziel errungener Selbstständigkeit zu.

Plötzlich überraschte die Neuigkeit der Juliusrevolution die ganze Welt, und obwohl diesmal das Ganze ohne viel Blutvergießen vorübergegangen, und Carl X. eben nicht vom Throne gestürzt, sondern höflich gebeten, herabzusteigen und mit Artigkeit aus dem Lande gewiesen worden war, so konnte doch Niemand mit Sicherheit voraussagen, was noch folgen würde. Der Greis La Fayette trat wieder aus der Dunkelheit des Privatlebens hervor, in welcher er als Herr und Hausvater eben so ehrenvoll wie früher im Glanz der Öffentlichkeit gewirkt hatte, an die Spitze der Nationalgarde, und gab dem Lande ein Oberhaupt, ganz in dem Sinne seiner alten nie verläugneten Grundsätze, was wohl nicht Viele in Frankreich von sich sagen konnten. Was auch die Ewigunzufriedenen mit Recht oder Unrecht gegen Louis Philipp sagen mögen, seine Klugheit, seine Kenntniß der Menschen sowohl als der Kabinete, hat bis jetzt Frankreich und somit Europa den Frieden erhalten. Sehr wigig ist eine bald nach dieser Thronveränderung erschienene Karrikatur. Die bekannte Figur des Mayeux steht da, in einer Hand einen Apfel, in der andern eine Birne haltend und sagt: *Le diable*

emporte les fruits! — Adam nous a perdu par une pomme et La Fayette par une poire! Auch ist es kein geringer Beweis für die seit 50 Jahren vorgeschrittene Civilisation und wahre Zittigung der Menschheit, daß in Frankreich so wie in den kleinern deutschen Staaten, wo solche Reibungen entstanden waren, Alles bald wieder, und durch wen? durch das Bürgerthum, die National-, Kommunal- u. s. w. Garden beruhigt werden war.

Indessen hatte der politische Schwindel doch die Köpfe erarissen und aufgeregt. Nach seinem Standpunkte, seinen Ansichten und Absichten sah Jeder etwas Anders in demselben, hoffte, wünschte, fürchtete etwas Anders, und die Politik hatte in den ersten Monaten nach dieser erschütternden Katastrophe so die Oberhand über Alle, besonders über die friedlichen literarischen Interessen gewonnen, daß diese größtentheils unbeachtet auf die Seite geschoben wurden.

Wir waren eben in Mitte dieser Wirren nach Baden gezogen, wo wir in diesem Sommer jene mir sehr liebgewordene und schon öfters innegehabte Wohnung in der Pölgasse bezogen, wo das Wohnhaus mitten im Garten liegt, und von allen Seiten eine köstliche freie Luft und Aussicht auf das Gebirg im Hintergrunde, auf die Weilburg und die Weinberge in der Nähe bietet. Auf die furchtbare Kälte des vergangenen Winters war ein eben so beschwerlicher heißer Sommer gefolgt. Kaum daß man Abends, nachdem die Sonne

schon hinunter war, einige Kühlung genoss; am wenigsten fand man sie auf dem gewöhnlichen Spaziergange der Badner, im Helenenthal; dort hatten die Sonnenstrahlen am längsten verweilt, und die nahen Berge und Wälder behielten noch eine Weile den Dunst und die Wärme des Thales, bis endlich ungefähr 8—10 Tage nach unserer Ankunft ein heftiges Gewitter mit Regengüssen die Luft genugsam abkühlte, und nun ein angenehmes Herbstwetter eintrat.

Wieder, wie sonst jedes Jahr, versammelte sich unsere kleine Badner-Cotterie Abends meist bei der Baronin Pereira, oder mit ihr bei einer der andern Freundinnen. Da wurde denn, zumal unter den Männern, nichts als politisirt, und selten drangen andere Gespräche durch. Pichler zumal fand so viel Nahrung für seinen Geist in dem was täglich mehrere Zeitungen ihm Neues brachten, daß ich mit Ernst wachen mußte, daß er nicht, des Zweckes, warum wir in Baden waren (die Bäder allein ausgenommen) ganz vergessend, darüber Spazierengehen und Bewegung in frischer Wald- und Bergluft versäume.

Vielleicht lag es in der Beschaffenheit meines letzten Romans, Friedrich des Streitbaren selbst, daß er in der literarischen Welt viel geringeren Success als meine früheren Arbeiten gefunden, vielleicht aber erstickten die gar zu lebhaften, politischen Interessen, welche damals alle Geister aufregten, die Aufmerksamkeit für literarische Erscheinungen, vielleicht wirkte Bei-

des zusammen. Das Resultat blieb ein Unerfreulichs für mich, und spannte meine Lust zu künftigen Arbeiten sehr herab.

Zurück in die Stadt gekehrt, fand ich meine Tochter nicht unbedeutend krank an einem kalten Fieber, das sie in Döbling durch Erkältung sich zugezogen, und das in ihrer damaligen Lage, sie war das fünftmal in gesegneten Umständen, uns mit gerechten Besorgnissen erfüllte. Dennoch ging es, Gott sei Dank, vorüber, und sie erholte sich allmählig. Unsere häusliche Ruhe stellte sich wieder her, und unsere häuslichen Freuden wurden bald darauf (5. Dezember) durch die glückliche Geburt eines hübschen und gesunden Mädchens erhöht, das uns die verlorne Caroline ersetzen sollte, wenn bei solcher Art von Verlust ein Ersatz denkbar ist, indem nie Ein Individuum das Andere vollkommen repräsentirt, und in unser Aller Herzen Raum auch für diese neben der Andern gewesen wäre. Auch konnten meine Tochter und ich uns nicht entschließen, das Kind, obwohl es Pelzeln seiner Frau wegen wünschte, Caroline taufen zu lassen, weil uns dies gar so wehmüthig vorkam. Es wurde also Maria nach der allgemeinen Patronin unsers ganzen Geschlechts der heiligen Jungfrau getauft.

Indessen war die Revolution in dem bedauernswürdigen Polen mit großer Lebhaftigkeit und von all-

gemeinen Enthusiasmus angefaßt, fortgeschritten. Die Russen wurden an mehreren Orten tüchtig geschlagen, und die polnischen Patrioten erhoben ihre Häupter mit größerer Zuversicht. Unter ihnen zeigten sich Männer wie Chlovicki, Miskiewitz, an die nur zu denken einem rein menschlichen Sinn wohlthat; selbst Jene, die von vornherein, aus den Gründen, die ich früher entwickelt, der Sache wenig Erfolg versprochen und die unglücklichen Opfer einer edlen Selbsttäuschung oder fremder Verführung im Voraus beklagt hatten, fingen nach und nach an, an ein mögliches Gelingen zu glauben, und wer sich für die gute Sache erwärmen konnte, rief sich den ebenfalls ungleichen Kampf der Schweizer, der Niederlande, endlich Nordamerika's ins Gedächtniß, und fand Bestärkung in seinem frommen Glauben. Graf Diebitsch, der sich ein oder zwei Jahre vorher durch seinen Übergang über den Balkan den Ehrennamen Sabalkansky erwerben hatte, schien diesmal mit seinem Feldherrntalente gegen die Begeisterung einer Nation nicht auszureichen, und in Wien wurde über seinen Namen ein Witz gemacht, und er Sobald-Kaunisch genannt.

In mein Haus war drei Jahre früher ein Pole aus Galizien, Herr Bocos v. Antoniewitz gekommen, ein Mann von sehr guter Erziehung, ein vermöglicher Edelmann und ein Jüngling von vielleicht nicht 22 Jahren, über dessen Kenntnisse und vielseitig ausgebildeten Geist ich oft erstaunte, und ihn einst so wie jenen Jög-

ling der Ecole polytechnique, den Lieutenant Razmond fragte: Woher er denn die Zeit genommen, das Alles zu lernen? Carl v. Antoniewicz war auch ein zierlicher Dichter, und es ist mir noch immer komisch, daß, als er sich, ehe ich ihn gesehen, mit einem mir sehr schmeichelhaften Gedicht bei mir ankündigte, aus welchem aber tiefe Klagen über sein Unglück durchtönten, ich ihn, mehrerer ähnlicher Erfahrungen zufolge, für einen pauvre honteux gehalten hatte, der seine Vettelei unter einer respektablen Maske anzukringen dachte. Wie war ich erstaunt und insgeheim beschämt, als nun statt des alten schnurbärtigen armen Polen, wie ich mir den Botos von Antoniewicz nach seinem Briefe vorstellte, ein gebildeter und höchst eleganter junger Mann vor mir stand.

Er kam nur gelegentlich nach Wien, wehte dann bei den P. P. Meditaristen, und schien sich mit Literatur zu beschäftigen, obwohl er vielleicht insgeheim für sein Vaterland thätig seyn mochte. Wenn er hier war, besuchte er mich oft, und schrieb mir, wenn er wieder nach Zwarzowa, seiner Besizung im Zolkiewer Kreise zurückgekehrt war, ziemlich fleißig. Ein oder zwei Jahre darauf lernte ich durch ihn seinen Vetter Niclas Antoniewicz kennen, dessen Vater, wenn ich nicht irre, Appellationsrath in Galizien war; auch einen ziemlich artigen jungen Mann, der sich nebst seinen Studien mit Poesie beschäftigte, und aus Byrons Korsar ein Trauerspiel gemacht hatte, das einige hübsche Szenen

bot. Sein Vetter hatte indeß einen Sonetten-
Kranz, leider aber für mich in polnischer Sprache
gedichtet, und mit einem deutschen Sonette mir ge-
widmet. — Das war nun eine Art von Tantalus-Mahl
— denn ich kann kein Polnisch; aber einige von den
Herren, die unser Haus besuchten, und diese Sprache
verstanden, übersehten mir Einiges, besonders nahm
sich Baron Maltiz dieser Verdeutschung freundlich an,
und so konnte ich doch Einiges davon genießen.

Jetzt, in dem Winter von 1831 war Niclas An-
toniewitz plötzlich aus Wien verschwunden, Carl war
schon lange nicht mehr hier — der Krieg in Polen
hatte begonnen, und ich konnte mir leicht denken, daß
die beiden jungen Leute sich mochten haben hinreißen
lassen, obwohl in unserm Galizien Alles ruhig blieb,
an dem Kampf ihrer Landsleute Theil zu nehmen. Und
so hatte der Eine, Nicolas, auch gethan; Carl aber war
ruhig in Zwarzowa geblieben. Lange erfuhr ich
nichts von Beiden. Nach dem Neujahr kam ein Brief
von dem Ersten, ganz voll Begeisterung, ganz voll schim-
mernden Hoffnungen. — Wie lange war es von der
Vorsicht der unglücklichen Täuschung erlaubt, die irre-
geführten Gemüther zu blenden?

Aber als wäre es an all dem Unglück, welches
diese unzeitige Schilderhebung der Polen veranlaßt
hatte, noch nicht genug, wurde nun durch die Rus-
sen ein neues Übel in Europa eingeschleppt, von
dessen Existenz in Asien man schon seit manchem

Jahre Schreckliches gehört, das aber, eben der Entfernung wegen, keinen besondern Eindruck auf die Europäische Welt gemacht hatte, und das nun die Abendländer zu ihrem Entsetzen in der Nähe sollten kennen lernen. Es war das furchtbare Räthsel, wie es Goethe nannte, die Asiatische Cholera. Langsam wälzte sich das zerstörende Ungethüm immer näher; die Märsche, die Gefechte machten die Mittheilung unvermeidlich, so stieg es endlich über die Karpathen herab und drang in Ungarn ein.

Ihm weit voran gingen gräßliche Kunden, und noch gräßlichere Thorheiten von Aberglauben, blinder Nachahmung ungeprüfter Heilmittel, albernem Nachbetheuen unverständener Maßregeln und rücksichtslosem Egoismus, der nur bedacht, das liebe Selbst vor jeder möglichen Gefahr zu schützen, zu den widersprechendsten, ja oft zu den gefährlichsten Mitteln griff, nicht weil man sie erprobt gefunden, sondern weil man gehört haben wollte, daß der oder Jener, den man oft nicht kannte, sie gebraucht habe. Welche verkehrten Maßregeln wurden nicht ergriffen, welche Summen ohne genaue Prüfung der jedesmaligen Individualität, ja oft ohne den Rath eines Arztes, für Wisnuth, Kamillengeist, präservative Pflaster und Räucherungen verschwendet! Zweierlei Ansichten erhoben sich unter den Ärzten und im Publikum, die von der Contagiosität und Nichtcontagiosität des Übels. Viele und berühmte Ärzte standen auf jeder Seite, die Erste

behielt die Oberhand — der kaiserliche Hof zog nach Schönbrunn, das ganz abgesperrt und von aller Berührung mit dem Publikum so viel wie möglich frei bleiben sollte. Gegen Ungarn wurde ein Kordon gezogen, Kastele, Quarantaine-Anstalten mit unsäglichen Kosten aufgerichtet — während Viele und eben auch nicht Beschränkte das Alles für ganz nutzlos, ja für schädlich erklärten. Diese behaupteten, durch viele Erfahrungen belehrt, daß die Krankheit nicht nothwendig durch Berührung wie die Pest sich mittheile, daß, wenn dies auch hier und dort so geschienen habe, weil in Einem Hause oder Einer Gegend mehrere Personen erkrankten, Einbildungskraft, Atmosphäre und andere noch unerforschte Einwirkungen thätig gewesen waren. Sicher war es, daß in der Atmosphäre Veränderungen vorgegangen waren, die bei auch nur oberflächlicher Beobachtung auffallen mußten. Diese glanzlosen Sonnenuntergänge, wo das Gestirn des Tages sich gleich dem Vollmond zeigte und betrachten ließ; diese feuerrothen, lange dauernden und oft den ganzen Horizont bedeckenden Abendröthen, diese wunderbaren Nebel! — Hierauf wurde denn auch in Schriften und Gesprächen hingewiesen, und die allerseltensamen Hypothesen nicht bloß aufgestellt, sondern mit den sinnreichsten Gründen zu unterstützen versucht. Die Meteorologie wurde zu Hülfe gerufen, die Geschichte, Geographie, frühere dagewesene Zeichen, besonders der sogenannte schwarze Tod v. J. 1349, der ebenfalls aus Asien nach Europa herüberge-

kommen, citirt, und endlich sogar Insektenchwärme, die sich in der Luft befinden sollten, als möglicher Ursprung der Seuche angegeben. Kurz man erschöpfte sich in Muthmaßungen, in Hypothesen, in Überlegungen, wie die Krankheit, wenn sie Wien erreichte, am zweckmäßigsten zu behandeln seyn werde. Jede Haushaltung versah sich, nach den verschiedenen Ansichten der Ärzte, mit Essig, Wachholderbeeren, großen Töpfen voll Asche, die im Nothfall gehigt werden sollten und mit allerlei Arzneien, wie sie Dieser oder Jener nach eigenen oder fremden Erfahrungen probat gefunden hatte. Aber so wie in dem Fall der beiden feindlichen Invasiönen sah man auch diesmal Viele gerade die verkehrtesten Maßregeln ergreifen. — Eine bekannte Frau nahm Bismuth als Präservativ, weil sie irgendwo dies Mittel anrathen gehört oder davon gelesen hatte, und starb daran. — Andere gebrauchten im Voraus allerlei Kuren; wieder Andere verließen Wien, ja Oesterreich, und suchten Schutz in fernen Gegenden, besonders in Gebirgsländern, wo sie sich von der reinen Luft viel versprachen. Hier muß ich eines freundschaftlichen Anerbietens erwähnen, welches mir von einem alten Bekannten in der Schweiz, den ich vor vielen Jahren durch unsern Freund Hefrath Büel aus Zürich als ganz jungen Mann hatte kennen lernen, von Herrn Peter, Kaufmann in Winterthur, gemacht worden war. Büel lebte damals nicht mehr, wiederholte Schlaafschüß hatten in den letzten Jahren seine körperliche und Geisteskraft ge-

schwächt — seine Briefe waren selten — unbefriedigend geworden. Eben durch diesen Herrn Peter erfuhr ich nach einiger Zeit den Tod dieses gemeinschaftlichen treuen verehrten Freundes; und eben von Herrn Peter, der fast jedes andere Jahr nach Wien kam und uns freundlich besuchte, erhielt ich nun in der verhängnißvollen Cholerazeit einen recht herzlichen Brief, in welchem er uns eine Zuflucht bei sich in Winterthur anbot, wenn wir der Seuche — wie so Viele Andere — zu entfliehen und uns in der reinen Gebirgsluft zu bergen gedächten. Ich kann sagen, daß mich dieser Antrag ungemein erfreute, und obwohl Pichler's Dienstverhältnisse uns nicht erlaubten, ihn anzunehmen, fühlten wir uns doch dem wohlwollenden Freund zu eben dem Dank verpflichtet, als wenn wir Gebrauch von seinem Anerbieten hätten machen können. Es ist gar ein erhebendes und beglückendes Gefühl, auf einen Freund in der Noth zählen zu können.

Die Gefahr der Seuche kam immer näher. Bereits hatte sie in den benachbarten Komitaten von Ungarn viele Verheerungen angerichtet. Man erzählte sich von 27,000 Opfern, die sie nur allein im Neutraer Komitat geholt — und auch die mir bekannten und befreundeten Familien blieben nicht verschont. Der Gemahl meiner Freundin Jan, ein vorzüglich edler und gebildeter Mann, starb daran, und ihm folgte bald darauf eine eben so schätzbare Freundin seines Hauses, die Gemahlin des Vicepräsidenten Baron Malomay.

Meine Kinder brachten auch diesen Sommer in Einem Hause mit der Familie des Appellations-Präsidenten v. Gärtner zu. — Pelzelu sah sich geehrt durch das Wohlwollen seines Chefs, meine Tochter fand Vergnügen an dem Umgang seiner sehr vorzüglichen Töchter, und wären nicht die Sorgen wegen der Cholera gewesen, und mehrere Unpäßlichkeiten meines Schwiegersohnes, so würden sie den Sommer sehr vergnügt zugebracht haben. Aber, so wie im Jahre 1813 waren auch jetzt den großen Geschicken ihre Geister vorausgegangen, und mehrere Menschen, zumal von harterer Konstitution, fühlten verahmend die Einflüsse des Übels, welches sich in der Atmosphäre immer weiter verbreitete. Pelzelu war überhaupt von nicht starker Natur — eine kränkliche Jugend, eine umfassende Geistesbildung, die nur von Wenigen ganz ohne Schaden des körperlichen Wohlsseins erlangt wird, und eine Gewissenhaftigkeit, die ihm seine Pflichten in zu strengem Lichte zeigte, trieben ihn zu außerordentlichem Fleiße in seinen Arbeiten, veranlaßten ihn, manche Nacht diesen Arbeiten aufzuopfern, untergruben allmählig eine ohnedies schwächliche Konstitution, und legten den Grund zu seinem viel zu frühen Tode, der nicht lange nach der eben geschilderten Epoche eintrat.

Eben diese deutliche Erkenntniß, wie schädlich eine zu weit getriebene geistige Anstrengung für jugendliche Körper sei, veranlaßte ihn zu der Bestimmung, daß sein Zehn, ein sehr kluges und hoffnungsvolles Kind,

erst nach vollendetem sechsten Jahre zum Lernen gehalten werden dürfe. Er selbst, Pelzel, war in seiner Jugend dieser geistigen Anstrengung beinahe unterlegen, so daß sein Vater schon den Entschluß gefaßt hatte, den Sohn, trotz seiner bedeutenden Geistesanlagen, vom Studiren aufhören zu lassen. Das war dem Sohn sehr unangenehm, und die Mutter, eine kluge, sehr selbstständige Frau, nahm es auf sich, trotz des Verbots des Vaters, den Sohn insgeheim seine Studien fortsetzen zu lassen — ein Wagniß, wozu ich an ihrem Plage so *contre vent et marée* nicht den Muth gehabt hätte. Der Sohn studierte also insgeheim, und trat dann vor dem erstaunten und vielleicht nicht ganz erfreuten Vater, mit einem glänzenden Examen auf, wurde angestellt, und durchlief seine Bahn mit großer Auszeichnung. Aber seine körperliche Kraft war geschwächt und seine Gesundheit oft erschüttert. Erst später, im männlichen Alter, schien er sich zu erholen, und als wir ihn kennen lernten, war keine Spur von früherer Kränklichkeit vorhanden. Doch leider blieb die Anlage in der Tiefe der Natur, zeigte sich schon in Prag, und wurde wahrscheinlich durch die üble Beschaffenheit der Atmosphäre in diesem unseligen Jahre wieder aufgeregt.

Dieser Ansicht gemäß wurde in diesem Sommer bei August mit dem Kennenlernen der Buchstaben angefangen. Ich brachte ihm ein Paar Schachteln mit einzeln auf kleine Kartenblättchen gedruckten Buchsta-

ben, lehrte sie ihn kennen, wobei mich des Knaben schnelle Fassungskraft und sein glückliches Gedächtniß oft in Erstaunen setzte, und er fing an, von seiner Mutter und von mir unterrichtet, hübsch zu buchstabiren. Schon früher hatten sich jene zwei Geistesanlagen wirksam gezeigt, indem er alle Bände des Vertuch'schen Bilderbuches nicht bloß durchgeschaut und sich damit unterhalten hatte — sondern jeden Gegenstand zu nennen wußte, und sich genau Alles merkte, was ihm seine Kindsfrau über diese Thiere aus dem Buche vorgelesen — und so zu unser Aller Erstaunen ein überaus lebhaftes Interesse für Naturgeschichte entwickelte.

So war der Sommer zur Hälfte verfloßen, die Zeuche näherte sich Oesterreich von Osten her immer mehr und mehr — und je nachdem eine Person oder eine Familie dem System der Contagiosität oder dem der Nichtcontagiosität anhing, sperrten sich Jene ab, ließen alle Wäsche zu Hause waschen, weil sie bei gemeinsam gewaschener Wäsche Mittheilung der Krankheit besorgten, räuchernten mit Chlor und andern Substanzen; desinfectirten sich und ihre Hausgenossen nach jedem nothwendigen Ausgange, kurz, suchten ihr Heil in Isolirung — und änderten ihre ganze Nahrungsweise, indem sie durchaus kein Obst, kaum einiges Gemüse u. s. w. genossen, dafür aber recht viel Fleisch, Wein u. s. w. Andere blieben, überzeugt, daß alle jene Nahrungsmittel unnütz, ja vielfältig schädlich seien, bei ihrer gewohnten Kost und Lebensweise, besonders da

viele Ärzte ein Beharren beim Gewohnten, mit Vermeidung des anerkannt Schädlichen, wie der Gurken, geräucherten oder Schweinefleisches, empfahlen; auch ein ruhiges, furchtloses Gemüth als ein Haupt- schutzmittel gegen eine Krankheit ansahen, bei der die Irritation des Nervensystems so wichtig und so gefährlich war. Aber es war für die meisten Menschen schwer, sich dies ruhige Gemüth zu bewahren, da die Zeitungen so viele Nachrichten von der Cholera, von ihren Progressen, ihren Verheerungen und von Schutzmitteln dagegen enthielten, auch noch überdies zahllose kleinere oder größere Broschüren erschienen, in welchen Ärzte oder andere wissenschaftlich Gebildete dem Publikum ihre Ansichten mittheilten, so daß der Hauptgedanke der meisten Menschen in dieser verhängnißvollen Zeit, die Cholera, ihre Natur und Wirkung, und das Verhalten gegen sie war.

Der August war warm genug gewesen, auch die ersten Tage des Septembers blieben noch sehr angenehm. Wir bewohnten ein schon mehrmals von uns gemiethtes Quartier in Guttensbrunn. Baden war ziemlich besetzt, weil unter den vielen bei dem Anlaß der Cholera verbreiteten Meinungen sich auch diese fand, daß man in der Nähe dieser Heilquellen vor den Einflüssen der Zeuche sicherer seyn könnte. Da fiel plötzlich, im Gefolge eines mehrtägigen Regens und Sturmes — wie es in der Nähe des Aquinectiums oft geschieht — eine empfindliche Kälte ein, und nun war die Lösung zu

dem allgemeinen Unglück gegeben. In einer kalten Nacht ließ sich aus dem regnerischen Dunkel das Ungethüm auf die Stadt Wien, und zunächst auf das Schottenviertel herab. Eine große Anzahl von Menschen erkrankte plötzlich in dieser Gegend. Die Cholerera war da! Ärzte und Priester, welche man berief, wußten nicht, zu wem sie am ersten eilen sollten. Die Wagen der Ersten, die Blöcklein der Letzten, welche die Sterbesakramente zu den Kranken trugen, die Leichenbeförderer, welche nach den Sanitätsvorschriften nicht genug eilen konnten, die Todten fortzuschaffen, und aus Furcht vor Ansteckung vielleicht manchen kaum Erkalteten aus den Armen der Seinigen rissen, krouzten sich auf den Straßen. — Schrecken, Bestürzung, Jammer herrschten in der sonst so lebensfrohen Hauptstadt, und in diesem Schrecken und Schmerz vergrößerte die Phantasie die an sich schon großen Übel noch um ein Beträchtliches. Jeden Abend wurden uns in Baden neue Todesfälle von bekannten oder ausgezeichneten Personen erzählt, von denen viele, ja oft die meisten, nicht wahr, und wovon die Nachricht nur durch Mißverständnis oder aus bösem Willen verbreitet worden war. Jeden Tag sollten sich neue schreckliche Erscheinungen gezeigt haben — so z. B. alle Wägel die innere Stadt verlassen und sich aufs Glacis geflüchtet haben u. s. w. Das Auffallendste für mich, was mir oft Stoff zu psychologischen Bemerkungen gab, war dies: daß gerade die lebenslustigsten, leichtsinnigsten Personen, die elegantesten

und durch Erziehung und Bildung sonst von jedem Aberglauben, oft auch vom echten religiösen Glauben Entferntesten, solche Aemmensgeschichten, die schon den Stempel der Unglaublichkeit an der Stirn trugen, am ersten auffassten und am gläubigsten nacherzählten.

Zunächst nach diesen folgten an Todesfurcht und Zagen die Reichen, die Lebemänner, diejenigen, die bloß genießend, selten nützend, allein für sich standen, und wohl füglich sagen konnten: *morto me, morto tutto il mondo*. Ein solcher war ein Handelsmann in Wien, der sich beim Ausbruch der Seuche ganz absperrete, mit der größten Vorsicht jede Berührung mit der Außenwelt vermied, seine Kost ganz nach den Vorschriften, welche damals häufig von Ärzten publicirt wurden, einrichtete, und eines der ersten Opfer der Cholera ward. Andere zogen sich durch Vermeidung aller vegetabilischen Nahrung und durch zu vielen Genuß von Fleisch und Wein Schlagflüsse zu. So starben Viele, welche, wenn sie nicht eine so thörichte Liebe zum Leben getrieben hätte, das Albernste zu versuchen, das Gefährlichste zu unternehmen, nur um den Athem eines vielleicht mühseligen Lebens innerhalb seiner Bande zu erhalten, noch lange auf Erden hätten wallen können. Wohl konnte auf sie angewendet werden, was Schlegel in einem seiner Trauerspiele von einem Könige sagt: „Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben!“

Man konnte mit ziemlicher Sicherheit berechnen, daß, je ruhiger und furchtloser Jemand die Sache be-

trachtete, je weniger (wie es auch vernünftige Ärzte rietben) er sich von seiner gewohnten Lebensweise und Kost entfernte, und, wie schon oben gesagt worden, nur die längst als ungesund bekannten Speisen vermied, je weniger dem Ubel Macht über diesen Menschen gegeben wurde. Dies hatte ich dreimal, denn so oft grassirte die Zeuche in Wien und Oesterreich, Gelegenheit zu beobachten, und indem ich mich nebst meinen nächsten Liebsten nach diesen Ansichten verhielt, blieben wir auch mit Gottes Beistand verschont von diesem Ubel. Aber ich sah und erfuhr auch aus öffentlichen Blättern, wo die Zahl der von der Zeuche Ergriffenen so wie der daran Verstorbenen angegeben, und das Verhältniß dieser Personen zu der ganzen Bevölkerung berechnet war, daß doch kaum der hundert- oder hundert und fünfzigste Mensch erkrankte, von diesen wieder Viele genesen, und überhaupt die Masse der Hingerastten nicht so groß gewesen war. So dachte ich, daß ich ja nicht gerade dieser Hundert oder Hundert und fünfzigste seyn müßte; ferner, daß nicht durchaus alle Erkrankten sterben müßten; endlich, daß man bei einem Alter von sechzig Jahren sich jeden Falls den Tod gegenwärtig halten müsse, daß dieser, wenn er durch die Zeuche beschleunigt würde, „für's künftige Sterben abgerechnet werde,“ endlich, daß, wie schmerzhaft auch die Choleraleiden seyn mochten, nachdem was man davon erzählte, sie doch im Vergleich mit andern langwierigen Krankheitszuständen nur kurz währten, und so fand ich denn keine Ursache, mich so sehr davor zu fürchten. Vielmehr blieben wir, Pich-

ler und ich, ganz ruhig und befanden uns ziemlich wohl dabei, während so manches uns befreundete Haus hart mitgenommen wurde und nicht selten mehrere Personen in einer Familie der Zeuche unterlagen.

Viel mochten die damals noch ganz unklaren und darum oft verkehrten Ansichten von der wahren, noch bis jetzt nicht ganz ermittelten Natur dieser Zeuche zu den vielen Sterbefällen beitragen. Niemand kannte das Übel aus frühern Erfahrungen. Kein Arzt hatte es bis jetzt in Deutschland behandelt. Hypothesen und lustige Systeme wurden in Unzahl erbaut, das Verfahren darnach eingerichtet, und Viele starben wegen dieser Unkenntniß an verkehrter Behandlung. Einer unserer ausgezeichnetsten Ärzte sagte mir im folgenden Jahre, als die Cholera wieder erschien: „Hätte ich voriges Jahr gewußt, was ich jetzt weiß, so wäre mir mancher Kranke nicht gestorben.“ So wurde denn im zweiten Jahre Vieles als schädlich erkannt, was früher vorgeschrieben und allgemein angenommen worden war. Was mußten die ängstlichen Charaktere nicht durch das Ausröhrungssystem leiden, wie schrecklich marterte man die Kranken mit Würsten und Frottiren, verschärfte dadurch ganz umsonst die ohnehin schweren Leiden derselben, und erhöhte durch solche grauenhafte Apparate und Methoden die Angst der noch nicht Angesteckten um ein Großes!

Unter allen diesen Befürchtungen, Schrecken und Trauer kam die Zeit des Herbstes, und wir kehrten

nach Wien zurück, wo wir denn freilich manchen Bekannten nicht mehr und manche befreundete Familie in tiefer Trauer über geliebte Verstorbene fanden. Meine Kinder traf ich, Gottlob, bis auf Pelzeln selbst, sehr wohl. Dieser aber hatte, wie schon erwähnt, den ganzen Sommer über sich nicht ganz gesund gefühlt, und war es auch im Anfang des Octobers nicht. Dafür überraschte mich sein Knabe mit einer völlig ausgebildeten Fertigkeit im Lesen nicht blos der deutschen, sondern auch lateinischen Druckschrift, worin er unter Anleitung seiner Mutter unglaubliche Fortschritte gemacht, und einen Beweis für die Ansicht, welche auch die seines Vaters war, geliefert hatte, daß man bei der Methode, die Kinder sich ihrer ersten Lebensjahre ungestört erfreuen zu lassen, und mit dem Lernen später anzufangen, nichts versäumt, indem das entwickeltere Kind leichter begreift und behält, was es zu lernen hat. Auch sammelt ein gutbegabtes Kind seine Kenntnisse ja nicht blos aus Lehrbüchern und eigentlichem Unterricht, im Hause gebildeter Ältern lernt es aus jedem Gespräch, aus jedem Buch, das man ihm zur Unterhaltung gibt, aus jedem Spiel, womit man es erheitert. —

Der Winter, welcher auf diesen Herbst folgte, war sehr trüb. Wahrscheinlich hatte dieselbe Beschaffenheit der Luft, welche die Erscheinungen der Cholera hervorgebracht, und beinahe auf jeden Menschen, hier stärker, dort schwächer gewirkt hatte, auch auf den

ohnehin schwächlichen und reizbaren Organismus meines Schwiegersohnes schädlich gewirkt. Wie denn auch das ältere Mädchen von einer Art von Cholera lange nachdem diese in Wien aufgehört hatte, ergriffen, aber glücklich wieder hergestellt wurde. Den ganzen Sommer über hatte Pelzelu gekränkelt, bald rheumatische, bald nervöse Affektionen gehabt, und so dauerte dieser Zustand auch nachdem die Seuche sich schon größtentheils entfernt und nach andern Gegenden gewendet hatte, zu meiner Tochter großer Sorge fort. Hämorrhoidal-Leiden, wie sie bei Geschäftsmännern, die viel zu sitzen und ihren Geist anzustrengen bemüht sind, nur zu häufig vorkommen, zeigten sich. Seine Kräfte sanken sichtbar. Um's neue Jahr herum mußte er sich zu Bette legen. Wohl stand er zuweilen wieder auf, ging oder fuhr spazieren auf die nahe Bastei, aber die Unheilbarkeit des Übels, das in ihm wucherte, wurde seinen Umgebungen und seinen Ärzten immer deutlicher. Er selbst litt die großen Schmerzen, welche mit seiner Krankheit verbunden waren, mit wahrhaft stoischer Kraft und christlicher Geduld, welche ihm nie die Klarheit des Geistes und die dankbare Empfänglichkeit für die Beweise von Liebe, Anhänglichkeit und Treue benahm, die er von seinen Freunden, seinen Umgebungen, am meisten aber von seiner Frau erhielt, die ihn mit beispielloser Liebe und Aufopferung pflegte, und kaum ihrer Dienerschaft die untergeordneten Leistungen überließ. Wie sehr und dringend ich sowohl als ihre Freundin-

nen sie ermahnten, beschworen, eine Krankenwärterin anzunehmen, theils um sie am Tage zu überheben, theils ihr des Nachts einige Ruhe zu vermitteln — alle unsere Bemühungen scheiterten an ihrem festen Willen und der Vorstellung, daß Niemand ihrem Gemahle die nöthige Pflege so gut und so zu seiner Zufriedenheit leisten würde als sie selbst, und an ihrer unendlichen Liebe zu ihm, die ihr jedes Opfer, selbst das ihrer Jugendkraft, ihrer Gesundheit, ihres so nöthigen Schlafes leicht machte. So leistete sie ihm allein fast Alles, wessen er bedurfte, durch dritthalb Monate, und erregte in uns Allen große Besorgnisse für ihre eigene Gesundheit. Am 23. März 1832 machte endlich ein sanfter Tod seinen Leiden, aber auch zu unser Aller Schmerz einer sehr glücklichen Ehe ein Ende, und meine Tochter blieb als Witwe mit drei unversorgten Kindern zurück, wovon das älteste sieben, das jüngste anderthalb Jahre alt war.

Es wurde unter uns sogleich beschloffen, daß die Tochter mit den Kindern alsbald ihre Wohnung in der Stadt aufgeben und zu uns in die Allersverstadt ziehen sollte. Es fiel nicht schwer, ihr Quartier bald zu vermiethen, und sie indessen, wenn gleich etwas enge, in dem unstrigen für den Sommer mit unterzubringen. Eine gemeinsame werthe Bekannte hatte die an die unsrige stoßende Wohnung seit drei Jahren inne, sie war freundlich und zartfünnig genug, um einzusehen, daß wir derselben bedürfen werden, und kündete sie des-

halb selbst auf. So war denn dieser Verlegenheit auch abgeholfen.

Wie der Gemüthsstand meiner armen Tochter war, ist wohl unnöthig zu schildern. Aber sie faßte sich und beherrschte ihren unsäglichen Schmerz aus Liebe zu ihren Kindern und zu uns. Eine sehr ernste, ich möchte sagen heilige Ansicht von ihren Pflichten bildete sich nun in ihrem Geiste. Die Kinder erschienen ihr nicht sowohl als ihr Eigenthum, an welches sie als Mutter wenigstens das halbe Recht hatte; — sie betrachtete sie bloß als das Vermächtniß des über Alles geliebten Vatten, und daher als ein anvertrautes kostbares Pfand, von dessen guter Verwaltung sie dem Geliebten einst Rechenschaft und Verantwortung schuldig sei. Dies machte ihr die Pflege der Kinder zu einer noch heiligeren, aber auch noch ängstlicher überwachten und erfüllten Pflicht, und erzeugte manche Erörterungen zwischen ihr und uns, ihren Ältern, weil wir über diesen hochwichtigen Punkt ihre Ansicht wenigstens nicht so uneingeschränkt theilen, und daher manche Masiregel, die uns zu ängstlich schien, nicht billigen konnten. Jetzt, da ich dieses schreibe, sind die Kinder mehr als halberwachsen, der Sohn hat bereits die Gymnasialstudien mit großer Auszeichnung und Anerkennung vollendet; die Mädchen treten in's jungfräuliche Alter, sie sind herzlich gut, geistvoll, unterrichtet (obwohl sich ihr Kunstdilettantismus auf Klavierspielen und Tanzen bisher beschränkt), vor Allem

aber sind alle drei wahrhaft fromm, wohlgebildet und gesund. Sie haben jedoch sehr reizbare Konstitutionen, und obwohl nur der Knabe ernsthaft krank gewesen ist, so zeigen sich doch an allen die Folgen dieser Reizbarkeit bei vielen Gelegenheiten. Es bleibt aber problematisch, ob diese Anlage bei den Kindern eines kränklichen früh verstorbenen Vaters, sich selbst überlassen, sich eben so ausgebildet hätte, oder nicht gerade durch die allzu sorgsame Bewachung noch mehr entwickelt werden sei?

Wegen den Herbst dieses Jahres zeigten sich abermals die Verböthen der furchtbaren Zeuche, aber man rüstete sich, von den früheren Erfahrungen belehrt und gewarnt, nicht mehr mit so großer Angst und mit so mannigfachen und unpassenden Waffen und Schutzmitteln dagegen, als voriges Jahr. Die Absperrungs- und Desinfections-Maßregeln der Furchtsamen unterblieben, man sah die Zeuche als das, was sie war, als eine bittere Schickung, vielleicht eine Züchtigung, die Gott über die Menschheit gesandt, an; man ergab sich darein, man litt wohl, aber man litt mit mehr Ruhe, und weil die Übertreibungen der Furcht und Selbsthilfe aufhörten, weit weniger als im vorigen Jahr. Als ein Beweis dieser größern Ruhe war es wohl anzusehen, daß die Versammlung der Naturforscher, welche im vergangenen Jahr wegen der An-

näherung der Zeuche in Wien, wie es früher bestimmt gewesen war, nicht abgehalten wurde, nun ohne Anstand stattfand und zahlreich besucht wurde.

Wir waren damals sammt Tochter und Enkeln auch wieder nach Baden gezogen, und wohnten in derselben Wohnung am Josephsplatz, die wir im Jahre 1829 nach Pichler's schwerer Krankheit inne gehabt hatten, und in der ich fast die ganze Zeit mich nicht recht wohl befand, aber die Ursache dieses Übelbefindens in den Nachwirkungen jenes traurigen Ereignisses suchte. Dies Jahr herrschte nun die Cholera in Baden, und sie ergriff mich, zwar nicht mit ihrer ganzen Macht, aber Baron Türkheim, der zu meiner großen Veruhigung seine Ferien in Baden fast zugleich mit uns zubrachte, nannte mein Übel eine Cholera, und es war theils schmerzhaft, theils abspannend und Nervenangreifend genug, um für eine solche Abart der mächtigen Zeuche zu gelten. Durch mehr als acht Tage lag ich zu Bette, und eine große Reizbarkeit so wie eine anhaltende Schwäche bewährten sich noch lange, nachdem das Übel vorüber war, als das echte Gefolge der Cholera.

Damals erkrankten und starben viele Menschen in Baden an dieser Zeuche, und auch hier machte sich die Bemerkung ihrer räthselhaften Natur geltend; indem einerseits die in manchen Häusern oder Häuserbezirken überaus häufig vorkommenden Sterbefälle auf Contagion schließen machten, und andererseits Beispiele

genug vorlagen, wo die treueste Pflege, die Stäte und unbeschränkte Berührung der Kranken, ihren Umgebungen nicht den mindesten Krankheitsstoff mittheilte. Auch in diesem Jahre, obwohl jene übermäßigen Ängstlichkeiten und unüberdachten, ich möchte sagen kachetischen Nachahmungen von anderer Leute Verfahren nicht mehr so häufig und so heftig austraten, gab es doch gewisse Mittel und Mittelchen, die Eins dem Andern anrieth, und auch hier und da ein Beispiel für deren Nützlichkeit anführen konnte, und die dann eifrig nachgebraucht wurden. Ich muß gestehen, daß während dieser zwei Jahre sich mir die Vorstellung sehr bestimmt aufdrängte, daß der Mensch nicht bloß ein geselliges, sondern auch ein instinktmäßig nachahmendes Geschöpf ist, und daß dieser Nachahmungstrieb so wie die geheimnißvollen und noch unenträthelten Triebe und Wirkungen der Sympathie aus weisen Absichten vom Schöpfer in die menschliche Brust gelegt worden sind, um an ihren feinen Fäden die Menschen auf die wenigst gewaltsamste und doch ausgiebigste Art zur Kultur, zu Kenntnissen und zur Zittigung zu führen. Seitdem habe ich noch viel über diese Erscheinungen des Nachahmungstriebes und die oft unwiderstehliche Kraft der Sympathie nachgedacht, und wenn es meine Zeit und Stimmung erlauben, will ich diese Gedanken einst niederschreiben.

Damals herrschten besonders zwei Mittel, und wurden häufig empfohlen und gebraucht: ein gewisses

Pflaster, von dem in den Apotheken trotz allen Gleifies nicht genug für den ungeheuern Bedarf versertigt und gestrichen werden konnte, und dann ein Anhängsel, aus einem Kupfer- und einem Zinkblättchen zusammengelöthet, das man auf der bloßen Brust tragen sollte. Vor dem Pflaster, das auf den Magen gelegt wurde, fühlte ich einige Scheu, weil mir dessen Bestandtheile unbekannt waren, aber jene Blättchen, die mir galvanischer Art zu seyn schienen, verschaffte ich mir, und gab sie auch meinen Hausgenossen zu tragen, da sie mir ein sonst sehr geschickter Arzt gerathen hatte. Bei dem Pflaster rechtfertigte sich meine Furcht bald dadurch, daß mehrere Personen entzündliche Uebel im Magen oder Unterleib bekamen, aber auch die Blättchen schaffte unser Freund und Arzt B. Türkheim sogleich ab, als ich sie ihm zeigte, indem er äußerte, daß die natürliche Feuchtigkeit der Ausdünstung bald das Kupfer angreifen und Grünspan entwickeln würde; die Blättchen wurden weggeworfen, und mit ihnen der letzte Rest der Verwahrungs- und Furchtsamkeitsmittel gegen die Cholera.

Während dies Ungethüm die Bevölkerung von Wien mit seiner Umgegend und Baden noch in seinen unsichtbaren Krallen hielt, zeigten sich eben wie im vergangenen Jahr, nur mit weniger Intensität, auffallende Erscheinungen am Himmel, vorzüglich Abends. Weitverbreitete flammend helle Röthen, deren eine

einst so spät nach Sonnenuntergang und so stark zu sehen war, daß Einige sie für ein Nordlicht, Andere für eine Feuersbrunst, für einen Waldbrand hielten, bis sich aus Himmelsgegend und spätern Nachrichten die Nichtigkeit dieser Vermuthungen nachwiesen.

Allmählig ließen alle diese Symptome nach, und ein anderes Ereigniß beschäftigte in Wien und Baden die Gemüther: die schon im vorigen Jahr angekündigte Versammlung der Naturforscher, welche in der literarischen, aber auch in der geselligen eleganten und uneleganten Welt Epoche machte. Aber nicht bloß Naturforscher und Ärzte hatten sich in den Katalog der Versammelten einschreiben lassen. Man fand die Namen von Geschichtsforschern, Geographen, Dichtern, kurz von vielen Literatoren, die nicht unmittelbar jenem Fache angehörten, in dem Verzeichniß, wunderte sich auch wohl darüber, und dachte zuletzt, daß Jedermann, der sich einer höhern Bildung erfreuen konnte, sich doch auch gern an dem Umgang mit ausgezeichneten Geistern unserer und fremder Länder, und mitunter auch an den Feilen und Genüssen, die ihnen in Wien mit wahrhaft kaiserlicher Munificenz bereitet wurden, erfreuen mochte.

Auch bei dieser — wie leider bei schon so mancher Gelegenheit — begegnet die Erinnerung den Schatten verschwundener Freunde — wie bei Young den Geistern geschiedener Freuden (*the ghosts of my departed joys*). — Die Koriphäen, die Repräsentanten der Oesterreichischen Naturkundigen: Jacquin und Vit-

erow, welche damals an der Spitze dieser Versammlung standen, ihre Zusammenkünfte, ihre gemeinschaftlichen Arbeiten, ihre Erträglichkeiten regelten — sind seitdem — es ist freilich schon eine Reihe von Jahren darüber hingeschwunden — in die bessere Welt gegangen, und der Erinnerung an jene fröhlichen lebhaften Tage im September 1832 mischt sich ein wehmüthiges Gefühl bei.

Am 23. September sollten die Naturkundigen — die fremden Gäste sowohl als die Einheimischen, die sich unter allerlei Titeln an sie schlossen, nach Baden kommen, um dort die Gegend, die Heilquellen, und was von geschichtlichen Notizen über diesen Ort existirte, den schon die Römer gekannt, und *Aquae comagenae* genannt hatten, kennen zu lernen. Von unserm Kaiserhofe wurde eine hinreichende Anzahl größerer und kleinerer Eilwagen ihnen zur Verfügung gestellt, und in Baden erwarteten Einwehner und Badegäste, Ärzte und Nichtärzte sie mit Neugier. Im Redoutensaal war ihnen ein stattliches Diner bereitet, an dem auch die Bewohner Badens zu 2 fl. C. M. die Person, Theil nehmen konnten, und Alles harrte ihrer Ankunft, welche uns zwischen 11 und 12 Uhr verheissen war. Es war die Zeit des Hochamts, und in der sehr alterthümlichen Pfarrkirche eine Menge Menschen zur Andacht versammelt, während draussen auf dem Platz, in den Straßen vor der Stadt, überall, wo der Wagenzug vorbeikommen mußte, eine noch viel größere Menge sich herum-

trieb. Die Messe war beinahe zu Ende, als auf einmal das herannahende Rollen vieler Wagen sich hören ließ — und ein Geflüster: Sie sind's! sie kommen! sich murmelt unter den Anwesenden verbreitete. — Nun lief Alles aus der Kirche — we zum Glück schon das letzte Evangelium gelesen wurde, und es erschien der endlose Zug von Wagen, in welchen man nebst vielen gänzlich Unbekannten, doch auch einige befreundete Wiener erblickte.

Auch die Zuseher eilten nach Hause; — man kleidete sich um, man dachte daran, den berühmten Gästen bei ihren Spaziergängen durch Baden zu begegnen. Wirklich machten sie auch, von den Badeärzten bewillkommt und begleitet, die Kunde bei den Bädern, prüften deren mineralischen Gehalt, hörten Reden an, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, und begaben sich dann nach der Weilburg, um dem Erzherzog Carl ihre Aufwartung zu machen, der sie mit seiner gewohnten Güte aufnahm. Wir wechelten damals am Josephsplatz und sahen dann die Herren in einer langen Reihe paarweise in schwarzen Fracks vorüber defiliren; es sah bald aus wie die Begleitung eines statilichen Leichenzuges.

Mittlerweile hatte Baron Jacquin, der um meinen Aufenthalt in Baden wusste, und mit dem ich seit meiner Kindheit bekannt war, obwohl wir uns, wie das in einer großen Stadt leicht geschieht, oft lange nicht sahen, zu uns geschickt, und meinen Mann und

mich zum Diner einladen lassen. Pichler mochte nicht gehen, ihn genirte das; daher ersuchte ich die Baronin Doblhof, mich gütigst abzuholen, und unter ihrem Schirme, als Herrschaft von Weikersdorf und eine der ersten Notabilitäten von Baden, zum Diner in der Redoute mitzunehmen. Das geschah denn auch, und wir traten ein in den sehr großen Saal, in welchem seiner Breite nach vier lange Tafeln gedeckt waren, an denen bereits viele Mitglieder der Versammlung Platz genommen hatten. Frau v. Doblhof führte mich zu meinem alten Jugendbekannten Baron Jacquin, der mich sehr freundlich begrüßte, und mir einen Platz an einer andern Tafel anwies, wo ich zu meinem Vergnügen mehrere Bekannte, W. Hammer, Graf Ferdinand Cellaredo, Dr. Jäger, Pastor Lumnizer, den ich in Buxan gesehen hatte, und noch Andere traf, mit denen mich der Augenblick bekannt machte.

Die Tafel war gut, sehr reichlich, aber wie es denn bei so vielen Gästen nicht anders möglich war, nicht eben sehr elegant. Das vorzüglichste war die vergnügte Stimmung der Gäste. Man war sehr fröhlich, selbst zuweilen laut, doch stets innerhalb den Grenzen des feinsten Anstandes. Es wurden Gesundheitensausgebrachte, auf den k. k. Hof, die Versammlung, manche einzelne Gäste — sogar meiner Wenigkeit ward gedacht, was mich vor so vielen Menschen in nicht geringe Verlegenheit setzte. Endlich erhob sich Graf F. Cellaredo und brachte dem »Sieger von Aspern und sei-

nem Sängerⁿ einen Toast aus, in den Alles jubelnd einstimmt, und nur ich bemerkte still in meinem Herzen, daß der 23. September Körner's Geburtstag war. Während wir noch saßen, wurden mir die Prof. Dr. Fretter aus Weimar, Burdach aus Königsberg, Harless aus Bonn und Zeune aus Berlin vorgestellt, und es freute mich sehr, solche ausgezeichnete Menschen persönlich kennen zu lernen. Mit Fretter dauerte das Gespräch am längsten und lebhaftesten, denn unsere Erinnerungen begegneten sich in dem Buchhändler Verruch (Zehn) in Weimar, den ich in der Kengreizeit in Wien kennen und schätzen gelernt hatte, und der, so viel ich weiß, mit Fretter verwandt ist. Professor Harless aber sprach mir von meiner Freundin der Gräfin Jar, deren schöne Kenntnisse in der Arzneikunde er rühmend anerkannte, und mir auch versprach, ihr ein Buch zu senden, worin sie nebst andern Frauen, welche sich um die Naturwissenschaft verdient gemacht, angeführt war. Das Buch erhielt ich auch später und übergab es meiner Freundin.

Professor Burdach, mit dem ich indeß nur während der Bewegung, die nach dem Aufstehen von der Tafel entstand, wo ich an W. Jacquin's Arme mit den Ubrigen in einen andern Saal geführt wurde, um den Kaffee zu nehmen, flüchtige Worte gesprochen, war mir darum wichtig, weil er es war, der in dieser Versammlung, und wohl schon früher, eine alte Hypothese, durch Klopfen an der Brust sich

von dem Zustand der Lungen zu überzeugen, wieder ans Licht gezogen und zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht hatte. Diese Hypothese aber war in meiner Kindheit und ersten Jugend von einem hiesigen, übrigens ganz unbedeutenden Arzt, Dr. Auenbrugger, zuerst vorgebracht, damals aber von Ärzten und Laien als eine unhaltbare Chimäre verlacht worden. Und siehe da! Nach mehr als einem Jahrhundert kommt unser alter Landsmann aus dem Staube der Vergessenheit zu medicinischen Ehren, und das Herzhoch spielt seitdem in der Hand unserer Ärzte eine bedeutende Rolle. Wir aber (es braucht sich Niemand an meiner Ansicht zu ärgern, denn ich verstehe nichts von der Sache und urtheile bloß nach dem gesunden Menschenverstand) erscheint die Sache noch stets, wie jenen gescheuten Männern vor 30 und 60 Jahren, als eine Charlatanerie.

Abends kehrten die fremden Gäste in demselben lauen Wagenzug, wie sie gekommen waren, unter Jackelscheia wieder nach Wien zurück, und der gute Wreßirater Pichler machte sich die einzige Freude, die ihm der heutige glänzende Tag in Baden gewährte, und führte seine Enkel auf den Platz hinter der Redoute, wo die Wagen standen, um die Fremden abfahren zu sehen. Es war schon ziemlich dämmerig geworden, und die Sonne schon eine Weile verschwunden. Nachdem unsere Lieben wiedergekehrt waren, gingen wir, Pichler und ich, nach der in Baden eingeführten Sitte, zu

Pereira, wo Viele, die heute den Zug gesehen, oder beim Dinner gewesen, gegenwärtig waren, und sich nun die Freuden oder andere Ereignisse des Tages mittheilten. Ich erzählte Frau v. Pereira von dem Toast, der unserm lieben Körner an seinem Geburtstage war gebracht worden, und sie bemerkte, daß wohl außer mir und ihr Niemand sonst an Körner's Geburtstag gedacht haben werde: — desto herzlicher war gewiß unsere Erinnerung. Mit Verwunderung aber vernahm ich diesen Abend, daß ich mit Manchem der hier Gegenwärtigen heute Mittags nicht blos in Einem Saale, sondern an Einer Tafel gesesset, aber der Länge des Tisches und der vielen Gäste wegen, meiner guten Bekannten gar nicht gewahr geworden war.

Einige Tage nach diesem Fest in Baden ließ der Hof den Naturforschern ein glänzendes Fest in Larenburg bereiten. Unter reichgeschmückten, mit Blumen gezierter Zelten waren die Tafeln gedeckt: Fürst Metternich präsidirte an der vorzüglichsten derselben, und machte die Honneurs des Tages mit eben so viel Würde als Anmuth, wie man erzählte. Die Bewirthung war kaiserlich, und die Gastfreundschaft, welche die Gäste nach Larenburg und wieder zurück brachten, machten den Wienerwitz, daß sie die Gelehrten (Gelehrten) hinaus, und die Gefüllten wieder zurück gebracht hätten. Häufig auch wurden diese vom Volke, aus Unverständnis, statt Naturforscher, Naturmenschen genannt.

Wie wir nach Wien zurückkehrten, fanden wir noch einige derselben die sich verspätet hatten, so den Professor Zeune, Herausgeber des Nibelungenliedes und Direktor der Blindenanstalt in Berlin, der unter der Rubrik eines Geographen sich der Versammlung angeschlossen hatte. Er war ein genauer Bekannter unsers vieljährigen Freundes, des Herrn D. Regierungsrathes Streckfuß, und schon als solcher uns herzlich willkommen. Ich mußte ihm auch alle Erinnerungen an diesen, die sich noch in unserm Hause erhalten hatten, aufweisen, und er saß gern an den Stellen, wo Jener, wie wir ihm sagten, zu sitzen gewohnt hatte. — So feierten wir das Andenken des längst Entzessenen in wehmüthiger Freude.

Die Cholera hatte sich indessen auch aus Wien verlor. Meine Gesundheit war vollkommen hergestellt, und der Winter versprach sich angenehm zu gestalten.

Schon früher hatte Kurländer (Franz) uns mit einem jungen Italiener, dem Dr. B. Volja, bekannt gemacht, der sich mit Literatur überhaupt und besonders mit Sprachforschung beschäftigte. Wie viele schöne Geister in Wien war auch er ein Beamter der Hofkammer, und es ist wirklich fonderbar, daß das Finanzfach sich so leicht mit den Musen verbinden lassen soll, da es doch etwas so Trockenes und gar Prosaisches an sich hat.

Dr. Volja zeigte sich auch als Dichter bei verschiedenen Anlässen, aber es scheint, daß sein eigent-

liches Fach die Philologie ist, auch war er mit aller neuern Literatur und vor Allem mit der Literatur seines Vaterlandes wohl bekannt, wodurch ich die sehr willkommene Gelegenheit erhielt, ebenfalls die besten neuesten Erscheinungen dieses Landes kennen zu lernen. Einige Zeit nachher fing ein junger Dichter, der in jene früher bemerkte Reihe der „*Ärzte und Poeten*“ gehörte, Dr. Frankl an, in Wien einiges Aufsehen zu machen. Er war zuerst mit seinem *Hadoburg-Liede* aufgetreten, worin er die merkwürdigen Eresoden aus der Geschichte dieses Regentenhauses in sehr geistreichen Versen besang. Die Gedichte waren unstreitig recht hübsch — nur schien sie mir, so viel ich nämlich davon gehört hatte, jenes warmen Hauches, jenes innerlichen Lebensgefühles zu entbehren, das z. B. Collin's Wandwehr-Lieder, Körner's oder Zschokenderf's patriotische Dichtungen besetzt. Bei näherer Bekanntschaft mit dem Dichter zeigte sich auch wohl hier und da die Ursache dieser kälteren Ruhe, indem seine Ansichten als Jesuit und als Anhänger der modernen Philosophie, so wie überhaupt der modernen Lebensauffassung, sich mit einem warmen Durchdrungensein von echt österreichischer Gesinnung und einem, unsern heiligsten Gefühlen gläubigen Zichhingeben nicht wohl vertrugen. Sein *Columbus* und mehrere kleinere Gedichte, die er seitdem herausgegeben hat, und unter welchen sich auch die „*Sagen aus dem Morgenlande*“, welche er so gütig war, mir zu widmen, befinden, vor Allem aber sein bis jetzt

noch nicht vollendetes Heldengebiht: „Juan d'Austria,“ scheinen mir viel gelungenere Arbeiten. Bei H. Hammer, bei uns und in mehreren Häusern unserer Bekannten eingeführt, wurde er bald heimisch in unserm Kreise und wohl war nicht leicht in einer von diesen Familien ein kleines Fest, eine feierlichere Versammlung, wozu Frankl nicht wäre gebeten worden. Oft auch trug er durch das Vorlesen seiner eigenen oder auch fremder Gedichte die eigentlichen Kosten einer solchen Versammlung, unterhielt und erheiterte sie durch seine Talente.

Im Sommer zogen wir wieder nach Baden, wo nach dem Tode des vorigen Badearztes, des geschickten und wohlverdienten Dr. Beck, ein ganz junger Mann, Dr. Habel, dessen Stelle erhalten hatte. Eine Krankheit meiner Nichte, die sich durchaus nur von diesem behandeln lassen wollte, — ein Wunsch, dem ich bei meinen Leuten mich nie widersetzen mochte, weil das Vertrauen eine Frucht der eigenen Überzeugung ist, wozu sich keine Autorität geltend machen darf — verschaffte uns dieses Arztes nähere Bekanntschaft, und ich fand nachher vielfältig Gelegenheit, mich dieser zufälligen Veranlassung zu erfreuen. Habel wurde bald einheimisch in unserm Hause sowohl als in dem Kreise unserer Badner-Genossen. Sein gebildeter Geist, seine Bekanntschaft mit der neuen Literatur in unserer und den fremden Sprachen, sein feines Betragen, und ein herzliches Entgegenkommen machte ihn bald uns Allen werth, und fügte zu den Aunehmlichkeiten, die uns der

Badneraufenthalt jährlich gewährte, auch noch das Vergnügen und die Veruhigung, diesen schätzbaren Freund und geschickten Arzt dort zu finden, was besonders in der letzten Beziehung um der Kinder willen sehr vielen Werth hatte, wie sich in ein paar Jahren später erprobte.

Im Winter dieses Jahres, in dem mein häusliches Leben übrigens so wie das öffentliche, still und gewöhnlich ohne merkwürdige Ereignisse verfloß, war eine sehr interessante Fremde, Mrs. Jamesen in Wien eingetroffen, welche durch ihre Schriften: „Shakespeare's Weibliche Charaktere;“ „Mmoires berühmter weiblicher Souveraine,“ und andere Werke sich einen bedeutenden Namen in der europäischen Literatur bereits erwerben hatte. Ich lernte sie im Hause des amerikanischen Konsuls, Herrn Schwarz, kennen, dessen Bekanntschaft ich selbst ein oder zwei Jahre früher bei Dr. von Bischoff gemacht hatte. Mrs. Jamesen war nicht mehr ganz jung, — sie mochte in den dreißigen stehen; ihre Züge waren nicht eigentlich schön zu nennen, ihr Wuchs eher zu klein und zu voll; — dennoch gaben ein blendend weißer Teint, ein Ausdruck von unverkennbarer Güte und Milde, der, verbunden mit einem lebhaften Geiste, aus ihren Augen, ihren Mienen, ihrem ganzen Wesen sprach, ihrer Gestalt so viel Anziehendes, daß man sie mit Recht für eine hübsche Frau erklären konnte. Als ich sie das erste mal sah, erheben ein Anzug von schwarzem Sammt, eine einfache Perlenchnur um den blendend weißen Nacken,

ein niedliches Blendenhäubchen auf den etwas zu stark blinden Augen, noch die natürliche Wohlgestalt, und wenn man sie sprechen, wenn man sie mit eben so viel Bescheidenheit als Kenntniß, mit eben so viel Geist als Milde sich äußern hörte, mußte man sie lieb gewinnen, und das war auch der Fall beinahe mit allen Personen, die hier in nähere Beziehungen zu ihr kamen.

Sie war in Begleitung einer Freundin, der Schwiegertochter des hochberühmten Göthe, die selbst eine sehr geistreiche und beachtenswerthe Frau war, nach Wien gekommen. Mrs. Jamesen hatte in Weimar bei Frau v. Göthe gelebt, sie waren mit einander hieher gereiset, und wohnten zusammen.

Im Äußern kamen mir diese zwei Frauen sehr verschieden vor. Frau v. Göthe mochte älter seyn als ihre Freundin, ihre Gestalt war durchaus nicht annehm, obwohl ihre Züge geistvoll, ihr Gespräch lebhaft und bedeutend waren, und ihre Beziehungen zu ihrem berühmten Schwiegervater, die Erziehung, welche sie genossen, ihr Aufenthalt in Weimar u. s. w. ihren Geist vielseitig ausgebildet hatten. Dieser Vorzüge war sie sich sehr wohl bewußt, sie suchte sie geltend zu machen und von Männern bemerkt zu werden, was ihr auch ziemlich gelang. In meinen Augen aber gewann neben dieser Frau, die sich viel zu auffallend und zu jugendlich für ihre Gestalt kleidete, ihre jüngere Freundin unendlich durch ihren einfachen aber passenden Anzug und durch ihr anspruchloses Benehmen.

Mrs. Jameson besuchte mich öfters und ich sie. — Nur daß sie in, mir ferneren Verstädten wohnte, hinderte mich, sie so oft zu sehen, als ich wohl wünschte. Auch daß wir Beide nur in einem uns fremden Idiom, im französischen nämlich, uns unsere Gedanken mittheilen konnten — da Mrs. Jameson Deutsch verstand, aber nicht sprach, und ich eben so Englisch las, aber es nicht sprechen konnte — stand oft störend wie eine Scheidewand zwischen unsern Geistern. Nie fühlt man wohl drückender, wie wenig ausreichend eine solche Bekanntschaft mit einer fremden Sprache ist, die wohl für den gesellschaftlichen oberflächlichen Verkehr genügt, als wenn man dann über tiefergehende Ideen, über innerliche Zustände oder Vorgänge sprechen, und gern von einer verwandten Seele verstanden seyn möchte. Dieß hätten wir nun Beide gewünscht und Beide fühlten wir uns durch den Mangel an Geläufigkeit in dem uns fremden Sprachmedium gehemmt. Alles, was ich an Mrs. Jameson bemerken und beurtheilen konnte, flosste mit Achtung für ihren Charakter ein, die kindliche Liebe für ihren Vater, die hingebende Freundschaft für Frau v. Göthe, der sie in ihrem vielfältigen Kranksein treulich beistand und sie liebevoll pflegte; endlich der Geist, der aus ihren Schriften sprach, und der nur Menschenfreundlichkeit, Milde, versöhnende Güte athmete, so z. B. aus ihren »weiblichen Charakteren Shakespear's,« wo sie sogar an Lady Macbeth noch einen milden Zug fand, und die Unthaten, welche sie beging,

mit einer zu leidenschaftlichen Liebe für ihren Gemahl entschuldigte, dessen ungemessenen Ehrgeiz sie kannte und zu befriedigen beflissen war.

In einem andern ihrer Werke: „Über die weiblichen Souveraine“ — fand ich so viele mir zuzagende und ganz mir aus der Seele geschriebene Ansichten und Urtheile, daß ich im Innersten mich dieser Übereinstimmung freute. Bei ihr lernte ich auch einen unserer jetzigen ausgezeichneten Dichter kennen. Ich war zu ihr und Frau v. Göthe gebeten, um ein neues Stück Herrn von Bauernfeld's: „Fortunat“, von ihm lesen zu hören, was denn auch mit vielem und nicht bloß höflichem Beifall geschah. Es hatte wirklich bedeutende Schönheiten, ich erkannte diese gewiß von Frauen; im Ganzen aber war der Eindruck nicht sehr stark, vermuthlich weil das Märchenhafte des Inhalts, indem das reinmenschliche Interesse sich durch die zauberhafte Einwirkung höherer unberechenbarer Motive verflüchtigt, mich abkühlte. Ubrigens fand ich es seinem Gange und tiefern Sinn nach sehr ähnlich Grillparzer's Stücke: „Der Traum ein Leben“, das nicht lange vorher zuerst auf der Bühne erschienen, aber, wie man sagte, eine ältere Arbeit des Verfassers noch aus der Zeit seiner Zappho war. Das Grillparzer'sche Stück hatte viel Aufsehen gemacht und allgemeinen Beifall gefunden, weit größern als Alles, was dieser Dichter seit der Zappho und dann wieder nach diesem „Traum“ noch zur Aufführung hatte bringen lassen, und so ist die Wer-

muthung wohl nicht ungegründet, daß es noch ein Product aus seiner jugendfrischen Periode sei, als er mit Jünglings-Muthe zu Italien sprach, das er bereisen wollte:

und schaff' in steter Ruh',
Was jung seyn fern wie ich es bin,
Und alt seyn werden wie du!

Die Ähnlichkeiten, welche ich zwischen dem Traum ein Leben und dem Fortunat fand, sind folgende:

In jedem Stücke tritt ein sehr junger Mensch auf, dem es ungestüm in der Brust kocht, den die Mauern seines Vaterhauses beengen, der sich hinaussehnt ins Leben, in die weite Welt, um zu wirken, zu schaffen, auch wohl zu zerstören. Beide lieben bereits, und Beiden genügt diese Liebe nicht, füllt die Leere in ihrer Seele nicht aus. Rustan wird durch ein übernatürliches Mittel in den Schlaf gewiegt, in dessen Traum er sein Leben fortsetzt. Fortunat tritt zwar ganz natürlicher Weise in die Dienste eines Herzogs, der durch Jamagesla reist, aber erhält bald darauf den Zauberkbeutel und Zauberkhut, die ihn zu übernatürlichen Dingen befähigen. Beide Jünglinge kommen an Höfe großer Herren, Beide werden Kriegerhelden, Beide dürfen um Fürstentöchter werben. Aber das Blatt wendet sich, die stolzen Hoffnungen zerrinnen, die Jünglinge erkennen deren Trug und Nichtigkeit; Rustan erwacht körperlich aus dem Traum, der bisher ihm sein Leben verspiegelt, und findet sich mit Vergnügen in der vä-

terlichen Hütte, an der Zeite seines Mädchens wieder. — Fortunat, nachdem er seine Zauberstücke verloren, kehrt freiwillig, von seinem Pagen begleitet, in welchem er (etwas unwahrscheinlicher Weise) sein ihm folgendes Mädchen nicht erkannt hat, nach Samagosta zurück, und ist froh, im Vaterhause zu seyn.

Mir schien diese Übereinstimmung so auffallend, daß ich mich damals und auch jetzt noch wundern muß, mit dieser Ansicht so ziemlich allein gestanden zu haben, obwohl jene Personen, denen ich sie mittheilte, mir, gleichsam überrascht, beipflichteten. Wohl mag der Umstand dazu beigetragen haben, daß das Stück nur ein einzigesmal, und das mit Unglück, war aufgeführt worden, und also Vielen unbekannt geblieben war.

Nach der Vorlesung wurde von der Aufführung gesprochen. Es ergab sich, daß das Hoftheater Schwierigkeiten mache, weil dieser Fortunat gleichsam eine Zauberkomödie sey, und Graf Czernin schon aus ähnlicher Rücksicht beim Traum ein Leben Anstände gemacht habe. Bauernfeld beabsichtigte daher, ihn dem Josephstädter Theater zu übergeben. Ich konnte mich nicht enthalten ihm zu sagen, das sei so gut als ein Kindesmord, denn sein Stück werde dort gewiß schlecht gegeben werden. Er aber behauptete das Gegentheil, ja, war davon überzeugt, und so machte Niemand mehr einen Einwurf. Das Stück aber ward nicht lange darnach eben auf dem Josephstädter Theater gegeben und mißfiel, wozu wohl die Kabalen des

berühmten oder berühmten Z**** das meiste beigetragen haben mochten, der mit seiner Partei im Theater erschien, und gegen dessen böswilligen Vorfaß das laute Applaudiren einiger Freunde des Autors, die sich in einer Loge befanden, einen grellen Gegensatz bildete, ja vielleicht eben durch den Widerspruch jenen rohen Lärm noch mehr hervorrief. Kurz das Stück ward richtig *vermordet*, wie ich es dem Autor vorausgesagt hatte.

Nicht lange darnach ließ er sich durch Frankl bei uns aufsuchen, und mir schien aus manchem kleinen Umstande, daß er mich das vorige Mal bei Frau v. Wöche und Mrs. Jamesen gar nicht gekannt, oder meinen Namen nicht gehört hatte.

Der Sommer, welcher auf diesen Winter folgte, brachte uns eine unerträgliche Hitze, die denn, wie ich das öfter und aus sehr begreiflichen Ursachen in heißen Sommern erlebt hatte, Anlaß zu vielen Feuersbrünsten gab. Wir waren wieder in Baden, und wohnten in der schon genannten Wohnung am Josephsplatz, als man uns eines Abends (ich glaube es war der Frauentag Maria Geburt, im September) meldete, man sehe gegen Süden zu den Thoren eines großen Feuers, der sich immer mehr ausbreitete. Bald erfuhren wir auch, daß dies Unglück die bedauernswerthe Neustadt (die allzeit treue) getroffen hatte. Allerlei schreckliche Kunden von dieser Feuersbrunst gelangten nach Baden, von wo viele Menschen nach dem nur ein paar Stunden ent-

fernten Neustadt eilten, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, theils aus bessern Beweggründen, um etwa Verwandten und Freunden in solcher Noth beizuspringen oder zu retten. Nur zu bald erfuhr man, daß viele Menschen dabei das Leben verloren hatten; der Feiertag hatte viele veranlaßt, sich ohne Sorge weit vom Hause zu entfernen, die mit der Ernte des Jahres gefüllten Scheuern außerhalb der Stadt wurden von der Glan-
me ereilt, und diese war von einem sich erhebenden starken Wind wieder gegen die Stadt zurück getrieben worden. Es war ein Tag des Jammers und Schreckens für Neustadt, aber auch für die Umgegend und ganz Osterreich. Mildthätig und hilfreich suchte dieß nachher den verunglückten und verarmten Landsleuten durch bedeutende Spenden und Unterstützungen zu Hilfe zu kommen. Sehr lange, vielleicht zwei oder mehrere Jahre darnach, soll ein Bauernknecht, der lange an körperlichen Leiden und Gemüthskrankheit in Neustadt gestiebt, auf seinem Todtbette sich angeklagt haben, durch sträfliche Nachlässigkeit beim Tabakschmauchen die erste Ursache dieses entsetzlichen Unglücks gewesen zu seyn.

Zürwahr, wenn man zusammenrechnen könnte, wie viel Unheil und Brandschaden durchs Tabakrauchen entstanden, wie großen Verlust der feinere Ton, die geistreiche Mittheilung und die gefellige Zitze erlitten, wie schädlich endlich das Verschlucken des Tabakdampfes und das oftmalige Ausspucken der Gesundheit junger
Vielher's Memoiren. IV.

Leute geworden, so würde sich leicht eine Summe von Übeln und wirklichem Noththeil ergeben, gegen welches man doch das geistliche und halb gedankenlose Vergnügen, das der Tabakraucher in seiner Dampfwolke und dem Hinaufwirbeln der Rauchsäulen findet, nicht geltend machen könnte.

Dies Tabakrauchen und die rasende Liebe dafür, welche sich unter dem Scepter der Mode jetzt bis beinahe in das kindische Alter des männlichen Geschlechtes erstreckt, ist es denn auch, was die stets mehr zunehmende Trennung der beiden Geschlechter im geselligen wie im häuslichen Leben begünstigt, ja nothwendig macht. Mit der Pfeife im Munde kann man doch nicht in Gesellschaft anständiger Frauen erscheinen, von der Pfeife will man sich aber nicht trennen, so trennt man sich von den Frauen, überläßt diese sich selbst, und in ihren Haremssozialitäten aller Nichtigkeit, Trivialität und Klatschhaftigkeit, die in solcher Einseitigkeit unvermeidlich sind, und ergibt sich mit gleichgesinnten Freunden aller Ungelehrtheit, Rohheit, mitunter Grobheit, welche eben so untrennbar von burschikosem Leben sind.

Noch aber wäre gegen eine solche Abfenderung der Geschlechter, welche uns in die mittelalterliche, ja in die antike Welt zurückzuführen scheint, nichts oder wenigstens nicht viel einzuwenden, wenn der große Gewinn eines wirklichen Erstarkens des männlichen Charakters im Allgemeinen davon zu hoffen wäre; wenn diese Tabaksorgien zu einer heiterern Ansicht des

Lebens, zu kräftigen Entschlüssen, vor Allem zu muthiger Bekämpfung eigener und fremder Leidenschaften, zu der Kraft zu entbehren und zu opfern für einen höhern Zweck führen würden. Aber ich frage meine Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, ob diese Zerrissenheit, diese allgemeinen und ewigen Klagelieder, diese Unzufriedenheit mit sich und der Welt, diese innerlichen Zerrwürfnisse uns ein kräftiges Erheben des Männergeschlechtes andeuten? Ob nicht gerade diese Sehnsucht nach Bequemlichkeit, nach ungestörtem und recht raffinirten Genuß körperlicher Erquickung, guten Essens, Trinkens und andern Comforts, auf ein eigentliches Erschlaffen der Kraft deute? Ob nicht das unselige Geschwäg von der Emancipation der Frauen, dieser schrecklichsten Abirrung vom Pfade der Natur, recht eigentlich dahin weise, daß die Frauen an der Seite solcher verweichlichter Männer, die nur zu klagen, aber nichts zu bessern wissen, sich nicht an ihrem Platz (nämlich dem untergeordneten) finden, und daher den erschlafften Händen ihrer komoden Ehehälften den Kommandostab entwinden möchten, und dieselben auch leicht halten müssen? Frau von Staël, diese doch wahrlich nicht allzu weibliche Frau, ruft, von einem richtigen Naturgefühl überwältigt, in ihrer »Corinna« einmal aus: *Il avait pour elle les soins protecteurs, qui sont le plus doux bien de l'homme à la femme. — Ne faut-il pas pardonner aux coeurs des femmes les regrets déchirants qui s'attachent à ces jours où*

elles étoient aimées, où à tous les momens elles se sentoient soutenues et protégées? Das war ein Naturschrei, den ihr besseres Gefühl dieser femme supérieure vielleicht gegen ihren Willen ertrug. Und ich möchte alle meine ältern oder jüngern Schweftern fragen können, ob sie sich in dem natürlichen Verhältnisse von Abhängigkeit und Unterordnung (nicht Erniedrigung und klavischem Gehorsam) gegen ihre Männer nicht glücklich fühlten und an keine Emancipation denken würden, wenn die Männer es verstanden, recht eigentlich Männer zu seyn?

Sehr natürlich knüpft sich an diese Betrachtungen die Beobachtung, daß, ganz entgegen den früheren Verwehungen der Geselligkeit in Wien, jetzt die Männer, und besonders die höher gebildeten, alle gemischten Gesellschaften fliehen. Es ist, als litten sie Alle an der „Zalonschene,“ wie an einer geistigen Wasserscheide! — Auch suchen sie die Einwirkung der Salons auf die Geister als etwas Verflachendes und Erschlaffendes darzustellen, und wohl mag das, was man jetzt „Zalonleben“ nennt, solche Wirkung hervorbringen. — Ich besuche die Salons seit Jahren nicht mehr; früher aber wirkten die Gesellschaften, die Zeiröen hier und auch in Paris nicht so, nicht erschlaffend, nicht abschwächend. Gebildete Frauen, geistreiche und gelehrte Männer, vielgereisete Fremde, Künstler u. s. w. versammelten sich in denselben. In lebhaften Gesprächen über interessante Gegenstände berührten sich die Geister, Witz

funkeln sprühten, energische oder eigenthümliche Ansichten wurden geäußert, fanden Theilnahme oder Widerspruch. Es war ein lebendiges Aufeinanderwirken der Geister, das oft Gedanken entwickelte oder Gesichtspunkte aufstellte, welche neu und merkwürdig erschienen, Gedichte wurden gelesen, die neuesten Erscheinungen in der Literatur besprochen, Kunstwerke vorgezeigt, zuweilen Musik gemacht. So waren die Abendunterhaltungen vor 20, 30 Jahren in Wien, so mußten sie nach dem, was wir durch Journale, durch Frau von Staël, durch ihre Zeitgenossen wissen, nur vielleicht in größerem Stolz, in Paris gewesen seyn, wenn diese Frau von ihrem Salon nach der Restauration sagen konnte: *qu'il avoit été comme un hôpital pour les blessés de toutes les parties.*

Jetzt freilich ist das vielleicht sogar in Paris anders geworden. — Aber ich bin der Meinung, daß jenes Absonderungs-System, dem wenigstens bei uns — hauptsächlich das Tabakrauchen zum Grund liegt, den meisten Einfluß auf die Gestaltung der Gesellschaften, und somit auf den gesellschaftlichen Ton und besonders auf die Sitten und das Benehmen der jüngern Männer hat, welches Alles seit ungefähr zwanzig Jahren wenigstens nicht besser oder feiner geworden ist, als es früher war.

Vieles mag zu dieser Flachheit in dem Ton der gemischten Gesellschaften und zu diesem Bequemlichkeits-System die zahllose Menge der öffentlichen Orte,

Kaffeehäuser, Gasthäuser, Neunionen, Gärten u. s. w. beigetragen haben, die sich jetzt in und um Wien überall aufgethan, und wo auch Frauen aus den bessern Ständen ohne die Sitte zu verlegen, erscheinen können, was ehemals nicht war und nicht für möglich gehalten werden wäre. Bequemer ist es nun freilich, sich in einen Gasthof oder ein Kaffeehaus hinzusetzen, für sein Geld zu zahlen, Niemand eine Verbindlichkeit schuldig zu werden und sich um Niemand zu kümmern, wegen Niemand geniren zu müssen. Ob aber nicht auch durch ein solches Ueblemnt viele zarte Fäden feinerer Rücksicht, verbindlicher Höflichkeit zerrissen, ob nicht selbst die Ökonomie unter diesen so oft wiederkehrenden Ausgaben an öffentlichen Orten leiden werde, das wäre immer einer Betrachtung werth?

In diesem Jahre war ich mit einem längern Roman, »Elisabeth von Guttenstein« beschäftigt. Der Leser wird in dem Anfang dieser Blätter bemerkt haben, in welcher heiligen Erinnerung und ehrfurchtsvollem Andenken die Kaiserin Maria Theresia, welcher meine Mutter ihre ganze Erziehung, Ausbildung und nachmalige günstige Lage verdankte, in unserm ganzen Hause lebte, und wie tief diese Empfindungen auch in meinem Herzen Wurzel gefaßt. Es war mir nun eine eben so angenehme als würdige Beschäftigung, die Thronbesteigung dieser großen Regentin, die unglücksvollen Umstände, die sie damals umdrängten, die Gefahren, mit denen sie zu kämpfen hatte, diesen für Oesterreich so wich-

tigen Zeitpunkt, zum Hintergrund eines geschichtlichen Romans zu machen, und denselben mit allen Außerlichkeiten in Sitte, Kulturstufe, Lebensweise u. s. w. jener Zeit zu umkleiden, in der ich zwar nicht selbst gelebt, die aber theils noch mit einzelnen Zügen in meine eigene Kindheit hineingeleuchtet hatte, und theils von meinen Ältern und bejahrten Verwandten und Bekannten mir geschildert, und wohl noch selbst in ihrer eignen Persönlichkeit repräsentirt wurde. So z. B. die Art des geselligen Umganges, die starke Einwirkung der französischen Bildung und Literatur, der ersten Morgenstrahlen der deutschen, die Manie des Geldmachens u. s. w.

Der Roman wurde ziemlich günstig recensirt, aber, wie ich zu fühlen glaubte, ziemlich kalt aufgenommen. Es war auch meine letzte Arbeit dieser Art, denn die Zeitbilder, welche vier oder fünf Jahre darnach erschienen, sind durchaus nicht als Roman, als poetisches Erzeugniß, sondern lediglich als Sittenschilderung meiner Vaterstadt in den Jahren 1770 und 1780, dann dreißig Jahre später zwischen 1800 und 1810, und endlich wieder nach einem ähnlichen Zeitraum zwischen 1830 und 1840 zu betrachten und zu beurtheilen.

Nach dem neuen Jahre, das heißt ungefähr in der Hälfte des Februars, ward mir wieder die Ehre, dieses Werk: „Elisabeth von Gurtenstein,“ Ihrer Majestät der Kaiserin und der Frau Erzherszogin Sophie überreichen zu dürfen. Ich wurde huldreich aufgenommen, fand die beiden erlauchten Schwestern beisammen

in den Zimmern der jungen Prinzen, wo diese einen ganz militärischen Apparat, Schilderhäuser, Gewehre, Trommeln u. s. w. zum Spielzeug hatten, und die Kaiserin sich zu ihnen am Boden niederlegte, um mit ihnen zu spielen. Da äußerte denn auch sie die Grundsätze, welche bis in die neuere Zeit von jedem erfahrenen Erzieher aufgestellt wurden, daß nämlich pünktlicher Gehorsam ein Haupterforderniß sei, auf welches man bei den Kindern dringen müsse. Jetzt aber scheint dieser Grundsatz, wie so vieles Andere, als veraltet betrachtet und bei Seite geschoben zu werden, indem man vielfach die Ansicht aussprechen hört: ein Kind, besonders ein Knabe, der gehorsam sei, könne keine Energie des Charakters haben, und sehr oft sieht, wie die Mütter sich in der Widerspenstigkeit ihrer Kinder sogar mit einigem Stolz gefallen.

Aber nur zu oft nimmt man bei Töbhen Ungezogenheit für Kraft, und schmähtliches Nachgeben an augenblickliche Gelüste für Unabhängigkeit des Charakters. Ueberhaupt aber scheinen mir, so weit ich es bei den sehr kurzen und seltenen Gelegenheiten zu beurtheilen im Stande war, die Methode und vorzüglich die Ansichten über Erziehung im kaiserlichen Hause, das des Erzherzogs Carl mit inbegriffen, eben so verständig als zweckmäßig. Nur selten habe ich ein kleines Kind von nicht drei vollen Jahren gesehen, das so zutraulich mit ganz Fremden, so herzlich und zugleich so entwickelt erschienen hätte, wie die, leider nur zu bald versterbene

Erzherzogin Maria Anna Pia, die ich in dem Zimmer ihrer Mutter fand, als ich im Jahre 1838 eine Audienz bei derselben hatte.

Nicht lange nach jenem Tage, an dem ich den oben erwähnten Roman überreicht hatte, erkrankte, zur größten Bestürzung der Stadt und des Landes, unser väterlicher Monarch auf so ernsthafte Weise, daß das Lebensgefährliche sogleich erkannt und gefürchtet wurde. Jeden Tag klangen die Nachrichten bedenklicher. Viel wurde von der christlich heitern Fassung des Kaisers, von dem rührenden Schmerz seiner Umgebungen, besonders von den Äußerungen tiefer kindlicher Liebe des Kronprinzen erzählt. Andere Ärzte wurden noch nebst den gewöhnlichen Leibärzten berufen; — Alles erwies sich als erfolglos. — Ein Leben voll moralischer Leiden, schmerzlicher Verluste, Selbstüberwindungen (gewiß der aufreibendste Kampf des menschlichen Herzens) und Resignationen hatte bei einem von Jugend an zarten Körperbau, trotz einer musterhaften Mäßigkeit und eines höchstgeregelten Lebens, dennoch die Kräfte des Monarchen erschöpft, ohnedies scheint Longévität kein Erbtheil des lotharingisch-habsburgischen Stammes gewesen zu seyn, indem nur wenige Glieder desselben das 60. Jahr erreichten. — Eine allgemeine Entzündung, wie man die Todeskrankheit des Monarchen nannte, machte in der Nacht vom 1. auf den 2. März 1835 seinem Leben ein Ende, nachdem er eben auch am 1. März vor 43 Jahren den Thron seines Vaters bestiegen hatte.

Jedermann erinnert sich gewiß dieser Epoche noch lebhaft; — doch in unserm öffentlichen Leben ging keine bedeutende Veränderung vor. Der neue Herrscher schien mit kindlicher Pietät Alles, was sein Vater und wie er es gethan, festhalten und als Norm seines eigenen Wirkens und Handelns befolgen zu wollen; so blieb Alles ziemlich wie es gewesen, und das Privatleben gestaltete sich nach gewohnter Weise. Nur der Zeitgeist und manche, wie es Anfangs schien, unbedeutende Veränderung im täglichen Verkehr brachten nach und nach bedeutendere Umwälzungen in der geselligen Lebensweise hervor und auseinander fallend, wie so Manches, was früher in unsern Begriffen und Gemüthern fest und kompakt an einander gehalten hatte, zersplitterten sich die verschiedenen Kreise der Bevölkerung. — Nicht bloß durch den Unterschied in Aristokratie der Geburt oder des Geldes, im Gegensatze mit dem bürgerlichen Leben, nein, selbst in Mitte der stillen Häuslichkeit erzeugten die veränderten Amtsstunden in Kanzleien und Comptoiren, die neuen Einrichtungen bei der Aufgabe der Briefe, endlich selbst die Abfahrts- und Ankunftsstunden der Silwagen und Dampfboote, eine ganz veränderte Eintheilung des Tages. Hierzu kam noch, daß viele ältere Einrichtungen, z. B. die Stunden für Schulen und Kollegien, so wie für's Theater, beinahe dieselben blieben, und so kam eine Vielgestaltigkeit und Unbestimmtheit in den Tageslauf, die zwar keine wesentlichen Nachteile, aber

doch viel unangenehme Störungen erzeugten. Es wurden die Eßstunden außerordentlich ungleich, und von 1 bis 6 und selbst halb 7 Uhr konnte man in verschiedenen Häusern die Familie bei Tische finden. Dies späte Tafeln machte die *Déjeûnés à la fourchette* nothwendig, indem man nicht leicht von 8 oder 9 Uhr Morgens bis 5 oder 6 Uhr Abends aushalten konnte, ohne etwas zu sich zu nehmen, und so erzeugten sich eine Menge Differenzen und Kollisionen. In einigen Häusern ließ man die Dienstboten vor der Herrschaft essen, weil es sonst zu spät geworden wäre, in den Häusern alter Art aßen sie nach derselben. Für die studierende Jugend mußte bei der grellen Verschiedenheit zwischen der altmodischen Schul- und Theaterzeit und den modernen Eßstunden wieder eine andere Einrichtung getroffen werden, und so irrt das Alles noch, wie mir scheint, ziemlich chaotisch durcheinander, bis im Verlauf mehrerer Jahre die Unterschiede aufhören, die alten Gewohnheiten nach und nach ganz verschwinden, und die neue Gestaltung des geselligen Lebens überall durchgreifen und allgemein herrschen wird. Daß Menschen, die $\frac{1}{4}$ oder $\frac{2}{3}$ ihres Lebens auf die alte Weise zugebracht, sich in diese Zustände und Gewohnheiten hineingelebt haben und mit ihnen gleichsam Eins geworden sind, sich nur mit Mühe und widerstrebend in das Neue fügen und es überall unbequem finden müssen, ist wohl auch natürlich, und so wird es ihnen billiger Weise nicht übel genommen werden, wenn sie in der Unruhe und Geschäftigkeit die-

ses neuen Aufbaues rings um sie her wenigstens darauf hoffen, daß sie diese Neuerungen nicht mehr lange werden mitzumachen haben.

Zwischen den Jahren 1833 und 1835, wie ich glaube, war es, daß ich bei einer sehr werthen Freundin Fräulein v. Ikenflamm, den als Dichter, Schauspieler und Mensch gleich interessanten Haym und kennen lernte. Fräulein Ikenflamm, die Schwester der Frau von Piquet und eine treue warme Freundin unsers verehrten Freundes Streckfuß in Berlin, war auch, wie das leider ältern Menschen öfters geschieht, von ihrem ganzen Hause allein übrig geblieben. Marie, das treffliche Mädchen, ihre Nichte, war schon im J. 1822 am Nervenfieber gestorben, ihr Bruder Carl folgte ihr ein Vierteljahr darauf, und die armen Ältern blieben kinderlos zurück. Aber bei dem ersten Erscheinen der Cholera im Herbst 1831 starb der Vater Piquet und ein halbes Jahr darauf seine Frau, Theresens Schwester — und es stand vielleicht nicht zwei Jahre an, so raffte die Grippe, die dazumal sehr bössartig war, den Bruder derselben, Herrn v. Ikenflamm weg, mit dem die Schwester seit Langem zusammen gelebt und gewohnt hatte. Die Arme blieb einsam zurück, das bedeutende Vermögen, das durch so viele Todesfälle an sie gelangt war, konnte sie nicht recht erfreuen, sie kränkelte immer, und nur der Umgang mit einem vieljährigen Freund, Herrn Schooner, der schon während ihres Bruders

Leben mit ihnen zusammen gewohnt hatte, war noch das einzige Band, das sie an die fremdgewordene Welt knüpfte.

In ihrem Hause lernte ich denn Herrn Raymond, der Schooners alter Freund war, kennen, und sowohl Pichler als ich fühlten uns von seiner Persönlichkeit sehr angezogen. Seine Gestalt erinnerte an Grillparzer, und schon dieser Eine Umstand sprach bei uns zu Raymond's Vortheil. Im Verlauf der Unterhaltung aber offenbarte sich ein so tiefes und anspruchloses Gemüth, eine so herzliche einfache Weise sich auszudrücken, daß er meinem Manne und mir Achtung und Wohlwollen einflößte, und wir nur im Stillen bedauerten, daß bei ihm eben so wenig als bei Grillparzer auf einen bleibenden freundschaftlichen Verkehr zu hoffen war; denn diese beiden ausgezeichneten Menschen glichen sich, wie in schönen geistigen Anlagen und einer seltenen Gemüthstiefe, auch an trüber hypochondrischer Laune, welche sie jeden Umgang fliehen machte.

Später sahen wir Raymond bei Fräulein Isenstamm noch ein paarmal, einmal besuchte er auch uns, speisete bei uns mit Frankl, und schien ungemein viel Freude an den Kindern meiner Tochter zu finden, die denn auch ihrerseits sich kindlich freimüthig mit ihm unterhielten. Als er in der Josephstadt Gastrollen spielte, erhielten wir durch seine Vermittlung ein paar mal Vogen, die sonst schwer zu bekommen waren, und als er als Valentin (im Verschwender) er-

schien, und unsere Kinder dem berühmten Mann, der so freundlich mit ihnen gewesen war, zuklatschten, blickte er herauf und lächelte ihnen gütig zu, worüber sie sehr erfreut waren.

Im Sommer 1835 brachten wir wieder die beiden Monate August und September in Baden, und zwar wieder im Hause bei der Landschaft zu; aber wieder wie fast jedesmal, wenn wir in dieser Gegend, in der Nähe des Baches wohnten, fühlte ich eine unangenehme Einwirkung der Luft, oder des Trinkwassers? ich weiß es nicht — auf meine Gesundheit. Ich litt wieder im Unterleibe und mußte mich im Essen und Trinken, und auch vor Verköhlung sehr in Acht nehmen. Doch waren Pichler, die Tochter und die Kinder recht wohl, und wir kehrten vergnügt von Baden in die Stadt zurück. Kaum aber waren wir acht oder zehn Tage in der Stadt, so wurden wir durch ein Ereigniß erschreckt, das an und für sich schon sehr beunruhigend, uns mit noch bangeren Ahnungen für die Zukunft erfüllte. Pichler stand eines Morgens, wie es schien, wohl und gesund auf, ging in sein Zimmer, um sich anzukleiden, kam dann wieder zu mir herüber, die noch im Bette lag, und erzählte mir mit ganz heiterer Miene, daß ihn heute Nacht ein Schlagfluß getroffen habe. — Ich erschrak, wie natürlich; da ich Pichler aber so heiter und kräftig wie sonst vor mir stehen sah, hielt ich es für Scherz, aber für unerlaubten, und sagte es ihm auch, daß dieß Trevel sei. — Er aber

versicherte mich dessen noch einmal, und nun glaubte ich auch ein kleines Hemmniß in seiner Aussprache zu bemerken. Sehr bestürzt drang ich in ihn, zu Hause zu bleiben und den Arzt rufen zu lassen. — Er aber ließ sich nicht abhalten und ging in sein Bureau. Sobald er das Haus verlassen, schrieb ich an unsern Arzt und Freund W. Türkheim, der zum Glück noch zu Hause war, und mit seiner gewohnten Güte erhörte er sogleich meine Bitte, eilte zu Pichler ins Bureau, fand ihn aufgereg, mit starkem Andrang des Blutes gegen den Kopf, und bewog ihn, sogleich nach Hause zu fahren, und nach seiner Angabe, die er ihm schriftlich mitgab, sich behandeln zu lassen. So wurden ihm denn im Nacken Egel gesetzt, Zinapismen, Fußbäder u. s. w. gebraucht, und in der That hatte sich in wenigen Tagen der Andrang des Blutes gelegt, die übrigen furchtbaren Symptome waren verschwunden, und wir athmeten wieder freier. Doch blieb in unserm Aller Herzen eine große Besorgniß wegen möglicher Wiederkehr dieses Übels zurück, das sich nur zu gern wiederholt, und leider sollten wir — wenn auch erst zwei Jahre nach diesem Anfall — unsere Sorge nur zu wohl begründet finden! —

Ein vieljähriger Freund in Prag, Herr Werle, schickte uns diesen Winter einen sehr jungen Mann, dessen er sich mit lebhaftem Interesse annahm, Herrn Ußo Horn, mit einem Briefe zu. Der Jüngling schien Geist und ein hübsches Talent zur Dichtkunst zu

haben, auch war sein Äußeres empfehlend. Aber schon im ersten Gespräch sah ich das junge Deutschland und den Thätendurst der Studentenwelt aus jedem Worte hervorgucken, so daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm zu sagen: Thätelust und Eifer für das, was ihr gut schiene, möchte die Jugend wohl haben und gelegentlich auch beweisen; frei aber und bloß nach ihrer Willkühr handeln zu dürfen, könnte sie doch wohl nicht fordern, weil es ihr bei allen Talenten doch noch an Erfahrung mangle. Er nahm das freundlich hin, kam auch noch öfters zu uns, und schrieb für den Telegraphen (ein Journal, das damals entstand, aber nach 18 Monaten wieder zu Grabe ging) einige artige Aufsätze, in deren Einem er meiner mit mehr Lob als mir gerade angenehm war, gedachte, weil dies oft nur Unwillen bei Andern erregt. Später ließ er ein Stück: „Die Vormundschaft,“ das er mit Verle Gemeinschaftlich gedichtet hatte, mit ziemlichem Beifall aufführen, schloß sich eng an Herrn Zaphir an, was ich ihm ebenfalls widerrieth, kam in Handel mit der Censur und Polizei; verlor sich aus unserer und unserer Bekannten Nähe, und verschwand endlich auch aus Wien. Nach einiger Zeit kam er in Hamburg bei Gupkow wieder zum Vorschein, und spielt nun wahrscheinlich seine Rolle unter den sogenannten jungen Deutschen, oder deutschen Jungen — einer Menschenart, die für mich etwas so Widerwärtiges hat, daß ich mich nie auch nur von fern damit befreunden konnte. Ihr gan-

zes Streben, sobald es aus dem Kreis der Burschenschaft in die Wirklichkeit, ins Staatsleben treten wollte, oder wie im Hambacher Fest und in ähnlichen Explosionen wirklich ins Leben getreten war, kam mir stets wie eine bedauernswerthe Verblendung vor, vermöge welcher sich Knaben und unerfahrene Jünglinge Männer zu seyn dünken; das, was sie nicht zu übersehen im Stande sind, nicht allein zu beurtheilen, sondern zu verändern, zu bessern sich anmaßen, und darum, weil sie bei der Juliusrevolution in Paris durch Pflasterstein aufreißen und muthiges Kämpfen mitgewirkt haben, sich einbilden, die Revolution gemacht, geleitet, vollendet zu haben, und in Deutschland dasselbe thun möchten.

Der Winter von 1835—1836 verging im Ganzen ziemlich ruhig, was das äußere Leben betraf, aber es schien, als ob aus einer Zusammenstimmung verschiedener unbekannter Ursachen, der Tod durch den Verlust vieler werthen Freunde sich mir in diesem Jahr auffallend nähern, und mich auf einen noch herbern Todesfall, der nicht mehr lange ausbleiben sollte, vorbereiten wollte. Im Mai starb nach langem Krankenlager und vielen Leiden die Baronin v. Richler, eine Frau, mit der ich mehr als 30 Jahre in engem Freundschaftsbunde, und durch einige Zeit selbst in Einem Hause gelebt, sie fast täglich gesehen, und mich ihres geist- und gemüthsvollen Umgangs stets erfreut hatte, obwohl unsere Sinnesart wenig Ähnlichkeit hatte,

und die meisten Dinge, so wie hauptsächlich die Erscheinungen in der neuern Literatur, uns Beide auf ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Weise berührten. Ihre Geistesbildung war zwar in der nämlichen Epoche (denn wir waren gleichaltrig) aber auf ganz verschiedenem Wege bewirkt worden. In Heidelberg von mittelmäßig begüterten Ältern geboren, und still, ohne vielen Unterricht, bloß für Häuslichkeit erzogen, aber mit einem lebhaften Geiste und warmem Gefühl fürs Schöne begabt, waren es zuerst Romane und Gedichte, welche den Funken höherer Bildung in ihre Seele warfen. Lafontaine's Gefühlswelt ging zuerst wie eine Sonne in ihrem und ihrer Schwestern Gemüthe auf; Matthißen, Zalis, später Göthe, Schiller und Andere nahmen Platz in dem erhellten Raume, aber sie Alle erschienen mehr oder minder in dem Reflex des Lafontaine'schen Lichtes, so wie die Welt überhaupt; und wir Andern pflegten oft im Scherz zu sagen, daß bei Frau v. Richler und ihren Schwestern nur die Handlungen, Empfindungen, Gefinnungen als zulässig und geschnäpft betrachtet würden, welche mit Lafontaine's Romanen übereinstimmten. Von Göthe's Werken ging ihnen nichts über Werther und Tasso. — Don Carlos stand in ihrer Meinung viel höher als Wallenstein oder Zell — und das Unnatürliche oder Geisterhafte störte sie nur wenig, während sie irgend eine wahre Naturäußerung, z. B. im Götz von Berlichingen oder in Wallenstein's Lager beileidigte. Von der bezauber-

ten Rose von Schulze, die übrigens in der Welt ein sehr ephemeres Dasein hatte, waren sie auch bezau-
bert, und die Schuld erfreute sich ihres ungemessen-
sten Beifalls. Hingegen war es ihnen nicht möglich, an
der Poesie der Psalmen das geringste Interesse zu fassen,
und irgend ein ungewöhnlicher echt orientalischer Ausdruck
schreckte sie auf immer zurück, so wie sie auch Ohlen-
schläger's Werken durchaus keinen Geschmack abgewin-
nen konnten, eben weil einige grellere Worte darin
vorkamen.

Aller dieser Dissonanzen ungeachtet, achteten und
liebten wir einander herzlich, unsere Gesinnungen und
Grundsätze begegneten sich einander nicht im Lafentai-
n'schen, sondern im Lichte tüchtiger Menschheit, und
so stand unsere gegenseitige Achtung und Freundschaft
fest durch mehr als 30 Jahre. Gemeinschaftlich getra-
gene Sorgen und Leiden, so wie gemeinsam genossene
Freuden verbanden uns stets inniger, und es war ein
wahrer Verlust für mich, als Frau v. Richler starb;
aber es war ja nur der Anfang einer ununter-
brochenen Kette ähnlicher Fälle. Schon seit einiger Zeit
fühlte mein Schwager Kurländer (Franz) zunehmende
Beschwerden eines Uebels, das er sich selbst nicht erklären
konnte oder wollte, das uns Übrigen aber zu unserer
großen Besorgniß apoplectische Symptome zu haben
schien. Zuweilen konnte er sich nicht mehr auf das be-
sinnen, was er kurz zuvor gethan oder gewollt hatte,
zuweilen versagten ihm die Worte, um auszudrücken,

was er beabsichtigte, und das Alltäglichsie fiel ihm nicht ein. Beim Spiel, das er mit eben so großem Eifer als Glück als seine Lieblingsbeschäftigung trieb, und das ihm — auf eine sonst ganz ungewöhnliche Weise den Zutritt in den Häusern der Großen und des höchsten Adels öffnete — verließ ihn manchmal die Besinnung, und er spielte so thöricht, daß ihn seine Mitspielenden ermahnen mußten. Aus Allen kamen diese Zustände bedenklich vor, wir baten und beschworen ihn, seinen Arzt zu befragen, aber der gute — dem Weltverkehr und den Zerstreuungen zu sehr ergebene Freund konnte sich nicht entschließen, vielleicht, ja wahrscheinlicher Weise einen Ausbruch zu vernehmen, der ihn zum Inhaushalten, zum Zurückziehen, zu einer stillen Lebensweise verdammt haben würde, und so dauerten jene bedenklichen Symptome fort, und nahmen vielleicht durch die eben um diese Zeit wieder ausbrechende Cholera einen bedenklicheren Charakter an. Denn das ist eine sich Jedem aufdringende Beobachtung, daß in den Epochen, wann diese Krankheit herrscht, in der Atmosphäre eine auffallende Veränderung vergehen müsse, wovon schon die dichten, sonst in dieser Jahreszeit ungewöhnlichen Nebel, die bald ganz strahlenlos, und bald mit dem höchsten und dauerndsten Krokusgelb gefärbten Sonnenuntergänge Zeugenschaft geben. Bald brach die Seuche mit Macht aus, und hatte wieder, wie schon die beiden ersten Male, gewisse Gegenden zu ihrem eigentlichen Heerde außersehen. Zu unserm Unglück war es diesmal

die Alservorstadt, und in dieser eigentlich der Umkreis des Plages und Brunnens, wodurch denn auch wir mit in den verhängnißvollen Kreis gezogen wurden. Wirklich erkrankte zuerst eine sehr würdige Familienmutter, welche zu gleicher Zeit Vorsteherin einer Mädchenschule in unserm Hause war. Ihr folgten in kurzen Zwischenräumen ihre drei erwachsenen Kinder; das kleine Kind einer andern Miethspartei, und endlich eine hochbejahrte Frau, die, eine langjährige Freundin meiner verstorbenen Mutter, seit 24 Jahren bei uns gewohnt hatte. Es war eine schauderhafte Zeit damals. Kaum verging eine halbe Stunde, daß man nicht die Glöckchen des Chorknaben Klingels hörte, der den Priester mit den Sterbesakramenten zu irgend einem Kranken begleitete, oder daß in den Nachmittagsstunden ein Leichenzug durch die Straßen ging. — Später wurden, um das Entsetzen der übrigen Bewohner nicht zu vermehren, das Läuten auf der Gasse eingestellt und die Todten ohne Begleitung fortgebracht. Kein Tag verging, wo man nicht von dem Todesfall eines Bekannten in der Nachbarschaft hörte, die der vielen Unbekannten gar nicht zu rechnen. Bei uns allein hatte die Seuche sechs Opfer in Einem Hause geholt. In einem andern gegenüber waren ihrer neun gestorben. Zwei sonderbare Bemerkungen hatte ich Gelegenheit zu machen, und ich denke, es wird nicht ganz überflüssig seyn, wenn ich sie mittheile.

Alle sechs Personen, welche in kurzer Frist bei uns starben, wohnten auf Einem Flügel des Hauses,

und bedienten sich — nach der Bauart unsers Hauses, desselben heimlichen Gemaches in den beiden Stockwerken. Wir selbst und die Bewohner des rechten Flügels hatten einen andern solchen Ort, und auf dieser Seite erkrankte Niemand. — Auch hatte ich gleich von Anfang, als mir dieser Umstand aufzufallen war, meinen Leuten eingeschärft, sich niemals jenes Bedürfnisses wegen auf den linken Flügel zu begeben, und wir blieben Alle gesund, obwohl sich hier und dort eine Neigung zur Diarrhöe gezeigt hatte.

Die zweite Bemerkung ist folgende: So lange die Cholera wüthete, war es warm und trocken gewesen. An jenem Sonntag-Nachmittag, als unsere alte 90jährige Mitbewohnerin beerdigt werden sollte, brach um dieselbe Stunde ein heftiges Gewitter aus, mit Donner, Blitz und Regen. Die Luft wurde merklich abgekühlt, und das zweite Kind jener Mithypartei, die schon Eines an dieser Zeuche verloren hatte, und dessen Tod man stündlich erwartete, erholte sich gegen Mitternacht, bedurfte der Arznei, die man auf den äußersten Fall bereitet hatte, nicht mehr, besserte sich allmählig, genas endlich, und die Zeuche ließ von diesem Tag an nach. Mich dünkt, diese beiden Bemerkungen zeigen wohl, wie oft durch Mangel an Beobachtung oder unvermeidliche Bedingungen die Zeuche sich verbreiten kann, und wie viel Einfluß die Luftbeschaffenheit darauf hat.

Allmählig reinigte sich die Luft, und gleichzeitig beserte sich die Gesundheit der Bewohner Wiens. Auf der Wieden war die Ausbreitung ebenfalls sehr stark gewesen, und ich glaube, es wäre nicht unnützlich, einzelne Data über die Lokalitäten und deren Beschaffenheit, wo sich die Zeuche am frühesten oder am stärksten gezeigt (wie z. B. im Jahr 1831 im Schottenviertel in der Stadt) über die Witterung, die Lufttemperatur u. s. w. zu sammeln, und hieraus wenigstens allgemeinere Beobachtungen und Ergebnisse zu notiren, die vielleicht doch einmal zu einigen Aufschlüssen über das furchtbare Räthsel führen könnten, an dessen tausend Schließern die Natur- und Arzneikunde vergeblich seit beinahe dreißig Jahren in allen Welttheilen herum klopert, ohne auch nur Eines öffnen zu können.

Unser kränklicher Freund Karländer war nun ernstlich und sehr bedenklich krank geworden. Eine Art Schlagfluß rührte ihn an einem warmen Julius-Nachmittag, als er eben im Begriff stand, mit dem Dr. Volza, mit welchem er schon früher eine Reise nach Paris und London gemacht, spazieren zu fahren. Von dem Augenblicke an ging sein Uebel rasch vorwärts — und — sei es Delikatesse, sei es Abneigung gewesen, sich vor seinen Freundinnen in dem Zustand seiner Hülflosigkeit sehen zu lassen — weder ich noch seine Schwägerin (Maly Zechtern), noch selbst seine alte Freundin Gräfin Fekete wurden vorgelassen, und ich mußte mich begnügen, mich manchmal im Vorzimmer

bei den Freunden, die ihn fleißig besuchten, wie z. B. eben jenem Dr. Volz, nach seinem Befinden genauer zu erkundigen. Dr. Volz erwies ihm wirklich kindliche Treue, und pflegte seiner Tag und Nacht, was Kurländer auch in seinem Testamente dankbar anerkannte.

Indessen während der letzten Hälfte des Julius und dem ganzen Augustmonat wechselte sein Zustand zwischen besser und schlimmer. — Es war die Rede vom Ausfahren, von nach Baden gehen, um die Trinkkur zu gebrauchen, wir hofften: — plötzlich verschwand der lichte Hoffnungsschimmer wieder, und wir mußten das Schlimmste fürchten.

Wir waren indeß, unserer Gewohnheit gemäß, nach Baden gezogen, und wohnten im Wapert'schen Hause in Gattenbrunn, wo wir schon oft gewohnt hatten, und wofür ich mich, das Ehelebensjahr 1831 angenommen, stets recht wohl befunden hatte. Auch diesmal würde mir der Aufenthalt gedeitlich und angenehm gewesen seyn, wenn nicht so manche trübe Vorfälle vorausgegangen wären und ihn begleitet hätten. Kurländer's Krankheit bekümmerte uns Alle, der Tod der W. Richler hatte mir sehr leid gethan, es war eben wieder eine Gestalt aus der lieben Vergangenheit in der ich so manche Freude genossen, so manchen Aufschwung des Geistes, so manchen Schmerz, so manche begeisterte Erhebung gefühlt, und deren Einwirkungen in dem trauten Freundeskreise, wozu die Richler ge-

hörte, ausgebebt hatten. Auch Kurländer gehörte zu diesem Kreise, wir hatten Vieles, Böses und Gutes mit einander erlebt, wir hatten uns gegenseitig handeln gesehen, und unsere gegenseitige Achtung war dadurch — ich darf es wohl sagen — gewachsen. Nun war die Eine geschieden, des Andern Scheiden stand mir nahe bevor, und eben um diese Zeit erschreckte uns Alle in Baden die Kunde von dem unglücklichen — und verfohlten Selbstmordsversuche des Schauspielers K a y m u n d, der durch sein poetisches Talent, durch seine mimische Kunst einen europäischen Ruf mit Recht erworben hatte, und mit eben so viel Recht um seiner Persönlichkeit, seines einfachen wohlwollenden Charakters wegen allgemein geschätzt wurde. Nicht weit von Baden, auf seiner kleinen Besitzung in Pernitz in einem der lieblichen Thäler des Schneeberges wohnend, wo er durch Wohlthaten und Gutmüthigkeit sich viele dankbare Herzen verpflichtet hatte, hatte er das Unglück, eben wie er im Begriff stand, eine Reise nach Maria Zell anzutreten, von einem Hunde gebissen zu werden, dessen Gesundheitsstand verdächtig war. Ein Mensch von Lühleret — von gefesselter Phantasie würde in diesem Augenblicke die Abreise aufgegeben, den Hund einsperren und genau beobachten lassen haben. Aber der Dichter fuhr nach Maria Zell, — ließ den Hund zu Hause, und erfuhr bei seiner Rückkehr in Pottenstein, noch ehe er Pernitz erreichte, daß der Hund, der während der Zeit noch ein paar andere gebissen hatte, erschossen worden war. — Nun hatte des unglücklichen

Dichters Phantasie volle Freiheit, sich allen Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten einer verzweiflungsvollen Todesart zu überlassen — and — er faßte den furchtbaren Entschluß, allem diesen grauenhaften Elend durch Selbstmord zu entgehen.

Zu seiner Entschuldigung, ja ich möchte sogar zur Rechtfertigung und rührenden Ansicht dieses Entschlusses will ich hier beifügen, was ich einige Monate nach Naimund's Tode, von meiner Freundin, Fräulein Therese v. Isenflam, über ihn erzählen hörte. Naimund hatte (so erzählte Therese) von jeher eine entsetzliche Furcht vor dem Zustand der Wassertischen gehabt, und mehr als Einmal hatte er geäußert, daß man einen Menschen, der das Unglück gehabt hätte, von einem wüthenden Hunde gebissen zu werden, auf der Stelle erschießen sollte, um andere Menschen vor ähnlichem Schicksale zu bewahren. Und nun traf den Unglücklichen gerade dieß Loos, vor dem er so sehr gebet! Es ist mir also mehr als wahrscheinlich, daß der Unglückliche eine heilige Pflicht zu erfüllen wähnte, wenn er in sich selbst einen Gegenstand der Gefahr und des Verderbens für Andere aus der Welt schaffte.

War die Pistole, womit er sich in den Mund geschossen, schlecht geladen; — zitterte des Selbstmörders Hand, indem sie den furchtbaren Entschluß ausführen sollte? — in schrecklicher Verwirrung blieb die Kugel eben in der Hirnschale stecken, und namenlose Leiden des zerrissenen Körpers wie des denkenden Selbstbewuß-

ten Geistes mochten nun für den Unglücklichen beginnen, bis nach drei entsetzlichen Tagen der letzte Augenblick endlich von Gott gesandt, diesen Qualen ein Ende machte. Die nähern Umstände dieser grauenvollen Geschichte erfuhren wir sehr zuverlässig durch Dr. Kollet, den man sogleich nach Pottenstein zu dem Unglücklichen gerufen, und der ihn dann wieder besucht hatte. Auch brachte Kollet ein Blättchen Papier mit herüber von Pottenstein, auf welches Raimund nach der entsetzlichen That, und wie er sich wahrscheinlicher Weise seines Zustands deutlich bewußt geworden war, mit Mühe die Worte gekritzelt hatte: Gott anbeten! — Mich dünkt, diese zwei Worte, in dieser Lage geschrieben, machen die schönste Schußschrift für den von Phantasie und Angst betäubten Selbstmörder aus, und werden, vereint mit so manchem Tage seiner Gutmüthigkeit, auch vor Gottes Thron, der Herzen und Nieren durchsicht — vor dem Thron des barmherzigen liebenden Vaters Aller, seine Sache am besten geführt haben. Und in ihnen fand ich auch eine Bestätigung meiner Ansicht von den Beweggründen, die den Verstorbenen zu der entsetzlichen That bestimmt hatten. Nach seinem Tode erhob sich noch ein hitziger Streit zwischen seiner zurückgelassenen Familie und unserm Dr. Kollet, der sich bei der Section des Verstorbenen der Hirnschale, in welcher die plattgedrückte Kugel noch saß, bemächtigt hatte, und sie im Interesse der Wissenschaft, wie er sich in seiner Antwort an die Behörde ausdrückte,

in seinem Museum aufbewahren wollte. Was endlich entschieden, und ob die Hirnschale zurück gegeben werden, weiß ich nicht.

Übermals aber fand ich hier bei des armen Naismund's Tode bestätigt, was ich oft im Laufe meines Lebens beobachtet hatte, daß nämlich, nicht eben allen, aber vielen Menschen, am Ende ihres Lebens der Himmel gerade das Leiden, die Sorgen oder Entbehrungen zusendet, vor denen sie sich von jeher am meisten gefürchtet hatten. Und ich fand die Bekräftigung einer Ansicht Xenodons in dieser Erfahrung, der sagt:

Souvent ce que nous offrons à Dieu n'est point ce qu'il veut le plus de nous. C'est qu'il veut le plus, c'est ce que nous voulons le moins lui donner, et que nous craignons qu'il ne nous demande. C'est cet Isane, fils unique, bien aimé, qu'il veut qu'on immole sans compassion. — O wie oft habe ich diesen hartnäckigen aber wahren Ausspruch an Vielen bewährt gefunden, denen Gottes Rathschluß gerade jenen Stand der Dinge, oder jenes körperliche Leiden zugesendet, das ihnen von jeher das Schwerste zu ertragen geschehen hatte. Es war eben cet Isane ce fils bien aimé, der rückichtslos geopfert werden mußte.

Kurländers letzte Stunden waren indess auch gesegnet. Zwar hatte man ihm, wie eben gesagt worden, Hoffnung auf Besserung gemacht, ja es war sogar eine Weile die Rede davon gewesen, daß er mit Polja nach Waden kommen sollte; aber wahrscheinlich

war dies nur zu seiner Verubigung gesagt worden, oder es war eine plötzliche Verschlimmerung eingetreten — kurz, er starb am 6. September und hinterließ ein Testament, in welchem er fast alle seine Freunde und Verwandten mit größern oder kleinern Andenken in Effecten oder in Geld bedachte, und so seiner Zitten Freundlichkeit dadurch bestätigte. Wirklich weiß ich wenig Menschen, die im Gewühl der großen Welt, unter lauter nichtigen Beschäftigungen, in Verührung mit so verschiedenartigen, meist höhern, zerstreungsfüchtigen, überreichen, überstetzen, übermüthigen Leuten, wie sie die haute volée und die Geldaristokratie häufig darbieten — (ohne daß ich diese Schilderung auf diese beiden Klassen ohne Ausnahme ausdehnen möchte, unter denen ich selbst viele Verehrungswerthe kenne) so viel reinmenschliche Gefühle, so vielen Sinn für einfache Freuden, für Familiendande u. s. w. bewahrt hätten, als unser unvergeßlicher Freund Kurländer. Trog eines in lauter Zerstreuungen hingebachten Lebens war er davon nicht blafirt worden; jede neue Erscheinung, jede einfache Freude, so wie jede geräuschvolle Unterhaltung fand Anklang in seinem Herzen, er gab sich ihnen offen hin, und beobachtete nur mit einer Sorgfalt, von der ich nicht weiß, ob ich sie mehr seinem guten Herzen oder seiner Klugheit und Welterschahrung beimeffen soll, jede Regel der Zuchtlichkeit, jede Rücksicht, jede Schonung gegen Andere, so daß er ja niemals etwas tadelnd er-

währte, was in einem der vielen Häuser verging, mit denen er in Beziehung stand, nie eine noch unverbürgte Neugierde verbreitete, keiner lieblosen Auslegung sein Gehör ließ, und so bis an seinen Tod mitten im Gewühl der Welt das Kleinod seines bessern Ichs treu und fleckenlos erhielt. Uns Allen, mit denen alte Freundschaft von Kindheit auf und später Verwandtschaftsbande ihn verbanden, bewahrte er diese Zuneigung bis an seinen Tod, hinterließ Pächter'n und meinen Enkeln ein kleines Legat in Geld, mir ein Etui mit Silberbestecken, und verordnete noch überdies, daß Herrn Korn, dem Hofschauspieler, einem vieljährigen Freund und Bekannten von uns Allen, und mir, jedem 500 fl. C. M. übergeben werden sollten, um Arme damit zu bedenken. Er dachte überhaupt sehr menschenfreundlich, und noch während seines Lebens waren viele Wohlthaten von ihm durch meine Hände an verschämte Arme gelangt. So geschah es auch mit den 500 fl., aber es gab manche lächerliche und manche ärgerliche Ausstritte, viel unbescheidenen Überlauf, und manche Erfahrung tiefen Elends, bis diese Summe nach bestem Wissen und gehöriger Würdigung der Dürftigen vertheilt war.

So war denn dieser Freund auch von uns geschieden, der durch mehr als 40 Jahre ein treuer Theilnehmer all unserer Leiden und Freuden gewesen war, von dem wir mit Sicherheit wußten, daß Alles, was uns begegnete, antwortende Empfindungen in seiner treuen Brust wecken würde, der unsere kleinen häusli-

chen Feste froh mit uns beging, nie eines, und wenn es des Kleinsten Kindes Geburtsfest war, versäumte, manche glänzende Einladung dahinten ließ, um nicht bei unserer häuslichen Freude zu fehlen, und sich durch kleine Geschenke, Aufmerksamkeiten und stets heitere Gefälligkeit Allen lieb und werth machte. Wer kann, wer soll uns einen solchen Freund ersetzen? — und zumal in höhern Jahren, wenn das Herz durch manche bittere Erfahrung schen oder kalt gemacht, sich nur schwer an spätere Bekannte anzuschließen vermag.

Im November desselben Jahres befiel mich ein langes, und wenn auch nicht schmerzhaftes oder bedenkliches, doch auf jeden Fall ein sehr unangenehmes Uebelbefinden. Meine Nerven waren angegriffen; — Türkheim und Dr. Seeburger, unser nachbartlicher Arzt, zu dem wir immer zuerst unsere Zuflucht zu nehmen pflegten, weil der ältere Freund weiter entfernt von uns wohnte, gaben mir allerlei Arzneien, rietheu mir, auszugehen, mich in der Luft zu bewegen; — es wollte nichts anschlagen, und wenn ich auch, einige Tage ausgenommen, die ich im Bette zubringen mußte, wohl nicht eigentlich krank war, fühlte ich doch, daß meine Gesundheit erschüttert worden, und allerlei störende Symptome und Empfindungen eingetreten waren. Eines Morgens, nachdem mir den Tag zuvor — zum erstenmal in meinem langen Leben — eine Blutentleerung, und zwar durch Egel, war gemacht worden, die auf meine Nerven beruhigend und doch auch abspan-

nend wirkte — erzählte mir. B. Türkheim ohne alle Vorbereitung, daß in der vergangenen Nacht die alte Gräfin Chorinsky, die Witwe des Kammerpräsidenten, am Schlagfluß gestorben sei. Er wußte wohl nicht, und konnte es wahrscheinlich nicht wissen, daß wir Jugendfreundinnen, daß sie mir, obwohl unsere Lebensverhältnisse und Bahnen sehr divergirend gewesen, noch immer lieb und werth geblieben, wie ich sie denn wirklich noch den Sommer vorher, wo sie auf kurze Zeit zu Baden im Sauerhose gewohnt, oft gesehen und gesprochen hatte. Wie ein electrischer Schlag, der uns auf einmal in allen Gelenken lähmend trifft, — so erschütterte mich diese Kunde von dem so wenig geahnten Tode meiner Jugendfreundin, die ich erst ein paar Wochen vorher gesund und wohl gesehen, und heiter verlassen hatte. Vielleicht trug der krankhafte Zustand, in welchem ich mich damals befand, viel bei, ein Ereigniß, das mich jederzeit betrübt haben würde, jetzt so erschütternd zu machen. Ich fühlte, wie meine Kraft gebrochen war, ich wollte in die Stadt gehen, — denn Türkheim drang immer auf Bewegung in freier Luft — aber auf die Freieung gelangt, mußte ich in einen Wagen steigen und nach Hause fahren, denn meine Füße trugen mich nicht mehr, und dieser Zustand von Schwäche und Reizbarkeit dauerte mit wechselndem Besser- und Schlimmerbefinden gegen drei Monate.

Sephiens Tod (so hieß Gräfin Chorinsky) hatte heftig, wie schon gesagt, auf mich gewirkt; — unsere

Jugend, alle trüben und frohen Ereignisse in jener und den nachfolgenden Lebensperioden — traten wieder hell vor meine Phantasie. Ihres verstorbenen Gemahls Bild, dieses vortrefflichen, in jeder Beziehung achtungswürdigen Mannes, stellte sich mir lebhaft dar, mit ihm alle jene jugendlichen Verhältnisse zwischen ihm, meinem Manne und meinem Bruder, deren Freund und Bruder er gewesen, — und eine tiefe Wehmuth ergriff mich. Ich dichtete eine Strophe, die so hieß:

So bist du todt — und bist dahin gegangen
 Wo schon so Viele deiner Lieben sind;
 Wo Ältern, Schwestern, Brüder dich empfangen,
 Und manches theure heißbeweinte Kind.
 Und der Gemahl, die Liebe deiner Jugend —

Weiter kam ich nicht, und selbst diese kleine Anstrengung wurde mir zu einer erschöpfenden Aufregung, so wie sie aus einer eben solchen Aufregung entstanden war.

Endlich beruhigte sich auch dieser Sturm wieder, und allmählig besserte sich mein krankhafter Zustand im Ganzen, ich fühlte meine Kräfte wiederkehren; aber eben so bestimmt fühlte ich auch, daß ich mich nicht mehr wie vorher auf meine Gesundheit verlassen könne, daß ich mich vor Manchem, was ich sonst gethan, gewagt hatte, in Acht nehmen, und manche Vorsichtsmaßregel, die ich sonst als überflüssig, trotz meiner Jahre, hatte betrachten können, jetzt und künftig noch mehr beobachten werde müssen. Mit Einem Worte: die Jugend und selbst das kräftige Alter war von dem

Schwesterlein sein geschieden, und das höhere Alter mit seinen Beobachtungen, diätetischen Vorschriften und unzureichenden Kräften, die jeden Augenblick uns einen Dienst versagen und an unsere hohen Jahre erinnern, war nun auch für mich gekommen. Noch aber mußte ich Gott danken, daß die Veränderung so gemach, ohne große Erschütterung geschehen, und mir für ein stilleres Leben und Walten genügsame Heiterkeit und mit ihr die Ruhe gelassen hatte, dem Lebensende, das sich nun allmählig immer mehr zu nähern schien, und auf das jeder Verlust eines befreundeten Wesens mich mahnend hinwies, mit Ergebenheit, wo nicht mit frechem Gefühl entgegen zu sehen. Wer war mir nicht schon Aller vorangegangen? Wie viel treue, liebende, heißbeweinete, mich ganz verstehende Seelen waren schon dort versammelt, wohin ich nun auch bald zu gehen überzeugt war, und wo diese auch mich reich empfangen sollten? Dies ist eine sehr natürliche Betrachtung, die sehr geeignet ist, uns das Weggehen aus dieser Welt zu versüßen, und die doch von so Wenigen beherzigt wird.

Das Jahr 1836 war nun mit allen seinen trüben und einigen heitern Stunden vorübergegangen. Es hatte aber, ich möchte sagen, als Bedensatz aller Sorgen, Bitterkeiten und Schmerzen, die es mir gebracht, noch eine gar trübe Spur in meinem Innern zurückgelassen, die mein Gemüth auf eine vielleicht noch drückendere Weise belästigte, da ich zu Niemanden um Hülfe oder auch nur

Beruhigung mich wenden konnte, und das Übel, so wie es in mir von sich selbst entstanden war, nun auch bloß innerlich und bloß auch von mir selbst getheilt werden konnte.

Schon in meinen frühern Jahren, als ich kaum zwanzig Jahre oder wenig darüber zählte, hatten, wie sich der Leser dieser Blätter vielleicht noch erinnert, die Schriften mehrerer Franzosen und einiger Deutschen in jener sehr irreligiösen Zeit, die man die aufgeklärte nannte, einen eben so mächtigen als verderblichen Eindruck auf mein Gemüth gemacht. Mein Gefühl war aufs tiefste verletzt, als die Gegenstände meiner bisherigen kindlich frommen Verehrung, nach und nach unter dem kalten, zerfetzenden Licht allzukühner Forschungen zu schwanken anfangen und mir zu entschwinden drohten. So gewiß es ist, daß die Religion Sache des Glaubens, folglich des Gemüths ist, so wenig sich auf diesem Felde mit Beweisen und mathematischen Sicherheiten streiten läßt, um so gefährlicher sind solche Gesinnungen, Bücher, Gespräche für junge Gemüther, die das Täuschende vom Wahren, das Flüchtlingespiegelte vom Bleibenden nicht zu unterscheiden, und die tiefe Wahrheit des Tages, den ich irgendwo gelesen, nicht zu erkennen vermögen, „daß das Resultat und der Eindruck des großen Ganzen um uns her Glaube an Gott ist, und der Zweifel nur aus einem sublimirten Theilchen aufsteigt.“ Es ist daher ein Unglück, daß solche Bücher geschrieben worden sind und

noch geschrieben werden, und es ist Pflicht jedes Erziehers, wie ich glaube, die ihm anvertrauten jungen Seelen von diesem Gifte so fern als möglich zu halten, bis ihr Verstand reif genug ist, um durch die Nebel einer blendenden Sophistik den echten Kern der Wahrheit dennoch zu erkennen und an ihm festzuhalten. Wie oft mußte und muß ich noch eines Epigrammes von Pfeffel — wenn ich nicht irre — gedenken, das unter der Regierung Kaisers Joseph II. in einem Journale erschienen, und so lautete:

Hans Affe steck' einst einen Wald
Von Cedern Nachts in Brand,
Und streute sich ganz ungemein,
Als er's so helle fand!
Seht, Brüder, seht, was ich vermag,
Ich — ich verwandle Nacht in Tag!
Die Brüder kamen allzumal,
Bewunderten den Glanz,
Und Alle singen an zu schrei'n:
Hoch lebe Bruder Hans!
Hans Affe ist des Nachruhms werth,
Er hat die Gegend aufgeklärt!

Wie viele Cedernwälder frommen Glaubens, der Ruhe im Leben und des Trostes im Tode sind auf die ebenengesagte Weise durch die sogenannte *Aufklärung* niedergebrannt worden! und derjenige, der sich einmal aus diesem Brand gerettet, wird doch, wie im Evangelium steht, immer wie Einer seyn, der dem Feuer mit Noth entkommen ist. Jene freudige Zuversicht, jene Sicherheit des

für wahr haltend, die keinen Zweifel zuläßt, die nur durch Lehre und Beispiel eingestößt und mit stäter Wachsamkeit in jungen Seelen erhalten wird, ist für ihn doch schon erschüttert. Sehr weise und zweckmäßig gibt Hufeland den Ältern, vorzüglich den Müttern, den Rath, die religiösen Gefühle, Begriffe und Lehren so fest in die Seelen der Kinder zu pflanzen, daß sie sie gleich angeborenen Ideen nie mehr abschütteln oder sich rauben lassen können.

Ich selbst sollte in spätem Jahren noch einmal diese bittere Erfahrung machen. Es war im Winter 1836 — 1837, als durch die vielen pantheistischen Ideen, welche so häufig in den Schriften unserer jetzigen Philosophen und selbst der Dichter unserer Zeit gelehrt werden, zwar mein Glaube an einen persönlichen und selbstständigen Gott nicht erschüttert wurde, der von der Natur verschieden das Schicksal der Welt nach seinen unveränderlichen Gesetzen lenkt und mit väterlicher Liebe überwacht; aber über die Beschaffenheit unserer Seelen, über die Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode stieg doch dann und wann ein beunruhigender Zweifel auf, den ich, unerfahren in den eigentlichen Tiefen der Philosophie und Metaphysik, nicht in jedem Moment aufzulösen, und die irrenden Gedanken in die rechte Bahn zu weisen vermochte. Vielleicht konnte ich es auch in jener Periode weniger, weil meine Nerven durch die Kränklichkeit, die mich nun schon drei Monate gefangen hielt, angegriffen und aufgeregte waren,

so daß jedes strenge Denken mich ermüdete. So schlich denn die trübe Zeit hin, trüb durch krankhafte Gefühle, durch die Erinnerungen an so manchen schmerzlichen Verlust, den ich im verfloßenen Jahr erlitten, und trüb durch die unfreundlichste Witterung des ganzen Jahres, da im Dezember und Jänner die strenge Kälte mich an jedem Ausgang hinderte.

Ein Beichtvater ist nach meiner Ansicht für Jedermann, der auf dem Wege des Heils weiter schreiten will, eine sehr wichtige Person, und zu wünschen wäre es, daß er — der Arzt der Seele — so wie der des Körpers zu den nähern Bekannten, ja zu den Freunden des Hauses gehöre. Im alltäglichen Leben, bei gewöhnlichen Ereignissen, bei der Mahlzeit, bei angenehmen oder unangenehmen Vorfällen, könnten diese Beiden ihre Beobachtungen unvermerkt anstellen, um nicht erst dann, wenn ein moralisches oder physisches Übel ausbricht, im Beichtstuhl oder am Krankenbett davon unterrichtet werden zu müssen. Dann hätte der körperlich oder geistig Leidende nicht nöthigen seine Krankheitsgeschichte zu erzählen, und auf alle Symptome aufmerksam zu machen. Der Arzt hätte dann vielleicht schon längst den ersten Keim des Übels sich entfalten gesehen, ihm durch guten Rath entgegen zu wirken gesucht, und wenn dies nicht gefruchtet, sich doch im Stand gesehen, das ausgebrochene Übel mit Kraft und voll-

kömmerer Kenntniß zu bekämpfen. Aber leider ist dieses
 wünschenswerthe Verhältniß selten anzutreffen, und sol-
 cher geistiger wie leiblicher Ärzte, deren unfehlbare Dia-
 gnose auf den ersten Blick die Natur des Uebels und die
 Hülfsmittel dagegen erkennt, gibt es wenige. Mein
 unvergeßlicher P. Marcellian war ein solcher psychischer
 Arzt. Nach seinem Tode wählte ich dazu unsern dama-
 ligen Pfarrer P. Constantin aus dem Minoriten-Or-
 den, einen sehr frommen, sehr verständigen Mann, der
 auch meine Tochter getraut hatte, aber leider im J. 1831
 als eines der ersten Opfer der Cholera gefallen war,
 und wenn er auch dem tiefgelehrten und gründlichen
 Menschenkenner Marcellian nicht gleich kam, verstand
 er es doch gut, meine geistigen Angelegenheiten zu lei-
 ten. Nach P. Constantin's Verlust versuchte ich es mit
 einigen sehr renomirten Beichtvätern in der Stadt, die
 man mir vorschlug. Aber theils die Entfernung derselben
 von meiner Wohnung, die mir den nöthernen Besuch
 am Morgen beschwerlich machte, theils ihre Art, sich
 zu benehmen, sagten mir nicht zu, und so wählte ich
 endlich auf den Rath einer sehr verständigen Frau in
 unserer Nachbarschaft abermals einen Geistlichen aus
 unserer Pfarre, einen zwar noch ziemlich jungen, aber
 wohlunterrichteten frommen Mann, dessen ausländisches
 Betragen ihn sehr empfahl. Ihm hatte ich schon vor
 einiger Zeit die von jenen pantheistischen Ansichten erregten
 beunruhigenden Zweifel vertraut, er hatte mir recht ver-
 ständige aber allgemeine Rathschläge gegeben, weil

er mich eben nicht so genau kannte, als ich es bei dem geistlichen Arzte für nothwendig halte. Diese Rathschläge waren, wie gesagt, allgemein, daher für jeden Fall passend, aber für keinen einzelnen ganz auslangend, und so mußte ich meine innere Unruhe fort dulden, bis ich, nach dem Gebrauch, den ich seit der Lesung der Philothée von François de Sales angenommen hatte, alle Monate einmal, so fern es die Umstände gestatteten, zur Beicht und zum Tische des Herrn zu gehen, bei milder gewordener Bitterung und gebesserter Gesundheit es vermöchte, dieser Gewohnheit zu folgen. Sobald dies geschehen konnte, führte ich es aus. Ich verrichtete meine Beichte mit aller möglichen Sammlung, empfing eben so das heilige Abendmahl, und — (mag auch ein Zyniker über dies Geständniß lächeln, ich weiß doch, daß wahrhaft fromme Seelen es glauben und sich daran erbauen werden) — und fühlte mich gleich darauf durch eine selige Ruhe erquickt. Nie — einzelne Augenblicke im Freien, in einer schönen Gegend zuweilen ausgenommen — hatte ich vor dieser Beicht eine so bestimmte Empfindung von der Gegenwart, der Nähe Gottes gehabt, die mich wohlthätig erhebend, selbst körperlich — möchte ich sagen — beseligend umfing. Dieses Gefühl kam mir von nun an, wenn ich still und gesammelt in meinem Zimmer beten konnte, oder auch einsam mich im Freien befand, oft wieder, und zuweilen dünkte es mich auch, in meinem Innern eine Stimme deut-

lich zu hören, deren Worte mir, je nachdem meine augenblickliche Lage war, Trost, Rath, Beruhigung, Kraft zusprachen. Natürlicher Weise sprach ich mit Niemanden davon, denn solche Erfahrungen werden in der Mittheilung leicht mißverstanden und dadurch entheiliget. Wenn aber der, der sie gemacht, schon längst in einer bessern Welt ist, und seine Worte nicht so leicht mißdeutet werden können, möge er sie spätern Lesern zum Trost und Frommen hinterlassen.

Benelson sagt über eine solche begnadigte Stimmung sehr schön, indem er vom Reiche Gottes in uns spricht:

Heureux qui a des yeux pour voir ce royaume. La chair et le sang n'en ont point. La sagesse de l'homme animal est aveugle là-dessus, et veut l'être. Ce que Dieu fait intérieurement lui est un songe. Pour voir les merveilles de ce royaume intérieure, il faut renaître, et pour renaître il faut mourir.

Bei meiner nächsten Beichte erzählte ich dem Geistlichen die erwünschte Veränderung, welche ohne mein Zuthun durch Gottes Gnade sich seit der letzten Communion in mir entwickelt hatte. Er hörte mich mit Aufmerksamkeit und froher Theilnahme an, und gab mir eine Antwort, die mich tief im Innersten ergriff. „Unstreitig, sagte er, ist Ihnen wegen dieser Veränderung Glück zu wünschen. Solche Wirkungen der Gnade sind wohl zuweilen freies Geschenk der Gott-

heit, zuweilen aber auch Vorbereitung und Befähigung, um ein kommendes großes Unglück besser zu ertragen.“ Ich war tief bewegt. Die Möglichkeit, welche er in Aussicht stellte, erhob sich düster vor meinem Geiste, ich konnte nicht errathen, was es seyn würde, das Gott über mich schicken wolle, und da ich mich des freien Gnadengeschenktes in demüthigem Gefühl meiner vielen Schwächen nicht würdig glaubte, so war mir die andere Alternative — das kommende Unglück — das bei weitem wahrscheinlichere. Aber eben diese selig fromme Stimmung, die mich seit einigen Wochen beglückte, gab mir Unterwerfung, und in dieser Unterwerfung die Kraft, das, was Gott, mein liebender, mich segensvoll umgebender Vater schicken würde, geduldig zu erwarten und zu ertragen.

Von jetzt an sann ich oft über solche Gegenstände nach. Das Gebet und seine Erhörung, die sich oft in wunderbarer Schnelligkeit folgen, öfters aber durch lange Zeiten der Prüfung getrennt sind; die verschiedenen Stufen der religiösen Erkenntnisse bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiträumen; — die Allgemeinheit der Gotteserkenntniß bei den zahllosen und oft unbegreiflichen Nuancirungen dieser Begriffe unter den Völkern alter und neuer Zeit, wie Geschichte, Geographie und Reisebeschreibungen sie uns schildern, machten sehr oft den Vorwurf meines Nachdenkens und Grübelns aus. Besonders beschäftigte mich der Gedanke von der Allgegenwart Gottes, von

seiner Bewusstinahme der unzähligen Bitten, Zeugnisse und Zumuthungen, welche in jedem Augenblick, in allen den zahllosen Weltkörpern (denn es läßt sich seine Gegenwart und Fürsorge doch nicht mit vernünftiger Wahrscheinlichkeit auf unsern kleinen Erdball, diesen Punkt im Unermesslichen, einschränken) an ihn gerichtet werden. Wenn ich so dieß Alles durchdachte und allerlei Möglichkeiten ausfann, blieb ich doch zuletzt mit dem Gefühle der höhern Wahrscheinlichkeit, Bibelgewißheit und passenden Auslegung bei der Idee stehen, daß unsere Gebete in dem Maße Erhörung verdienen und dieselbe auch erhalten würden, als unsere Gedanken und Empfindungen sich inniger und höher zu Gott erheben, je mehr wir dem Ausdruck des Erlösers in seinen Abschiedsreden gemäß, wie das Rebstock seyn würden, das fest am Rebstock haftet, nur von ihm Leben und Nahrung empfängt, wenn es aber getrennt ist, verwelkt und stirbt. So müßten unsere Seelen mit Christo vereinigt seyn, und in diese Stimmung unmittelbarer Nähe und festen Haftens an dem Erlöser, müßten wir uns versetzen, wenn unser Gebet fruchtbringend seyn, wenn es erhört zu werden hoffen dürfe.

Die Frucht dieses langen und aufrichtigen Forschens war ein Aufsatz, den — seit den sechs Jahren, als er geschrieben worden ist — Niemand gesehen und gelesen hat, weil ich für ihn nirgends — am allerwenigsten in einem unserer so vielen Trivolutäten gewidmeten

Journalen — einen passenden Platz wußte; von dem ich aber glaube, daß er mancher wahrhaft frommen und kindlichen Seele zum Troste dienen könne. Daher möge er, um so mehr, als diese Blätter aller Wahrscheinlichkeit nach erst nach meinem nicht mehr fernen Tode erscheinen werden, hier stehen:

Das Gebet und seine Erhörung.

Wie unter allen Völkern des Erdbodens, zu jeder Zeitperiode und bei jedem Culturgrade (einige dumpf- und stumpfsinnige Menschenheerden, die unglücklichen Feuerländer vielleicht, aber auch nur vielleicht, ausgenommen) Spuren von religiösen Begriffen angetroffen worden sind, welche nur, eben nach dem Culturstande, mehr oder minder entwickelt waren, so hat auch jedes Volk die Vorstellung von einem Verhältniß oder Zusammenhang mit dem deutlicher oder undeutlicher gedachten göttlichen oder wenigstens übermenschlichen Wesen, das es verehrte, in sich getragen, und auf mannigfache Art angeschaut und ausgebildet. Daher die Spuren der Opfer bis in die dunkelste Ferne der alten Geschichte; die Opfer Kains und Abels, das Opfer Abrahams, Melchisedeks u. s. w.; — endlich die weitverbreiteten Opfer des Polytheismus auf dem ganzen durch die Geschichte bekannten Erdenrunde, welche bald in Früchten oder anderen Erzeugnissen des Pflanzenreiches, bald und am häufigsten aus Thieren verschiedener Art bestanden, ja, nicht selten — selbst bei den Verehrern des einzigen Gottes, sich bis zu Men-

schenopfern verirrten, wovon eben das beschlossene, obgleich nicht vollzogene Opfer Abrahams ein Beleg ist, und anzeigt, daß die Idee, Menschen zu opfern, den Ervätern nicht ganz fremd war, und sie wenigstens gewohnt seyn mußten, Beispiele davon unter den umwohnenden Völkerschaften zu sehen.

Diese Opfer, was sollten sie anders, als — einerseits die Abhängigkeit und Nichtigkeit des Menschen im Verhältniß zu jenen unbegriffenen und mächtigen Wesen darthun — andererseits diese, durch einen sehr nahe liegenden Antropomorphismus gleich Königen, Fürsten, Gewaltigen der Erde dem Bittenden günstig stimmen und zur Erfüllung der Wünsche der Opfernden vermögen? Bei diesen Opferhandlungen wurden denn auch Bitten vorgetragen, und der Bittende mußte in seinem Sinne überzeugt seyn, daß die Gottheit ihn höre, und wahrscheinlich erhöre; daß sie gnädig auf sein Opfer blicke, kurz eine wirksame Noth von ihm und seinem Thun nehme. Daß dies das Götzenbild, wenn eins auf dem Altar des Opfernden stand, an sich und aus sich nicht vermöge, — das hat wohl wenigstens die klügere Menge der Polytheisten eingesehen. Sie haben nicht bloß vernunftgemäß geschlossen, sondern wohl gewußt, daß jener Stein, jenes Stück Metall oder Holz, welches eine geschickte oder ungeschickte Hand zu einem Götzenbild geformt, nicht wirklich die mächtige Gottheit selbst, sondern nur eine Repräsentation derselben sei, eine Nachhülfe für des Menschen Erinnerung, um

sich das unsichtbare Wesen leichter als gegenwärtig vorzustellen, um sich mit der demüthigen Bitte an den sichtbaren Stellvertreter desselben zu wenden. Solche Verirrungen und Mißgriffe, wenn der in seinen Hoffnungen getäuschte Vitruvianer seinen Unmuth an dem Bilde, als an einem der Gewährung mächtigen Wesen, auszulassen wagte, werden wohl zur selben Zeit mannigfach vorgefallen seyn, und ereignen sich noch jetzt — leider nicht bei Götzendienern allein! — Aber sie können nicht zum Maßstabe der Erkenntniß und des Glaubens für den Polytheismus alter und neuer Zeit dienen. Vielmehr zeigt sich in allen Schriften, welche aus diesen Religionen hervorgegangen sind, sie mögen nun aus dem klassischen oder orientalischen Alterthum stammen, daß die Menschen an selbstbestehende, mächtige, göttliche Wesen geglaubt, welche sie sich bald mehr, bald minder menschenähnlich gedacht, an Wesen, welche der Schönsinnsinn der Griechen in verherrlichter Menschengestalt darstellte; die der Hindu in frommer Erhebung zum Unbegreiflichen mit so vielen Köpfen, Armen und Attributen ausstattete, als sein grübelnder Geist von den Eigenschaften der Gottheit zu fassen und darzustellen vermochte, wobei freilich die Schönheit des Gebildes nicht in Betracht kam. Eben so die übrigen Völker nach ihrer Art. — Nur der Israelit allein — das einzige Volk der alten Welt, bei dem die Vorsicht die Vorstellung eines Einzigen Gottes zu erwecken, und diese in ihm festzuhalten und zu bewahren beschloßen hatte —

dieses Volk allein hatte keine Bilder, ja es wagte kaum den Namen seines höchsten Wesens auszusprechen; aber es erkannte allein unter allen, tief und innig, von Gott selbst belehrt, sein richtiges Verhältniß zu ihm: seine Abhängigkeit, aber auch den Schutz und die väterliche wunderbare Leitung, welche es durch unmittelbare Offenbarungen, oder durch die Belehrungen von Gott erweckter Männer erhalten.

Alle diese Völker nun in alter und neuer Zeit kommen mehr oder minder deutlich darin überein:

1. Daß ein mächtiges, wo nicht allmächtiges Wesen vorhanden sei, von welchem die Welt und die Menschen, die in ihr leben, hervorgebracht worden sind.

2. Daß dieß noch immer in selbstbewusster Kraft an dieser seiner Schöpfung, an den Menschen und ihren Schicksalen Theil nehme.

3. Daß man durch Bitten (Gebete) sich an dieß Wesen wenden dürfe, müsse, um die Erfüllung seiner Wünsche zu erhalten, und auch wohl Gaben darbringen solle, um entweder das gütige sich geneigt zu machen, oder das erzürnte zu versöhnen.

4. Daß dieß höchste Wesen die Tugend belohne und das Laster bestrafe, zuweilen schon in diesem Leben, sicher aber nach dem Tode in einem andern, das sich jede Religion auf eigne Weise gestaltete.

Demnach muß in jeder dieser Religionen auch der Begriff enthalten gewesen seyn, oder sich in ihnen herausgebildet haben, daß das göttliche Wesen unsere Gebete

hören könne und müsse, um sie zu erhören; daß, da diese Gebete meistens leise, wohl gar bloß innerlich ausgesprochen wurden, die Gottheit von dem, was in der Seele des Beters vorgeht, unterrichtet, daß sie folglich allwissend und allgegenwärtig seyn müsse. Wenn gleich der krasse Antropomorphismus der Römischen und Griechischen Götterlehre, indem er auf einer Seite dem Schönheitsfinn schmeichelt, auf der Andern die Götter zum Menschen herabzieht, und ihnen die Schwächen und Vergehungen der Menschen zumuthet, die Gottheit nur um Weniges über die Menschheit stellte, so haben doch auch Griechen und Römer ihre Gebete an, ihre Lobgesänge auf die Götter gehabt, mit denen sie dieselben bei festlichen Gelegenheiten feierten, und wovon sich in ihren Schriftstellern genug Ueberreste finden. Freilich stehen diese Lobgesänge, so viel dichterisches Verdienst sie auch besitzen, tief unter der erhabenen Poesie der Psalmen, — eben so tief, als der Begriff von ihren ehebreyerischen, diebischen, trunkenen Göttern unter dem Wilde steht, das Moses, die Propheten und Psalmisten von dem wahren Gott in sich trugen und dem Volke verkündeten.

Daß Griechen und Römer auch das stille, das Herzensgebet, kannten, verbürgt nebst vielen Andern, die Stelle bei Seneca:

Sic vive cum hominibus, tanquam Deus videat, sic loquere cum Deo tanquam homines audi-

ant; nämlich, daß man nichts Unrechtes, Andern oder sich Verderbliches von Gott erbitten solle.

Seneca hegt überhaupt sehr würdige, wenn auch für uns Christen, die Gott ihren Vater nennen dürfen und sollen, zu stolze, spröde Begriffe. Er sagt einmal, daß jenes Wesen, welches Alles hervorgebracht hat, auch seiner Welt unveränderliche Gesetze gegeben hat, denen es selbst unterworfen ist.

Semel jussit, semper paret.

Ähnlicher Stellen trifft man genug bei andern römischen Schriftstellern, bei Cicero, Plinius, Livius u. s. w. an. Alle beweisen, daß die gebildeteren, klügeren Alten an ein fortwährendes Verhältniß des Geschöpfes zum Schöpfer, und hauptsächlich daran geglaubt haben, daß die Gottheit von unsern Bedürfnissen Notiz nehme, und durch Opfer und Gebete für unsere Wünsche günstig gestimmt werden könne.

Da nun die Allgemeinheit dieses Dafürhaltens: daß nämlich die Gottheit unsere Bitten jederzeit vernehme, wir mögen uns befinden wo wir wollen, ja wir mögen unseren Gebeten Worte geben, oder sie nur in der Stille unsers Herzens, „wo der Geist,“ wie Paulus sagt, „mit unaussprechlichen Seufzern für uns bittet *),“ bilden, so folgt, wie mich dünkt, nothwendig daraus, daß unsere Seelen — auf welche Weise? bleibt uns verbergen — in einem stätigen und innigen

*) Paulus an die Römer. B. 26. Cap. 8.

Wichler's Memoiren. IV.

Verhältniß zu dem höchsten, allmächtigen, allwissenden und allgegenwärtigen Wesen sind, und gleichsam im Zusammenhange mit ihm stehen. St. Paulus sagt in der Apostelgeschichte Cap. 17: in ihm leben, weben und sind wir, wir sind seines Geschlechts. Eben so erstreckt sich diese Allgegenwart, Allwissenheit und Allerhaltung auf die ganze Natur, und wird passend durch solche Sprüche ausgedrückt: daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dache fällt, daß die Haare unsers Hauptes gezählt sind, daß Gottes Odem Alles erhält, und die Creatur erschrickt und zu Staub wird, wenn er sein Angesicht abwendet, daß die Berge rauchen, wenn er sie anrührt, daß der junge Löwe seine Kost von Gott fordert u. s. w. Am öftesten, am erhabensten und wahrsten ausgedrückt finden sich solche Begriffe in den Schriften des Volkes Gottes, welchem Er auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, wie sie Herder nennt, anvertraut hat. Aber auch in Profan-Schriftstellern und in heidnischen Religionsbüchern, wie z. B. im Zendavesta der Parsen sind solche schöne und erhabene Stellen zu finden. — Alles Beweise von den überall verbreiteten, von Gott selbst in die Geister der Menschen gelegten, oder einst den ersten Geschlechtern geoffenbarten Wahrheiten.

Wir nähern uns, nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen, Erfahrungen und geschichtlichen Notizen,

die wohl Niemand in Abrede stellen wird, dem eigentlichen Zielpunkte dieser Betrachtung, dem Gebete und seiner Erhörung. Wenn die Allgemeinheit des Gebetes und des Glaubens an seinen Erfolg erwiesen ist, so sucht der menschliche Geist, vermöge seines angeborenen Hanges zur Erforschung der Wahrheit, dann auch die Weise wohl nicht zu ergründen, aber zu ahnen, auf welche er sich in den Augenblicken frommer Erhebung seinem Schöpfer wirklich nähern und hoffen kann, sein Gebet, wenn es würdig und den Rathschlüssen Gottes gemäß ist, erhört zu sehen. Hier fallen uns nun, wenn wir in dieser Richtung mit Aufrichtigkeit und Ernst forschen, zuerst einige Bemerkungen in die Augen, an welchen wir vielleicht oft achtlos vorübergegangen sind, die aber nach meiner Meinung sehr passende Hinweisungen auf diese Wahrheiten enthalten.

Wir finden nämlich zuerst in der jüdischen sowohl als der auf sie gepflanzten christlichen Religion, als denjenigen, in welchen sich die reinsten Wahrheiten dieser Art geoffenbart haben, den Begriff der Liebe Gottes, sowohl seiner väterlichen für uns, als der kindlichen, die wir zu ihm haben sollen. So weit wir die übrigen Religionen alter und neuer Zeit bekannt sind, findet sich diese Vorstellung vom höchsten Wesen in keiner von ihnen. Es ist die höchste Pläne der Offenbarungen Gottes, das herrlichste Vorrecht der Menschheit, und in ihm ist ihr Adel und ihre angeborne Würde aufs deutlichste und erhabenste ausgedrückt. Dasjenige

Wesen, aus dem, durch das, in dem nicht nur wir Menschen, unser Erdball, sondern alle im ganzen Raum der Schöpfung zerstreuten Welten, alle Sonnen Systeme mit ihren uns unbekannten Myriaden von Bewohnern ihren Ursprung und ihr Fortbestehen haben, dieses Wesen, welches allmächtig, allgegenwärtig, allwissend, ewig und unveränderlich ist, hat uns Wärmern im Erdenstaube nicht bloß erlaubt, es hat uns befohlen, es zu lieben; es fordert unsere Liebe, es läßt sich Vater von uns nennen, und nennt sich in Bezug auf uns selbst so.

Das erste Gebot, welches Er im Dekalog den Menschen unmittelbar gab, enthält diesen Begriff: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus ganzem Gemüthe, aus ganzem Herzen und aus allen deinen Kräften. Es ist hier nicht die Rede von einzelnen Erhebungen der Seele zu Gott. Nein! Unser ganzes Wesen, all unsere Kräfte müssen, so lange unser Dasein währt, ihm gehören, mit ihm sich einigen, in Liebe an ihm hängen, wir müssen Eins mit ihm seyn. Dasselbe und Ähnliches sagte der Erlöser seinen Jüngern in jener feierlichen Abschiedsstunde, wo er das letzte Mal vor seinem nahen Tode mit ihnen beisammen war: Ihr sollt Eins seyn mit mir, wie ich Eins mit dem Vater bin. Er bedient sich des Gleichnisses von der Rebe und dem Schößling, der nur lebt, so lange er an der Rebe haftet, aber verderren muß, sobald er abgeschnitten wird. Er sagt ihnen später: Ich

bin bei euch heute und alle Tage bis an's Ende der Welt. Er sagt ferner: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Alles dies sind Andeutungen, und mehr als Andeutungen, es sind Aussprüche, welche uns klar sagen: daß zwischen der Gottheit und unsern Seelen ein bleibender, realer, wirklicher Zusammenhang besteht, und daß Stellen, wie jene vom Nebstchöfiling, nicht bloß auf die Pflicht, uns in unserer Handlungsweise nicht von Gottes Vorschriften zu entfernen, sondern als auf eine wesentliche Verbindung hindeutend, zu verstehen sind. Wie dieser Zusammenhang bestehe, können wir nicht errathen, nicht einmal vermuthen, aber so viel können wir glauben, daß ein brünstiges, herzinniges Gebet uns der Gottheit in solchen Augenblicken näher bringe, daß wir uns gleichsam in ihren Bereich stellen, daß die sonst lockere Verbindung sich fester gestalte, und daß wir die Wirkungen derselben in unserm Innersten spüren. Dann fallen die Schlacken irdischer Begehrlichkeiten, Bedürfnisse und Leidenschaften von unsern gereinigten Seelen ab, und diese kehren für kurze Zeit in den Zustand ursprünglicher Einheit mit Gott zurück. Leider sind diese Stimmungen eben so kurz als selten; indessen sie sind da, und ihre Einwirkungen erstrecken sich, selbst wenn sie vorüber gegangen sind, und den Eindrücken des gewöhnlichen Lebens Platz gemacht haben, auf viele folgende Stunden, wo ein stiller Frieden, eine beglückende

Heiterkeit in unsern Seelen herrscht. Wir fühlen uns dann Eins mit dem höchsten Wesen, und der Heiland ist bei uns, unter uns, darauf können wir uns verlassen, weil Er selbst es gesagt hat.

Sehr natürlich hat die Kirche darum bei den meisten ihrer Gebete eine Anrufung Gottes vor allen Bitten angeordnet, damit der Mensch durch eine lebhaft und anhaltende Erhebung des Gemüthes sich gleichsam von der Erde entferne und in unmittelbarer Gegenwart Gottes fühle. So beginnt die Kirche viele Gebete mit der Formel: Herr! merk auf meine Hilfe, eile, Herr, mir beizukommen; so beginnt das erhabenste und zugleich einfachste aller Gebete mit den Worten: „Vater unser! der du bist in dem Himmel, geheiligt werde dein Name, zukomme uns dein Reich!“ hierauf folgen erst die eigentlichen Bitten. Wir sollen uns nämlich die Gegenwart Gottes lebhaft vorstellen, ihn in unserer Nähe, uns hörend, auf uns merkend, denken; wir sollen diese Gedanken kräftig festhalten, dann werden wir fühlen, daß Gott um uns, bei uns, in uns ist, wie die heilige Theresia ihm im Innersten ihres Herzens eine Kapelle errichtete, in welcher sie ihn stets fand, wenn sie ihn suchte, ihm ihre Anliegen vortrug, und gewiß meistens erhört ward, weil diese erhabene geläuterte Gemüth gewiß nur um wirklich Heilsames bat.

Vielleicht wird mancher Leser dieser Blätter diese Ansichten Mysticismus nennen. Ich selbst habe nur unbestimmte Begriffe von dem, was man so zu nennen pflegt,

und glaube, daß in dieser Unwissenheit die beste Vertheidigung gegen jene Anschuldigung, wenn es eine seyn soll, zu finden sei. Was ich deutlich, mit klarem Bewußtsein, und mit dem Vorbedacht, mich von keiner Illusion hinreißen zu lassen, erfahren und empfunden habe, muß doch wohl ein natürliches und gewöhnliches Ereigniß seyn, das aber nur deswegen selten angetroffen wird, weil es selten beachtet wird, weil die Menschen, wenn sie beten, größtentheils zerstreut, ohne innere Sammlung, ohne lebhaftige Empfindung von der Gegenwart Gottes sind. Und so sage ich, daß ein wahrer Betor das Bewußtsein dieser Gegenwart klar und unwidersprechlich haben, und sich dessen mit einer innerlichen Zufriedenheit, welche kein anderer irdischer Zustand zu geben vermag, erfreuen wird.

Gott ist überall, Er ist um uns, Er ist in allen Räumen der Erde, in allen Räumen der Gestirne; Er hält und trägt jedes Leben, daß es nicht, wenn er sein Angesicht abwendet, wie der 101. Psalm sagt, in Staub zerfalle. Er ist in jedem geschaffenen Ding, und feliglich auch in uns, und hier ist es eigentlich, wo wir seine Gegenwart am heiligsten und innigsten erfahren und spüren sollten. Wenn wir also zu ihm beten wollen, müssen wir, wie oben gesagt worden, unser Gemüth anregen, wir müssen uns Gottes Gegenwart lebhaft vorstellen, uns gleichsam in seiner Nähe fühlen, fühlen daß wir mit ihm vereinigt, daß wir das Rebschöß sind, das noch an der Rebe selbst haftet. Dann werden wir andächtig

beten, und dann dürfen wir auch hoffen, erhört zu werden, wenn wir, wie jener weise Heide sagt, so gebetet haben, daß uns die Menschen hören durften, nämlich ganz den Pflichten des Christenthums gemäß.

Was die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer solchen geheimnißvollen, aber von allen wahren Vetern deutlich empfundenen Vereinigung der menschlichen Seele mit dem höchsten Wesen betrifft, so wird es in unsern Tagen, wo die wunderbaren Erscheinungen des Magnetismus uns An- und Aussichten in der Seelenforschungskunde eröffnet haben, die weit jenseits alles dessen liegen, was man noch vor 70, 80 Jahren für möglich hielt, und die doch wahrlich von zu vielen und zu glaubwürdigen Menschen bestätigt sind, um, wie Manche es möchten, ganz ins Reich der Träume verwiesen zu werden, — es wird, sage ich, in unsern Tagen wohl nicht befremdend erscheinen, wenn ein Alles umfassender Zusammenhang in der Geisterwelt angenommen wird; wenn wir es wagen, zu glauben, daß das höchste Wesen, dem wir und alle Geister ihren Ursprung danken, das selbst Geist, unbegreiflich aber allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ist, mit in diesen Zusammenhang gehöre, ja, daß vieler Zusammenhang eigentlich von ihm ausgehe, und mittelst desselben Alles umfaßt, was nur Schöpfung heißt. Er hat uns ja einen nicht aus der Acht zu lassenden Wink darüber in dem Gebote gegeben, daß wir hier auf Erden für einander beten, die Seelen der Verstorbenen in

unser Gebet einschließen, und hoffen sollen, daß unsere vorangegangenen Mitbrüder ebenfalls vor Gottes Thron für uns beten, damit ein allgemeines geistiges Band die Gemeinschaft der Heiligen auf dieser Erde, im Himmel und unter der Erde umfasse. So laßt uns denn mit innerlicher Erhebung, mit frommem Glauben zu Gott dem Allgegenwärtigen beten, und sicher darauf rechnen, daß dies Gebet Erhörung finden werde — so, daß wir entweder den Gegenstand unserer Bitte erreichen, oder falls dies Erreichen für jetzt nicht in den Plan der göttlichen Rathschlüsse passen sollte, doch sicher eine Erhebung, Beruhigung und Läuterung unsers Innern erfahren, welche uns zu bessern, folgsamern und folglich glücklichern Kindern Gottes machen wird.

Das Neujahr 1837 war vorüber. Im vergangenen hatte ich, wie diese Blätter zeigen, viel Unangenehmes erlebt, werthe Freunde durch den Tod verloren, und hätte sogar bald meinen innern Frieden durch unseelige philosophische Spekulationen eingebüßt, wenn Gottes Gnade mich nicht gerettet hätte. Ich hatte also alle Ursache, mit trübem Blick auf daselbe zurück zu sehen, aber es sollte sich bald so gestalten, als ob das kommende Jahr noch viel Schlimmeres bringen würde — und so kam es denn auch!

Die Cholera hatte sich zwar aus unserm Umkreis entfernt, aber das zweite milder bössartige, aber nicht
 Pichler's Memoiren. IV.

minder lästige Übel, das uns nun schon nebst der Cholera ein paar Mal besucht hatte, die Grippe, zeigte sich wieder, und viele meiner Bekannten litten daran. Mich hatte es diesmal verschont, aber meine Tochter wurde davon befallen, und die Krankheit gestaltete sich so bedenklich, daß durch einige Tage der Arzt fürchtete, es könne in einen Typhus ausarten. Ich lasse jeden Menschen urtheilen, wie mir bei diesem Ausspruch, der mein einziges Kind, die Mutter dreier unversorgter Waisen, in Lebensgefahr erklärte, zu Muth war! Ich sah das Unglück immer näher und näher heranschreiten, und mir blieben keine Waffen dagegen, als Ergebung und Standhaftigkeit. Die Vorsicht fügte es väterlich anders. Dr. Seeburger hatte richtig gesehen, aber auch ein vassendes Mittel gefunden. Durch eine Reaction im Magen, mittelst Ipecacuanha, wurde dem Übel eine andere Richtung gegeben, es folgten Erbrechen, und die Krankheit war gehoben. Zu unserer unaussprechlichen Freude besserte sich die Kranke schnell, nur warf auch diesmal, wie im Jahre 1825 zu Prag, der Krankheitsstoff sich auf den Fuß: erregte Geschwulst und Schmerzen, und hinderte die Genesende noch längere Zeit im Gehen.

Dech auch diese furchtbare Periode ging vorüber, wir freuten uns der theuren erhaltenen Tochter, da erkrankte, nur damit die Kette von Unannehmlichkeiten und Sorgen, die seit einiger Zeit mein Leben beschwerte, nicht abreiße, eine mir sehr werthe

Freundin, Frau von Neumann, deren diese Blätter in Verbindung mit dem Zap'schen Hause öfters Erwähnung gemacht haben, bedeutend an eben der unseligen Grippe. Marianne (so hieß Frau von Neumann) war seit mehreren Jahren Witwe und lebte in sehr knappen Umständen, die bei ihren hohen Jahren und zunehmender Kränklichkeit ihr Leben sehr unangenehm machten. Sie hatte ihren Gemahl, einen angesehenen Gardeoffizier, der ein sehr würdiger, aber in Rücksicht der Geistesbildung ihr durchaus nicht ebenbürtiger Mann war, nicht bloß treu und innig geliebt, sie hatte sich mit all ihrem Verstande und ihren ausgezeichneten Kenntnissen ihm willig untergeordnet; ein Betragen, das bei dieser Frau, deren Charakter von Natur eher heftig und bestimmt war, doppelt schätzbar erscheinen mußte. Sie war es auch, deren häusliches Verhältniß nebst dem meinigen, der unglücklichen Louise Brachmann, als sie viele Jahre früher nach Wien gekommen, und durch mich mit Mariannen bekannt geworden war, so viel Erstaunen verursachte, daß man nämlich eine Schriftstellerin, eine Dichterin seyn, und doch in einem sehr glücklichen häuslichen Verhältnisse mit einem sonst verehrungswürdigen aber nicht eben dichterischen oder genialen Manne leben könne. Das hatte Louise Mühe zu glauben, und Pichler, den sie öfters sah und sprach, weil sie während ihres Aufenthalts in Wien viel bei uns war, erschien ihr immer als etwas Wunderbares. Ich weiß aber nicht, ob das Wunderbare für sie darin

sag, daß eine Dichterin sich recht wohl und glücklich an der Seite eines geistreichen gebildeten Geschäftsmannes fühlen könne, oder daß der Geschäftsmann sich nicht als Gemahl einer Schriftstellerin höchst unglücklich finden müsse? Ja! schien es mir, als wäre es die letztere Ansicht, was dem herzensguten aber verschriebenen Mädchen so unglaublich bei uns und somit auch bei Mariannen verkam.

Diesen schätzbaren Mann hatte Marianne, wie gesagt, vor einigen Jahren verloren, und in ihrer beschränkten Lage, so ganz vereinsamt, kränklich, von der lebenslustigen und lebendigen Welt durch diese Umstände, noch mehr aber durch den rasch fortschreitenden Gang des Zeitgeistes geschieden, kam sie sich selbst, wie sie es noch in einem recht hübschen Gedicht ausdrückte: wie ein abgeschiedener Geist vor, der entfremdet und verstummt die jetzige Welt anstaunt, in der er sich so wenig heimisch fühlt. Einiger Maßen erkannte ich schon damals die Wahrheit dieser Anschauung, bald sollte ich durch einen gleichen Verlust die volle bittere Erkenntniß erhalten, daß man wie ein abgeschiedener Geist sich mitten unter Anderslebenden, Andersdenkenden, Andersfühlenden finden könne.

In ihrer Krankheit, welche eine Folge der Grippe und sehr bedeutend war, besuchte ich Mariannen zuweilen, was aber durch die große Entfernung (sie wohnte in der Karolkanergasse neben dem Rennweg) mir sehr erschwert wurde. Einmal sprach sie sehr ernst aber zu-

gleich heiter und ruhig von ihrem wahrscheinlich nicht fernem Tode, und trug mir mancherlei auf, was sie in diesem Falle gern von mir gethan wissen wollte; von Schriften, die ich übernehmen sollte u. s. w. Auch erzählte sie mir mit eben so viel Klarheit als Umständlichkeit, trotz ihres leidenden Zustandes, eine Anekdote aus ihrem frühern Leben, wo es ihr gelungen war, durch Geistesgegenwart, Klugheit und genaue Kenntniß der französischen Sprache, während der zweiten Invasion 1809, ihren Mann und seine Kameraden von dem strengen Zoruche, als französische Kriegsgefangene betrachtet und daher nach Frankreich abgeführt zu werden, zu retten. Die Erzählung war lang, Marianne war bedeutend dadurch angeregt, und ich trachtete, so viel ich vermochte, sie zu beruhigen.

Ihr körperliches Befinden schien mir nicht bedenklich, und ich vertiefte sie voll guter Hoffnung, sie nächstens außer dem Bette zu finden. Zu meinem großen Schrecken wurde ich 6—8 Tage darnach eines Morgens mit der Nachricht geweckt, daß Frau von Neumann plötzlich sehr schlecht geworden sei, und ich eilen müsse, wenn ich sie noch sehen wollte.

Ich war ungemein über diese Nachricht erschrocken, um so mehr, als ich, meinen Beobachtungen bei meinem letzten Besuche zufolge, sie bereits auf dem Wege der Besserung glaubte. Sogleich fuhr ich hinüber zu ihr, aber der erste Blick auf ihre ganz veränderten Züge

zeigte mir, daß hier der letzte Augenblick nahe sei. — Wirklich hatte ich, die ich schon öfters bei Sterbenden gewesen, eine solche bis zur Unkenntlichkeit gehende Veränderung der Physiognomie noch nie gesehen. Doch verbarg ich meine reinliche Überraschung, und da Marianne mit jener Seelenkraft, die sie schon in vielen Tagen ihres Lebens gezeigt, sich auch jetzt ermannete, und ruhig mit mir über ganz gleichgültige Dinge, wie z. B. über den Roman: *Morro Visconti* sprach, von dem sie behauptete, daß sowohl die Anstrengung, welche ihr die ihr nicht ganz geläufige italienische Sprache als auch der erregende Inhalt verursacht, wohl Schuld an der Verschlimmerung ihres Zustandes seyn möchte, wagte ich es nicht, meine Beforgnisse zu äußern, weil ich sie, die mit ihrer Lage nicht ganz bekannt schien, nicht erschrecken wollte. Beim Fortgehen indeß schien es mir doch, als sagte der Druck ihrer Hand und ihr Blick: es ist ein Abschied fürs Leben! Und so war es auch; um 1 Uhr ungefähr verließ ich sie, um 8 Uhr Abends war sie verschieden. Ihr sowohl als unserm guten Kurländer habe ich in kleinen Aufsätzen, welche im „Telegraphen,“ wenn ich nicht irre, abgedruckt wurden, ein herzlichliches Lebewohl nachgerufen: — möchte ich sagen dürfen: Ein baldiges Wiedersehen! nicht mit ihnen allein, sondern mit so Vielen, die ich früher und später so schmerzlich, so unerseßlich verloren!

Der Sommer dieses Jahres brachte unstätes kühles Wetter, und erst gegen Anfang des Augusts wurde

es warm, dann aber auch sehr heiß, und während dieser warmen Tage fand unsere Abreise nach Baden statt.

Hier beginnt nun die traurigste Epoche meines Lebens, eine Zeit der Prüfung, des Leidens, wie sie keine frühere Periode brachte und hoffentlich keine spätere bringen wird.

Pichler fühlte sich, so wie die Hitze eintrat und zunahm, nicht so wohl, und hauptsächlich nicht so heiter und gleichmüthig als sonst. Er wollte es nicht Wort haben, wenn man ihn darüber befragte. Er behauptete gesund und ganz so wie sonst zu seyn, und wir, die ihn zunächst umgaben, fanden doch eine große Veränderung in seiner Laune, in seinem ganzen Benehmen. Dessen ungeachtet nahm er freundlich an allem Theil, was uns angeht, und beschäftigte sich, wie schon früher sehr ernstlich, sehr angelegentlich mit seines Onkels Studien, der nun schon in die Gymnasialklassen eingetreten war, für den er mit unverdrossener Mühe Lehrer gesucht, die Studien überwacht, bei jeder Prüfung zugegen gewesen war, und, besonders während der Ferien, den Knaben, der gute Fortschritte machte, mitunter selbst unterrichtet hatte. So geschah es auch dies Jahr, und Pichler hing, wie wir Alle, mit großer Liebe an dem hoffnungsvollen Kinde, das damals zwölf Jahre alt war.

Sehr angenehm war uns Allen die gleichzeitige Anwesenheit unsers vieljährigen treuen und schätzbaren

Freundes, des Regierungsrathes von Perger, mit dem ich in meiner frühern Jugend schon bekannt gewesen, und der uns Allen seit dieser Zeit, das heißt seit einem halben Jahrhundert, in Freud und Leid treu zur Seite gestanden hatte. Daß er und Pichler seit vielen Jahren Kollegen waren, verband uns noch fester, und so verbreitete denn Perger's fast jedes Jahr mit uns gleichzeitige Anwesenheit in Baden viel Angenehmes über diesen Aufenthalt. Seit ein paar Jahren traf es sich auch, daß ein anderer Jugendbekannter, Baron Jacquin, Baden zu gleicher Zeit mit uns besuchte. Seit der Naturforschers-Gesellschaft waren wir einander wieder genähert worden, und auch in dem unglücklichen Jahr 1837 waren die Jacquin'schen in Baden, und wohnten sehr nahe von uns im Zauerhofe, wir wieder in der Landschaft. Ich habe schon erwähnt, daß Pichler's Stimmung und Befinden uns verändert vorkam, obgleich sich eigentlich nichts namhaft machen ließ, was ihm fehlte. Er selbst hob es auf die damals sehr drückende Hitze, und wir hätten es Alle gern geglaubt, wenn nicht die Veränderung gar zu auffallend gewesen wäre. Er, der sonst mit einer wahrhaft störrischen Gleichgültigkeit sein Amentement, sein Bett, seine häuslichen Bedürfnisse und Umgebungen betrachtet hatte, fand jetzt auf einmal fast an Allem etwas aussetzen, bald war ihm sein Bett zu niedrig, bald ein Tisfel zu hoch, eine Decke zu warm, ein Kleidungsstück zu kühl u. s. w. Wir Alle fühlten

uns beunruhigt und grängstigt durch diese Reizbarkeit an dem sonst so ruhigen, ja ich darf sagen weisen Manne, der Alles jedem Dinge, belebt oder unbelebt, seine richtige Stelle und Würdigung anzuweisen gewohnt war. So dauerte unsere Besorgniß einige Tage fort, so lange nämlich die Hitze währte. Wie es aber in unserm Klima so oft geschieht; mit einem heftigen Wind trat plötzliche Kühle ein; wir gingen nach Tische in den Zauerhofgarten, weil es zu einem weiten Gang zu stürmisch war, und hier mag wohl der erste Grund zu der nachfolgenden Verkühlung gelegt werden seyn. Bald darauf fühlte sich Pichter von Schmerzen im Unterleibe und den damit verbundenen Unbequemlichkeiten belästigt, aber noch war keine Rede von einem eigentlichen Kranksein. Wir gingen in den Mittagsstunden spazieren, und ich brachte, so wie jedes Jahr, wenn Jacquin in unserer Nähe wohnte, zuweilen mit meinem Enkel, der große Freude an der Naturkunde hatte, einen Abend in diesem Kreise zu, wo mikroskopische Versuche u. s. w. und, und besonders den Knaben, sehr ergöhten, und unser alter Freund Vergier, eben auch ein ehemaliger Zuhlkamerad von Baron Jacquin, dann auch wie seßte.

Pichter's Zustand verschlimmerte sich nicht, wir hofften, es sollte glücklich vorüber gehen, und ich nahm eine Einladung der Baronin Doblhof an, den Abend bei ihr in Weiskersdorf zuzubringen. In der Mittagsstunde besuchte uns B. Jacquin, und hielt sich etwas

linger auf, um mein Gerüth von Pöhl, das ich ihm leihte, zu richten. Kaum war er fort, als Pichler, dessen Schweigsamkeit und gespannte Haltung mir schon während Jacquin's Anwesenheit aufgefallen war, die erschreckende Kunde mittheilt, daß ihn sein altes Übel, jener furchtbare Krampf im Unterleibe befallen habe. Das war also die Lösung aller dieser beunruhigenden Erscheinungen in Pichler's Befinden und Benehmen seit ungefähr vierzehn Tagen. Das alte so sehr gefürchtete Übel hatte sich wieder eingestellt, nachdem es seit acht Jahren verschwunden, und jede Gefahr beseitigt geblieben hatte! Vermuthlich waren alle früheren Erscheinungen nur Vorbereitungen dazu gewesen, die wir leider nicht zu deuten und ihnen zuvorzukommen verstanden, sondern das Übel nur für eine gewöhnliche Erkältung gehalten hatten.

Es war am 30. August, einer Mittwoche; — ach, Alles steht mir noch so hell und schmerzlich vor dem Geiste! Es versteht sich, daß Pichler sich sogleich zu Bette legte; warme Umschläge und Alles, was früher für solche Fälle war verordnet worden, gebraucht, und nach Dr. Habel geschickt wurde. Ängstlich hatten wir seines Auspruchs, er lautete nicht so schlimm, als ich gefürchtet. Es war wohl ein Krampf eingetreten, aber er war nicht so heftig als sonst, und erregte deswegen auch keine so großen Besorgnisse. Vier bis fünf Tage währte das so, da erkrankte plötzlich der Sohn meiner Tochter, und zwar auf eine Art, die ernstliche Befürch-

tungen einflößte. Nun waren unsere Sorgen getheilt und mithin verdoppelt. Bei Pichler ging das Übel einen stillern Gang, bei August hingegen schien es sich mit jedem Tag zu steigern, und der gute Großvater, der den Knaben zärtlich liebte, der, wie schon gesagt worden, den regsten Antheil an seinen Studien, seiner Geistesentwicklung nahm, fühlte eine nachtheilige Einwirkung von der Sorge für den geliebten Enkel in seinem eignen Leiden; obwohl wir ihm mit großer Vorsicht und nicht geringer Mühe den bedeutendsten Theil unserer Befürchtungen verbargen. Jetzt trat bei August ein heftiges Nasenbluten ein, und als ich eines Nachmittags von einem kleinen Spaziergang mit den beiden Mädchen, des Kranken Schwestern, zurückkam, fand ich diesen in seinen Gesichtszügen so verändert, so entstellt möchte ich sagen, daß mich eine unsägliche Angst ergriff. Wirklich stieg die Gefahr auch mit jedem Tage. Dr. Habel verlangte, daß noch ein Arzt beigezogen würde, und da wir Alles seiner Einsicht überließen, auf welche wir mit Recht großes Vertrauen setzten, so brachte er uns Herrn Dr. Wolff, Leibarzt des Erzhertogs Carl, der sich damals in Baden befand, und Beide untersuchten nun die beiden Kranken, Pichler und den Knaben. Ihr Ausspruch lautete sehr entmutigend. Pichler's Zustand behaupteten sie nicht ergründen und daher nichts Entscheidendes vornehmen zu können, weil er sich diesmal wie die früheren Male standhaft jeder chirurgischen Untersuchung, wobei Instrumente

anzuwenden nothwendig gewesen wäre, widersetzte, und dieß durchaus nicht zugeben zu wollen erklärte. Beide Ärzte wußten daher nichts Bestimmtes zu verordnen, und nur Palliative konnten angewendet werden. Bei August war die Entscheidung noch angstvoller. — Dr. Welfß erklärte die Krankheit geradezu für ein Nervenfieber, und mir, nach so vielen Erfahrungen, welche ich seit Jahren gemacht, klang dieser Spruch wie ein Todesurtheil. — Es war mir, als sei der hoffnungsvolle liebenswürdige Knabe bereits verloren. Dr. Welfß sah meinen Schrecken, er suchte mich freundlich und theilnehmend zu beruhigen. Glauben Sie denn, daß wir kein Nervenfieber kariren können? fragte er mich mit gütigem Ton. Ach mir war eine solche Kur immer wie ein Glückswurf vorgekommen, nie aber wie ein Erfolg, auf den man mit einiger Wahrscheinlichkeit zählen konnte. Zugleich empfahlen uns die beiden Ärzte, den Knaben am folgenden Tage beizuhren und versehen zu lassen. Mit dieser Gewißheit, mit diesem tödtlichen Bewußtsein im Herzen, mußten wir, die Tochter und ich, zum Vater zurückkehren, und ihm von dem, was die Ärzte ausgesprochen, was auf morgen beschloffen war, Alles verhehlen, was ich zu sehr beruhigen konnte; denn beunruhigt war der liebende, seinen Kindern und besonders dem vielversprechenden Knaben anhängliche Vater und Großvater ohnedieß durch das, was ihm bei einem innigen Zusammenleben in Einer Haushaltung zu verbergen unmöglich war; und

ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß die Sorge um dieß geliebte Kind viel beitrug, Pichler's Krankheit zu vermehren, und die Katastrophe zu beschleunigen.

Nach Dr. Habel's Wunsch, der sich in dieser traurigen Periode als eben so geschickter Arzt wie als theilnehmender Freund erwies, wurde nach Wien zu Baron Türkheim und Dr. Seeburger geschickt, um ihre Meinung in diesem wichtigen Fall zu vernehmen. Der Erste war von Wien abwesend, Dr. Seeburger kam den folgenden Tag Abends nach Baden, nachdem Morgens die heilige Ceremonie in größter Stille, damit der Großvater nichts davon erfahre, vollzogen worden war, wobei der Knabe mit großer Anstrengung aber vollkommener Fassung seine Andacht zu unser Aller Erbauung verrichtet hatte. Diese Fassung war um so mehr als eine Kraftäußerung seines Willens zu bewundern, da er vorher und darnach in Phantasien gelegen, und nachdem die Ceremonie vorüber war, geäußert hatte, daß er nun etwas Großes überstanden habe.

Dr. Seeburger untersuchte beide Kranke. Bei Pichler lautete sein Ausspruch ungewiß über den Stand der Krankheit, wie der des Dr. Wolff. — So viel aber konnte ich wohl aus Allem entnehmen, daß der Zustand höchst bedenklich sei, und ich von dieser Seite viel zu fürchten habe. Aber August aber sprachen sich beim Weggehen beide Doktoren so entschieden ungünstig aus, daß Seeburger uns mit dem leidigen Trost verließ: So lange das Leben währt, bleibe ja noch immer Hoffnung.

Beim Souper aber, das sie in demselben Hause, wo wir wohnten, bei Graf Esaky einnahmen, erklärten sie, vor den Bedienten, durch die wir es nach einiger Zeit erfuhren, ganz unumwunden, daß der Knabe noch diese Nacht sterben werde.

Aber Gott, unser Aller Vater, hatte unsern Schmerz gnädig angesehen, und uns nicht ganz zu vernichten beschlossen. Auf eine Arznei, welche Habel verordnet hatte, schlief August in der Nacht einige Zeit, am andern Tage brach der Friesel aus. Er wurde auf Habel's Befehl, nicht ohne Anstrengung und unter treuer eighändiger Mitwirkung seines gütigen Arztes, in ein laues Bad gebracht, dann warm zugedeckt ins Bette gelegt, mit dem Bedeuten, sich nicht zu regen, keinen Arm oder Fuß aus der Decke zu strecken; — und der zwölfjährige Knabe, der sich jetzt übrigens völlig bewußt war, gehorchte mit der Folgsamkeit eines Kindes und der Willenskraft eines Mannes. Auch erntete er, und durch ihn wir, die schöne Frucht dieser Anstrengung; denn sein Zustand fing an, sich, wiewohl langsam, zu bessern.

Aber noch war die Gefahr nicht beseitigt, und obwohl wir zu hoffen anfangen durften, hielt uns Dr. Habel immer noch mit zweifelhaften Äußerungen viele Tage in ängstlicher Ungewißheit.

Auch mein geliebter Pächter erfreute sich noch der bessern Nachrichten von dem theuern Enkel, aber in seinem eignen Zustande wollte durchaus keine günsti-

gere Wendung eintreten. Er selbst bemerkte dies wohl, und sah, vielleicht klarer, als er aus Schonung für Frau und Tochter zu erkennen geben wollte, das Bedenkliche seiner Lage nur zu wohl ein. Denn sein Geist behielt durch diese ganze Zeit vollkommene Herrschaft über sein Krankheitsgefühl, und Lesen, Vorlesenhören, ja selbst Geschäftsarbeiten füllten die Stunden des Tages. Täglich bekam er ein Paket mit Kanzeleischriften zum Bearbeiten oder Unterzeichnen, nebst Zeitungen aus Wien; Kottel's Geschichte las ich ihm vor, und wenn unser Freund Perger kam, arbeitete er oft mit ihm in seinen Kanzlei-Angelegenheiten. So ging es vom 11. an, an dem August gebedichtet hatte, bis zum 16., einem Samstag, meinem letzten ganz glücklichen Tag auf dieser Erde, dem letzten einer ein- undvierzigjährigen Ehe! Gott hatte mich lange dieses seltene Glück genießen lassen. — Ich darf wohl trauern, aber nicht murren, daß er es mir endlich entzog.

Pichler war den Tag über leidend, aber wenigstens nicht sichtbar schlimmer wie schon seit drei Wochen, und ganz klar und kräftig im Geiste. Abends, als ich allein bei ihm war, weiß Gott, welches Vorgefühl ihn aufgeregter haben mochte! rief er mich zu sich, und fing nun an mit dem liebevollsten Tone, aber auch mit einer so ruhigen Fassung von seinem möglich nahen Tode und den Anstalten und Maßregeln, welche für mich und die Kinder in diesem Falle nöthig seyn würden, zu sprechen, als beträfe es einen ganz fremden Menschen. Und

jemeht ich den wahrhaft christlichen Weisen in dem Manne verehren mußte, der so mit seinem Weibe von dem eignen Tode sprach, je schmerzlicher und angstvoller presste mit der Gedanke an den möglich sehr nahen Verlust eines solchen Lebensgefährten das Herz zusammen. Doch sagte ich mich, und bemühte mich, indem ich diese ganze Rede nur als eine im voraus zu nehmende, wohl überlegte Maßregel für einen einst eintretenden Fall zu betrachten schien, ihm in diesem Sinn zu antworten, und ihn auch mit den Maßregeln bekannt zu machen, die ich selbst für meinen Todesfall bereits genommen. So sprachen wir ernst aber ruhig über unser beiderseitig wahrscheinlich baldiges Lebensende, bis Freund Perger eintrat, und ich den Herren den Tisch mit den Amtspapieren u. s. w. zurechtstülkte, worauf sie ihre Geschäftsarbeit gemeinschaftlich begannen.

Ich bin mit Verbedacht etwas weitläufiger als vielleicht gerade nöthig war, um anschaulich zu machen: erstens, welch ein herrliches Gemüth Pichler besaß, und dann, wie wenig ich darauf vorbereitet war, ihn, der wohl bedenklich aber durchaus nicht lebensgefährlich krank schien, so schnell und plögllich zu verlieren.

Unsere Wohnung in Baden war geräumig und hübsch, auch wohl mit Ofen und Vorfenstern versehen, wir waren also, selbst wenn die Krankheiten unserer Lieben uns tief in den Herbst hier halten sollten, von dieser Zeite ohne Sorge. Aber wir wünschten die beiden Mädchen aus der Nähe des schwer und ansteckend

Franken Bruders zu entfernen, und hatten hierzu keinen Raum. — Da ergab sich aus dem Uebel selbst die Abhilfe. Bei August wurden Umschläge von aromatischen Kräutern und Bisampulver für nöthig erachtet. Alles dies, aber besonders der Bisam, verbreitete einen heftigen Geruch im Hause, und da der Bisamgeruch vielen Personen unleidlich, ja schädlich ist, so suchte ein Fräulein, das die Wohnung neben uns hatte, sich eine andere, und verließ das Haus. Wir bedauerten die Gelegenheit, welche ihr dies verursachen mußte, von Herzen; machten ihr auch unsere besten Entschuldigungen, freuten uns aber sehr, durch diesen Zufall ein Zimmer für die Mädchen und eine Küche im ersten Stock zu erhalten, weil unsere bisherige im Erdgeschos, und daher bei zwei gefährlich Kranken höchst unbequem zu benützen war. Wenn Alles gesund ist, mag es in einem größern Haushalt sein Angenehmes mit sich bringen, die Küche etwas weiter von sich zu haben, in kleineren Familien aber, besonders bei Kranken, tritt die Unbequemlichkeit einer so gelegenen Küche gar sehr hervor, und wir hatten auch deshalb gleich im Anfang von Pichler's Kranksein, eine Wärterin genommen, um die Dienstboten zu unterstützen.

Schon seitdem die Wärterin angenommen war, schlief ich nicht mehr in Pichler's Zimmer, sondern dicht daneben im Tafelsaale, und an der andern Seite hatten jetzt die beiden Mädchen ihr Schlafgemach. Pichler brauchte jede Nacht drei- bis viermal fremde Hülfe,

die sein Zustand unumgänglich nöthig machte, und ich durfte seit meiner letzten Krankheit im vorhergegangenen Winter nicht Nachts das Bett verlassen, wenn ich nicht völlig angekleidet war. Das machte nun meine Anwesenheit im Krankenzimmer überflüssig, ja hindernd, und Pichler fühlte sich erleichtert, wenn er sich bewußt war, seine alternde Lebensgefährtin nicht so oft im Schlafe stören zu müssen; zudem konnten wir uns auf die Wärterin vollkommen verlassen. Meine Nächte waren daher, bis auf die bangen Stunden, die meine Sorge für zwei geliebte Kranke mich wach erhielt, ziemlich ruhig.

In der Nacht jenes Samstags, an dem Pichler das unvergeßliche Gespräch mit mir geführt hatte, hörte ich ihn noch mit ganz natürlicher Stimme und klarer Besinnung mit seiner Wärterin und dem Bedienten sprechen und ihnen Befehle ertheilen, weil er am nächsten Sonntag einen Besuch aus Wien erwartete. Dann schlief er wieder ein, und ich ebenfalls. — Um halb 7 Uhr Morgens wurde heftig an meiner Thüre geklopft und ich hörte auch rufen. So schnell als möglich kleidete ich mich an, eilte in Pichler's Zimmer, und fand ihn, ohne Bewußtsein, vom Schlage gerührt, sterbend.

Wozu soll ich meine Empfindungen, die furchtbare Erschütterung erwähnen oder beschreiben, die dieser Anblick mir verursachte? Wer Gefühl für Leiden selbster Art hat, wird mich auch ohne Schilderung begrei-

fen und es sich selbst sagen; wer dies Gefühl nicht in sich trägt, dem kann es nicht begreiflich gemacht werden.

Um Arzt und Geistlichen wurde augenblicklich geschickt. — Sie kamen zu spät. Er war verschieden, und der Gefährte meines ganzen Lebens hatte mich verlassen! Alles, was ich damals deutlich empfand, war der heiße Wunsch: Er möchte mich mit sich nehmen, er möchte mich nicht ohne ihn in dieser Welt zurücklassen!

Gott hatte es anders beschlossen. Ich durfte nicht mit ihm zugleich die Reise nach jenen Auen des Friedens antreten, ich sollte mich unter mannigfachen Sorgen, Trübseligkeiten und viel drückendern Lebensbedingungen, der Vater im Himmel weiß wie lange? hier auf Erden herumtreiben, wo mir zwar in meiner Tochter und ihren drei Kindern viele Freuden erblühen, wo ich aber doch Pichler's Liebe, seinen Schutz, seinen Rath, seine nie fehlende Theilnahme, seine höchstverständige, auf lange Erfahrung gestützte und von dem mildesten menschenfreundlichsten Sinne geleitete Belehrung und Zurechtweisung fürder aufs schmerzlichste entbehren muß. Wohl kann ich seitdem den Vers auf mich anwenden, den ich späterhin auf einem Kupferstiche fand, wo eine Nonne im Kreuzgang stehend, über einen Gottesacker in eine blühende Landschaft hinausblickend sagt:

Alles knospt und treibt und blühet,
Aber meine Welt ist todt.

Diese Worte ergriffen mich tief, wie ich sie das erstemal las, und ich kann wohl sagen, daß ich sie seitdem im Stillen zu meiner Devise gemacht. Und es war ja nicht Pichler allein, welcher aus meiner Welt geschieden war. Die Leser dieser Blätter haben, besonders in den letzten Jahren, so viele schnell auf einander folgende Todesfälle mit werthver Personon in denselben aufgezeichnet gefunden, daß sie leicht zu der Überzeugung gelangt seyn werden, meine Welt, d. i. die Menschen, die mit mir gelebt, die meine Jugend, mein reiferes Alter gesehen, die so manches ernste, so manches trübe, so manches heitere Ereigniß mit mir erlebt, die einerlei oder wenigstens eine ähnliche Geistesrichtung und Geistesbildung mit mir gehabt, die folglich meine Ansichten theilten, und mir gleichgestimmt in Leid und Freud, im Urtheil über Menschen und Dinge, im Geschmack an Literatur und Kunst u. s. w. entgegenkamen, diese Menschen waren nicht mehr da. Eine neue Welt hatte sich, besonders seit 1830, um uns herum gestaltet, das kennt und fühlt Jedermann, und der gewaltige Umschwung, den alle Lebensbedingungen genommen haben, wird in Rede und Schrift überall abgehandelt. Diese Umstellungen dringen bis ins Innerste des Haushalts, wirken auf die Erziehung der Kinder, auf die Stellung der Ältern gegen diese, auf die Stellung der Herrschaft gegen das Gefinde, verändern den Tageslauf und die Stundeneintheilung, kurz, sehr betagte Menschen sollen gleichsam einen neuen Le-

benßlauf lernen. Wohl hat schon vor 2000 Jahren der römische Dichter den Alten als *laudator temporis aeti, se puero, censor, castigatoremque minorum* geschildert, und ich will gern zugestehen, daß meine Jahre einigen Theil an diesem Fremdfühlen in der jetzigen Welt haben mögen; aber ich weiß doch recht gut, daß weder mein Vater, der im Jahre 1798 mit 68 Jahren, noch meine Mutter, welche 1815 mit 75 Jahren starben, einen andern wesentlichen Unterschied in der Lebensweise, in der Denkart ihrer Umgebungen gefunden haben, als den der nothwendige Gegensatz der Jugend und des Alters hervorbringt. Meine Mutter führte bis an ihren Tod ein ziemlich gleichförmiges Leben, und erlebte in dem Benehmen und den Gefinnungen der jüngern Welt nichts Befremdendes, nichts, was ihr sehr verschieden von ihrer eigenen Jugend vorkommen konnte. So war es nicht bei mir und bei allen Jenen, welche mit mir tief in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hineinlebten, das die Welt in politischen, literarischen und sociellen Begriffen ganz verwandelt hat.

In Bezug auf alle diese gewaltigen Veränderungen kann man es der damals beinahe 70jährigen Matrone wohl nicht verdenken, wenn sie nach dem Verlust des treuen geliebten Lebensgefährten, mit dem sie 41 Jahre Hand in Hand gewandelt, sich mehr als sonst eine Witwe in früherer Zeit, vereinsamt fühlte. Hierzu trat noch das Individuelle, Beschwerliche unserer häuslichen Lage. Nicht

an meinem gewöhnlichen Wohnort, nicht im Stande, mir alle Erleichterungen, Bedürfnisse, Auskünfte u. s. w. zu verschaffen, welche bei einer solchen Katastrophe jeder Familie unumgänglich nothwendig werden, mußten alle die vielen schmerzlichen und peinlichen Geschäfte mit viel größerer Mühe gethan werden, und alle lasteten nun auf mir allein; denn meine Tochter durfte und wollte ich in diesen Tagen nicht mit neuen Sorgen und Kümmernissen beladen. Ihres Sohnes Krankheit hatte sich zwar ein wenig besser gestaltet, dennoch schwebte der Tod mit breiten Flügeln noch über des Kindes Haupte, und die Mutter war unentbehrlich an seinem Krankenlager. Sie schlief durch viele Nächte beinahe gar nicht. — Wenn sie in mein Zimmer kam, und einige Augenblicke ruhte, fielen ihr die Augen beinahe gewaltsam zu, ihre Erschöpfung war sichtbar. Ich mußte noch für ihre Gesundheit zittern, und so konnte und wollte ich keine Hülfe von ihr erwarten. Alle die anstrengenden und innerlich aufregenden Besorgungen, wie sie bei geliebten Todten nöthig sind, lagen daher mir allein ob. Wohl besuchte uns Fräul. Louise v. Gärtner sogleich, und übernahm gütig die Anstalten für unsere Traueranzüge, B. Vago unterstützte mich bei manchen schriftlichen Abfassungen, am meisten aber leistete uns Freund Perger, der damals zu unserm Glück in Baden war, und der nicht diesmal allein, sondern jederzeit, wenn es trüb am Horizonte unsers Hauses oder eines andern seiner Freunde aussah, sogleich erschien,

und Trost, Rath, Hülfe brachte, so fern es in seiner Macht stand. Er besuchte uns, er stand uns mit Rath und That bei, und suchte später so viel zu unserer Aufheiterung beizutragen, als er konnte und wir zu empfangen fähig waren. Ich konnte es diesem treuen Freunde, der seinem Kollegen leider nach einem halben Jahre in die Ewigkeit folgte, während seines Lebens nicht genug danken, was er bei frühern Gelegenheiten und namentlich in dieser schweren Periode für mich und die Meinen gethan. Mein Dank und mein treues Andenken folgt ihm in jene bessere Welt.

Am 19. September war die Beerdigung. Mehrere Freunde und Freundinnen, vor Allen viele Kollegen und durch Dienstverhältnisse Pichler'n befreundete Männer kamen aus Wien dazu heraus. Der Leichenzug war feierlich und ansehnlich, und die Theilnahme, welche die Bewohner Badens dem Verstorbenen und auch uns zollten, bewies, daß sie sich dankbar des vielen Guten erinnerten, welches ihnen durch Pichler's Vermittlung zugeflossen war; auch sagte eine unserer Bekannten, welche die Verdienste kannte, die der Verstorbene sich um Baden erworben: er sei in seinem Lande gestorben.

Er war nun todt; seine Gestalt aus unserer Mitte, aus der Welt verschwunden. Nirgends konnten wir ihn mehr begegnen, sie nirgends finden, als in unsern Herzen. Seine liebevolle Sorge für uns, sein Trost, sein verständiger Rath, die Beruhigung, die für mich

darin lag, mit jeder Angelegenheit, jedem Geschäft zu ihm flüchten und einer redlichen verständigen Auskunft oder Belehrung aus seinem Munde sicher seyn zu können; dieses so wohlthätige Verhältniß hatte nun aufgehört, und wir fühlten uns sehr verlassen; um so mehr, als August's Zustand noch immer bedenklich blieb, und der Arzt durchaus die Gefahr noch nicht für beseitigt erklären wollte. Eine große Erleichterung war es uns in dieser Epoche, daß er den Mädchen den freien Zutritt zu ihrem kranken Bruder erlaubte, nachdem sie durch einige Wochen getrennt gewesen, und uns aus dieser Trennung manche Beschwerlichkeiten erwachsen waren. Aber nun trat eine neue Sorge ein. Die Mädchen wußten natürlicher Weise um den Tod des Großvaters, dem Knaben war er aus begreiflichen Ursachen verbergen geblieben, und es kam nun darauf an, ihn in dieser für ihn heilsamen Unwissenheit zu lassen. Die Dienstboten waren verläßlich, wir konnten hoffen, daß sie das Geheimniß vor dem Knaben bewahren würden. Aber die Schwestern? Zwei Kinder von 10 und 6 Jahren, die eine Sache, welche sie so nahe betraf, welche so zu sagen in ihr ganzes kindliches und häusliches Leben verwebt war, mit keinem Worte berühren, ja wenn der Bruder die Rede auf den Großpapa bringen würde, sich in Wort und That so geschickt benehmen sollten, daß der Kranke keinen Verdacht schöpfen konnte? Das war eine schwierige Aufgabe, die uns mit großer Angst wegen des schädlichen Einflusses erfüllte, den Ein unvor-

sichtiges Wort auf den noch sehr schwachen Kranken, der seinen Großvater herzlich liebte, haben könnte. Wir selbst beobachteten die Vorsicht, so oft wir ins Krankenzimmer traten, die Trauerkleider, welche wir außer dem Hause trugen, abzulegen.

Aber die guten herzlichen Kinder waren von ihrer Mutter so verständig erzogen, und hatten selbst so viel Einsicht, daß es ihnen nicht schwer ward, Gewalt über ihre Zunge auszuüben, und während 4 — 5 Wochen, so lange nämlich unser Aufenthalt in Baden August's wegen währete, der sich nur langsam erholte und dessen Krankheit allerlei wechselnde Symptome zeigte, mit keinem Blick, keinem Worte zu verrathen, daß sein Großvater, um den er so oft fragte, und sich damit beschäftigte, wie denn der noch stets kranke und so große schwere Papa in den Wagen und nach Wien geschafft werden würde? nicht mehr lebte. Wenn man bedenkt, wie schwer es oft Erwachsenen fällt, sich in solchen Fällen nie zu verrathen, so muß man die Kinder bewundern, welchen die Liebe zum Bruder und der Gehorsam gegen die Mutter eine solche Herrschaft über sich selbst gab.

Nach und nach kehrten die wenigen Bekannten, welche den Aufenthalt in Baden noch mit uns theilten, nach Wien zurück, und es wurde immer stiller um uns. Nur unser treuer Perger hielt bei uns aus und besuchte uns täglich, brachte unter andern den Kindern.

die „Klinsfersn“ von Seidl mit und veranlaßte sie, Etwas davon auswendig zu lernen, was die Kinder allerliebste recitirten, so z. B. Faunus: den Paundler. Auch hatte diese, die überhaupt Anlage zur Poesie zeigte, eine Art kleiner Komödie geschrieben, die Bezug auf ein unter ihnen gewöhnliches Spiel hatte, und die die beiden Mädchen ebenfalls mit Lebendigkeit und Sinn vertrugen. Das waren nun die einzigen lichten Punkte in unserer trüben Einsamkeit, außer einigen freundlichen Besuchen, die freilich im Oktober in dem menschenleer gewordenen Baden immer seltener wurden. Bald war die Gräfin Esaky, die ich vor einigen Jahren in Wien kennen gelernt und zuweilen besucht hatte, die einzige Bekannte, welche für uns in Baden existirte, und diese Frau, mit der ich früher keinen genaueren Umgang hatte, erwies uns nun in unserer traurigen Lage manche Gefälligkeit, für die ich ihr ewig dankbar seyn werde. Sie besuchte uns, sie setzte sich an August's Bette, brachte ihm Spielzeug, spielte mit ihm, versorgte ihn mit Backwerk, das sie für ihn von Wien kommen ließ, und zeigte dadurch, daß sie in ihrem schönen Herzen durch eignes Unglück (sie hatte von 4 oder 5 Kindern nur Einen Sohn übrig behalten) mit dem Anderen, wenn sie auch nicht unter ihre nächsten Freunde gehörten, Theilnahme zu fühlen gelernt habe. Auch Dr. Habel, unser Arzt, erwies sich dem guten und geistvollen Knaben gefällig.

Er blieb oft lange an seinem Bette und unterhielt sich mit ihm über dessen Lieblingsfach, die Naturkunde.

Ganz besonders traurig, ja schaurig möchte ich sagen, war es meiner Tochter und mir Abends in dem großen Tafelzimmer, einer Art Saal, wo wir sonst in behaglicher Vereinigung mit den Anfrigen und einigen Freunden, nicht dies Jahr allein, sondern auch in früheren so oft gegessen, und uns mit Plaudern, Spielen, Lesen unterhalten hatten. — Nun war das Haupt des Hauses todt, der einzige Sohn meiner Tochter kaum noch dem Schrecken des Todes entronnen; die Schwestern waren bei ihm, die Dienstleute ebenfalls dort oder anderwärts beschäftigt. Wenn wir beide Verlassene so in der Dämmerung das weite Gemach, das ein paar auf den Tisch gestellte Kerzen kaum zu erhellen vermochten, an den langen Herbstabenden durchschritten, o wie einsam, von aller Freude geschieden dünkten wir uns! Es war eine sehr trübe, vielleicht die trübste Epoche meines langen Lebens.

Aber es geht auf dieser Erde Alles vorüber, das Beste wie das Schlimmste. Nichts hat Halt, nichts Bestand. So waren ein und vierzig glückliche Jahre, welchen es zwar an düstern Stunden, Tagen, Wochen nicht gefehlt, vorübergegangen, so hatten wir die Schreckenstage von Pichler's Tode und August's grosser Gefahr überstanden, und so entschwanden denn auch die düstern Tage des Oktobermonats, und der

Zeitpunkte, daß wir den Schauplag so vieler Leidensscenen verlassen und nach Wien zurückkehren sollten, war mit Ende dieses Monats gekommen.

Erst in Wien, wohin ihn an der Seite seiner Mutter sein Arzt und unser gütiger Freund Dr. Habel begleitete, erfuhr der Knabe, daß sein Großvater bereits seit sechs Wochen todt war. Es erschütterte ihn sehr; — aber die mildernde Kraft, die selbst in der bloßen Vorstellung dieses längeren Zwischenraumes lag, die Schwäche, welche des kaum Hergestellten Empfindungen und Gedanken noch gleichsam mit einem Schleier umhüllte, und endlich die jugendliche Beweglichkeit nahmen dem Eindruck, wie schmerzlich er auch war, seine schadenbringende Macht. Auch dieser geürchtete Moment ging vorüber. August erholte sich allmählig; seine Jugendkraft, seine Gesundheit, seine geistige Thätigkeit erreichten nicht allein wieder den Grad, den sie vor der Krankheit hatten, sie entwickelten sich vermehrt, kräftiger, dauernder als zuvor. — Er ward vom Knaben zum hochaufliehenden blühenden Jünglinge, der sich durch seine Tüchtigkeit die Liebe seiner Kameraden, das Wohlwollen seiner Lehrer, die Achtung Aller erwirbt, die mit ihm genauer bekannt sind.

Er also und seine beiden Schwestern machten von nun an die einzige Freude und Erheiterung meines Lebens aus. Wir zogen uns von vielen frühern Bekann-

schaften zurück, vermietheten, weil große Einschränkungen gebieterisch nothwendig gemacht worden waren, die Hälfte unserer Wohnung, dankten von fünf Dienstboten drei ab, und suchten nun unserm vereinsamten Leben durch die Kinder Gehalt und Zufriedenheit zu geben.

Gedichtet im eigentlichen Sinne habe ich nichts mehr. Herausgegeben aber einen Band: *Zerstreute Blätter*, nämlich kleine Aufsätze, Betrachtungen, Bemerkungen über allerlei Vorfälle des Tages, bei dem Verlust theurer Freunde u. s. w., welche längst geschrieben oder auch wohl hier und dort in Zeitschriften erschienen waren. Später wurde ich durch ein zufälliges Ereigniß auf die Idee der Zeitbilder gebracht. Wir erhielten nämlich zum Ansehen für die Kinder verschiedene neuere und ältere Kupferstiche, und unter den letzteren die einst wohlbekannten *Cris de Vienne* — Darstellungen von Personen aus den untern Ständen, welche allerlei auf den Gassen zum Verkauf ausrufen, oder ihre Thätigkeit öffentlich feilbieten. Der Anblick dieser Gestalten, dieser Trachten rief mir die Erinnerungen meiner Jugend zurück. Ich sprach darüber mit Herrn v. Graffen, dessen in diesen Blättern schon erwähnt wurde, und der sich gerade gegenwärtig befand. Er faßte den Gedanken auf, die Zeit, in der diese Blätter gezeichnet und herausgegeben wurden, im Gegensatz der jetzigen zu schildern. Er glaubte, ich

könnte dies wohl unternehmen, da ich mich jener Perioden noch lebhaft erinnere. Dieser Vorschlag gefiel mir; aber nicht so wollte ich ihn ausführen, wie ihn wohl Herr v. Graffen gemeint haben mochte, der eine Art von Memoiren dabei im Sinne hatte und vermuthlich glaubte, ich sollte in eigener Person erzählen, wie es damals gewesen, wie es in meiner Ältern, in meiner Freunde Haus zugegangen u. s. w. Das aber war den gegenwärtigen Blättern vorbehalten; ich leg es daher vor, eine Familiengeschichte zu fingiren, worin drei verschiedene Generationen nach und nach auftraten und als Repräsentanten der Sitten, Ansichten, Denk- und Handlungsweisen nicht bloß das Zeitalter der Kaiserin Maria Theresia, sondern auch die Periode von ihrem Tode bis zu Ende des ersten Jahrzehends dieses Jahrhunderts und endlich unsere jetzige Welt charakterisiren sollten. Dichtung kann ich dies Werk nicht nennen; es waren zusammengetragene Beobachtungen, Erinnerungen, Schilderungen wirklich erlebter Schicksale, persönlich gekannter Menschen. Die Zeiten und ihre Gestalt waren die Hauptsache, der Roman nur der Einkleidung wegen da, und es war mir stets unlieb, wenn, falls die Rede auf dies letzte Erzeugniß meiner Feder kam, davon als von einem Roman gesprochen wurde. Aber Romane sind jetzt so entschieden die Lieblingslektüre aller halb- oder ganzmüssigen Menschen, daß dieser Charakter an einem Unterhaltungs-

buche zuerst aufgesucht und eifrig festgehalten wird. Er ist auch leichter zu erfassen, da hingegen das Tiefercharakteristische, das Gepräge, welches Begebenheiten, Ansichten, die Kulturstufe u. s. w. einer Zeitperiode und den in derselben lebenden Menschen ausdrücken, von den Meisten gar nicht beachtet und daher auch nicht gewürdigt wird. Die Erzählung, das, was geschieht, ist ihnen die Hauptsache.

Dies also ist und wird aller Wahrscheinlichkeit nach mein letztes Werk bleiben. Ich fühle sehr bestimmt die Abnahme geistiger Lebensfrische und geistiger Kraft. Mein Gedächtniß, so getreu in Aufbewahrung alter Erinnerungen aus meiner Jugend, ja aus meiner Kindheit, verläßt mich jetzt zuweilen in Beziehungen auf die jüngste Vergangenheit, und ich habe von hochbetagten Menschen öfters dieselbe Klage äußern gehört. Ein alter General, den ich kannte, nannte das sein junges und altes Gedächtniß — und während sich ihm das junge treu bewährte, wenn es sich um Scenen aus seinem Jünglings- und Mannesalter handelte, konnte er sich oft der Vorfälle der letzten Tage nicht entsinnen. Es ist also dieses eine sehr gewöhnliche Erscheinung, eben so wie die Abnahme der Gesichtsschärfe und des feinen Gehörs, und gehört so häufig mit zu den Beschwerden der höhern Jahre, daß derjenige, der sich darüber beklagen wollte, die Antwort verdiente, die ein alter aber noch sehr lebenslustiger

Mann einem gab, der sich über die Unannehmlichkeiten des hohen Alters beklagte: „Wer nicht alt werden will, muß sich jung erschießen lassen.“ In dieser Überzeugung ertrage ich denn mit Gottes Hilfe so geduldig als ich kann, die Abnahme meines Gehörs, die mich schon seit vielen Jahren von einer meiner liebsten Unterhaltungen, dem Genuß des Theaters, und sehr oft auch von aller Theilnahme am gesellschaftlichen Gespräch ausschließt, wenn dies nicht unmittelbar an mich gerichtet und mit lauter Stimme geführt wird. War manche Entbehrung, gar manche trübe Stunde sind die unausbleiblichen Folgen dieser Altersgebrechen, sind es um so mehr, als eben auch das Alter und die fortschreitende Abnahme der körperlichen Kräfte mich an so Vielem hindert, was ich sonst und noch vor wenigen Jahren unternehmen konnte, wie an weiteren Spaziergängen, öfteren Besuchen meiner Bekannten in der Stadt u. s. w. Dazu kommt noch die veränderte Richtung des geselligen Zones, der Tagesordnung, und der Denk- und Lebensweise der jüngeren Generation überhaupt.

Genug! für mich geht aus dem Allen hervor, daß die jetzige Welt sich auf eine solche Art aus der vorigen entwickelt hat, daß sie nicht mehr für mich, oder ich eigentlich nicht mehr für sie passe. Hinter ihrem raschen Vorwärtseilen auf einer ganz neuen Bahn muß das langsame Alter zurückbleiben, und mit

unangenehmer Überraschung gewahrt es nach dem Verlauf weniger Jahre den ungeheuren Abstand zwischen Einst und Jetzt, — wie Alles rings umher, vom Kleinsten bis zum Größten, sich anders, ja meist ganz entgegengelehrt gestaltet hat, so daß keine frühere Angewöhnung, keine Ansicht von Leben und Literatur, keine Vorliebe oder Ungunst, keine Geschmacksrichtung von ehemals mehr in der Gegenwart rechte Geltung finden kann, und die letzten 10 bis 12 Jahre hierin einen größern Umschwung erzeugt haben, als sonst 50 oder 60 Jahre nicht bewirkten. Jeder, der jetzt sein 50. oder 60. Lebensjahr zurückgelegt hat, muß das einsehen und zugestehen. Wer redet jetzt noch von Wieland, Herder, Klopstock? was ist aus der hohen Verehrung geworden, die die gebildete Welt noch vor 20 Jahren für das klassische Alterthum hatte? was aus dem kindlichen Vertrauen in die Aussprüche bewährter Autoritäten überhaupt und was ersetzt die Beruhigung, die man einst daraus schöpfte? u. s. w. Nein, es ist gewiß, das Vergangene, das, was vor 20 bis 30 und noch mehr was vor 50 bis 60 Jahren in Literatur, Lebensweise, Ansicht, Gewohnheit u. s. w. gegolten hatte, wird mit stiegender Gewalt hinausgedrückt aus der Gegenwart, und eine neue Ära beginnt, deren Einfluß sich vom Kleinsten bis zum Größten fühlbar macht.

So weiche denn das Vergangene, und was der fer Vergangenheit angehört, dem Impuls, den die

Zeitzeit mit so entschiedener Macht gibt, ziehe sich von der fremdgewordenen Welt zurück; — und wohl! den altgewordenen Personen, die, so wie ich, durch Gottes Güte ein schönes beglückendes Misl in ihrem Hause durch Kinder und Kinderkinder finden. Nur hier hören die unangenehmen Berührungen der flief gewordenen Welt auf, und selbst hier muß das Alter sich bescheiden und zugeben lernen, da auch die es zunächst Umringenden ebenfalls dem Neuen, dem Fortschreitenden angehören und angehören müssen.

N a c h w o r t.

Bis hieher reichen die autobiographischen „Denkwürdigkeiten“ der Verfasserin; was zur Vervollständigung derselben über ihre letzten Lebensjahre noch hinzugefügt werden muß, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen.

Vor allen verdient, erwähnt zu werden, daß sie, trotz der Bürde ihrer Jahre, mit wahrer Aufopferung den größten Theil ihrer Zeit der Erziehung ihrer Enkel widmete, ja selbst noch ihnen in Sprachen, Geschichte, Musik u. s. w. Unterricht erteilte; und — was noch mehr als dies alles werth war — durch ihr eigenes Beispiel als Muster strenger Pflichterfüllung in jeder Hinsicht vorleuchtete.

Natürlich nahm in so vorgerücktem Alter ihre literarische Produktivität ab; doch schrieb — außer diesen „Denkwürdigkeiten,“ die größtentheils erst nach dem Tode ihres Vatten niedergeschrieben wurden — und veröffentlichte sie noch selbst die unter dem Titel: „Zeitbilder“ erschienenen Wiener Zeitgemälde, denen sie einige „kleine Aufsätze“ beifügte (Wien 1839 — 1841, 2 Bände), und übergab noch kurz vor ihrem Tode eine

„Neue Folge zerstreuter Blätter“ (Wien 1843, 1 Bd.) dem Drucke.

Auch nahm sie fortwährend an den neuen Erscheinungen in der Literatur den lebhaftesten Antheil, so daß z. B. Dr. Frankl, der sie vorzugsweise mit derlei Notizitäten versah, über hundert Briefe von ihrer Hand besitzt, worin sie ihm ihre Ansichten und Urtheile über die zugesandte Lektüre mittheilt *).

Freilich konnte sie, deren Bildung einer ganz andern Richtung angehörte und die schon Mühe hatte, mit der sogenannten romantischen Schule sich zu verständigen, noch weniger in die moderne Denk- und Schreibweise sich finden und mit der, auch in der geistigen Welt wie mit Dampfkraft vorschreitenden Entwicklung, den Emancipations-Theorien, socialen Umgestaltungen und den alles wieder in Frage stellenden Spekulationen der jüngsten Philosophie und Dialektik sich befreunden. Mit dem Kontraste und dem Mißverständniß wuchsen natürlich auch ihre Mißstimmung und Abneigung gegen die umgestaltende Hast der Jetztwelt, und sie zog sich immer mehr in den engen Kreis ihrer nächsten Umgebung, ihrer Familie und einiger treu gebliebenen Freunde zurück.

Dazu kam noch eine immer mehr zunehmende Kränklichkeit. Ihre Kräfte so wie ihre Gesundheit san-

*) Einige davon hat er bereits in seinen „Sonntags-Blättern“ bekannt gemacht.

ten leider mit jedem Jahre mehr, und nach manchen ängstenden Unterleibsleiden stellten sich sogar apoplektische Anfälle ein. Zwar gelang es mehrmals, diese augenblickliche Gefahr abzuwenden; aber eine gänzliche Erschöpfung, welche die Ärzte Altersschwäche nannten, verhinderte ihre Erholung und machte ihrem Leben am 9. Julius 1843 zum Schmerz ihrer Angehörigen und ihrer Freunde ein Ende. Sie starb, wie sie gelebt, mit der Ergebung und dem Vertrauen eines frommen gläubigen Gemüthes.

Ein einfaches, aber von der dankbaren Liebe ihrer Hinterlassenen geweihtes Grabdenkmal bezeichnet die Stelle, wo ihre sterbliche Hülle auf dem »großen Währinger Kirchhofe« ruhet.

Was auch immer die unbestechliche Nachwelt für ein Endurtheil über Caroline Pichler als Schriftstellerin feststellen mag, das über ihren rein menschlichen Werth, wie es die ihr näher stehenden Zeitgenossen mit einstimmiger Anerkennung ausgesprochen haben, kann sie nur bestätigen.

Sie war im vollsten Sinne des Wortes: ein deutsches Weib; einfach-natürlich, tiefgemüthlich, klar und wahr, und stets eingedenk, daß, wie die Bestimmung des Mannes in der Bildung und Entwicklung der gesellschaftlich-staatlichen Verhältnisse, die Lebensaufgabe des Weibes in der Erhaltung und Veredlung der Familienbande und der häuslich-geselligen Zustände besteht.

Nur, sie hatte — was den geistreich-blendenden, genial-überschwenglichen, den »großen begabten Naturen« unserer Tage nur oft zu sehr fehlt — Gesinnungstreue, Willenskraft und Charakterstärke.

Daher hat sie sich auch in diesen »Denkwürdigkeiten« nicht blos in der sorgfältigen Toilette der Schriftstellerin, oder in dem Salonkostüme der berühmten Frau, sondern auch in dem schmucklosen Hauskleide der Familienmutter, ja selbst im Bussegewande der reuigen Christin zeigen wollen, und auch hier galt ihr, wie in ihrem ganzen Leben, dessen treues Spiegelbild diese »Denkwürdigkeiten« eben nur seyn sollten, Wahrheit über alles.

Ferd. Wolf.

Bei A. Pichler's sel. Witwe,
Verlagsbuchhandlung in Wien, Stadt, Plane-
ngasse Nr. 1061,
sind auch erschienen und durch alle Buchhandlungen
zu beziehen:

Erzählungen für meine Söhne.

Von

J. E. Cbersberg.

Zweite neu durchgesehene Auflage.

Mit vier Abbildungen.

Wien. In zwei Bänden komplett. 12. 820 Druckseiten stark. Alle 2
Bände in Umschlag broschirt 2 fl. C. M.

Dass die erste Auflage dieses Werkes, an 3000
Exemplare stark, so schnell vergriffen wurde, zeugt, wie
der einstimmige Beifall, welcher den aus dem wirkli-
chen Leben, ja meist aus den Erfahrungen des Verfas-
sers selbst genommenen Erzählungen zu Theil geworden,
von dem Nutzen und Werthe derselben. Der Ver-
fasser, welcher in dieser Schrift seine eigenen Söhne vor
Augen hatte, wollte in der freimüthigen Erzählung
wirklicher Begebenheiten aus dem Leben und in scharf
gezeichneten Darstellungen der Menschen, wie sie jetzt
sind, Jünglingen einen Führer in der gefährlichsten
Zeit, einen Freund an die Seite geben, der wirksa-
men Einfluss auf ihr Herz, auf die Richtung ihrer Ein-

bildungskraft, auf ihre Lebensansichten, ihre Thätigkeit — ja, auf ihre ganze künftige Stellung nimmt. Es ist dieses schöne Werk eine wahre Schule unseres Lebens, und mag wohl von keinem jungen Manne noch durchlesen worden seyn, ohne ihn mit edlen Vorsätzen erfüllt, zum Handeln erkräftigt, und seinem wahren Glück gewennen zu haben! Deshalb darf die Anlage desselben ganz originell genannt, und mit dem Beurtheiler der ersten Auflage in der Literatur-Zeitung wieder gesagt werden: „daß unter den bisherigen Bildungsschriften dieser Art noch keine gleich wohlthuernd und wirksam ins Leben gegriffen.“ — Offen werden darin die Gefahren aufgedeckt, wie sie Jünglingen heut zu Tage so häufig drohen; die Stufenleiter der Leidenschaften wird in den einzelnen Skizzen, vom kleinen Beginn bis zum düsteren Ende geschildert; überall spricht — wie ein anderer Beurtheiler in der Zürcher Schulzeitung sagte: „ein väterlicher Freund, ein edler Mensch zu der Jugend, der seine eigenen Lebensschicksale und Irrthümer mit rührender Offenheit Preis gibt, um dadurch Andere zu nützen.“ — Alles hat in diesem Buche eine praktische Richtung; der Leser sieht sich gleichsam selbst handelnd darin, und er findet am Ende, was ihm der väterliche Freund auf seinen Weg mitgegeben wünschte: Muth in widrigen, die richtige Ansicht der Dinge in zweifelhaften, Ausdauer und Edelsinn in allen Lagen des Lebens. — Diese neue Auflage übertrifft die erste an Schönheit und Cor-

reifeit; es sind hier vier Abbildungen beigegeben und ein ungemein billiger Preis in sicherer Erwartung der verdienten Theilnahme gestellt worden.

Inhalt beider Bände:

I. Guter That wird Gottes Segen. — Bist du klug, gewandt, bescheiden, kannst die manchen Stoß vermeiden. — Der Hölle erste Gabe ist der Geiz. — Des Waters Fluch, der Tochter Strafe. — So war Allen geholfen. — Die Stickerin auf dem Glacis. — Sein Glend sich', und bess're dich. — Ein warnender Spiegel fürs Leben. — Herr, solche Güter wünsch' ich nicht. — Was Vertrauen gibt, sei heilig. — Gewinn im Verlust. — Ein übercilltes Wort hat ihn getödtet. — Bei großer Noth ist Hilfe nah'. — Kostbar ist die Zeit zur guten That. — Der erste Graf Szapary. — Zieh' dir die Plume deines Glücks. — Gut ist's: wissen, was du bist; schon ist's: denken, was du warst. — Pabgier betriegt sich selber nur. — Kein Schleier ist für den Betrug zu dicht. — Wer selbst gelitten, hilft den Armen gern. — Die Freunde auf der Probe. — Mehr als Alles liebe hiernieden, mit dir selbst und Andern den Frieden. — Die letzten Tage des Weltweisen Sokrates. — Geld und Erdengut vergeht, Tugend nur allein besteht. — Des Waters versorgende Liebe. — Die einzig mögliche Gur. — Glück bessert schlechte Diener nicht. — Die Selbstsucht entgeht ihrer Strafe nicht. — Der Herr verläßt uns nie. — Der Literat und das Leben; oder: Friedrich Christian Rahmann. — Der Weise beherrscht sein Geschick. — Sogar den Schein des Bösen meide. — Laß' dich vom Versucher fassen, nimmer wird er von dir lassen. — Prahle nie

mit deinem Glück. — Beide üben eine schöne Pflicht. — Wie des Goldes, trägt des Glückes Schein.

II. Wie die Saat, wird auch die Ernte seyn. — Er hat Wort gehalten! — Kein Stand und Erwerb, das Laster nur entehrt. — Im Mißgeschick versinkt der Gute nicht. — Im edlen Herzen wohnt das Glück. — Der Haß zerstört, die Liebe bringt das Glück. — Zur Warnung dien' es Euch! — Die letzten Augenblicke einer Königin. — Auf ungerechtem Gute lastet Fluch. — Und ich baue auf Gott. — Was heute seyn kann, lasse nicht für Morgen. — So gewinnt man das Glück durch eigene Kraft: Valentin Duval. — Adrian VI. — Christian Gottlob Heyne. — Johann Rudolph Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn. — Johann Franz Marмонтel. — Toussaint l'Ouverture. — Johann Gottfried von Herder. — Joseph Hartl Obler von Luchsenstein. — Johann Friedrich Freiherr von Schröder. — Michael Ruffbaumer. — Johann Ludwig Heim mit seinen fünf Töchtern. — Joseph von Bukasovitch. — Das Verbrechen straft sich selbst. — Der Schlechte ist immer der Guten Feind. — Schutz dem Talente. — Der Silvester-Abend. — Kindlicher Liebe wird immer ihr Lohn. — Der größte Schatz ist ein Freund. — Gines Trunkenbold's Leben und Ende. — Der Offizier und der Steinpflasterer. — Im Glücke mäßig, unverzag im Leiden. — Schneestreue bis zum Tode. — Der glücklich gewählte Beruf. — Ein Reiseabenteuer. — Für ihre Mutter mehr, als das Leben. — Lehren, die das Leben gibt: 1) Die nur durch Übersetzung. — 2) Zurück des Guten, nicht immer gut. — 3) Vorsicht, Vorsicht im Glücke! — 4) Zu langer Friede schadet der Kraft. — Vor allem sei gehorsam, jeder

Pflicht getreu. — Zeich' eine Scene vergißt man nicht.
— Sieg der Hergensgüte. — Schwäche und Thorheit
strafen sich selbst. — Meine Lebensschicksale. — Skizzen
zu meiner Lebensgeschichte: 1) Vater Meinrad und der
arme Student. — 2) Es diente ihm zur guten Lehre. —
3) So bin ich reich geworden.
